FRIEDRICH WOLTERS

# DER DEUTSCHE

EIN LESEWERK: TEIL V

ERDE · GEWÄCHS

UND WELTALL

FERDINAND HIRT IN BRESLAU

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

+5015 829 01

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

FRIEDRICH WOLTERS

# DER DEUTSCHE

## EIN LESEWERK

FÜNFTER TEIL:
ERDE · GEWÄCHS
UND WELTALL

FERDINAND HIRT IN BRESLAU
1927

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

# FRIEDRICH WOLTERS
# ERDE · GEWÄCHS UND WELTALL

LESEWERK:
FÜNFTER TEIL

FERDINAND HIRT IN BRESLAU
1927

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

25
phi 9
280
W 868

189.493

Philos. Institut
der Universität
Düsseldorf

(651978)

5.015.829.01

# INHALT

## WELTALL UND ERDE


1. WELTRAUM UND LICHT 1

Der unteilbare Bau des Weltalls 1. Untergang und Ewigkeit der Welten 3. Das unendliche Leben 5. Sternnebel und Weltinseln 7. Alter der Welt 10. Der Baum des Alls 13. Die Sonne 13. Der Komet von 1811. 15. Der neue Stern von 1572. 16. Das Nordlicht bei Dorpat von 1804. 18. Feuerkugeln 19. Südliches Licht 20. Farben bei Pflanzen, Tieren und Menschen 21.

2. LUFT, WASSER, BODEN 27

Luftspiegelungen 27. Heiße Winde 28. Donauübergang beim Kosowasturm 30. Wasser und Windhosen 32. Das Meer als Urzeugerin 34. Ebbe und Flut 35. Gestaltungen des Meeres 37. Meeresleuchten 38. Erdbewegung und Flußufer 39. Ursprung des Rheines 41. Wald und Quell 43. Der Staubbachfall 44. Heiße Quellen auf Neuseeland 47. Eisberge 48. Das tote Meer 49. Boden und Pflanzen 50. Stufenweise Gestaltung der Erdrinde 53. Reich der Steine 54. Der Granit 56. Die Magdalenengrotte in Krain 58. Steppen 59. Moore 62.

3. TAGES-UND JAHRESZEITEN 67

Fahrt im Frühling 67. Frühling in Chile 68. Wiese und Acker in den Gezeiten 69. Sommer der Campagna 72. Abend in Mola 73. Die Nacht 74. Dichterische Jahreszeiten in Eutin 75. Flucht der Zugvögel 76. Jahreszeiten in der Steppe 77. Jahr und Kalender 80.

4. UNHEILE UND EINBRÜCHE 83

Meteore 83. Lawinen I 85. Lawinen II 87. Das Erdbeben von Messina 88. Der Bergstrom im Gewitter 90. Sturm im Hafen 91. Ausbruch des Vesuvs 92.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

## GEWÄCHSE

1. FORTPFLANZUNG UND KAMPF 96

Die Gegenkräfte des Lebens 96. Einzelwesen und Geschlechterfolge 98. Sinn des Blühens 100. Verwandlung der Pflanze zu Blüte und Frucht 101. Die königliche Wasserlilie 103. Baummörder 105. Hirschbrunft 106. Kampf zwischen Bussard und Otter 108. Tierkampf im Urwald 108.

2. PFLANZEN UND TIERE 110

Urwilligkeit des Wachstums 110. Die zwei Pole des Pflanzenlebens 111. Entsprechung von Wurzel und Krone 112. Geselligkeit der Pflanzen 113. Örtliche Bedingung des Wachstums 114. Pflanzenzonen 116. Umwandelnde Kraft der Pflanze 117. Brasilianischer Urwald 118. Deutsche Laubbäume 121. Deutscher Urwald an den Quellen der Mürz 124. Weinpflege und Weinlese 126. Rosen in der Antike 130. Stufen des tierischen Lebens 131. Thun-Fischfang 133. Freiheit der Vögel 135. Gesang der Vögel 136. Tierspiel 138. Der Wolf 138. Das arabische Pferd 143. Elefant und Löwe 145.

3. DER MENSCH 148

Das Auge 148. Das Herz 148. Schönheit des Menschen 150. Schlafen und Wachen im Menschen 151. Mensch und Tiergestalt 152. Landschaft und leibliche Bildung 155. Austausch der Naturgaben unter den Völkern 156. Polarmenschen 159. Der Inder 160. Unsterbliche Gegenwart 162. Die Lebensalter 164. Der Tod 167.

## LANDSCHAFT

1. HEIMISCHES LAND 169

Alpenlandschaft 169. Der Glockner 169. Schwärmerbesuch in Salzburg 171. Die Sage vom Untersberg 172. Das Berner Oberland 173. Basel im Kranz von Vogesen, Schwarzwald und Jura 174. Heidelberg 177. Der Rheingau 178. Coblenz um 1770. 180. Das obere Donautal 182. Die Donau von Linz bis Wien 185. Böhmen 190. Der Blöckensteinersee 192. Der Spreewald 193. Flandern 193. Holland 194. Amsterdam 196. Niederland an der Nordsee 197. Dünen 200. Das „Fehn" 203. Reise in den Baltischen Marken 205.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. FREMDES LAND 209

Der Kreml in Moskau 209. Petersburger Wintertage und Sommernächte 211. Konstantinopel 213. Besteigung des Ararat 216. Jerusalem 218. Sandwüste in der Sahara 221. Das Meer am Äquator 224. Plastische Landschaft des Südens 225. Wirkung der südfranzösischen Landschaft auf Hölderlin 226. An der Garonne 227. Paris 1840. 229. Genua 232. Alpen und Riviera 233. Venedig 235. Die Landschaft von Latium 237. Forum 239. Neapel 240. Segesta 240. Girgenti 241. Cyane 244. Kreta 245.

## WECHSELWEISE GESTALTUNG

1. ALLKRAFT UND MENSCH 247

Allnatur 247. Mensch und Allnatur 249. Die Wurzel des Geistes 251. Der geistige Gebieter 253. Rechte Kindschaft 254. Ewiger Stoff und menschliche Anschauung 256. Herr und Knecht? 257. Das lebendige Wort 258. Zahlen ohne Anschauung 260. Die Sprache der Natur 261. Sinnlich sittliche Wirkungen der Farben 261. Spiegel 265. Pflanzen- und Menschenatem 266.

2. ERDRAUM UND BILDNERWILLE 268

Erdgebundenes Dasein 268. Beseelung der Räume und Bewegungen auf der Erde 269. Landgestaltung und Menschengeschichte 274. Erdraum und Weltreich 277. Gunst der Lage und menschliche Tat 278. Naturbau und Menschenbau 280. Heimatliches Wachstum 282. Arabien und die Araber 282. Der Heilige Strom 285. Eine chilenische Hazienda 287. Der alte pfälzische Bauernhof 291. Osnabrückisches Bauernhaus 293. Obstbau der Alfen 293.

3. WACHSTUM UND KUNST 297

Der Garten des Alkinoos 297. Spätrömischer Gartenprunk 300. Mittelalterliche Gärten 301. Villa Borghese und Villa Albani 304. Vornehmer Bürgergarten im XVI. Jahrhundert 305. Der Barockgarten 307. Der Park von Sanssouci 309. Die englischen Parks 314. Der romantische Park: Muskau. 1. Einzelsichten 315. 2. Landschaftsgestaltung und Spätlingsgarten 319. Verfall der Gartenkunst 321. Chinesische Gärten 324. Indischer Tempelgarten 326. Pyramiden 327. Katakomben 327. Das Theater von Taormina 328. Minervatempel in Assissi 329. Genua, Neapel, Palermo 330. Augsburg 331. Die geistliche Stadt Dillingen 335.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

# NATURBETRACHTUNG

Menschliche Gestaltung der Natur bei den Griechen 338. Antike Vorstellung von Erde und Weltraum 340. Frühchristliche Flucht zur Natur 343. Gottinnige Landschaft 344. Gottfried von Viterbo 346. Die Dichtung des Mittelalters 347. Spätgotische Gartenfreude 349. Kolumbus 351. Paracelsus 352. Keppler 354. Giordano Bruno 355. Bescheidung vor der Größe der Natur 356. Blick in die Einheit 357. Die moderne Naturwissenschaft 358.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

# WELTALL UND ERDE

## I. WELTRAUM UND LICHT

### DER UNTEILBARE BAU DES WELTALLS

Vom Himmel muß unsere Philosophie der Geschichte des menschlichen Geschlechtes anfangen, wenn sie einigermaßen diesen Namen verdienen soll. Denn da unser Wohnplatz, die Erde, nichts durch sich selbst ist, sondern von himmlischen, durch unser ganzes Weltall ich erstreckenden Kräften ihre Beschaffenheit und Gestalt, ihr Vermögen zur Organisation und Erhaltung der Geschöpfe empfängt: so muß man sie zuvörderst nicht allein und einsam, sondern im Chor der Welten betrachten, unter die sie gesetzt ist. Mit unsichtbaren, ewigen Banden ist sie an ihren Mittelpunkt, die Sonne, gebunden, von der sie Licht, Wärme, Leben und Gedeihen erhält. Ohne diese könnten wir unser Planetensystem nicht denken, sowenig ein Zirkel ohne Mittelpunkt stattfindet; mit ihr und den wohltätigen Anziehungskräften, womit sie und alle Materie das ewige Wesen begabt hat, sehen wir in ihrem Reich nach einfachen schönen und herrlichen Gesetzen Planeten sich bilden, sich um ihre Achse und um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt in Räumen, die mit ihrer Größe und Dichtigkeit im Verhältnis sind, munter und unablässig umherdrehen, ja, nach eben diesen Gesetzen sich um einige derselben Monde bilden und von ihnen festgehalten werden. Nichts gibt einen so erhabnen Blick, als diese Einbildung des großen Weltgebäudes, und der menschliche Verstand hat vielleicht nie einen weiteren Flug gewagt und zum Teil glücklich vollendet, als der in Kopernikus, Kepler, Newton, Huygens und Kant die einfachen, ewigen und vollkommenen Gesetze der Bildung und Bewegung der Planeten aussann und feststellte.
Mich dünkt, es ist Hemsterhuis, der es beklagt, daß dies erhabene Lehrgebäude auf den ganzen Kreis unserer Begriffe die Wirkung nicht tue, die es, wenn es zu den Zeiten der Griechen mit mathematischer Genauigkeit festgestellt wäre, auf den gesamten menschlichen Verstand würde getan haben. Wir begnügen uns meistens, die Erde als ein Staubkorn anzusehen, das in jenem großen Abgrunde schwimmt, wo Erden um die Sonne, wo diese Sonne mit tausend anderen um ihren Mittelpunkt und vielleicht mehrere solcher Sonnen-Systeme in zerstreuten Räumen des Himmels ihre Bahnen vollenden, bis endlich die Einbildungskraft sowohl als der Verstand in diesem Meer der Unermeßlichkeit und ewigen Größe sich verliert und nirgend Ausgang und Ende findet. Allein das bloße Erstaunen, das uns vernichtigt, ist wohl kaum die edelste und bleibendste Wirkung. Der in sich selbst überall allgenugsamen Natur ist das Staubkorn so wert, als ein unermeßliches Ganze. Sie bestimmte Punkte des Raumes und des Daseins, wo Welten sich bilden sollten, und in jedem dieser Punkte ist sie mit ihrer unzertrennlichen Fülle von Macht, Weisheit und Güte so ganz, als ob keine anderen Punkte der Bildung, keine anderen Weltatome wären.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn ich also das große Himmelsbuch aufschlage und diesen unermeßlichen Palast vor mir sehe: so schließe ich, so ungeteilt als ich kann, vom Ganzen aufs Einzelne, vom Einzelnen aufs Ganze. Es war nur Eine Kraft, die die glänzende Sonne schuf und mein Staubkorn an ihr erhält, nur eine Kraft, die eine Milchstraße von Sonnen sich vielleicht um den Sirius bewegen läßt, und die in den Gesetzen der Schwere auf meinen Erdkörper wirket. Da ich nun sehe, daß der Raum, den diese Erde in unserem Sonnentempel einnimmt, die Stelle, die sie mit ihrem Umlauf bezeichnet, ihre Größe, ihre Masse, nebst allem, was davon abhängt, durch Gesetze bestimmt ist, die im Unermeßlichen wirken: so werde ich, wenn ich nicht gegen das Unendliche rasen will, nicht nur auf dieser Stelle zufrieden sein und mich freuen, daß ich auf ihr ins harmoniereiche Chor zahlloser Wesen getreten, sondern es wird auch mein erhabenstes Geschäft sein, zu fragen, was ich auf dieser Stelle sein soll, und vermutlich auf ihr sein kann? Fände ich auch in dem, was mir das Eingeschränkteste und Widrigste scheint, nicht nur die Spuren jener großen bildenden Kraft, sondern auch offenbaren Zusammenhang des Kleinsten mit dem Entwurf des Schöpfers ins Ungemessene hinaus: so wird es die schönste Eigenschaft meiner Gott nachahmenden Vernunft sein, diesem Plan nachzugehen und mich der himmlischen Vernunft zu fügen. Auf der Erde werde ich also keine Engel des Himmels suchen, deren keinen mein Auge je gesehen hat; aber Erdbewohner, Menschen werde ich auf ihr finden wollen und mit allem vorlieb nehmen, was die große Mutter hervorbringt, trägt, nährt, duldet und zuletzt liebreich in den Schoß aufnimmt. Ihre Schwestern, andere Erden mögen sich anderer, auch vielleicht herrlicherer Geschöpfe rühmen und freuen können; genug, auf ihr lebt, was auf ihr leben kann. Mein Auge ist für den Sonnenstrahl in dieser und keiner anderen Sonnenentfernung, mein Ohr für diese Luft, mein Körper für diese Erdmasse, alle meine Sinnen aus dieser und für diese Erdorganisation gebildet; demgemäß wirken auch meine Seelenkräfte: der ganze Raum und Wirkungskreis meines Geschlechts ist also so fest bestimmt und umschrieben, als die Masse und Bahn der Erde, auf der ich mich ausleben soll, daher auch in vielen Sprachen der Mensch von seiner Mutter Erde den Namen führt. Je in einen größeren Chor der Harmonie, Güte und Weisheit aber diese meine Mutter gehört, je fester und herrlicher diese Gesetze sind, auf der ihr und aller Welten Dasein ruhet, je mehr ich bemerke, daß in ihnen alles aus Einem erfolgt und Eins zu Allem dient, desto fester finde ich auch mein Schicksal nicht an den Erdenstaub, sondern an die unsichtbaren Gesetze geknüpft, die den Erdenstaub regieren. Die Kraft, die in mir denkt und wirkt, ist ihrer Natur nach eine so ewige Kraft, als jene, die Sonnen und Sterne zusammenhält: ihr Werkzeug kann sich abreiben, die Sphäre ihrer Wirkung kann sich ändern, die Gesetze aber, durch die sie da ist und in anderen Erscheinungen wiederkommt, ändern sich nie. Ihre Natur ist ewig wie der Verstand Gottes, und die Stützen meines Daseins (nicht meiner körperlichen Erscheinung), sind so fest, als die Pfeiler des Weltalls. Denn alles Dasein ist sich gleich, ein unteilbarer Begriff, im Größesten sowohl als im Kleinsten auf einerlei Gesetze gegründet. Der Bau des Weltgebäudes sichert also den Kern meines Daseins, mein inneres Leben, auf Ewigkeiten hin. Wo und wer ich sein werde, werde ich sein, der ich jetzt bin, eine Kraft im System



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aller Kräfte, ein Wesen in der unabsehbaren Harmonie einer Welt Gottes. (Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 1784/1791.)

## UNTERGANG UND EWIGKEIT DER WELTEN

Man darf nicht erstaunen, selbst in dem Großen der Werke Gottes, eine Vergänglichkeit zu verstatten. Alles, was endlich ist, was einen Anfang und Ursprung hat, hat das Merkmal seiner eingeschränkten Natur in sich; es muß vergehen und ein Ende haben. Die Dauer eines Weltbaues hat, durch die Vortrefflichkeit ihrer Errichtung, eine Beständigkeit in sich, die, unseren Begriffen nach, einer unendlichen Dauer nahekommt. Vielleicht werden tausend, vielleicht Millionen Jahrhunderte sie nicht vernichten; allein, weil die Eitelkeit, die an den endlichen Naturen haftet, beständig an ihrer Zerstörung arbeitet, so wird die Ewigkeit alle möglichen Perioden in sich halten, um durch einen allmählichen Verfall den Zeitpunkt ihres Unterganges doch endlich herbeizuführen. Newton, dieser große Bewunderer der Eigenschaften Gottes, aus der Vollkommenheit seiner Werke, der mit der tiefsten Einsicht in die Trefflichkeit der Natur die größte Ehrfurcht gegen die Offenbarung der göttlichen Allmacht verband, sahe sich genötigt, der Natur ihren Verfall durch den natürlichen Hang, den die Mechanik der Bewegung dazu hat, vorher zu verkündigen. Wenn eine systematische Verfassung durch die wesentliche Folge der Hinfälligkeit, in großen Zeitläuften auch den allerkleinsten Teil, den man sich nur gedenken mag, dem Zustande ihrer Verwirrung nähert; so muß in dem unendlichen Ablaufe der Ewigkeit doch ein Zeitpunkt sein, da diese allmähliche Verminderung alle Bewegung erschöpft hat.

Wir dürfen aber den Untergang eines Weltgebäudes nicht als einen Verlust der Natur bedauern. Sie beweiset ihren Reichtum in einer Art von Verschwendung, welche, indem einige Teile der Vergänglichkeit den Tribut bezahlen, sich durch unzählige neue Zeugungen in dem ganzen Umfange ihrer Vollkommenheit unbeschadet erhält. Welch eine unzählige Menge Blumen und Insekten zerstöret ein einziger kalter Tag, aber wie wenig vermisset man sie, ohnerachtet es herrliche Kunstwerke der Natur und Beweistümer der göttlichen Allmacht sind, an einem anderen Orte wird dieser Abgang mit Überfluß wiederum ersetzt. Der Mensch, der das Meisterstück der Schöpfung zu sein scheint, ist selbst von diesem Gesetze nicht ausgenommen. Die Natur beweiset, daß sie ebenso reich, ebenso unerschöpflich in Hervorbringung des trefflichsten unter den Kreaturen, als des geringschätzigsten, ist, und daß selbst deren Untergang eine notwendige Schattierung in der Mannigfaltigkeit ihrer Sonnen ist, weil die Erzeugung derselben ihr nichts kostet. Die schädlichen Wirkungen der angesteckten Luft, die Erdbeben, die Überschwemmungen, vertilgen ganze Völker von dem Erdboden, allein es scheinet nicht, daß die Natur dadurch einigen Nachteil erlitten habe. Auf gleiche Weise verlassen ganze Welten und Systeme den Schauplatz, nachdem sie ihre Rolle ausgespielet haben. Die Unendlichkeit der Schöpfung ist groß genug, um eine Welt, oder eine Milchstraße von Welten, gegen sie anzusehen, wie man eine Blume oder ein Insekt, in Vergleichung gegen die Erde, ansiehet. Indessen, daß die Natur mit ver-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

änderlichen Auftritten die Ewigkeit auszieret, bleibt Gott in einer unaufhörlichen Schöpfung geschäftig, den Zeug zur Bildung noch größerer Welten zu formen. Es ist uns nicht einmal recht bekannt, was der Mensch anjetzo wirklich ist, ob uns gleich das Bewußtsein und die Sinne hiervon belehren sollten, wieviel weniger werden wir erraten können, was er dereinst werden soll. Dennoch schnappet die Wißbegierde der menschlichen Seele sehr begierig nach diesem von ihr so entfernten Gegenstande und strebet, in solchem dunkeln Erkenntnisse einiges Licht zu bekommen.

Sollte die unsterbliche Seele wohl in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer, die das Grab selber nicht unterbricht, sondern nur verändert, an diesen Punkt des Weltraumes, an unsere Erde jederzeit geheftet bleiben? Sollte sie niemals von den übrigen Wundern der Schöpfung eines näheren Anschauens teilhaftig werden? Wer weiß, ist es ihr nicht zugedacht, daß sie dereinst jene entfernten Kugeln des Weltgebäudes und die Trefflichkeit ihrer Anstalten, die schon von weitem ihre Neugierde so reizen, in der Nähe soll kennenlernen? Vielleicht bilden sich darum noch einige Kugeln des Planetensystems aus, um nach vollendetem Ablaufe der Zeit, die unserem Aufenthalte allhier vorgeschrieben ist, uns in anderem Himmel neue Wohnplätze zu bereiten. Wer weiß, laufen nicht jene Trabanten um den Jupiter, um uns dereinst zu leuchten? Es ist erlaubt, es ist anständig, sich mit dergleichen Vorstellungen zu belustigen, allein niemand wird die Hoffnung des Künftigen auf so unsichere Bilder der Einbildungskraft gründen. Nachdem die alte Zeit ihren Anteil an der menschlichen Natur wird abgefordert haben: so wird der un terbliche Geist, mit einem schnellen Schwunge, sich über alles, was endlich ist, emporschwingen und in einem neuen Verhältnisse gegen die ganze Natur, welche aus einer näheren Verbindung mit dem höchsten Wesen entspringt, sein Dasein fortsetzen. Forthin wird die erhöhete Natur, welche die Quelle der Glückseligkeit in sich selber hat, sich nicht mehr unter den äußeren Gegenständen zerstreuen, um eine Beruhigung bei ihnen zu suchen. Der gesamte Inbegriff der Geschöpfe, welcher eine notwendige Übereinstimmung zum Wohlgefallen des höchsten Urwesens hat, muß auch sie zu dem seinigen haben und wird sie nicht anders, als mit immerwährender Zufriedenheit rühren.

In der Tat, wenn man mit solchen Betrachtungen und mit den vorhergehenden sein Gemüt erfüllet hat, so gibt der Anblick eines gestirnten Himmels bei einer heitern Nacht, eine Art des Vergnügens, welches nur edle Seelen empfinden. Bei der allgemeinen Stille der Natur und der Ruhe der Sinne redet das verborgene Erkenntnisvermögen des unsterblichen Geistes eine unnennbare Sprache und gibt unausgewickelte Begriffe, die sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben lassen. Wenn es unter den denkenden Geschöpfen dieses Planetens niederträchtige Wesen gibt, die ungeachtet aller Reizungen, womit ein so großer Gegenstand sie anlocken kann, dennoch imstande sind, sich fest an die Dienstbarkeit der Eitelkeit zu heften: wie unglücklich ist diese Kugel, daß sie so elende Geschöpfe hat erzielen können? Wie glücklich aber ist sie andererseits, da ihr unter den allerahnungswürdigsten Bedingungen ein Weg eröffnet ist, zu einer Glückseligkeit und Hoheit zu gelangen, welche unendlich weit über die Vorzüge erhaben ist, die die allervorteilhafteste Einrichtung der Natur



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in allen Weltkörpern erreichen kann? (Kant, Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, 1755.)

## DAS UNENDLICHE LEBEN

In der Tat, es hat für den Geist des Menschen etwas sehr Erhebendes, wenn er schon durch den Schleier der bisherigen Wahrnehmungen in den Lichtwelten des Fixsternenhimmels eine Natur ahnden darf, welche von höherer, geistigerer Art zu sein scheinet, als diese grobkörperliche unserer Planeten, bei denen das Leben nur auf der äußersten Oberfläche und auch hier nur auf einige vorübereilende Augenblicke Fuß zu gewinnen vermag. Vielleicht daß alle jene glänzenden Lichtwelten durch und durch aus einem — nur in leise Gegensätze zerfallenden — Lichtäther bestehen, aus welchem der große Herschel die noch fortgehende oder eben beginnende Bildung einiger Hunderte von Sternen nachgewiesen. Es stehet dann das hehre Gewölbe des Fixsternenhimmels zu dem tief in seiner Mitte gelegenen, gröberkörperlichen Planetensystem in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die durch unsere ganze Planetenwelt Licht und Wärme und Leben verbreitende leuchtende Atmosphäre der Sonne zu dem eigentlichen, festen und dunklen Körper derselben und nach einem, freilich ungeheuer viel größerem Maßstabe, sind die Kernpunkte der Lichtnebel und die Fixsterne ähnliche Bildungen des Lichtäthers, als die hellglänzenden Zusammenballungen des leuchtenden Sonnenäthers — die sogenannten Sonnenfackeln.

Wenn auch den Fixsternenhimmel von unserer Sonne ein ungeheurer Zwischenraum trennt, so ist doch jener in sich selber, wie es scheint, sonst nirgends durch solche weite Abstände der einen leuchtenden Welt von der anderen zerrissen, sondern es bildet öfters von einem Stern zum andern der leuchtende Äther — gleich einer gemeinschaftlichen Atmosphäre — ein verbindendes Mittelglied, oder es wandeln, wie bei den Doppelsternen, zwei Lichtwelten, nur wenige Durchmesser voneinander entfernt, um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt, und Millionen von solchen oberen Sonnen schweben, ohne sich gegenseitig durch die Übermacht einer gröberen körperlichen Anziehung zu bedrängen, in einer Nähe aneinander, in welcher in dem uns näheren Planetensystem kaum Monde und Planeten aneinander wandeln. Eine leihet und erwecket der anderen das Licht, und jene fernen Millionen scheinen um so heller zu leuchten, je näher sie zusammengedrängt stehen.

Vielleicht daß übrigens, unserer Sonne näher verwandt, die größeren Fixsterne nicht gerade an uns die nächsten, sondern nur die leuchtendsten sind und daß, wie dies auch aus anderweitigen Tatsachen zu erhellen scheint, Tausende der kleineren, minder lichthellen, eben so nahe als jene an uns wandeln.

Und so scheinet der unserem irdischen Auge noch sichtbare Fixsternenhimmel ein in sich selber verbundenes, rücksichtlich des Abstandes seiner einzelnen Lichtpunkte von uns nicht so gar ungeheuer verschiedenes Lichtgewölbe, welches in riesenhafter Höhe mitten in der dem menschlichen Sinne unerfaßbaren Unendlichkeit unser Planetensystem umschwebet.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ohnfehlbar wird diese feine körperliche, buntstrahlige Lichtwelt, die sich zu unserer Planetenwelt fast eben so verhält, wie das Licht und die Wärme zu den schweren und festen Stoffen, auch eine ihr entsprechende lebende Natur haben, welche den beständigen Gefährten der gröberen Körperlichkeit — den Tod — nicht kennet, sondern, wie die Gestaltungen, die sich die Seele im Traume schaffet, unmerklich aus einer Formenwandlung in die andere hinüberschwebet. Eine Natur, an deren ewigen und unvergänglichen Reizen denkende Wesen sich freuen, welche die drückende, nach unten ziehende Last einer gröberen Körperlichkeit niemals erfahren haben; niemals jedoch auch den Triumph eines Geistes, der im siegreichen Kampfe mit dem Feindlichen und Niederen, Kräfte an sich gezogen, welche den selig stillen Kräften einer nie erschütterten und geprüften Welt des Friedens so überlegen sind, wie das vollendete Mannesalter dem lieblichen Alter einer unschuldigen Kindheit. — —
Es erscheint dem denkenden Geiste der Fixsternenhimmel gleich einer Insel mitten in dem Ozean einer Unendlichkeit, für deren Tiefen und Umfang der Mensch keinen wahrnehmenden Sinn und kein Maß hat. Denn ein erdgeborenes Auge wird immer nur das bemerken, was gleich ihm leiblich und — wäre das auch nur im weitesten, entferntesten Sinne, mit der irdischen Natur in Beziehung gestellt ist. Sei es dann auch — was nicht unwahrscheinlich ist —, daß jene Millionen der leuchtenden Heere des Himmels untereinander selber bei weitem in keinem so unermeßlichen Abstande sind, als unsere Rechnungsbücher es gewollt, sei es auch, daß da oben kein einziger Stern ist, der nicht in tausendfältig näherer, engerer Wechselbeziehung mit seinem Nachbarsterne stehet, als unsere Sonne mit allen Lichtwelten der in hoher Wölbung unser Planetensystem umringenden Sternenzone, sei es auch, daß der von Entdeckung zu Entdeckung immer kühner vorandringende menschliche Sinn gar bald erkennen sollte, daß selbst die für unabreichbar fern gehaltenen Nebel und Sternenhaufen großenteils nicht viel ferner von uns abgelegen sind, als die dem bloßen Auge noch sichtbaren Fixsterne oder als der vielleicht auch tausendfältig zu hoch angeschlagene Umfang unserer Milchstraße, sei es endlich sogar, daß es dem Menschen noch möglich würde, mit einer ähnlichen Sicherheit über die äußersten Grenzen des ganzen ihm sichtbaren Himmels zu sprechen, als er dies seit etlichen Menschenaltern über die Grenzen unseres Planetensystems zu tun vermag: so wird hiermit immer nur das Ende einer ihrer Natur nach endlichen Welt, es wird nur der Lichtschimmer, welchen ein Saum am Gewande der Ewigkeit in das irdische Auge strahlet, bemerkt und überblickt worden sein. In und durch und um und über dieser Sichtbarkeit webet und lebet, meinem Auge unsichtbar, meiner irdischen Brust, so sehr sie sich in dem Staunen der Andacht erweitert, unerfaßbar, meinem Verstand unermeßbar und unbegreiflich: selig, ewig, grenzenlos und ohne Wandel — die eigentliche Welt des Lebens.
Die Bewegungen, welche das mit dem leiblichen Gewebe eine Zeitlang spielende Leben im tierischen Körper wirket, bemerkt mein Auge wohl und siehet den Nerven, dessen Strahlen eine sichtbare Abbildung jener Richtungen sind, welche die Kräfte des Lebens im Leibe gewöhnlich nehmen; die eigentlich belebende Ursache aber wird von meinen leiblichen Sinnen nicht begriffen.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gleich einem sinnenden Manne, der auf seiner einsamen mitten im Ozean gelegenen Insel das Vorüberwandeln eines Windes fühlet und bemerket, welcher von den riesenhohen Gebirgen eines Festlandes herkommt, dessen Ufer sein Auge so weit es auch hinausspähet nirgends gewahr wird, ja, an dessen Dasein der ermattende Geist zuletzt zweifelt, bemerke ich wohl das Leuchten aller der Millionen Lichtgebilde und Welten, welche zu meinem heimatlichen Schöpfungsgebiet gehören; jene Urstätte und ewige Veste des Lebens aber, aus welcher der beseelende Hauch hervorgehet, der dem zu Sternen gestalteten Äther das Licht anwehet und alle seine Riesenwelten beweget, wird ein von Erde gemachtes Auge nicht erkennen. Der aus Kampf und Dunkel zum Leben hindurchgedrungene Geist wird jedoch, wenn er die Hand voll Staub, die bis dahin sein inneres Auge gehalten, als befruchtetes Samenkorn zurückgelassen, alsbald sich von einem Jenseits umfangen sehen, auf dessen wogendem Meere, welches ohne Anfang und Ende, ein zum höheren Chore erwachtes Selbstbewußtsein immer näher zu jener innersten Heimat alles Lebens geführt wird, welche, am Quelle des Lichtes selber gelegen, eines erborgten Lichtes der Sonne und der Sterne nimmer bedarf. (Gotthilf Heinrich Schubert, Allgemeine Naturgeschichte, 1826.)

## STERNNEBEL UND WELTINSELN

Unter den uns sichtbaren, den Himmelsraum erfüllenden Weltkörpern gibt es neben denen, welche mit Sternlicht glänzen (selbstleuchtenden oder bloß planetarisch erleuchteten, isoliert stehenden oder vielfach gepaarten und um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt kreisenden Sternen) auch Massen mit milderem, mattem Nebelschimmer. Bald als scharf begrenzte, scheibenförmige Lichtwölkchen auftretend, bald unförmlich und vielgestaltet über große Räume ergossen, scheinen diese auf den ersten Blick dem bewaffneten Auge ganz von den Weltkörpern verschieden. Wie man geneigt ist, aus der beobachteten, bisher unerklärten Bewegung gesehener Weltkörper auf die Existenz ungesehener zu schließen, so haben Erfahrungen über die Auflöslichkeit einer beträchtlichen Zahl von Nebelflecken in der neuesten Zeit zu Schlußfolgen über die Nicht-Existenz aller Nebelflecke, ja, alles kosmischen Nebels im Weltraume geleitet. Mögen jene wohlbegrenzten Nebelflecke eine selbstleuchtende dunstartige Materie oder ferne, eng zusammengedrängte, rundliche Sternenhaufen sein: immer bleiben sie für die Kenntnis der Anordnung des Weltgebäudes, dessen, was die Himmelsräume ausfüllt, von großer Wichtigkeit.
Die Zahl der örtlich in Rektaszension und Deklination bestimmten übersteigt schon 3600. Einige der unförmlich ausgedehnten haben die Breite von acht Monddurchmessern. Nach William Herschels älterer Schätzung (1811) bedecken die Nebelflecke wenigstens $^1/_{270}$ des ganzen sichtbaren Firmaments. Durch Riesenfernrohre gesehen, führt ihre Betrachtung in Regionen, aus denen der Lichtstrahl nach nicht ganz unwahrscheinlicher Annahme Millionen von Jahren braucht, um zu uns zu gelangen: auf Abstände, zu deren Ausmessung die Dimensionen unserer näheren Fixsternenschicht (Siriusweiten oder berechnete Entfernungen von den Doppelsternen des Schwans und des Zentauren) kaum ausreichen. Sind die Nebelflecke elliptische oder kugelförmige



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sterngruppen, so erinnern sie, durch ihre Konglomeration selbst, an ein rätselhaftes Spiel von Gravitationskräften, denen sie gehorchen. Sind es Dunstmassen mit einem oder mehreren Nebelkernen, so mahnen die verschiedenen Grade ihrer Verdichtung an die Möglichkeit eines Prozesses allmählicher Sternbildung aus ungeballter Materie. Kein anderes kosmisches Gebilde, kein anderer Gegenstand der mehr beschauenden als messenden Astronomie ist in gleichem Maße geeignet, die Einbildungskraft zu beschäftigen: nicht etwa bloß als symbolisierendes Bild räumlicher Unendlichkeit, sondern weil die Erforschung verschiedener Zustände des Seins und ihre geahndete Verknüpfung in zeitlicher Reihenfolge uns eine Einsicht in das Werden zu offenbaren verheißt.

Die historische Entwicklung unserer gegenwärtigen Kenntnis von den Nebelflecken lehrt, daß hier, wie fast überall in der Geschichte des Naturwissens, dieselben entgegengesetzten Meinungen, welche jetzt noch zahlreiche Anhänger haben, vor langer Zeit, doch mit schwächeren Gründen, verteidigt wurden. Seit dem allgemeinen Gebrauch des Fernrohrs sehen wir Galilei, Dominicus Cassini und den scharfsinnigen John Michell alle Nebelflecke als ferne Sternhaufen betrachten: während Halley, Derham, Lacaille, Kant und Lambert die Existenz sternloser Nebelmassen behaupteten. Kepler, wie vor der Anwendung des teleskopischen Sehens Tycho de Brahe, war ein eifriger Anhänger der Theorie der Sternbildung aus kosmischem Nebel, aus verdichtetem, zusammengeballtem Himmelsdunste. Er glaubte: caeli materiam tenuissimam (der Nebel, welcher in der Milchstraße mit mildem Sternlicht leuchte), in unum globum condensatam stellam effingere; er gründete seine Meinung nicht auf den Verdichtungsprozeß, der in begrenzten rundlichen Nebelflecken vorgehe (diese waren ihm unbekannt), sondern auf das plötzliche Auflodern neuer Sterne am Rande der Milchstraße.

Wie die Geschichte der Doppelsterne, so beginnt auch die der Nebelflecke, wenn man das Hauptaugenmerk auf die Zahl der aufgefundenen Objekte, auf die Gründlichkeit ihrer teleskopischen Untersuchung und die Verallgemeinerung der Ansichten richtet, mit William Herschel. Bis zu ihm waren in beiden Hemisphären nur 120 unaufgelöste Nebelflecke der Position nach bekannt, und 1786 veröffentlichte bereits der große Astronom von Slough ein erstes Verzeichnis, das deren 1000 enthielt. — —

Im Jahre 1787 war sein vierzigfüßiges Riesenteleskop vollendet, und in drei Katalogen, welche 1786, 1789 und 1802 erschienen, lieferte er die Positionen von 2500 Nebeln und Sternhaufen. Bis 1785, ja fast bis 1791, scheint der große Beobachter mehr geneigt gewesen zu sein, wie Michell, Cassini und jetzt Lord Rosse, die ihm unauflöslichen Nebelflecke für sehr entfernt liegende Sternhaufen zu halten; aber eine längere Beschäftigung mit dem Gegenstande zwischen 1799 und 1802 leitete ihn, wie einst Halley und Lacaille, auf die Dunst-Theorie, ja, wie Tycho und Kepler, auf die Theorie der Sternbildung durch allmähliche Verdichtung des kosmischen Nebels. Beide Ansichten sind indes nicht notwendig miteinander verbunden. Die von Sir William Herschel beobachteten Nebel und Sternhaufen hat sein Sohn Sir John von 1825—1833 einer neuen Musterung unterworfen. Er hat die älteren Verzeichnisse durch



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

500 neue Gegenstände bereichert und in den „Philosophical Transactions for 1833" einen vollständigen „Katalogus von 2307 Nebulae and Clusters of stars" veröffentlicht. Diese große Arbeit enthält alles, was in dem mittleren Europa am Himmel aufgefunden war, und schon in den unmittelbar folgenden 5 Jahren (1834—1838) sehen wir Sir John Herschel am Vorgebirge der guten Hoffnung mit einem zwanzigfüßigen Reflektor ausgerüstet den ganzen dort sichtbaren Himmel durchforschen und zu jenen 2307 Nebeln und Sternhaufen ein Verzeichnis von 1708 Positionen hinzufügen!

Eine dritte große Epoche in der Kenntnis jener rätselhaften Weltkörper hat mit der Konstruktion des bewundernswürdigen fünfzigfüßigen Teleskops von Earl of Rosse zu Parsonstown begonnen. Alles, was in dem langen Schwanken der Meinungen auf den verschiedenen Entwicklungsstufen kosmischer Anschauung zur Sprache gekommen war, wurde nun in dem Streit über die Nebel-Hypothese und die behauptete Notwendigkeit, sie gänzlich aufzugeben, der Gegenstand lebhafter Diskussionen. Aus den Berichten ausgezeichneter und mit den Nebelflecken lange vertrauter Astronomen, die ich habe sammeln können, erhellt, daß von einer großen Zahl der aus dem Katalogus von 1833 wie zufällig unter allen Klassen ausgewählten für unauflöslich gehaltenen Objekte fast alle, der Direktor der Sternwarte von Armagh, Dr. Robinson, gibt deren über vierzig an, vollständig aufgelöst wurden. Auf gleiche Weise drückt sich Sir John Herschel, sowohl in der Eröffnungsrede der Versammlung der British Association zu Cambridge 1845, als in den Outlines of Astronomy 1849 aus. „Der Reflektor von Lord Rosse", sagt er, „hat aufgelöst oder als auflösbar gezeigt eine beträchtliche Anzahl, multitudes, von Nebeln, welche der raumdurchdringenden Kraft der schwächeren optischen Instrumente widerstanden hatten. Wenn es gleich Nebelflecke gibt, welche jenes mächtige Teleskop von sechs englischen Fußen Öffnung nur als Nebel ohne alle Anzeige der Auflösung darstellt, so kann man doch nach Schlüssen, die auf Analogie gegründet sind, vermuten, daß in der Wirklichkeit kein Unterschied zwischen Nebeln und Sternhaufen vorhanden sei."

Der Urheber des mächtigen optischen Apparates von Parsonstown, stets das Resultat wirklicher Beobachtungen von dem trennend, zu dem nur gegründete Hoffnung vorhanden ist, drückt sich selbst mit großer Vorsicht über den Orions-Nebel in einem Briefe an Professor Nichol zu Glasgow aus (19. März 1846). „Nach unserer Untersuchung des berühmten Nebelfleckes", sagt er, „kann ich mit Gewißheit aussprechen, daß, wenn anders irgendeiner, nur ein geringer Zweifel über die Auflösbarkeit bleibt. Wir konnten wegen der Luftbeschaffenheit nur die Hälfte der Vergrößerung anwenden, welche der Spiegel zu ertragen imstande ist, und doch sahen wir, daß alles um das Trapezium umher eine Masse von Sternen bildet. Der übrige Teil des Nebels ist ebenfalls reich an Sternen und trägt ganz den Charakter der Auflösbarkeit." Auch später noch, 1848, soll Lord Rosse nie eine schon erlangte völlige Auflösung des Orions-Nebels, sondern immer nur die nahe Hoffnung dazu, die gegründete Wahrscheinlichkeit, den noch übrigen Nebel in Sterne aufzulösen, verkündet haben.

Wenn man trennt, in der neuerlichst so lebhaft angeregten Frage über die



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Licht-Existenz einer selbstleuchtenden, dunstförmigen Materie im Weltall, was der Beobachtung und was induktiven Schlußformen angehört, so lehrt eine sehr einfache Betrachtung, daß durch wachsende Vervollkommnung der teleskopischen Sehkraft allerdings die Zahl der Nebel beträchtlich vermindert, aber keineswegs durch diese Verminderung erschöpft werden könne. Unter Anwendung von Fernröhren wachsender Stärke wird jedes nachfolgende auflösen, was das vorhergehende unaufgelöst gelassen hat; zugleich aber auch wenigstens teilweise wegen seiner zunehmenden raumdurchdringenden Kraft die aufgelösten Nebel durch neue vorher unerreichte ersetzen. Auflösung des Alten und Entdeckung des Neuen, welches wieder eine Zunahme von optischer Stärke erheischt, würden demnach in endloser Reihe aufeinander folgen. Sollte dem nicht so sein: so muß man sich nach meinem Bedünken entweder den gefüllten Weltraum begrenzt, oder die Weltinseln, zu deren einer wir gehören, dermaßen voneinander entfernt denken, daß keines der noch zu findenden Fernröhre zu dem gegenüberliegenden Ufer hinüberreicht, und daß unsere letzten (äußersten) Nebel sich in Sternhaufen auflösen, welche sich wie Sterne der Milchstraße „auf schwarzen, ganz dunstfreien Grund projizieren". Ist aber wohl ein solcher Zustand des Weltbaues und zugleich der Vervollkommnung optischer Werkzeuge wahrscheinlich, bei dem am ganzen Firmament kein unaufgelöster Nebelfleck mehr aufzufinden wäre? (Alexander von Humboldt, Kosmos, 1845/1850.)

## ALTER DER WELT

Eine wesentliche Frage für die Zukunft unseres Planetensystems ist die über die künftige Temperatur und Erleuchtung. Da die innere Wärme des Erdballs wenig Einfluß auf die Temperatur der Erdoberfläche hat, so kommt es hier wesentlich nur auf die von der Sonne ausströmende Wärme an. Es kann gemessen werden, wieviel Sonnenwärme hier auf der Erde in einer gegebenen Zeit eine gegebene Fläche trifft, und daraus kann berechnet werden, wieviel in einer gewissen Zeit von der Sonne ausgeht. Dergleichen Messungen sind von dem französischen Physiker Pouillet ausgeführt worden und haben ergeben, daß die Sonne soviel Wärme abgibt, daß an ihrer ganzen Oberfläche stündlich eine Schicht dichtesten Kohlenstoffs von etwa 10 Fuß Mächtigkeit abbrennen müßte, um sie durch Verbrennung zu erzeugen, in einem Jahre also etwa eine Schichte von $3^1/_2$ Meilen. Würde diese Wärme aber dem ganzen Sonnenkörper gleichmäßig entzogen, so würde seine Temperatur doch jährlich nur um $1^1/_3$ Grad erniedrigt werden, wenn wir seine Wärmekapazität der des Wassers gleichsetzen. Diese Angaben können uns wohl die Größe der Ausgabe im Verhältnis zur Oberfläche und dem Inhalt der Sonne anschaulich machen, sie können uns aber keinen Aufschluß darüber geben, ob die Sonne nur als glühender Körper die Wärme ausstrahlt, die seit ihrer Entstehung in ihr angehäuft ist, oder ob fortdauernd eine Neuerzeugung vermöge chemischer Prozesse an ihrer Oberfläche stattfindet. Jedenfalls lehrt uns unser Gesetz von der Erhaltung der Kraft, daß kein Prozeß, der den auf der Erde bekannten analog ist, in der Sonne die Wärme- und Lichtausstrahlung für ewige Zeiten unerschöpf-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lich unterhalten kann. Aber dasselbe Gesetz lehrt uns auch, daß die vorhandenen Kraftvorräte, welche als Wärme schon existieren, oder noch zu Wärme werden können, noch für unermeßlich lange Zeiten ausreichen. Über die Vorräte chemischer Kraft in der Sonne können wir nichts mutmaßen, die in ihr aufgehäuften Wärmevorräte nur durch sehr unsichere Schätzungen bestimmen. Wenn wir aber der sehr wahrscheinlichen Ansicht folgen, daß die von den Astronomen gefundene, für ein Gestirn von so großer Masse auffallend geringe Dichtigkeit durch die hohe Temperatur bedingt sei und mit der Zeit größer werden könne, so läßt sich berechnen, daß, wenn der Durchmesser der Sonne sich nur um den zehntausendsten Teil seiner jetzigen Größe verringerte, dadurch hinreichend viel Wärme erzeugt würde, um die ganze Ausgabe für 2100 Jahre zu decken. Eine so geringe Veränderung des Durchmessers würde übrigens auch durch die feinsten astronomischen Beobachtungen nur mit Mühe erkannt werden können.

In der Tat hat sich seit der Zeit, von der wir historische Nachrichten haben, also etwa 4000 Jahre die Temperatur der Erdoberfläche nicht merklich verringert. Wir haben aus so alter Zeit allerdings keine Thermometerbeobachtungen, aber wir haben Angaben über die Verbreitung einiger Kulturpflanzen, des Weinstocks, Ölbaums, welche gegen Änderungen der mittleren Jahrestemperatur sehr empfindlich sind, und daß diese Pflanzen noch jetzt genau dieselbe Verbreitungsgrenze haben, wie zu den Zeiten des Abraham und Homer, woraus denn rückwärts auf die Beständigkeit des Klimas zu schließen ist.

Als Gegengrund gegen diese Behauptung hatte man sich auf den Umstand berufen, daß ehemals die deutschen Ritter hier in Preußen Wein gebaut, gekeltert und getrunken hätten, was jetzt nicht mehr möglich sei. Man wollte daraus schließen, daß die Wärme unseres Klimas seit jener Zeit abgenommen habe. Dagegen hat schon Dove Berichte alter Chronisten zitiert, wonach in einigen besonders heißen Jahren das Erzeugnis der preußischen Reben etwas weniger von seiner gewöhnlichen Säure gehabt habe. Die Tatsache spricht also nicht für die Wärme des Klimas, sondern nur für die Kehlen der deutschen Herren.

Aber wenn auch die Kraftvorräte unseres Planetensystems so ungeheuer groß sind, daß sie durch die fortdauernden Ausgaben innerhalb der Dauer unserer Menschengeschichte nicht merklich verringert werden konnten, wenn sich auch die Länge der Zeiträume noch gar nicht ermessen läßt, welche vorübergehen müssen, ehe merkliche Veränderungen in dem Zustande des Planetensystems eintreten können, so weisen doch unerbittliche mechanische Gesetze darauf hin, daß diese Kraftvorräte, welche nur Verlust, keinen Gewinn erleiden können, endlich erschöpft werden müssen. Sollen wir darüber erschrecken? Die Menschen pflegen die Größe und Weisheit des Weltalls danach abzumessen, wieviel Dauer und Vorteil es ihrem eigenen Geschlechte verspricht, aber schon die vergangene Geschichte des Erdballs zeigt, einen wie winzigen Augenblick in seiner Dauer die Existenz des Menschengeschlechtes ausgemacht hat. Ein wendisches Tongefäß, ein römisches Schwert, was wir im Boden finden, erregt uns die Vorstellung des grauen Altertums; was uns die Museen Europas von den Überbleibseln Ägyptens und Assyriens zeigen, sehen wir mit schweigendem



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Staunen an und verzweifeln, uns zu der Vorstellung einer so weit zurückliegenden Zeitperiode aufzuschwingen, und doch mußte das Menschengeschlecht offenbar schon Jahrtausende bestanden und sich vermehrt haben, ehe die Pyramiden und Ninive gebaut werden konnten. Wir schätzen die Menschengeschichte auf 6000 Jahre. aber so unermeßlich uns dieser Zeitraum auch erscheinen mag, wo bleibt er gegen die Zeiträume, während welcher die Erde schon eine lange Reihenfolge jetzt ausgestorbener, einst üppiger und reicher Tier- und Pflanzengeschlechter, aber keine Menschen trug, während welcher in unserer Gegend der Bernsteinbaum grünte und sein kostbares Harz in die Erde und das Meer träufelte, wo in Sibirien, Europa und im Norden Amerikas tropische Palmenhaine wuchsen, Rieseneidechsen und später Elephanten hausten, deren mächtige Reste wir noch im Erdboden begraben finden? Verschiedene Geologen haben nach verschiedenen Anhaltspunkten die Dauer jener Schöpfungsperiode zu schätzen versucht und schwanken zwischen 1 und 9 Millionen von Jahren. Und wiederum war die Zeit, wo die Erde organische Wesen erzeugte, nur klein gegen die, wo sie ein Ball geschmolzenen Gesteins gewesen ist. Für die Dauer ihrer Abkühlung von 2000 bis 200 Grad ergeben sich nach Versuchen von Bischof über die Erkaltung geschmolzenen Basalts etwa 350 Millionen Jahre. Und über die Zeit, wo sich der Ball des Urnebels zum Planetensystem verdichtete, müssen unsere kühnsten Vermutungen schweigen. Die bisherige Menschengeschichte war also nur eine kurze Welle in dem Ozean der Zeiten; für viel längere Reihen von Jahrtausenden, als unser Geschlecht bisher erlebt hat, scheint der jetzige seinem Bestehen günstige Zustand der unorganischen Natur gesichert zu sein, so daß wir und lange, lange Reihen von Generationen nach uns nichts zu fürchten haben. Aber noch arbeiten dieselben Kräfte der Luft, des Wassers und des vulkanischen Innern an der Erdrinde weiter, welche frühere geologische Revolutionen verursacht und eine Reihe von Lebensformen nach der anderen begraben haben. Sie werden wohl eher den jüngsten Tag des Menschengeschlechts herbeiführen, als jene weit entlegenen kosmischen Veränderungen, die wir früher besprachen, und uns zwingen, vielleicht neuen vollkommeneren Lebensformen Platz zu machen, wie uns und unseren jetzt lebenden Mitgeschöpfen einst die Rieseneidechsen und Mammuts Platz gemacht haben.

So hat uns der Faden, den diejenigen, welche dem Traume des Perpetuum mobile nachfolgten, in Dunkelheit angesponnen haben, zu einem allgemeinen Grundgesetz der Natur geführt, welches Lichtstrahlen in die fernen Nächte des Anfangs und des Endes der Geschichte des Weltalls aussendet. Auch unserem eigenen Geschlechte will es wohl ein langes, aber nicht ewiges Bestehen zulassen, es droht ihm mit einem Tage des Gerichts, dessen Eintrittszeit es glücklicherweise noch verhüllt. Wie der einzelne den Gedanken seines Todes ertragen muß, muß es auch das Geschlecht, aber es hat vor anderen untergegangenen Lebensformen höhere sittliche Aufgaben voraus, deren Träger es ist und mit deren Vollendung es seine Bestimmung erfüllt. (Hermann Helmholtz, Die künftige Temperatur unseres Planetensystems und das Weltende, 1854.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

## DER BAUM DES ALLS

Der Anblick des gestirnten Himmels, die relative Lage der Sterne und Nebelflecke wie die Verteilung ihrer Lichtmassen, die landschaftliche Anmut des ganzen Firmaments, wenn ich mich eines solchen Ausdrucks bedienen darf, hangen im Laufe der Jahrtausende gleichmäßig ab von der eigenen wirklichen Bewegung der Gestirne und Lichtnebel, von der Translation unseres Sonnensystems im Weltraume, von dem einzelnen Auflodern neuer Sterne und dem Verschwinden oder der plötzlich geschwächten Licht-Intensität der älteren, endlich und vorzüglich von den Veränderungen, welche die Erdachse durch die Anziehung der Sonne und des Mondes erleidet. Die schönen Sterne des Zentaur und des südlichen Kreuzes werden einst in unseren nördlichen Breiten sichtbar werden, während andere Sterne (Sirius und der Gürtel des Orion) dann niedersinken. Der ruhende Nordpol wird nach und nach durch Sterne des Cepheus und des Schwans bezeichnet werden, bis nach 12000 Jahren Wega der Leier als der prachtvollste aller möglichen Polarsterne erscheinen wird. Diese Angaben versinnlichen uns die Größe von Bewegungen, welche in unendlich kleinen Zeitteilen ununterbrochen, wie eine ewige Weltuhr, fortschreiten. Denken wir uns, als ein Traumbild der Phantasie, die Schärfe unserer Sinne übernatürlich bis zur äußersten Grenze des teleskopischen Sehens erhöht, und zusammengedrängt, was durch große Zeitabschnitte getrennt ist, so verschwindet urplötzlich alle Ruhe des räumlichen Seins. Wir finden die zahllosen Fixsterne sich wimmelnd nach verschiedenen Richtungen gruppenweise bewegen, Nebelflecke wie kosmische Gewölke umherziehen, sich verdichten und lösen, die Milchstraße an einzelnen Punkten aufbrechen und ihren Schleier zerreißen: Bewegung ebenso in jedem Punkte des Himmelsgewölbes walten, wie auf der Oberfläche der Erde in den keimenden, blättertreibenden, Blüten entfaltenden Organismen der Pflanzendecke. (Alexander von Humboldt, Kosmos, 1845/1850.)

## DIE SONNE

I

Unsre Sonne stehet samt allen sie umkreisenden Planeten, Monden und Kometen in einem Weltraume, welcher selber lichtlos und unerleuchtbar, die Strahlen auch der fernsten Lichtwelten ungeschwächt und unverändert zu unserem Auge hindurchlässet. Wäre diese Weitung erleuchtbar, so würde für uns keine Nacht sein; denn wie schon unser Luftkreis noch lange nach dem Untergange der Sonne oder vor ihrem Aufgange ein dämmerndes Licht in die niedere Region der Schatten streuet, so würde der immer von der Sonne beleuchtete Weltraum die ganze Nacht hindurch sein erborgtes Licht auf die Erde zurückstrahlen, und selbst unsere Mitternächte würden ohne Stern sein. Es würde deshalb ein irdisches Auge, wenn es mitten in jener lichtlosen und unerleuchteten Weitung stünde, nach der Sonne gekehrt, vor sich die brennend helle Scheibe dieser leuchtenden Welt auf dunkelschwarzem Himmelsgrunde, neben sich aber den sternenbedeckten, nächtlichen Himmel erblicken. — —



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein Bewohner der Erdoberfläche siehet in der Sonne den allgemeinsten und fast einzigen Quell alles Lichtes und aller belebenden Wärme. Denn wenn auch, wie aus einigen Tatsachen hervorzugehen scheint, in den Tiefen unseres Planeten eine verborgene Glut schlummert, welche furchtbar und gewaltig, da wohin sie trifft, selbst das Festeste und Stärkste, das wir im Gebiet der irdischen Körperlichkeit kennen, auflöset und zerstört, so hat dennoch dieser weit abgeschiedene, innere Wärmequell der Erde auf ihre Oberfläche fast ebenso wenig Einfluß, als die anziehenden Kräfte unseres Planetensystems auf den weit über dasselbe erhabenen Fixsternenhimmel. Denn wenn auch zuweilen der innere, glühende Kampf der Elemente nach oben und außen sichtbar wird, und Typhon und Encelados des alten Bettes ungeduldig, aus zwanzig neugeöffneten Feuerschlünden zugleich emporbrüllen, so vermögen dennoch diese Glutsäulen den nordischen Winter von Island und Kamtschatka nur in einem geringen Umkreise, und auch hier nur auf etliche Monate zu verscheuchen, ihr rötliches Licht beleuchtet nur den Schnee der nächsten Täler und Bergeshöhen mit einem fast der Tageshelle gleichendem Glanze, und die untere Wärme der finnmarkischen Täler vermag zwar ein dürftiges, in ihnen einheimisches Gras selbst noch unter dem Schnee weiter emporschießen zu machen, nicht aber so wie die Sonne es zu erzeugen und zum Blüten und Fruchttragen zu bringen.

So vermag auch das Nordlicht mit seinem matten rötlichen Scheine, von dessen Einfluß nur der kalte Magnet in zitternde Bewegung gesetzt, nicht aber das der Wärme bedürftige organische Leben aus dem langen Winterschlafe geweckt wird, kaum das Licht der Fixsterne zu überglänzen, und sein zuckendes Flimmern wird schon vom Licht des Vollmondes fast unsichtbar gemacht. Andere Lichtmeteore aber, von dem fernen Kometen an bis zum Irrlicht und wandelnden Feuer herab, sind nur gleich dem phosphoreszierenden Meereswasser oder faulenden Holze einem im Dunkel der Nacht auch für den schwächesten Lichtfunken empfindlich gewordenem Auge bemerkbar.

Dagegen verschwinden noch lange vorher, ehe die Königin des Tages mit dem äußersten Saume ihrer Scheibe den Horizont berührt, alle Gestirne der Nacht, und selbst der nachbarliche Mond behält ihr gegenüber nur noch den bleichen Schein eines leichten Gewölkes: vor ihrem mächtigen alltäglichen Aufsteigen zum Mittage gehen aber, nach jenem alten Festgesang der Mexikaner, männliche, Leben zeugende Kräfte jauchzend voraus, während die weiblichen, gebärenden, von der Höhe des Mittages an das königliche Gestirn begrüßen und lebensschwanger sich mit ihm in die Stille der keimenden Nacht versenken; — denn allenthalben, wo in ununterbrochener Gewohnheit der tägliche Weg der Sonne hintrifft, da ist Fülle der Natur und Leben und Lebensfreude. (Gotthilf Heinrich Schubert, Allgemeine Naturgeschichte, 1826.)

2

Die Weltleuchte (lucerna Mundi), welche in der Mitte thront, wie Kopernikus die Sonne nennt, ist das allbelebende pulsierende Herz des Universums nach Theon dem Smyrnäer, sie ist der Urquell des Lichtes und der strahlenden



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wärme, der Erreger vieler irdischen elektro-magnetischen Prozesse, ja, des größeren Teils der organischen Lebenstätigkeit, besonders der vegetabilischen, auf unserem Planeten. Die Sonne bringt, wenn man ihre Kraftäußerung in der größten Verallgemeinerung bezeichnen will, Veränderungen auf der Oberfläche der Erde hervor: teils durch Massen-Attraktion, wie in der Ebbe und Flut des Ozeans, wenn man von der ganzen Wirkung den Teil abzieht, welcher der Lunar-Anziehung gehört, teils durch licht- und wärme-erregende Wallungen, Transversal-Schwingungen, des Äthers, wie in der befruchtenden Vermischung der Luft- und Wasserhüllen des Planeten bei dem Kontakt der Atmosphäre mit dem verdunsteten flüssigen Elemente im Meere, in Landseen und Flüssen. Sie wirkt in den durch Wärme-Unterschiede erregenden atmosphärischen und ozeanischen Strömungen, deren letztere seit Jahrtausenden fortfahren (doch in schwächerem Grade) Geröll-Schichten aufzuhäufen oder entblößend mit sich fortzureißen und so die Oberfläche des angeschwämmten Landes umzuwandeln; sie wirkt in der Erzeugung und Unterhaltung der elektro-magnetischen Tätigkeit der Erdrinde und der des Sauerstoff-Gehaltes der Atmosphäre, bald still und sanft chemische Ziehkräfte erzeugend und das organische Leben mannigfach in der Endosmose der Zellen-Wandung in dem Gewebe der Muskel- und Nervenfaser bestimmend, bald Lichtprozesse im Luftkreise farbig flammendes Polarlicht, Donnerwetter, Orkane und Meersäulen, hervorrufend.

Aber die Lichtwellen wirken nicht bloß zersetzend und wieder bindend auf die Körperwelt, sie rufen nicht bloß hervor aus der Erde die zarten Keime der Pflanzen, erzeugen den Grünstoff (Chlorophyll) in den Blättern und färben duftende Blüten, sie wiederholen nicht bloß tausend- und aber tausendfach reflektierte Bilder der Sonne, im anmutigen Spiel der Welle, wie im bewegten Grashalm der Wiese: das Himmelslicht in den verschiedenen Abstufungen seiner Intensität und Dauer steht auch in geheimnisvollem Verkehr mit dem Inneren des Menschen, mit seiner geistigen Erregbarkeit, mit der trüben oder heiteren Stimmung des Gemüts; Caeli tristitiam discutit Sol et humani nubila animi serenat. (Alexander von Humboldt, Kosmos, 1845/1850.)

## DER KOMET VON 1811

Einer der merkwürdigsten Kometen neuerer Zeit war der vom Jahre 1811. Keinen der früheren hat man so lange und so anhaltend beobachten können, und von keinem ist ein so großes Stück seiner Bahn gemessen und berechnet worden. Er stand anfangs sehr weit südlich von der Ekliptik und wurde daher im südlichen Europa zuerst gesehen. Am 26. März 1811 beobachtete man ihn zu Viviers im südlichen Frankreich, und die Pariser Astronomen setzten seine Beobachtungen bis zum 20. Mai fort. Er war jetzt immer mehr nach Norden heraufgestiegen, ward aber im Juni und Juli, wo er sich in den Sonnenstrahlen verbarg, unsichtbar. Unterdessen hatte man schon die Elemente seiner Bahn berechnet, und Olbers in Bremen sagte bereits am 18. Juli voraus, daß er im Monat August wieder erscheinen, der Erde näher kommen und dann das ganze Jahr hindurch bis in den Januar 1812 hinein sichtbar bleiben werde. Alles



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

traf richtig ein. Am 22. August hatte er sich so weit aus den Strahlen der Sonne wieder herausgearbeitet, daß er in der Dämmerung, obwohl anfangs nur durch Fernrohre, gesehen werden konnte. Im September war er schon sehr deutlich und groß mit bloßen Augen zu sehen. Er war jetzt so weit nordwärts gerückt, daß er durch die Hinterfüße des großen Bären ging. Am 8. Oktober stand er sehr nahe über dem letzten Stern im Schwanze des großen Bären. Er ging also in unseren Gegenden während dieser beiden Monate gar nicht mehr unter. Im Oktober hatte er seine größte Lichtstärke erreicht. Von hier an entfernte er sich auffallend schnell von der Erde und war im Januar 1812 nur noch durch Fernrohre zu sehen. Nachdem er aber von hier an ein ganzes halbes Jahr unsichtbar gewesen, war er mit einem Male am Schluß des Juli und in der ersten Hälfte des August 1812 wieder zu sehen. Auch dieses hatte man voraus gesagt, und ein russischer Astronom, Wisniewsky, der sich am Kaukasus befand, beobachtete ihn bei dieser letzten Erscheinung noch fast drei Wochen lang. In nördlicheren Gegenden konnte man ihn nicht mehr auffinden, weil er jetzt zu niedrig stand, sehr lichtschwach war und sich bald ganz aus der Erdnähe verlor.

Sehr sonderbare und merkwürdige Erscheinungen boten sowohl der Kopf als der Schweif dieses letzten Kometen von 1811 dar. Der Kern war sehr glänzend und konnte schon durch ein Fernrohr von mäßiger Vergrößerung sehr deutlich wahrgenommen werden. Der Schweif hing scheinbar nicht mit dem Körper des Kometen zusammen, sondern erschien in einiger Entfernung vom Kerne als ein breiter Streifen, der sich um denselben herumbog, ohne ihn zu berühren, ungefähr wie der Ring des Saturn. Von diesem Streifen liefen auf beiden Seiten zwei lange starkleuchtende Äste aus, welche sich gewöhnlich wieder in kleinere Zweige abteilten. Zuweilen erschienen auch zwei Streifen oder Lichthüllen um den Körper des Kometen, deren jeder sich hinter demselben in zwei Hauptäste mit ausgehenden Zweigen verlängerte, so daß auf diese Art der Kometenschweif ein sehr vielästiges Ansehen bekam. Oft wechselten die Erscheinungen in diesem Schweife an einem und dem nämlichen Abende mit außerordentlicher Schnelle. Man bemerkte nicht selten, daß der leere Raum zwischen dem Kerne des Kometen und dem Schweife sich ausfüllte, daß aus dem unteren Teile der großen Äste Strahlen fächerförmig ausliefen und kurz darauf wieder zusammenflossen. (Johann Gottfried Sommer, Gemälde der physischen Welt, 1826/1831.)

## DER NEUE STERN VON 1572

Als ich, sagt Tycho Brahe, von meinen Reisen in Deutschland nach den dänischen Inseln zurückkehrte, verweilte ich in dem anmutig gelegenen ehemaligen Kloster Herritzwadt bei meinem Onkel Steno Bille und hatte die Gewohnheit, erst am Abend mein chemisches Laboratorium zu verlassen. Da ich nun im Freien nach gewohnter Weise den Blick auf das mir wohlbekannte Himmelsgewölbe richtete, sah ich mit nicht zu beschreibendem Erstaunen nahe am Zenith in der Cassiopea einen strahlenden Fixstern von nie gesehener Größe. In der Aufregung glaubte ich meinen Sinnen nicht trauen zu können. Um mich zu überzeugen, daß es keine Täuschung sei, und um das Zeugnis an-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

derer einzusammeln, holte ich meine Arbeiter aus dem Laboratorium und befragte alle vorbeifahrenden Landleute, ob sie den plötzlich auflodernden Stern ebenso sähen als ich. Später habe ich erfahren, daß in Deutschland Fuhrleute und „anderes gemeines Volk" die Astronomen erst auf die große Erscheinung am Himmel aufmerksam machten, „was dann (wie bei den nicht vorher angekündigten Kometen) die gewohnten Schmähungen auf gelehrte Männer erneuerte".

„Den neuen Stern", fährt Tycho fort, „fand ich ohne Schweif, von keinem Nebel umgeben, allen anderen Fixsternen völlig gleich, nur noch stärker funkelnd als Sterne erster Größe. Sein Lichtglanz übertraf den des Sirius, der Leier und des Jupiter. Man konnte ihn nur der Helligkeit der Venus gleichsetzen, wenn sie der Erde am nächsten steht, wo dann nur ihr vierter Teil erleuchtet ist. Menschen, die mit scharfen Augen begabt sind, erkannten bei heiterer Luft den neuen Stern bei Tage selbst in der Mittagsstunde. Zur Nachtzeit, bei bedecktem Himmel, wenn alle anderen Sterne verschleiert waren, wurde er mehrmals durch Wolken von mäßiger Dicke (nubes non admodum densas) gesehen. Abstände von anderen nahen Sternen der Cassiopea, die ich im ganzen folgenden Jahre mit vieler Sorgfalt maß, überzeugten mich von seiner völligen Unbeweglichkeit. Bereits im Dezember 1572 fing die Lichtstärke an abzunehmen. der Stern wurde dem Jupiter gleich. Im Januar 1573 war er minder hell als Jupiter. Fortgesetzte photometrische Schätzungen gaben: für Februar und März Gleichheit mit Sternen erster Ordnung, für April und Mai Lichtglanz von Sternen zweiter, für Juli und August dritter, für Oktober und November vierter Größe. Gegen den Monat November war der neue Stern nicht heller als der elfte im unteren Teil der Stuhllehne der Cassiopea. Der Übergang zur fünften und sechsten Größe fand vom Dezember 1573 bis Februar 1574 statt. Im folgenden Monat verschwand der neue Stern, nachdem er 17 Monate lang geleuchtet, spurlos für das bloße Auge." (Das Fernrohr wurde erst 37 Jahre später erfunden.)

Der allmähliche Verlust der Leuchtkraft des Sternes war dazu überaus regelmäßig, ohne wie beim Argus, einem freilich nicht neu zu nennenden Sterne, in unseren Tagen der Fall ist durch mehrmalige Perioden des Wiederaufloderns, durch eine Wiedervermehrung der Lichtstärke, unterbrochen zu werden. Wie die Helligkeit, so veränderte sich auch die Farbe, was später zu vielen irrigen Schlüssen über die Geschwindigkeit farbiger Strahlen auf ihrem Wege durch die Welträume Anlaß gegeben hat. Bei seinem ersten Erscheinen, solange er den Lichtglanz der Venus und des Jupiters hatte, war er 2 Monate lang weiß, dann ging er durch die gelbe Farbe in die rote über. Im Frühjahr 1573 vergleicht ihn Tycho mit Mars, dann findet er ihn fast mit der rechten Schulter des Orion (mit Beteigeuze) vergleichbar. Am meisten glich seine Farbe der roten Färbung des Aldebaran. Im Frühjahre 1573, besonders im Mai, kehrte die weißliche Farbe zurück. So blieb er im Januar 1574 fünfter Größe und weiß, doch mit einer mehr getrübten Weiße und im Verhältnis zur Lichtschwäche auffallend stark funkelnd, bis zum allmählichen völligen Verschwinden im Monat März 1574.

Die Umständlichkeit dieser Angaben beweist schon den Einfluß, welchen das



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Naturphänomen in einer für die Astronomie so glänzenden Epoche auf Anregung der wichtigsten Fragen ausüben mußte. Da Erscheinungen derselben Art sich, zufällig in den kurzen Zeitraum von 32 Jahren zusammengedrängt, für europäische Astronomen dreimal wiederholten, so wurde die Anregung um so lebhafter. Man erkannte mehr und mehr die Wichtigkeit der Sternkataloge, um der Neuheit des auflodernden Gestirns gewiß zu sein, man diskutierte die Periodizität (das Wiedererscheinen nach vielen Jahrhunderten), ja, Tycho stellte kühn eine Theorie über die Bildungs- und Gestaltungsprozesse der Sterne aus kosmischem Nebel auf, welche viel Analogie mit der des großen William Herschel hat. Er glaubt, daß der dunstförmige, in seiner Verdichtung leuchtende Himmelsstoff sich zu Fixsternen balle. Caeli materiam tenuissimam, ubique nostro visui et Planetarum circuitibus perviam, in unum globum condensatam, stellam effingere. Dieser überall verbreitete Himmelsstoff habe schon eine gewisse Verdichtung an der Milchstraße, die in einem milden Silberlichte aufdämmere. Deshalb stehe der neue Stern, wie die, welche in den Jahren 945 und 1264 aufloderten, am Rande der Milchstraße selbst, man glaube sogar noch die Stelle (die Öffnung, hiatus) zu erkennen, wo der neblige Himmelsstoff der Milchstraße entzogen worden sei. Alles dies erinnert an den Übergang des kosmischen Nebels in Sternenschwärme, an die haufenbildende Kraft, an die Konzentration zu einem Zentralkern, an die Hypothesen über die stufenweise Entwicklung des Starren aus dem dunstförmig Flüssigen, welche im Anfange des 19. Jahrhunderts zur Geltung kamen, jetzt aber, nach ewig wechselnden Schwankungen in der Gedankenwelt, vielfach neuem Zweifel unterworfen werden. (Alexander von Humboldt, Kosmos, 1845/1850.)

## DAS NORDLICHT BEI DORPAT 1804

Abends zwischen 6 und 7 Uhr ließ mich unser damaliger fleißiger Astronom benachrichtigen, daß der Himmel sich zu einem Nordlichte anschicke. In der Tat beobachtete ich gegen 7 Uhr in Nordnordost einige matte Lichtzüge, welche sich vom Horizonte zu erheben und nahe gegen den Scheitelpunkt sich zu endigen schienen. Diese Lichtzüge kamen in ungleichen Zeiträumen von 5 bis 15 Minuten und nahmen an Stärke zu. Anfangs hörte ich kein Geräusch. Nach und nach war ein Knistern bei jedem Lichtzuge immer deutlicher hörbar und verwandelte sich allmählich in ein starkes Prasseln und Rauschen, das mit dem Geräusche des zerreißenden Taffets einige Ähnlichkeit hatte, noch besser mit dem Geräusche einer stark vom Winde geblasenen Flamme einer Feuersbrunst. Dieses Geräusch dauerte jedesmal nur so lange, als das Auffahren des Lichts. Nach jedem solchen Auffahren war weder Geräusch noch Licht wahrzunehmen. Bei zunehmendem Meteore bildete sich nach und nach am Horizonte in Nordnordost und etwa 15° herauf ein blasser dauernder Schein, der die Sichtbarkeit der Sterne nicht hinderte. Es war sehr kalt und ganz helles Wetter. Um 9 Uhr milderte sich die Erscheinung, die Lichtzüge wurden matter und seltener, um 10 Uhr hielt ich alles für beendigt. Gegen 11 Uhr wurde ich durch meine Frau aufmerksam gemacht, daß es draußen sehr hell wäre. Ich sah aus dem Balkon meiner Wohnung und erblickte den ganzen Himmel wie



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in Flammen. Ich eilte ins Freie und sah nun das vollendete herrliche Meteor. Sehr nahe am Scheitelpunkt von Dorpat, etwas südwestlich war ein völlig dunkler Kreis; um denselben, wie ein glänzendes Diadem, eine vollkommen kreisförmige Zone von starkem, aber nicht blitzendem, sondern ruhigem, weißem Licht, welche von einem etwas dunkeln Reife begrenzt war. Von diesem dunkeln Reife ab senkten sich nach allen Himmelsgegenden breite Strahlen von farbigem Lichte, unter welchen man vorzüglich Blau, Rot, Hellgelb und Grün unterschied, bis zum Horizont herab, welche den Himmel in eine einzige, aus den Farben des Lichts zusammengesetzte Kuppel verwandelten. Von Nordnordost rasselten die Lichtzüge mit starkem Geräusch und häufiger als vorher und endigten sich in der Krone, welche aber nicht im mindesten davon gestört wurde, sondern vielmehr einen neuen Glanz zu erhalten schien. Die auffahrenden Lichtzüge waren milchfarbig. Merkwürdig ist es und meines Wissens noch nicht beobachtet oder erzählt, daß die Krone des Meteors nicht völlig an derselben Stelle blieb, sondern sie rückte in der Zeit meiner Beobachtung, die ich etwa auf 10 Minuten schätzte, um 8 bis 10° nach Südwest. Das Meteor verschwand allmählich in allen seinen Teilen durch Abnahme des Lichts, auch sah ich in der letzten Zeit und nachher keine Lichtzüge mehr. Der dunkle Kreis schien mir im Durchmesser beinahe doppelt so groß als die Sonnenscheibe und die Lichtzone etwa ein Zehntel vom Durchmesser des dunkeln Kreises zur Breite zu haben. Ich hatte keine Art von Winkelmesser zur Hand, auch kein Fernrohr, und es zog mich das herrliche Schauspiel zu sehr an, als daß ich es hätte verlassen können. (Friedrich Parrot, Grundriß der theoretischen Physik, 1804/1815.)

## FEUERKUGELN

Eine mit den Sternschnuppen verwandte, aber viel seltener vorkommende und weit auffallendere feurige Lufterscheinung sind die Feuerkugeln. Es sind glänzende Kugeln, von welchen die kleinsten den größeren Sternschnuppen gleichkommen, die größeren den Durchmesser des Vollmondes erreichen oder noch übersteigen. Sie erscheinen in verschiedener Höhe über dem Erdboden, von 1000 Fuß bis zu 60 geographischen Meilen, bewegen sich mit verschiedener scheinbarer Geschwindigkeit, aber nicht wie die Sternschnuppen nach allen Richtungen, sondern immer nach dem Horizonte herab. Manche halten in ihrer Bewegung plötzlich an oder machen Bogensprünge, gleich einer gellernden Kanonenkugel. Hinter der Feuerkugel erblickt man einen leuchtenden Streifen, der nach seinem Ende hin aus Rauch zu bestehen scheint. Auch die Kugel selbst wirft Rauch und Flammen aus. Endlich zerplatzt sie, wenn sie nicht ganz zum Horizonte herabsinkt und sich so den Blicken des Beobachters entzieht, mit einem heftigen Knall und donnerähnlichem Nachhall, und es fallen Steine (Meteorsteine oder Aerolithen genannt) oder auch Eisenmassen nieder. — — Am 24. Juli 1790, abends halb 10 Uhr, erschien zu Mormes, im südlichen Frankreich eine Feuerkugel von so hellem Glanze, daß sie den Vollmond verdunkelte. Ihr Durchmesser war noch größer als der seinige, und sie zog einen Schweif



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hinter sich her, welcher 5—6 mal so lang war als dieser Durchmesser. Nahe an der Kugel war er so breit wie diese, aber nach dem Ende hin nahm er allmählich ab. Sowohl die Kugel als der Schweif hatten ein weißes Licht, die Spitze des letzteren war dunkelrot. Das Meteor wurde zu Mormes zuerst im Scheitelpunkte gesehen und nahm seinen Lauf nordwärts. Nach einigen Sekunden teilte es sich in mehrere, immer noch beträchtliche Stücke, welche in verschiedenen Richtungen nach dem Horizonte herabfielen. Sie erloschen in der Luft und nahmen im Fallen die rote Blutfarbe an, welche man an der Spitze des Schweifes bemerkt hatte. Ungefähr drei Minuten nach dem Zerspringen hörte man ein schreckliches donnerähnliches Getöse, wobei zugleich der Erdboden so heftig wie bei einem Erdbeben erschüttert wurde, Türen und Fenster aufsprangen und dergleichen mehr. Dieses furchtbare Getöse dauerte an vier Minuten und verlor sich in ein dumpfes Geräusch, welches sich längs der benachbarten Gebirgskette als dumpfer Widerhall zu verlieren schien. Zugleich verbreitete sich ein starker Schwefelgeruch und erhob sich ein frischer Wind. An der Stelle, wo die Feuerkugel verschwunden war, bemerkte man ein kleines weißliches Wölkchen. Die Zeit, welche zwischen dem Zerspringen der Kugel und dem darauf folgenden Getöse verfloß, ließ auf die Entfernung des Meteors schließen und man vermutete, daß es in einer Höhe von etwa acht Meilen zersprungen und die Trümmer vier Meilen von Mormes niedergefallen sein möchten. Bald ward diese Vermutung durch die Nachricht von einem Steinregen bestätigt, welcher um die nämliche Zeit zu Juliac und Barbotan, wovon jenes vier Stunden nördlich, dieses fünf Stunden nordnordöstlich von Mormes lag, gefallen war. In einer kleinen Entfernung von Juliac mußte das Meteor wohl zersprungen sein, denn dort bedeckten die Steine in einem fast kreisförmigen Raume von ungefähr zwei Meilen im Durchschnitt ein wenig bebautes Heideland, nur wenige waren bei einigen Häusern in Höfen und Gärten gefallen, mehrere aber hatten Bäume in den Wäldern niedergeschlagen. Ihre Schwere betrug zum Teil 18, 20 bis 50 Pfund, ein gegen den Umfang sehr auffallendes Gewicht. Auswendig waren sie mit einem verglasten, schwärzlichen Eisenkalk überzogen, inwendig hatten sie ein grauliches Ansehen und viele kleine, glänzende, metallische Punkte. Am Stahl gaben sie Funken. Einige waren ganz verglast. Das Niederfallen dieser Steine war mit einem starken Gezisch begleitet, so wie man auch beim Laufe der Feuerkugel ein Geräusch und Knistern gehört hatte. Dieses nämliche Meteor wurde auch zu Bayonne, Auch, Pau, Bordeaux und Toulouse gesehen. Am letzten Orte erschien es nicht stärker als eine der größten Sternschnuppen, man hörte aber auch hier nach dem Zerspringen ein donnerähnliches, dumpfes Getöse. (Johann Gottfried Sommer, Gemälde der physischen Welt, 1826/1831.)

## SÜDLICHES LICHT

Die Nächte in Italien haben mehr Mondschein als bei uns, was auch die Astronomie dagegen sagen mag, vielleicht weil schon das erste und das letzte Viertel so viel Licht ergießen, daß die Nacht für eine mondhelle gelten mag. In den ganz dunkeln ziehen die Insekten ihre feurigen Ketten durch die Luft, vom



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Himmel aber leuchten die Sterne, zwar viel klarer, aber auch viel stiller als bei uns, sie funkeln selten, auch in der Nähe des Horizonts nicht, die nach Süden gelegenen schönen Sternbilder, wie der Orion und der Skorpion, steigen natürlich viel höher auf und leuchten über dem Haupte des Schiffenden oder durch die dunkeln Zweige der Orangen in den Gärten. Sind die Nächte oft von kristallener Klarheit, so wird umgekehrt in der blendenden Lichtfülle des Mittags die Welt gleichsam dunkel, die Flächen der Mauern und Häuser erscheinen wie schwarz, der Schatten der Bäume fällt fast kreisrund um den Stamm. Alles ist still: Pan, der große Naturgott, schläft, selbst die Flußufer rauschen nicht, vom Himmel sendet Phöbus Apollo dieselben giftigen Pfeile, mit denen er einst das Lager der Griechen verheerte, und der Mensch hält sich in der verfinsterten, mit Stein ausgelegten Kammer sorgfältig verborgen — nur der Räuber schleicht vielleicht umher, wie Vergils Liebender, den die Leidenschaft nicht ruhen ließ. Löst sich der Zauber gegen Abend, da beginnt das unbeschreibliche Farbenspiel der Abendröte, die in den feinsten Abstufungen und leisesten Übergängen vom hellsten Rosenrot bis zum glühendsten Purpur und dunkelsten Violett Himmel und Erde verklärt. Besonders in den Schluchten und Vorsprüngen des Gebirges wallt dann farbiger Hauch und bläuliches Dunkel mit so wunderbarem Wechsel durcheinander, daß alle Realität wie in eine Phantasiewelt sich aufgelöst zu haben scheint. (Victor Hehn, Italien, 1867.)

## DIE FARBEN BEI PFLANZEN, TIEREN UND MENSCHEN

Man kann die Farben organischer Körper überhaupt als eine höhere chemische Operation ansehen, weswegen sie auch die Alten durch das Wort Kochung (πέψις) ausgedrückt haben. Alle Elementarfarben sowohl als die gemischten und abgeleiteten kommen auf der Oberfläche organischer Naturen vor, dahingegen das Innere, man kann nicht sagen, unfärbig, doch eigentlich mißfärbig erscheint, wenn es zutage gebracht wird. Da wir bald an einem anderen Orte von unseren Ansichten über organische Natur einiges mitzuteilen denken, so stehe nur dasjenige hier, was früher mit der Farbenlehre in Verbindung gebracht war, indessen wir zu jenen besonderen Zwecken das Weitere vorbereiten. Von den Pflanzen sei also zuerst gesprochen.

Die Samen, Bulben, Wurzeln und was überhaupt vom Lichte ausgeschlossen ist, oder unmittelbar von der Erde sich umgeben befindet, zeigt sich meistenteils weiß.

Die im Finstern aus Samen erzogenen Pflanzen sind weiß oder ins Gelbe ziehend. Das Licht hingegen, indem es auf ihre Farben wirkt, wirkt zugleich auf ihre Form.

Die Pflanzen, die im Finstern wachsen, setzen sich von Knoten zu Knoten zwar lange fort, aber die Stengel zwischen zwei Knoten sind länger als billig, keine Seitenzweige werden erzeugt, und die Metamorphose der Pflanzen hat nicht statt.

Das Licht versetzt sie dagegen sogleich in einen tätigen Zustand, die Pflanze erscheint grün und der Gang der Metamorphose bis zur Begattung geht unaufhaltsam fort.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir wissen, daß die Stengelblätter nur Vorbereitungen und Vorbedeutungen auf die Blumen- und Fruchtwerkzeuge sind, und so kann man in den Stengelblättern schon Farben sehen, die von weitem auf die Blume hindeuten, wie bei den Amaranten der Fall ist.

Es gibt weiße Blumen, deren Blätter sich zur größten Reinheit durchgearbeitet haben, aber auch farbige, in denen die schöne Elementarerscheinung hin und wieder spielt. Es gibt deren, die sich nur teilweise vom Grünen auf eine höhere Stufe losgearbeitet haben.

Blumen allerlei Geschlechts, ja, einerlei Art, finden sich von allen Farben. Rosen und besonders Malven zum Beispiel gehen einen großen Teil des Farbenkreises durch, vom Weißen ins Gelbe, sodann durch das Rotgelbe in den Purpur und von da in das Dunkelste, was der Purpur, indem er sich dem Blauen nähert, ergreifen kann.

Andere fangen schon auf einer höheren Stufe an, wie zum Beispiel die Mohne, welche von dem Gelbroten ausgehen und sich in das Violette hinüberziehen.

Doch sind auch Farben bei Arten, Gattungen, ja Familien und Klassen, wo nicht beständig, doch herrschend, besonders die gelbe Farbe: die blaue ist überhaupt seltner.

Bei den saftigen Hüllen der Frucht geht etwas Ähnliches vor, indem sie sich von der grünen Farbe durch das Gelbliche und Gelbe bis zu dem höchsten Rot erhöhen, wobei die Farbe der Schale die Stufen der Reife andeutet. Einige sind ringsum gefärbt, einige nur an der Sonnenseite, in welchem letzten Falle man die Steigerung des Gelben ins Rote durch größere An- und Übereinanderdrängung sehr wohl beobachten kann.

Auch sind mehrere Früchte innerlich gefärbt, besonders sind purpurrote Säfte gewöhnlich.

Wie die Farbe sowohl oberflächlich auf der Blume, als durchdringend in der Frucht sich befindet, so verbreitet sie sich auch durch die übrigen Teile, indem sie die Wurzeln und die Säfte der Stengel färbt, und zwar mit sehr reicher und mächtiger Farbe.

So geht auch die Farbe des Holzes vom Gelben durch die verschiedenen Stufen des Roten bis ins Purpurfarbene und Braune hinüber. Blaue Hölzer sind mir nicht bekannt, und so zeigt sich schon auf dieser Stufe der Organisation die aktive Seite mächtig, wenn in dem allgemeinen Grün der Pflanzen beide Seiten sich balancieren mögen.

Wir haben oben gesehen, daß der aus der Erde dringende Keim sich mehrenteils weiß und gelblich zeigt, durch Einwirkung von Licht und Luft aber in die grüne Farbe übergeht. Ein Ähnliches geschieht bei jungen Blättern der Bäume, wie man zum Beispiel an den Birken sehen kann, deren junge Blätter gelblich sind und beim Auskochen einen schönen gelben Saft von sich geben. Nachher werden sie immer grüner, so wie die Blätter von anderen Bäumen nach und nach in das Blaugrüne übergehen.

So scheint auch das Gelbe wesentlicher den Blättern anzugehören, als der blaue Anteil: denn dieser verschwindet im Herbste, und das Gelbe des Blattes scheint in eine braune Farbe übergegangen. Noch merkwürdiger aber sind



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die besonderen Fälle, da die Blätter im Herbste wieder rein gelb werden, und andere sich bis zu dem höchsten Rot hinaufsteigern. — —

Von den Tieren, welche auf den niedern Stufen der Organisation verweilen, sei hier vorläufig folgendes gesagt. Die Würmer, welche sich in der Erde aufhalten, der Finsternis und der kalten Feuchtigkeit gewidmet sind, zeigen sich mißfärbig. Die Eingeweidewürmer von warmer Feuchtigkeit im Finstern ausgebrütet und genährt, unfärbig: zu Bestimmung der Farbe scheint ausdrücklich Licht zu gehören.

Diejenigen Geschöpfe, welche im Wasser wohnen, welches als ein obgleich sehr dichtes Mittel dennoch hinreichendes Licht hindurch läßt, erscheinen mehr oder weniger gefärbt. Die Zoophyten, welche die reinste Kalkerde zu beleben scheinen, sind meistenteils weiß, doch finden wir die Korallen bis zum schönsten Gelbrot hinaufgesteigert, welches in anderen Wurmgehäusen sich bis nahe zum Purpur hinanhebt.

Die Gehäuse der Schaltiere sind schön gezeichnet und gefärbt, doch ist zu bemerken, daß weder die Landschnecken, noch die Schale der Muscheln des süßen Wassers mit so hohen Farben geziert sind, als die des Meerwassers.

Bei Betrachtung der Muschelschalen, besonders der gewundenen, bemerken wir, daß zu ihrem Entstehen eine Versammlung unter sich ähnlicher tierischer Organe sich wachsend vorwärts bewegte, und indem sie sich um eine Achse drehten, das Gehäuse durch eine Folge von Riefen, Rändern, Rinnen und Erhöhungen nach einem immer sich vergrößernden Maßstab hervorbrachten. Wir bemerken aber auch zugleich, daß diesen Organen irgendein mannigfaltig färbender Saft beiwohnen mußte, der die Oberfläche des Gehäuses, wahrscheinlich durch unmittelbare Einwirkung des Meerwassers, mit farbigen Linien, Punkten, Flecken und Schattierungen epochenweis bezeichnete und so die Spuren seines steigenden Wachstums auf der Außenseite dauernd hinterließ, indes die innere meistens weiß oder nur blaßgefärbt angetroffen wird.

Daß in den Muscheln solche Säfte sich befinden, zeigt uns die Erfahrung auch außerdem genugsam, indem sie uns dieselben noch in ihrem flüssigen und färbenden Zustande darbietet, wovon der Saft des Tintenfisches ein Zeugnis gibt, ein weit stärkeres aber derjenige Purpursaft, welcher in mehreren Schnecken gefunden wird, der von Alters her so berühmt ist und in der neueren Zeit auch wohl benutzt wird. Es gibt nämlich unter den Eingeweiden mancher Würmer, welche sich in Schalgehäusen aufhalten, ein gewisses Gefäß, das mit einem roten Safte gefüllt ist. Dieser enthält ein sehr stark und dauerhaft färbendes Wesen, so daß man die Tiere zerknirschen, kochen und aus dieser animalischen Brühe doch noch eine hinreichend färbende Feuchtigkeit herausnehmen konnte. Es läßt sich aber dieses farbgefüllte Gefäß auch von dem Tiere absondern, wodurch denn freilich ein konzentrierter Saft gewonnen wird.

Dieser Saft hat das Eigene, daß er, dem Licht und der Luft ausgesetzt, erst gelblich, dann grünlich erscheint, dann ins Blaue, von da ins Violette übergeht, immer aber ein höheres Rot annimmt, und zuletzt durch Einwirkung der Sonne, besonders wenn er auf Batist aufgetragen worden, eine reine hohe rote Farbe annimmt. — —



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese Feuchtigkeit scheint von der einen Seite mit der Begattung zusammenzuhängen, ja, sogar finden sich Eier, die Anfänge künftiger Schaltiere, welche ein solches färbendes Wesen enthalten. Von der anderen Seite scheint aber dieser Saft auf das bei höher stehenden Tieren sich entwickelnde Blut zu deuten. Denn das Blut läßt uns ähnliche Eigenschaften der Farbe sehen. In seinem verdünntesten Zustande erscheint es uns gelb, verdichtet, wie es in den Adern sich befindet, rot, und zwar zeigt das arterielle Blut ein höheres Rot, wahrscheinlich wegen der Säuerung, die ihm beim Atemholen widerfährt, das venöse Blut geht mehr nach dem Violetten hin und zeigt durch diese Beweglichkeit auf jenes uns genugsam bekannte Steigern und Wandern. —
Wenden wir nunmehr unsere Betrachtung auf diejenigen Geschöpfe, welche dem Licht und der Luft und der trockenen Wärme angehören, so finden wir uns freilich erst recht im lebendigen Farbenreiche. Hier erscheinen uns an trefflich organisierten Teilen die Elementarfarben in ihrer größten Reinheit und Schönheit. Sie deuten uns aber doch, daß eben diese Geschöpfe noch auf einer niedern Stufe der Organisation stehen, eben weil diese Elementarfarben noch unverarbeitet bei ihnen hervortreten können. Auch hier scheint die Hitze viel zu Ausarbeitung dieser Erscheinung beizutragen.
Wir finden Insekten, welche als ganz konzentrierter Farbenstoff anzusehen sind, worunter besonders die Coccusarten berühmt sind, wobei wir zu bemerken nicht unterlassen, daß ihre Weise, sich an Vegetabilien anzusiedeln, ja in dieselben hineinzunisten auch zugleich jene Auswüchse hervorbringt, welche als Beizen zur Befestigung der Farben so große Dienste leisten.
Am auffallendsten aber zeigt sich die Farbengewalt, verbunden mit regelmäßiger Organisation, an denjenigen Insekten, welche eine vollkommene Metamorphose zu ihrer Entwicklung bedürfen, an Käfern, vorzüglich aber an Schmetterlingen.
Diese letzteren, die man wahrhafte Ausgeburten des Lichtes und der Luft nennen könnte, zeigen schon in ihrem Raupenzustand oft die schönsten Farben, welche, spezifiziert wie sie sind, auf die künftigen Farben des Schmetterlings deuten, eine Betrachtung, die, wenn sie künftig weiter verfolgt wird, gewiß in manches Geheimnis der Organisation eine erfreuliche Einsicht gewähren muß. — —
Wie wir bei den Pflanzen finden, daß ihr Höheres, die ausgebildeten Blüten und Früchte auf dem Stamme gleichsam gewurzelt sind und sich von vollkommneren Säften nähren, als ihnen die Wurzel zuerst zugebracht hat, wie wir bemerken, daß die Schmarotzerpflanzen, die das Organische als ihr Element behandeln, an Kräften und Eigenschaften sich ganz vorzüglich beweisen, so können wir auch die Federn der Vögel in einem gewissen Sinne mit den Pflanzen vergleichen. Die Federn entspringen als ein letztes aus der Oberfläche eines Körpers, der noch viel nach außen herzugeben hat, und sind deswegen sehr reich ausgestattete Organe.
Die Kiele erwachsen nicht allein verhältnismäßig zu einer ansehnlichen Größe, sondern sie sind durchaus geästet, wodurch sie eigentlich zu Federn werden, und manche dieser Ausästungen, Befiederungen sind wieder subdividiert, wodurch sie abermals an die Pflanzen erinnern.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Federn sind sehr verschieden an Form und Größe, aber sie bleiben immer dasselbe Organ, das sich nur nach Beschaffenheit des Körperteiles, aus welchem es entspringt, bildet und umbildet. — —

Das Gefieder ist allfarbig, doch im ganzen das gelbe, das sich zum Roten steigert, häufiger als das blaue.

Die Einwirkung des Lichts auf die Federn und ihre Farben ist durchaus bemerklich. So ist zum Beispiel auf der Brust gewisser Papageien die Feder eigentlich gelb. Der schuppenartig hervortretende Teil, den das Licht bescheint, ist aus dem Gelben ins Rote gesteigert. So sieht die Brust eines solchen Tieres hochrot aus, wenn man aber in die Federn bläst, erscheint das Gelbe.

So ist durchaus der unbedeckte Teil der Federn von dem im ruhigen Zustand bedeckten höchlich unterschieden, so daß sogar nur der unbedeckte Teil, zum Beispiel bei Raben, bunte Farben spielt, der bedeckte aber nicht, nach welcher Anleitung man die Schwanzfedern, wenn sie durcheinander geworfen sind, sogleich wieder zurechtlegen kann. — —

Hier (bei Säugetieren und Menschen) fangen die Elementarfarben an, uns ganz zu verlassen. Wir sind auf der höchsten Stufe, auf der wir nur flüchtig verweilen.

Das Säugetier steht überhaupt entschieden auf der Lebensseite. Alles was sich an ihm äußert, ist lebendig. Von dem Innern sprechen wir nicht, also hier nur einiges von der Oberfläche. Die Haare unterscheiden sich schon dadurch von den Federn, daß sie der Haut mehr angehören, daß sie einfach, fadenartig, nicht geästet sind. An den verschiedenen Teilen des Körpers sind sie aber auch, nach Art der Federn kürzer, länger, zarter und stärker, farblos oder gefärbt, und dies alles nach Gesetzen, welche sich aussprechen lassen.

Weiß und Schwarz, Gelb, Gelbrot und Braun wechseln auf mannigfaltige Weise, doch erscheinen sie niemals auf eine solche Art, daß sie uns an die Elementarfarben erinnerten. Sie sind alle vielmehr gemischte, durch organische Kochung bezwungene Farben und bezeichnen mehr oder weniger die Stufenhöhe des Wesens, dem sie angehören.

Eine von den wichtigsten Betrachtungen der Morphologie, insofern sie Oberflächen beobachtet, ist diese, daß auch bei den vierfüßigen Tieren die Flecken der Haut auf die innern Teile, über welche sie gezogen ist, einen Bezug haben. So unwillkürlich übrigens die Natur dem flüchtigen Anblick hier zu wirken scheint, so konsequent wird dennoch ein tiefes Gesetz beobachtet, dessen Entwicklung und Anwendung freilich nur einer genauen Sorgfalt und treuen Teilnehmung vorbehalten ist.

Wenn bei Affen gewisse nackte Teile bunt, mit Elementarfarben, erscheinen, so zeigt dies die weite Entfernung eines solchen Geschöpfes von der Vollkommenheit an: denn man kann sagen, je edler ein Geschöpf ist, je mehr ist alles Stoffartige in ihm verarbeitet, je wesentlicher seine Oberfläche mit dem Innern zusammenhängt, desto weniger können auf derselben Elementarfarben erscheinen. Denn da, wo alles ein vollkommenes Ganzes zusammen ausmachen soll, kann sich nicht hier und da etwas Spezifisches absondern.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von dem Menschen haben wir wenig zu sagen, denn er trennt sich ganz von der allgemeinen Naturlehre los, in der wir jetzt eigentlich wandeln. Auf des Menschen Inneres ist so viel verwandt, daß seine Oberfläche nur sparsamer begabt werden konnte.

Wenn man nimmt, daß schon unter der Haut die Tiere mit Interkutanmuskeln mehr belastet als begünstigt sind, wenn man sieht, daß gar manches Überflüssige nach außen strebt, wie zum Beispiel die großen Ohren und Schwänze, nicht weniger die Haare, Mähnen, Zotten: so sieht man wohl, daß die Natur vieles abzugeben und zu verschwenden hatte.

Dagegen ist die Oberfläche des Menschen glatt und rein und läßt, bei den vollkommensten, außer wenigen mit Haar mehr gezierten als bedeckten Stellen, die schöne Form sehen: denn im Vorbeigehen sei es gesagt, ein Überfluß der Haare an Brust, Armen, Schenkeln deutet eher auf Schwäche als auf Stärke, wie denn wahrscheinlich nur die Poeten, durch den Anlaß einer übrigens starken Tiernatur verführt, mitunter solche haarige Helden zu Ehren gebracht haben.

Doch haben wir hauptsächlich an diesem Ort von der Farbe zu reden. Und so ist die Farbe der menschlichen Haut in allen ihren Abweichungen durchaus keine Elementarfarbe, sondern eine durch organische Kochung höchst bearbeitete Erscheinung.

Daß die Farbe der Haut und Haare auf einen Unterschied der Charaktere deute, ist wohl keine Frage, wie wir ja schon einen bedeutenden Unterschied an blonden und braunen Menschen gewahr werden, wodurch wir auf die Vermutung geleitet worden, daß ein oder das andere organische System vorwaltend eine solche Verschiedenheit hervorbringe. Ein Gleiches läßt sich wohl auf Nationen anwenden, wobei vielleicht zu bemerken wäre, daß auch gewisse Farben mit gewissen Bildungen zusammentreffen, worauf wir schon durch die Mohrenphysiognomien aufmerksam geworden.

Übrigens wäre wohl hier der Ort, der Zweiflerfrage zu begegnen, ob denn nicht alle Menschenbildung und Farbe gleich schön und nur durch Gewohnheit und Eigendünkel eine der anderen vorgezogen werde. Wir getrauen uns aber in Gefolg alles dessen, was bisher vorgekommen, zu behaupten, daß der weiße Mensch, das heißt derjenige, dessen Oberfläche vom Weißen ins Gelbliche, Bräunliche, Rötliche spielt, kurz, dessen Oberfläche am gleichgültigsten erscheint, am wenigsten sich zu irgend etwas Besonderem hinneigt, der schönste sei. Und so wird auch wohl künftig, wenn von der Form die Rede sein wird, ein solcher Gipfel menschlicher Gestalt sich vor das Anschauen bringen lassen, nicht als ob diese alte Streitfrage hierdurch für immer entschieden sein sollte: denn es gibt Menschen genug, welche Ursache haben, diese Deutsamkeit des Äußern in Zweifel zu setzen, sondern daß dasjenige ausgesprochen werde, was aus einer Folge von Beobachtungen und Urteil einem Sicherheit und Beruhigung suchenden Gemüte hervorspringt. (Goethe, Zur Farbenlehre, 1810.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

## 2. LUFT · WASSER · BODEN

### LUFTSPIEGELUNGEN

Das französische Kriegsheer, welches sich 1798 und 1799 in Ägypten befand, hatte dort öfter Gelegenheit, dieses seltsame Naturschauspiel zu beobachten. Der Boden von Niederägypten ist eine ungeheure, vollkommen wagrechte Ebene, auf welcher sich nur einige mit Dörfern besetzte Anhöhen befinden, welche durch diese Lage gegen die Überschwemmungen des Nils geschützt sind. Abends und morgens erscheint die Landschaft ganz so, wie sie wirklich ist oder wie es die wirkliche Lage, Größe und Entfernung der Gegenstände mit sich bringt. Am Tage aber, wo der Boden von der Sonne erhitzt wird, scheint das Land in einer gewissen Entfernung durch eine allgemeine Überschwemmung begrenzt zu werden. Die über die Grenze hinaus liegenden Dörfer erscheinen wie Inseln in einem großen Meer. Unter jedem Dorfe sieht man dessen umgekehrtes Bild, ganz so wie es erscheinen würde, wenn es wirklich am Wasser läge. Nähert man sich, so rücken die Grenzen dieser scheinbaren Überschwemmung weiter hinaus, der das Dorf umgebende eingebildete See zieht sich zurück, verschwindet endlich ganz, und die Täuschung erneuert sich für ein anderes entfernteres Dorf. Für den durstigen Wanderer in diesen afrikanischen Wüsten ist diese Täuschung in einem Augenblicke, wo er mit Sehnsucht einem Labetrunke entgegensieht, äußerst grausam. Die Franzosen hatten, ehe sie mit der Erscheinung vertraut wurden, häufige Gelegenheit, diese bittere Erfahrung zu machen.

In Italien ist die Erscheinung der Luftspiegelung, besonders an der Meerenge von Messina, unter dem Namen der Fata Morgana (Fee Morgana) bekannt, welche Benennung anzeigt, daß sie der Glaube des dortigen gemeinen Volkes für ein Zauberspiel dieser Fee hält. Blickt man nämlich von Reggio, an der Küste von Kalabrien, über die Meerenge nach der Gegend der sizilischen Küste hin: so glaubt man zuweilen Städte mit Türmen, Schlösser oder Wälder zu sehen oder schöne Paläste mit regelmäßigen Säulen, lange Reihen von Bäumen, Ebenen mit Viehherden bedeckt, oder ganze Scharen von Fußgängern oder Reitern, obgleich von diesem allem nichts auf dem Meere vorhanden sein kann. Ebenso erblickt man Flotten, obgleich keine da sind, und mancherlei andere Gestalten. Sie scheinen überdies in der Luft zu schweben, verschwinden allmählich und machen anderen Platz, so daß man sich wirklich in eine Feenwelt versetzt glaubt und das kundigste Auge die Gegend nicht für diejenige zu erkennen vermag, welche es sonst hier zu sehen gewohnt war.

Auch auf Malta hat man diese Luftspiegelung beobachtet. Am 20. März 1784 erhob sich nachmittags um ein Uhr zu La Valetta auf allen Straßen ein Geschrei, daß sich aus dem Kanal von Malta eine neue Insel emporhebe. Der Astronom Dangos eilte sogleich auf seine Sternwarte und bemerkte in der Tat mitten im Meere, nach Sizilien hin, einen sehr weißen Körper von der Gestalt eines unregelmäßig abgestumpften Kegels. Die Täuschung war so vollkommen, daß schon Seeleute abgegangen waren, das neue Land in



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Besitz zu nehmen. Dangos gelangte indessen durch die Gestalt, die Farbe und besonders durch die Lage dieser vermeintlichen neuen Insel bald zu der Überzeugung, daß die ganze Erscheinung nichts weiter sei, als das durch Strahlenbrechung näher gerückte und über den Wasserspiegel mehr als gewöhnlich emporgehobene Bild des mit Schnee bedeckten Ätnagipfels. Am 17. April 1785, morgens um 6 Uhr, zeigte sich dies wunderbare Schauspiel aufs neue. Auch waren an diesem Tage die Küsten von Sizilien, welche sonst verdeckt sind, völlig sichtbar. (Johann Gottfried Sommer, Gemälde der physischen Welt, 1826/1831.)

## HEISSE WINDE

Der Harmattan ist ein Ostwind, welcher auf der am stärksten nach Westen vorspringenden Küste von Nordafrika wehet, Senegambien vorzugsweise berührt, doch schon am Kap Blanco und selbst noch weiter nördlich bemerkt wird und sich bis in die Nähe der unterhalb des Senegal liegenden Konggebirge erstreckt, welche seine südliche Grenze bilden.

Der Harmattan zeigt sich gewöhnlich im April, er dauert längere oder kürzere Zeit, nicht selten 12 Tage lang ununterbrochen, und er kündigt sein Nahen dadurch an, daß die Sonne ungewöhnlich rot aufgeht. In jenen Gegenden, in welchen die Luft wolkenlos und ungemein durchsichtig ist, hat man wie schon in Italien, Morgen- und Abendröte nicht — ein rötlich gefärbter Morgenhimmel und gar eine rote Sonne ist daher ein meteorologisches Ereignis.

Der nahende Ostwind hebt den Sand und Staub der Wüste, über deren ganze Fläche er hinstreift, auf und erfüllt die Luft damit. Bald, gewöhnlich schon am nächsten Tage nach der zuerst gesehenen roten Morgensonne, wird der ganze Himmel trübe und rötlich, die Sonne erscheint selbst um Mittag stark gerötet, ein heißer Wind erhebt sich, welcher in den Gebäuden alle Türen, Dielen und Decken zerreißt und zum lauten, erschreckenden Knallen bringt; bald wird der Himmel ganz undurchsichtig, die Sonne scheint wie durch einen dicken, roten Nebel und ist nicht selbst zu erkennen außer um die Mittagszeit, sondern verrät ihren Standpunkt nur durch eine heller transparente Stelle des Luftgewölbes.

Der feine Staub, welcher diese Rötung verursacht, dringt überall ein, die bestverschlossenen Räume werden von ihm erfüllt (chemische Untersuchungen haben bewiesen, daß es der fein verteilte Wüstensand sei), und man kann sich auf keine Weise gegen ihn schützen. Er setzt sich ebenso auf und in die Kleider, dringt zwischen diese und den Körper des Menschen ein und peinigt auf eine entsetzliche Weise, indem er zuerst ein unerträgliches Jucken, dann aber die heftigsten Schmerzen erregt, dies letztere jedoch nur infolge einer anderen Eigenschaft des Windes, der erstgedachten nämlich. Der Harmattan ist außerordentlich trocken und heiß, diese trockene Hitze entführt dem tierischen Körper seine Feuchtigkeit so schnell und so vollkommen, daß die Haut sich durch tausend kleine Risse spaltet und nach und nach gänzlich löst, abschält. In die blutenden Risse und Sprünge setzt sich nun der feine Staub, trocknet sie völlig aus und verursacht einen so brennenden Schmerz,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß die Menschen in laute Klagen ausbrechen und Tiere bis zum Tollwerden gereizt werden.
Da dieser Wind tödlich werden kann, hat man ihm giftige Eigenschaften zugeschrieben, und man sucht sich auf jede Weise gegen ihn zu verwahren, verläßt die Wohnung nicht, verhängt die Öffnungen derselben so viel als möglich mit Decken, die immerfort naß gehalten werden. Giftig ist er jedoch nicht, er tötet nur dadurch, daß der feine Staub, welchen der sich ihm Aussetzende notgedrungen einatmet, die Lunge erfüllt und ihrer Eigenschaft, Sauerstoff aufzunehmen und Kohlensäure fortzuschaffen, beraubt. Im Gegenteil ist er gegen manche Krankheiten, gallige, faulige, pestartige Fieber und Verderbnis der Säfte von heilsamer Wirkung: Schiffe, welche kranke Sklaven am Bord haben, suchen die Küsten in der Gegend des Senegal auf, um sie dort auszuheilen, was am sichersten zur Zeit des Harmattan geschieht.
Im übrigen ist derselbe doch von sehr verderblicher Wirkung. Gras und Kräuter welken und werden auf der Narbe zu Heu, die Blätter der Bäume welken und werden in wenig Tagen so trocken, daß man sie zwischen den Fingern zerreiben kann.
Ähnlich diesem Ostwinde ist in Ägypten und Arabien der Westwind, welcher dort Chamsin heißt (Samiel, Samum, Smum in Ägypten und an der Nordküste von Afrika, woselbst er wiederum ein Südwind ist), allein er wird häufig dem Namen nach mit einem anderen, aus Südwesten kommenden verwechselt, welchen man bald Chamsin, bald Harur nennt, dieser, welcher aus den Wüsten von Afrika über das sumpfige Niltal her wehet, sich vielleicht mit dem Südwinde aus der großen arabischen Wüste mengt, wird für giftig gehalten. Die Einwohner bedecken sich den Kopf mit ihrem zu diesem Behufe allein dienenden Kefieh, einem wollenen Tuche, das von ihnen statt des Turbans gebraucht, bei dem heißen Winde aber um das Gesicht geschlungen wird.
So atmend, behält man seine eigene Feuchtigkeit, das Tuch selbst wird von dem Hauch des Mundes bald naß und hindert das Eindringen des Staubes in die Lunge. Wer diese Vorsichtsmaßregel vernachlässigt, wird leicht ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit. Die Araber und die Wüstenbewohner überhaupt pflegen daher, wenn sie im Freien schlafen, nicht bloß das Tuch, sondern ihren weiten wollenen Mantel, den Mechlah, im Grunde auch nur ein wollenes Tuch, jedoch viel größer, nicht über den ganzen Körper, sondern vorzugsweise über den Kopf und das Gesicht zu decken, um so den sie möglicherweise überraschenden Wirkungen des heißen, giftigen Windes zu entgehen.
Die Behauptung, daß dieser Wüstenhauch tödlich sei, motivieren die Araber dadurch, daß sie behaupten, der Körper eines von dem Chamsin Getöteten gehe äußerst schnell in auflösende Verwesung über, so daß schon nach zwei Stunden der Arm, das Bein sich von dem Körper, aus den Gelenkfugen trennt, als ob das Glied nur neben dem Leibe gelegen, nie ein Teil desselben gewesen sei.
Ganz entgegengesetzt diesen Behauptungen wird von den Beduinen erzählt, daß ganze Karawanen, welche in der großen Wüste von diesem Winde er-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

griffen und getötet werden, schnell solchergestalt austrocknen, daß man noch nach Jahrhunderten den langen Zug von unglücklichen Geschöpfen, Menschen und Tieren, sehen kann, indem sie, zu Mumien geworden, unverweslich sind.

Oft soll der Wind innerhalb der Wüste selbst mächtige Sandwolken aufheben, meilenweit fortführen und dann plötzlich fallen lassen. Befindet sich eine Karawane gerade an dieser Stelle, wo der Sandsturz vor sich geht, so wird sie gänzlich verschüttet, oft — sagt man — hundert Fuß und darüber mit Sand bedeckt. Die Beduinen behaupten, jeder Hügel in der Wüste sei das Grab einer Karawane, und sie verallgemeinern in ihrer Weise, phantasiereich wie sie sind, den einzelnen Fall ins Unzählige. Daß nämlich dergleichen Sandbedeckungen vorkommen, unterliegt keinem Zweifel, und jeder Reisende, der die Wüste, auf welchem Wege es auch sei, durchzieht, wird, sobald er ein paar Tagereisen weit eingedrungen ist, an unzähligen Knochengerüsten wahrnehmen, daß der Tod hier reichliche Ernten gehalten hat, er wird auch manches Kamelgerippe dreiviertel mit Sand bedeckt sehen, ein Zeichen, wie veränderlich der Boden ist, auf welchem er steht. Der Sand der Wüste ist mehr Staub als Sand, sein Korn so fein, daß es dem Winde folgt, keine Spur von Feuchtigkeit macht dasselbe schwerer beweglich, und die mit dem weichen Sande abwechselnden Strecken von Felsengrund werden ebensooft von diesem roten Staube bedeckt, wie tiefe Sandmassen, welche den Schritt hemmen, plötzlich hingewehet werden und dem Wanderer nun kahlen Felsgrund darbieten. (W. F. A. Zimmermann, Der Erdball und seine Naturwunder, 1855.)

## DONAUÜBERGANG BEIM KOSOVASTURM

Die Kosova ist ein warmer Südoststurm, der oft plötzlich, am stärksten in den Frühjahr-, Herbst- und Wintermonaten auftritt und drei und mehr Tage, ja manchmal bis zu zwanzig Tagen mit ununterbrochener Heftigkeit anhält. Er jagt die oberen noch lockeren Sandschichten der Uferdünen zu riesigen Wolken auf und wo er sie niederwirft, werden alle Pflanzungen vernichtet, ja oft ganze Wohnhäuser verschüttet. Während der Dauer seines Wehens wird im Frieden jeder Schiffahrtsverkehr zwischen Belgrad und Pancsova eingestellt, und Dampfer, die von ihm überrascht werden, müssen Anker werfen. Er beginnt meist in den frühen Morgenstunden, zuweilen auch mit Sonnenuntergang und ist leicht erkennbar, da die Wellen der Donau vor seiner Gewalt stromaufwärts laufen. Bei leichter Kosova kann man daher den Strom hinaufsegeln, aber meist wird Segel und Kahn von ihren Stößen umgeworfen. Am stärksten ist der Anprall des Sturmes gewöhnlich zwischen Moldova und Barias, der größte Wellenschlag bei Palank am unteren Ende der Insel Cibuklia, während die Waldungen auf dieser und den benachbarten Inseln ihn derart brechen, daß an der Osthälfte der Temesziget-Insel die Schiffahrt weniger gefährlich ist und auch damals von der ihr gegenüberliegenden Übersetzstelle die Pioniere der 107. Division den Betrieb am besten aufrecht erhalten konnten. Aber schon bei Dunadombo setzte der



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wind wieder mit solcher Gewalt ein, daß bei der 105. und weiterhin bei der 11. Bayerischen Division auch die schweren Motorboote Havarien erlitten und zeitweise den Dienst aufgeben mußten. Bei dem hohen Wasserstande der Donau war die Wellenwirkung besonders groß, kurze hohe Wellen wurden von dem heulenden Sturmwind stromauf gepeitscht und brachten die gewöhnlichen Fähren in Gefahr zu kentern oder überspült zu werden. Nur die Landungskompagnie mit ihren hochbordigen Booten, ihren kräftigen Dampfbarkassen und ihrer tüchtigen Mannschaft hielt den Verkehr bei den drei Divisionen mit großer Anstrengung aufrecht, doch brauchte sie zu jeder Fahrt wenigstens eine Stunde, ganz abgesehen von der Langsamkeit des sorgfältigen Verstauens und Verkeilens der Gerätschaften und Wagen für die bewegte Fahrt; auch fuhr sie nur mit halber Ladung und konnte an ein Übersetzen von Pferden gar nicht denken. In zwei Nächten aber mußte sie wegen der übermächtigen Wirbel des Sturmes den Verkehr bei den Übersetzungsstellen der 105. und selbst der 107. Division gänzlich einstellen.

Zu der Ungunst der für diese Jahreszeit außerordentlich stark einsetzenden Kosova kam noch eine andere ungewöhnliche Erscheinung. Die Kosova ist nämlich sonst ein warmer trockener Wind, der bei bedecktem Himmel die Wolken vertreibt; diesmal war sie von kalten Regenschauern begleitet und schüttete bald Staub, bald Regen wechselnd auf die lagernden und übersetzenden Truppen.

Während die Pioniere so auf dem Nordarm der Donau auf Barkassen und Booten gegen Wind und Wogen kämpften, um die Kolonnen rechtzeitig auf die Insel zu bringen, hatten sie auf dem Südarm die gefährdeten Brücken gegen die gleichen Elemente zu verteidigen. Auch hier zeigte sich der Unterschied in der Wirkung des Sturmes auf die Ost- und Westhälfte der Insel. Während der Strom bei Kostolac verhältnismäßig ruhig blieb und der Verkehr auf der Brücke der 105. Division kaum beeinträchtigt wurde, überschwemmte das stromaufgedrängte Wasser die Brücke der Bayern bei Rusin-Ada an vielen Stellen: Wind- und Wogendruck bedrängten sie derart, daß sie mühsam standhielt und nur unter ständigem Einsatz einer ganzen Pionierkompagnie, welche fortgesetzt die Zerstörungen ausbessern mußte, erhalten werden konnte. In der Nacht des 16. Oktober wurde sie vollends unbenutzbar, weil der hochüberschwemmte Landstoß durch Pontons ersetzt werden mußte. Unter solchen Umständen war es weder bei Rusin-Ada noch auch bei Kostolac möglich, die Pontonbrücken schon durch feste Kolonnenbrücken zu ersetzen, wie das Generalkommando kurz vor Ausbruch des Sturmes befohlen hatte: weder reichten die übermüdeten Kräfte der Pioniere aus, noch war das in Kevevara lagernde Behelfsmaterial schon in genügender Menge herbeigeschafft, noch konnte vorläufig die ungewöhnliche Wassertiefe anders als durch schwimmende Unterlagen überbrückt werden. Vier Tage und Nächte wütete der Sturm ununterbrochen. Erst am 17. Oktober schwächte der Wind ab, wenn auch noch hoher Wellengang auf dem Strome blieb, und es trat nun ein Wechsel von fast windstillen kalten Tagen und stürmischen regnerischen Nächten ein. (Friedrich Wolters, Der Donauübergang und der Einbruch in Serbien im Herbst 1915, 1925.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man bemerkt bei einer zu Gewittern oder Strichregen geneigten Luft dicke Wolkenmassen oder getürmte, in Regenwolken übergehende Haufenwolken; oft ist auch nur eine einzelne solche Wolke vorhanden. Sie gehen sehr niedrig, und endlich beginnt an einer oder mehreren Stellen eine besondere Masse in Form eines zugespitzten Sackes oder Schlauches, oder auch, wenn man will, einer Trompete, sich mit einer wagrecht wirbelnden Bewegung auf das Meer herabzusenken. Von der Ähnlichkeit dieser Wolkenmasse mit dem Beine einer Hose oder mit einer Trompete sind eben die Benennungen Wasserhosen und Wassertromben entstanden. Das breite Ende hängt oben an den Wolken, das schmale senkt sich nach unten. In dem Maße, als dieser Schlauch sich der Meeresfläche nähert, gerät das Wasser in eine kräuselnde Bewegung, und endlich erhebt sich eine ähnliche Wassersäule ebenfalls in schraubenförmig wirbelnder Bewegung vom Meere selbst in die Höhe, deren Spitze sich mit der Spitze der aus der Wolke herabhängenden Säule vereinigt. Das Meteor ist nun vollständig, die ganze Wassermasse steht aber keineswegs still, sondern bewegt sich mit Schnelligkeit nach der Richtung des Windes vorwärts. Alles, was in seinen Bereich gerät, reißt es mit unwiderstehlicher Schnelligkeit mit sich fort. Die größten Schiffe gehen dabei zugrunde. Trifft die Wasserhose auf das dem Meere nahe gelegene Land, so werden Pflanzen, Gesträuche und Bäume ausgerissen und in der Luft mit fortgeführt, das Erdreich wird aufgewühlt und wirbelnd emporgehoben, Häuser sogar zerstört. Im Sommer 1822 wurde Londoner Blättern zufolge an der westafrikanischen Küste bei Sierra Leona ein mit 400 Negersklaven beladenes Schiff nebst 16 Matrosen von einer Wasserhose so gänzlich zugrunde gerichtet, daß nur sieben Matrosen entkommen konnten. Im November 1818 hatte nahe bei Smyrna, in der Gegend von Tschesme, an der Westküste von Kleinasien, eine Wasserhose eine Menge Häuser zerstört, Bäume entwurzelt und außerdem noch dreizehn Menschen und fünfzig Stück Vieh ins Meer geschleudert. — —

Die nämliche Erscheinung, welche sich auf dem Meere als Wasserhose zeigt, kommt auch, obwohl viel seltener als dort, auf dem festen Lande vor und erscheint als ein heftiger, nur auf einen sehr schmalen Raum eingeschränkter Sturmwind, der alles mit sich in die Höhe reißt und fortführt. Man nennt die Erscheinung in diesem Falle Windhose oder Landtrombe. — In Böhmen hatte man im Jahre 1818 im Monat Mai das Schauspiel einer verheerenden Windhose.

Von der Hälfte des April bis in den Mai hatte eine ununterbrochene in dieser Jahreszeit seltene Hitze geherrscht. Am 10. Mai gegen 4 Uhr abends sah man zu Gistebnitz im Taborer Kreise bei völlig heiterem Himmel gegen Osten Gewitterwolken aufsteigen, welche nach und nach den ganzen östlichen und südlichen Himmel einhüllten. Die West- und Nordseite des Horizonts blieb heiter und die Hitze war beträchtlich. Gegen 5 Uhr wurde der Westwind heftiger und wechselte schneller mit dem Ostwinde, so daß bald ein heftiger Kampf zwischen beiden Winden bemerkt wurde, welches auch die nieder-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gedrückten Saaten bewiesen. Während dieses Kampfes bildete sich in den immer schwärzer werdenden Wolken, welche zugleich von Blitzen durchkreuzt wurden, gegen die Ostseite des Horizontes eine anfangs lichte, dann dunkle und undurchsichtige Säule, die im Durchmesser zwanzig und mehr Klafter hielt und sich wirbelnd von der Erde bis an die tief herabgesunkenen Wolken emporhob. Diese Windhose nun wütete fürchterlich in den Feldern, nahm Steine, Sand und Erde teils mit sich fort, teils schleuderte sie solche wieder von sich und rückte unter einem dumpfen Geräusche gegen Osten fort. Durch die Brechung und Zurückwerfung der von Westen auf diese Staubsäule kommenden Sonnenstrahlen erhielt sie das Ansehen einer Feuersäule, von welcher auch die Wolken gerötet wurden. Da zu gleicher Zeit auch Donnerschläge sich hören ließen, so eilten die Bewohner der benachbarten Ortschaften mit ihren Feuerspritzen herbei.

Eine Viertelstunde weit von den Krziwoschiner Feldern, wo eigentlich das schreckliche Schauspiel begann, setzte sich die Feuersäule auf ein Blachfeld und wütete von neuem. Mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit bewegte sie sich bald wagrecht, bald senkrecht im Kreise, sprühte feurige Strahlen und wühlte in der Erde, die sie emporriß und mit welcher sie Steine von mehreren Pfunden, gleich Raketen zischend in die Wolken schleuderte. Dieses Toben hatte 15 Minuten angehalten, als sich in der Mitte der Windhose von oben herab ein silberweißer Streif in Gestalt eines Trichters bildete, dessen Spitze gegen die Erde gerichtet war. Dieser Streif zog sich mehrere Male zurück und verschwand endlich ganz.

Nach dieser fast Dreiviertelstunden dauernden Erscheinung setzte sich die Windhose von neuem in Bewegung, während im Hintergrunde derselben der prächtigste Regenbogen sichtbar wurde und gleichsam eine Brücke über die riesenhafte Säule bildete. Zu gleicher Zeit fuhren aus den teils schwarzen, teils von der feurigen Säule geröteten Wolken heftige Blitze in Begleitung starker Donnerschläge hervor. Langsam zog sich nunmehr das einem feuerspeienden Berge nicht unähnliche Phänomen gegen den Galgenberg bei Gistebnitz, von welchem die Beobachter durch einen Sand- und Steinregen vertrieben wurden. Hier verwandelte sich die Feuersäule in eine Staubwolke, die über den Galgenberg weg nach Gistebnitz zog, wo sie Dächer abtrug, Obstbäume teils brach, teils mit den Wurzeln aus der Erde riß und im Vorbeistreichen das Laub an den Bäumen versengte. Nun setzte ein Regen von Sand, Erdklumpen, Baumästen, Staub, Getreide, Holz, Schindeln und Steinen die Bewohner von Gistebnitz in den größten Schrecken, der durch das immer noch fortdauernde Blitzen, Donnern und Hageln aufs höchste gesteigert wurde. Hagelkörner von der größten Art, ja, sogar ganze Eisklumpen von 2 bis 3 Pfund Schwere stürzten herab und zerschlugen alle Dächer und Fenster.

In Prag sah man zu der nämlichen Zeit gegen Osten hin furchtbar schwarze Wolken, welche ein verheerendes Gewitter drohten, das aber nicht herankam.

(Johann Gottfried Sommer, Gemälde der physischen Welt, 1826/1831.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Venus und Cytherea hat man zwei Muscheln genannt und damit dem dichterischen Geiste der Alten eine Huldigung dargebracht. In der Tat zieht sich eine wunderbare, geheimnisvolle Ahnung als Band durch alle die Vorstellungen, Gedanken und Gefühle, welche das Meer erweckt, und ist in tausendfachen Formen, in unendlichen Reizen der Auffassung und Darstellung in den dichterischen Meisterwerken und dem seelischen Leben der Alten ausgeprägt. Die Erhabenheit und Schönheit des Meeres, die Fülle seines Lebens, die Pracht und der Reichtum seiner Organisation schufen der Phantasie ein glänzendes Bild, in welchem sich das Gefühl ausspricht, daß die Schönheit die Mutter der Liebe — die Liebe das erhaltende und schöpferische Band ist, welches alle lebenden Wesen, die ganze Natur umschlingt. Aus dem Meer erhebt sich die Anadyomene, die aus dem Urquell alles Lebens hervorgegangene — Aphrodite, die Schaumgeborene. Die schönsten Inseln, die Perlen des Archipelagus, nehmen sie jauchzend auf und werden ihre Heimat. Sie wird Cythere, Kypris und hat auf Melos ihre Tempel. „Die Feuchte ist der Urstoff aller Dinge, die Mutter aller Wesen", singt Orpheus, und Aphrodite Pontia, die Venus marina, ist die schaffende Feuchte, die Venus Cyblis das Bild des Naß, die Venus Salmacis des Lucrez die aus der Salzflut Geborene. Bald setzt sie, wie auf einem Bilde zu Elis, ihren Fuß auf eine Schildkröte, welche in der indischen Philosophie die Welt trägt, bald verwandelt sie sich auf der Flucht vor Typhon in einen Fisch, wie der welterlösende Gott der Brahmanen oder der babylonische Urvater der Menschheit, der Fischmensch, Joannes. Plautus gibt der Pontia eine Muschel in die rechte Hand, und in Rom findet sich eine Marmorstatue, welche die Venus in einer Muschel sitzend darstellt. Pausanias nennt sie Euploia, die Seglerin. So verknüpft sich jede Seite, die das Meer dem denkenden und fühlenden Menschen darbietet, in dem reinen Schönheitssinn der Alten mit den Begriffen des Lebens, der Liebe, der Schönheit und Glückseligkeit. Der Gott des Meeres Poseidon heißt auch Delphinios, nicht weil etwa der Delphin ein Meerestier ist, sondern weil der Delphin die Harmonie liebend und deshalb auch den Arion tragend, die Einigung der Gegensätze herbeiführt und so wie das ewig zeugende Meer schaffend und weltbildend tätig ist. Darum reitet Eros, der alte Vertreter der einigenden und die wilden Gegensätze des Chaos aussöhnenden und zum Leben führenden Kraft, auf einem Delphin zur Hochzeit der Thetis, der Göttin des schöpferischen und vielgestaltigen Meeres. Aber der Poseidon ist auch der Erderschütterer, wie ihn Homer nennt. Schon früh sprach sich die Ahnung des Zusammenhangs der meist in der Meeresnähe liegenden tätigen Vulkane und der von ihnen verursachten Erdbeben mit dem Einfluß des Meeres in diesem Beiwort des Gottes aus. Der Beweger der Erde ist er beim Pindar, und der das Gebrülle der alles verschlingenden Wogen personifizierende Polyphemos ist, wie auch die feindseligen Riesen Otus und Ephialtes, sein Sohn. Und wenn Sturmeswolken den Himmel bedecken und das Meer im Drucke des bewegten Luftkreises aufächzt, so färbt es sich plötzlich dunkel: Poseidon Kyanochaites, der Dunkelgelockte, peitscht mit seinem Dreizack die Fluten, daß sie sich in wilden Wogen aufbäumen.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Meer ist die Geburtsstätte des Lebens. Ein tiefes, wenn auch instinktartiges Gefühl ließ schon frühe den Menschen diese Bedeutung des Meeres ahnen. In allen Kosmogenien spielt das Meer die Rolle des ersten, des wichtigsten Elementes. Erst aus dem Flüssigen entwickeln sich die festen Gebilde, die Gestalten: Pflanzen, Tiere und Menschen. Das Chaos der Griechen, die Neith der Ägypter, das Urmeer der Babylonier sind alles nur dieselbe noch indifferente flüssige Urmaterie, aus welcher die bildende Kraft durch Trennen und Formen die Welt erstehen läßt, und diese Ahnung der alten Welt hat die Wissenschaft der neueren zu klaren Gedanken erhoben. Aus einem feurig flüssigen Zustande, so konstruiert die Hypothese, aus einer geschmolzenen Masse erstarrte allmählich unsere Erde zu einem wenigstens mit fester Rinde umgebenen Ball. Aber die hohen Temperaturen zwangen noch lange alles, was flüchtiger war, als die zunächst festwerdenden Stoffe, in Dampf oder Gasform zu verharren und eine Atmosphäre zu bilden, die von unserer jetzigen unendlich verschieden ist, eine Atmosphäre, die mit einem solchen Drucke auf der Erde lastete, daß sie das Wasser des Himmels geschwängert mit den darin löslichen Salzen zwang, sich auf die Erde herabzustürzen und hier tropfbarflüssig zu verharren in einer Temperatur, die heute alles Wasser augenblicklich in Dampf verwandeln würde. Diese überhitzte Flüssigkeit zehrte aber sogleich auflösend an der festen Erdrinde, darauf veränderte sich ihr Gehalt, ihre chemische Natur, und so leiteten sich die tausendfachen Prozesse ein, aus denen alle die reichen Gebilde der Erde in vieltausendjährigen Entwicklungsreihen hervorgingen. Das heiße Salzmeer war wohl das erste und ursprüngliche, und es mußten erst eine ganze Reihe von Veränderungen auf der noch rohen, ungestalten Erde und besonders in der dicken, mit noch so vielen fremdartigen und ungehörigen Stoffen geschwängerten Atmosphäre vorgegangen sein, ehe sich aus dem Meere das reine, salzfreie Wasser in die Luft erheben, zu Wolken bilden und aus diesen als Regen niederfallend der Erde die süßen Quellen und Bäche geben konnte. Aber ehe das geschah, hatten schon in den Tiefen des Salzmeeres die Kräfte der Natur die Elementarstoffe zu besonderen Bildungen vereinigt, das formlos Lebendige entstehen lassen, aus dessen ersten Anfängen sich die unendlichen bunten und mannigfaltigen Organismenreihen auf der Erde entwickelten. (M. J. Schleiden, Das Meer, 1888.)

## EBBE UND FLUT

Wir waren vor Antwerpen mit der ausströmenden Ebbe abgefahren, und unser Schiff schoß rasch mit den wetteifernd ablaufenden Gewässern des Flusses und des Meeres zur Schelde hinaus. Da stürzten sich in eiliger Hast mächtige Ströme durch die Oster- und Westerschelde und durch alle die anderen Mündungen ins Meer hinaus. Alle Gewässer sind in Bewegung, aus allen Flieten, Kanälen, Gräben und Zweigadern des Landes strömt es heraus, wie in den Straßen einer Stadt nach einem heftigen Regen. Es war ein Schauspiel, wie es Noah am Ende der Sündflut hatte. Überall wuchsen trockene Länder aus dem Grund hervor und nahmen zusehends an Umfang zu. Jede



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Insel, an der wir vorüberfuhren, umgab sich mit einem breiten Gürtel von Vorland, das sich sofort, wenn auch nur für einige Stunden, mit Menschen bevölkerte, die den Krabben und anderen im Schlamme zurückgebliebenen Seetieren nachstellten. Als wir in die Oster-Schelde hineinsegelten, tauchten lange Strecken des einst untergegangen Teiles von Süd-Beveland wie Gespenster aus dem Grunde auf. Man bezeichnete uns die Stellen im Schlamme, wo einst die blühenden Orte Kreeck, Nieuwkerke, Skodde und andere lagen. Die Seedeiche scheinen riesenhoch zu wachsen, die Bollwerke, Brücken und Pfahlreihen der Häfen steigen mit langen Piedestalen empor, die Schiffe sinken mit dem Wasser herab und verstecken sich in den hochuferigen Rinnen.

Die Fahrt in unserem Inselarchipel bis Rotterdam dauerte zwölf Stunden. Wir wurden daher unterwegs auch wieder von der zurückkehrenden Flut erreicht und hatten Gelegenheit, die umgekehrten Erscheinungen, die Phänomene der Flut, zu beobachten. Zuerst entsteht eine Art von Stillstand in den Strömen. Es scheint, als wären alle während der Ebbe so rasch eilenden Flüsse plötzlich in stagnierende Seen verwandelt. Allmählich aber kommt wieder Leben und Regsamkeit in die versiegenden Gewässer, die im niedrigen Schlamme dahinsterben zu wollen schienen. Doch kommt diese Bewegung nun von der entgegengesetzten Seite. Das Meer drängt erst leise rückwärts. Die süßen Gewässer, welche aus dem Innern des Landes her sich einen Ausgang erringen wollen, geraten mit ihm in Streit. Aus diesem Streit entsteht an vielen Punkten eine Menge von Wirbeln — „Walen", wie die Kinder des Landes sie nennen —, die erst klein sind, aber immer mächtiger sich schwingen, je größer der Andrang des Meeres wird. Endlich siegt Okeanos. Seine Schulter hebt sich gewaltig, und er zieht siegreich zu allen Toren des Landes ein. Es ist, als wollte er seine ihm tributpflichtigen Flüsse zu Paaren treiben. Sie müssen weichen, und wie bei Aeneas' Ankunft in Latium der Tiber

„rückwärts ebnete der Wellen Erguß",

so fliehen sie alle landeinwärts den Bergen zu. Alle kleinen und großen Kanäle des Landes füllen sich mit flüssigem Stoff. Alle anderen schwellen bis an den Rand. Man erinnert sich des Briefes von Plinius, wie er das allmähliche Zusickern und Wachsen des Wassers in einer periodischen Quelle am Comersee so interessant beschreibt, und man staunt, dasselbe interessante Schauspiel hier auf eine großartige Weise und tausendmal vervielfältigt vor sich zu haben. Die weiten, kahlen Sandbänke schmiegen sich gemach wieder unter die feuchte Decke des Ozeans, zu dessen Gebiet sie gehören, zurück, wie Untertanen sich den Armen ihres Herrschers fügen. Die Menschen, die Fischer, Austern- und Krabbensucher, die Strandspaziergänger, die für ein paar Stunden dieses Terrain in Besitz nahmen, ergreifen die Flucht und verbergen sich hinter ihren Dämmen und Deichen. Die Inseln, deren Außen- und Vorwände verschwinden, schmelzen auf die Hälfte ihres Territoriums zusammen. Kleine Landesteile, die noch soeben mit dem Festlande zusammenhingen, lösen sich und werden zu Inseln. Die Hafenbäume der Städte, vorher riesengroß, schrumpfen fast zu nichts zusammen. Alle Gräben, Kanäle,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alle Meeres- und Flußarme füllen sich bis an den Rand der Deiche. Unser Schiff hebt sich mächtig in die Höhe und scheint als dominierender Riese durch die Gegend zu fahren. Wir schauen über die Dämme hinweg ins Innere des tiefen und niedrigen Landes hinein, das allmählich untergehen zu wollen scheint. Da überall sich die Wassertiefen um 10 bis 15 Fuß Dicke vermehren, so werden Gräben, die einige Stunden zuvor kaum ein Boot zu tragen vermochten, selbst für große Fahrzeuge schiffbar. Alle Schiffe, welche die Ebbe auf den Sand setzte und die, schief auf die Seite gebeugt, traurig dalagen wie Fische, die der Sturm ans Land warf, richten sich gemach wieder empor und erholen sich allmählich. Endlich lösen sie sich völlig aus dem klebrigen Boden und schweben beweglich und schwankend empor auf dem klaren Elemente, wie flüchtende Enten, die vom unbequemen Festland auf den glatten Teich sich gerettet. Nun wird in allen Häfen und an allen Ufern gerüstet.

Schiffe aller Größe und Arten spannen die Segel auf, lösen sich vom Strande und tragen ihre Reisenden, ihre Waren, ihre Botschaften von Ufer zu Ufer. Auch die großen Seefahrer, die vor den Mündungen der Ströme den Moment der Fluthöhe erwarteten, ziehen landeinwärts und schwimmen mit gebauschten Segeln und vollem Wasser in die sicheren Tore des Festlandes. (J. G. Kohl, Reisen in den Niederlanden, 1850.)

## GESTALTUNGEN DES MEERES

Wasser ist ein schweres Element, dichter als die Luft, immer beweglich. Die zarten Umrisse und Biegungen, die der Baum mit seinen Blüten und Zweigen in der freien Himmelsluft gewann, wird man unter den Wellen in dem Abgrunde nicht erwarten, wo nach des Sylphen Ariels Liede alles „verwandelt wird zu Korallen und Perlen". Auf geharnischte Formen also, auf wunderbare und, wo es die Bildungsstätte zuließ, auf schöne Wölbungen, alle mit dem lebendigen Begriff ihrer örtlichen Bestandheit gezeichnet, werden wir uns Rechnung machen dürfen. Die äußersten Regionen, wo Erde und Meer sich mischt, zeigen, wie in andern Übergängen zweier Naturreiche ineinander, so auch hier in unserem Gefühl Doppelartiges, mithin dem ersten Anblick Häßliches, Fremdes. Und doch sind auch diese Übergänge, wenn man sie näher betrachtet und sich an ihren Anblick gewöhnt, äußerst leise, dem zwiefachen Element harmonisch geordnet. Die Schildkröte, der scheußliche Krokodil, andere Amphibien, die uns so widerlich, so schrecklich erscheinen, sind, wie mit dem Kompaß in der Hand, für ihre Elemente gebildet. — — Schöne Gebilde des Meeres dünken uns alle zu ihrer Wirklichkeit, das ist zum Leben in ihrem Element, rein und frei und froh gebildete Gestalten. Als lebendige Fahrzeuge, als Schwimmer erscheinen sie uns, wo Schiff und Schiffer eins ist, durch die Wellen hindurch gleitend. Ihre verteidigenden Instrumente hat die Natur meistens dahin gelegt, wo das bewehrte Geschöpf sich Bahn macht und die Wellen durchschneidet, obgleich oft auch Seiten und Rücken des lebendigen Schiffes im freien Element des Wassers ganz gerüstet und bewehrt wurden. Außer diesen Waffen der Not aber, in wie



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sanften Linien ist die Gestalt der Meeresbewohner hinabgeleitet! Der Fisch schwebt und wiegt sich auf seinen Meeresflügeln und schießt hinunter und fährt hinauf und streicht und steuert. Ein unerreichbares Urgebilde lebendiger Schiffsbaukunst. Betrachten wir dabei seine Empfindungswerkzeuge, das farbenreiche Auge, mit dem er in seinem gläsernen Hause hinauf, hinab zu allen Seiten sieht und in seinem Element alle Gegenstände runder, größer wahrnimmt, von innen seine zarte Struktur, von außen, bei so vielen Gattungen, die glanzreichen kunstvollen Schuppen und Farben: so scheint er uns, was er auch ist, eine lebendige Darstellung des silbernen Meeres selbst zu sein, das sich in ihm nicht etwa nur abgespiegelt, das sich verkörpert in ihm hat und wenn man so sagen darf, sich in ein Gefühl seiner selbst verwandelt. „Es rege sich", sprach die Stimme der Schöpfung, „das Weltmeer mit Leben und Bewegung, und es geschah also." Das lebensschwangere, immer bewegliche Element mit allen seinen lebendigen Kräften fuhr zusammen, was Fühlbarkeit in ihm war, ward organisiertes Gefühl, lebendige Gestaltung, eine dieser Wasserwelt harmonische, tätig-genießende Empfindung. Die kleinste Silberschuppe auf dem Rücken des Fisches, wie die ganze Symmetrie seines Baues, alles, was an ihm ist und zu ihm gehört, ist Ausdruck dessen, was er Kraft seines Elementes sein konnte, lebendige Darstellung seines innern und äußern elementarischen Daseins in Verhältnissen, Kräften, Gliedern. (Herder, Kalligone, 1800.)

## MEERESLEUCHTEN

Kaum war es dunkel geworden, so schien die See gleichsam überall in vollem Feuer zu stehen: jede Welle, die sich brach, hatte einen leuchtenden Saum, und wo das Schiff die See berührte, zeigten sich Streifen von phosphorischem Lichte. Soweit das Auge in die Ferne reichte, stellte sich uns überall dieselbe Erscheinung dar, und selbst die Abgründe des unermeßlichen Ozeans schienen mit Licht geschwängert. Große leuchtende Körper, die wir aus der Gestalt für Fische erkannten, schwammen um uns her. Einige näherten sich dem Schiffe und hielten denselben Strich, andere entfernten sich seitwärts, schnell wie Blitze. Zuweilen näherten sie sich untereinander, und traf sichs, daß ein kleiner einem großen zu nahe kam, so kehrte jener eilends zurück und suchte auf alle Art zu entkommen. Ich ließ einen Eimer voll dieses leuchtenden Wassers zur näheren Untersuchung heraufziehen und fand darin unzählige, ganz kleine leuchtende Kügelchen, welche sich unglaublich schnell bewegten. Nachdem das Wasser eine Zeitlang ruhig gestanden hatte, schien die Zahl der leuchtenden Körperchen merklich verringert. Kaum aber rührte oder bewegte man wieder das Wasser, so ward es wieder hell, und die kleinen Funken fuhren darin sehr lebhaft in allerlei Richtungen umher, auch selbst nachdem es wieder allmählich still geworden war. Wir hatten den Eimer vermittelst eines Stricks von der Decke herabhängen lassen, um die Bewegung des Schiffes zu vermeiden und das Wasser recht ruhig werden zu lassen. Demohngeachtet bewegten sich diese Lichtstäubchen hin und her, so daß man von ihrer willkürlichen Bewegung überzeugt ward. Das Funkeln ver-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stärkte sich aber, sooft man in den Eimer mit der Hand oder mit einem Stecken rührte. Im ersten Fall blieb zuweilen ein solches phosphorisches Fünkchen am Finger sitzen, kaum war es so groß als der kleinste Nadelkopf. Das geringste Vergrößerungsglas gab die kugelförmige Gestalt und etwas bräunliche Farbe dieser gallertartigen, durchsichtigen Pünktchen zu erkennen. Unter dem Mikroskop entdeckte man eine sehr feine Röhre, welche von einer runden Mündung an der Haut ins Fleisch oder in das Innere dieses kugelrunden Geschöpfes ging. Das Eingeweide bestand aus vier bis fünf ganz kleinen Säcken, welche mit der obenbenannten Röhre in Verbindung zu stehen schienen. Das stärkste Vergrößerungsglas zeigte nichts mehreres, sondern obiges nur noch deutlicher. Ich wünschte nur noch eines dieser Pünktchen in einem Wassertropfen unter das Mikroskop zu bringen, allein ich konnte kein lebendiges mehr bekommen; ehe ich sie mit dem Finger ablösen konnte, starben sie wegen ihrer äußerst zarten Struktur. — Am 22. November, als wir das Vorgebirge der guten Hoffnung verließen, bemerkten wir die nämliche Erscheinung bei sehr starkem Winde. Gewiß, der Anblick des unermeßlichen Weltmeeres mit Myriaden kleiner Stäubchen angefüllt, denen der Schöpfer Leben, Bewegung und Wanderungskraft, nebst dem Vermögen erteilt, im Finstern entweder zu leuchten, oder ihr Licht nach Willkür zurückzuhalten und alle Körper, die sie berühren, zu erleuchten — ein solcher Anblick muß mehr Erstaunen und Ehrfurcht erwecken, als man mit Worten ausdrücken kann. (Johann Reinhold Forster, Reisetagebuch, 1772.)

## ERDBEWEGUNG UND FLUSSUFER

Schon Pallas bemerkte, daß in Rußland die Flüsse ein mehr abschüssiges und daher höher erscheinendes Ufer auf der rechten Seite und flacheres auf der linken Seite haben. Diese Bemerkung ist seitdem von allen Reisenden, welche auf die Erdbildung achtgaben, wiederholt worden. Derselbe Unterschied ist dem Volke viel früher aufgefallen; denn es nennt die rechte Seite des Flusses die Bergseite und die linke die Wiesenseite, weil auf dieser ein üppiger Graswuchs zu sein pflegt, da bei höherem Wasserstande, möge dieser nun im Frühling eintreffen oder im Sommer, die linke Seite überschwemmt wird und üppigen Graswuchs produziert. In der Tat ist bei fast allen größeren Flüssen, wenigstens im Mittellauf derselben, häufig auch im unteren, der Unterschied sehr auffallend. Das rechte Ufer ragt um mehrere Klafter, zuweilen um zwanzig und mehr über den Wasserspiegel empor, wogegen das linke Ufer sich nur unbedeutend über diesen Spiegel erhebt. Das gilt von der Wolga, der Düna und Dwina, aber auch vom Dnjepr, Don, Ob, der Lena, Kolyma und so weiter. Es ist auch, wie man mir versichert hat, am Amur bemerklich. Bei der Allgemeinheit dieser Erscheinung kann man nicht zweifeln, daß sie eine physische Ursache haben müsse. Nun strömen einige der genannten Flüsse von Norden nach Süden, andere von Süden nach Norden. Bei den ersteren liegt das hohe Ufer nach Westen, bei den anderen nach Osten, in beiden Fällen ist es aber für die Strömung das rechte Ufer. Dieser Umstand schon muß es sehr zweifelhaft erscheinen lassen, daß der Wind,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie man an der Wolga gewöhnlich glaubt, die Veranlassung zu dieser Bildung geben könne. Man meint nämlich, der Ostwind, der über die Wasserfläche streicht, dränge häufiger und mit mehr Gewalt das Wasser gegen das westliche Ufer als umgekehrt. Allein diese Erklärung kann nicht richtig sein, weil in Sibirien der Wind vorherrschend östlich ist, aber gerade das östliche Ufer ist das höhere. Noch auffallender widersprechen die Zuflüsse, die die Wolga von Nishnij-Nowgorod bis Kasan erhält, sie haben auch ein rechtes hohes Ufer. Von diesen Flüssen nähert sich die Swjaga so sehr der Wolga, daß sie bei Simbirsk kaum eine halbe Werst von ihr absteht, obgleich sie noch 200 Werst verläuft, bevor sie sich in die Wolga ergießt. Da nun die Swjaga auf der Ostseite ihr hohes Ufer hat, die Wolga auf der Westseite, so ist wohl nicht zu bezweifeln, daß nicht ein vorherrschender Wind so ganz entgegengesetzte Wirkungen auf so benachbarte Flüsse haben kann, vielmehr muß gerade der Umstand, daß der eine Fluß nach Norden fließt, der andere nach Süden, diesen Unterschied erzeugen. Der Grund liegt ohne Zweifel in der Rotation des Erdkörpers. Das wollen wir versuchen deutlicher zu machen und zur festen Überzeugung zu bringen.

Bekanntlich dreht sich der Erdkörper um seine Achse, und zwar von Westen nach Osten. Diese Bewegung ist rasch genug, obgleich wir nichts davon fühlen, weil alle Gegenstände und selbst der Luftkreis sich mitbewegen. Nur die Sonne, der Mond und alle Sterne, die an dieser Bewegung keinen Anteil haben, scheinen deshalb sich um uns oder vielmehr um die Achse der Erde in entgegengesetzter Richtung, das heißt von Osten nach Westen zu drehen, weil uns unser Beobachtungspunkt unbeweglich scheint. Da die Erde die Gestalt einer Kugel hat, die nur an den Polen etwas abgeflacht ist, so folgt daraus, daß die Geschwindigkeit der Bewegung nicht überall gleich sein kann. Der Äquator, der am meisten angeschwollene Teil, dreht sich ebensowohl in 24 Stunden, als jeder andere Parallelkreis, der einen viel geringeren Umfang hat, und die beiden Pole bleiben für diese Bewegung ganz in Ruhe. — — Denken wir nun, es wäre möglich, irgendeinen Körper vom Äquator aus bis nach jenem kleineren Parallelkreis zu werfen, so wird er, auch wenn er gerade nach dem Pol zu geworfen wird, da er eine zweimal so starke Bewegung nach Osten mitbekommen hat, keineswegs gerade nach dem Pole fliegen, sondern sehr stark nach Osten abweichen. Umgekehrt wird ein Körper, der von jenem kleineren Kreise gerade gegen den Äquator geworfen wird, weil er eine viel langsamere Bewegung nach Osten mitnimmt, wenn er unter dem Äquator angekommen ist, stark nach Westen abweichen. — —

So sehen wir, daß Flüsse, die das Wasser von den Polen nach dem Äquator bewegen, einen Druck auf ihre westliche Seite ausüben müssen, denn das fließende Wasser bringt in diesem Falle geringere Rotationsgeschwindigkeit mit, als jeder Punkt hat, bei dem es ankommt, es drängt also gegen das westliche Ufer, das ist aber für diesen Flußlauf das rechte. Wasser aber, das nach dem Pole strömt, drängt nach Osten, weil es größere Geschwindigkeit mitbringt, und für diese Flüsse ist auf der nördlichen Erdhälfte das östliche Ufer wieder das rechte. In der südlichen Erdhälfte drängt das Wasser, das gegen den Äquator strömt, ebenfalls nach Westen und das Wasser, das vom Äquator



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

strömt, nach Osten, allein es ist dieses Ufer hier das linke, da wir die Ufer nach der Richtung der Strömung benennen. Man erkennt hieraus wohl schon, wodurch das hohe Ufer entsteht. Es ist der stärkere Andrang des Wassers, der dieses Ufer, wenn es nicht sehr festes Gestein hat, angreift und abspült, worauf die höheren Schichten, die der Fluß nicht mehr erreicht, nachstürzen müssen. Umgekehrt ist auf der anderen Seite des Flusses viel geringere Strömung. Da also setzen sich die Niederschläge ab, die der Fluß nicht mit sich reißt.

Diesen Unterschied der beiden Ufer habe ich Gelegenheit gehabt nicht nur an dem größten Teil der Wolga, sondern auch an bedeutenden Abschnitten des Don, des Dnjepr und der Dwina zu sehen, sowie auch an manchen Abschnitten größerer Flüsse im übrigen Europa. Es scheint aber der Unterschied beider Ufer am größten in Rußland sich zu finden, weil hier der Boden, sowohl im Süden als im höheren Norden, außerordentlich nachgiebig ist. (Karl Ernst von Baer, Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, 1873.)

## URSPRUNG DES RHEINES

Da, wo das Domleschger Tal durch die mit ihren Stirnen zusammenstoßenden Ausläufer des Muttner Hornes und des Piz Beverin abgeschlossen wird, liegt Thusis. — — Den mächtigen Gebirgswall, der sich hier vorschiebt, hat der Rhein — vielleicht haben unterirdische Feuerkräfte ihm dabei vorgearbeitet und geholfen — in einer gewaltigen Spalte durchsägt. Diese Spalte ist fast eine Meile lang. Nur gewandte Fußgänger konnten ehemals in ihr neben dem Rheine fortkommen. Und der Hauptstraßenzug führte, das Rheintal verlassend, hier über die Höhen am Piz Beverin vorbei in den Schamser Gebirgskessel von Schams hinauf. Alle Warenzüge des Mittelalters, alle Pilger und Kreuzfahrer, die nach dem Süden zogen, alle unsere deutschen Kaiser mit ihren Rittern auf ihren Römerfahrten mußten sich hier bei Thusis an den schroffen Bergwänden erheben, um über den riesenhaften Felsenriegel hinweg zu den oberen Tälern zu gelangen. Sie nannten dies „den guten Weg". An den Bergen hinaufblickend, erkannten wir noch Partien und Spuren von dieser uralten ehrwürdigen Straße. Den Gemsjägersteig aber unten im Tale fort durch das Bohrloch des Rheins nannten sie „den schlechten Weg" (Via Mala) und den ganzen Spalt selbst, der fast gar nicht benutzt werden konnte, „das verlorene Loch".

Der Zug über die Höhen führte natürlich allerlei Unbequemlichkeiten mit sich, zunächst das steile Ansteigen, das nur durch seine langen Zickzackwege sich hätte vermeiden lassen, dann im Winter die dort sich anhäufenden Schneemassen. Allmählich ließ sich daher der Verkehr in die Tiefe hinab. Im Laufe von Jahrhunderten wurden wiederholte Versuche angestellt, einzelne Teile des Talbodens wegbar zu machen. Das 19. Jahrhundert brach auch hier mit einer Straße durch, die, so gut sie ist, doch noch innerhalb der schlimmsten Strecke den Namen „Via mala" beibehielt.

Der Rheinstrom hat sich zuweilen so tief in die Felsen hinabgegraben, und



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dabei ist er stellenweise zwischen so steile und eng zusammenstehende Wände eingeklemmt, daß er mehrmals ganz darunter verschwindet. Es ist daher unmöglich gewesen, mit der Straße ebensoweit in die Tiefe hinabzugehen, wie der Fluß selbst. Und eigentlich schlängelt sie sich daher in der Mitte der Höhe der Schlucht längs der Wände des Spaltes hin, bald auf dieser, bald auf jener Seite des Flusses sich anhängend, bald auf wundervollen Brücken über den Abgrund, in dessen versteckten Tiefen der Rhein braust, hinübersetzend, bald durch Felsenriegel sich Tore und Höhlengänge grabend, bald auf Vorsprünge und Absätze frei hinaustretend, bald auf künstlichen Mauergewölben am Abhange schwebend. Der grüne Rhein ist unten 300 bis 400 Fuß tief auf dem Boden der Spalte versteckt. Zuweilen sieht man frei bis auf seine schäumende Oberfläche hinab. Zuweilen kann man selbst auf den Brücken stehend zwischen allen den vortretenden Felsenköpfen, die sich von beiden Seiten her ineinander verzahnen und verkeilen, nur ein grünes oder weißes Streifchen von ihm erkennen. Man fährt nahe an zwei Stunden zwischen den wundervollsten Szenen aufwärts, bis dann auf einmal der Rhein sich aus der Tiefe wieder hervorhebt, die Schlucht sich rechts und links erweitert und ein flacher Talboden sich herbeiläßt, auf dem man dann bequemlich hineinrollt in das weidenreiche Schamser Tal durch die Dörfer Zillis, Andeer und andere. Die alten Kaiser und Ritter aber blieben immer oben auf dem Bergplateau, auf ihrer „guten Straße", und durchzogen die Reihe der oberen Schamser Dörfer Lohn, Motton und Donat, da sie einmal oben waren und es nun zu unbequem fanden, erst wieder ins Tal hinabzusteigen, mit dem ihr Weg sie allmählich ganz von selbst wieder zusammenführte in den wilden Paß der Roflen oder la Rofla.

Diese Rofla, durch die man aus dem Schams ins Rheinwaldtal hinaufgeht, ist etwas ähnliches wie die Via mala zwischen dem Domleschg und dem Schams, ein Gebirgsriegel-Durchbruch von einer Talstufe zur anderen.

Der Rhein setzt zuweilen in schönen Kaskaden, zuweilen in tiefen Klüften schäumend, zuweilen ungesehen, aber überall gehört, hindurch. Es tempeln sich hier Massen auf Massen. Die Wildnis ist unsäglich. Was die Natur nur Schreckliches oder Erhabenes in Felsenformen oder Felsenfratzen hervorbringen kann, das hat sie hier in hundert und aberhundert Szenen dargestellt. Wie auf einer Blumenwiese unerschöpflich im Anmutigen, so scheint sie hier unerschöpflich sein zu wollen im Wilden. Blickt man in die Tiefe, so steigen hier schaurige Gründe, der eine noch tiefer als der andere, hinab. Schaut man in die Höhe, so überbietet ein kahler Felsenkopf den anderen, eine öde Wand hängt über der anderen. Manche dieser Wände sind auf weite Strecken hin mit zerstörten Wäldern bedeckt. Sei es, daß ein Waldbrand hier aufräumte, oder daß ein Wirbelwind die Bäume umknickte. Niemand kann hier den Waldbränden Einhalt tun, ja, keiner gibt sich auch nur einmal die Mühe, die Holzernte, welche der Wind fällt, zu sammeln. Modernde Baumstämme, chaotisch durcheinander geworfen, hängen oft stundenweit an allen Abhängen übereinander!

Zuletzt kommt man noch durch ein Felsentor, Sasaplana genannt, und schreitet dann endlich wieder in einem oberen Tale fort, dem alten Tal der



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Freien am Rhyn". So nannten sich die deutschen Bewohner dieses alleräußersten Rheintales, des sogenannten Rheinwaldes. Sie wohnen bis zu den Quellen des Rheins, bis zum Hinterrheingletscher hinauf, und ihr Hauptort ist Splügen. Sie sollen von einer uralten Kolonie Deutscher abstammen, welche ein deutscher Kaiser, man sagt Friedrich der Rotbart, hier am Splügen als treue Wächter des Passes ansiedelte. Diese Deutschen des Rheinwaldes bilden in ihren Dörfern Suvers, Splügen, Medels, Hinterrhein und so weiter ein kleines Staatswesen für sich und sind rundherum durch romanische Täler von den übrigen Deutschen gesondert und isoliert. Sie kommen aber als die „Freien am Rhyn" schon sehr früh in der Graubündner Geschichte vor und werden auch mit unter denen genannt, welche die ersten Bündnisse der „Grauen" mit beschworen, Bündnisse, die dauern sollten „solange als Grund und Grat stehen". — —

„Splügen" oder „Speluga" soll seinen Namen von dem lateinischen „specula" (Wachtturm) haben. Manche deuten dies auf einen dicken, alten Turm, der noch auf der Höhe des Passes steht, und der, wie viele ähnliche alte Hochalpengemäuer, aus der Lombardenzeit herstammen soll, den aber andere für ein Römerwerk halten. Auch im Tale selbst, nahe beim Dorfe Splügen, liegen Überreste eines alten Schlosses, welches nun die letzte Ritterburg in dem ganzen an Ritterburgen so reichen Rheintale ist. Ganz in der Nähe von Splügen, wenige Stunden weiter westwärts, erblickt man die Höhen des Adula, den Piz Val Rhein und das Moschelhorn, aus deren Eishöhlen die Quellen des Rheins hervorrauschen. Ich ließ von hier aus meine Gedanken längs der weit sich hinstreckenden Tal- und Landschaften des großen Stromes hingleiten, gedachte aller der schönen großen und kleinen Städte, deren Mauern er bespült, und war froh, daß ich einst auch das andere Ende dieses Stromes gesehen hatte in Holland, wo er sich in den Dünen verliert. Von dieser eisigen Gletscherurne im Rheinwald bis zu der hölzernen Schleuse innerhalb der holländischen Dünen, welche lange Perlenschnur von Städten, welche schöne Kette anmutiger Landschaften, welche Kontraste der Natur, die batavischen und die Rhätischen Alpen! (J. G. Kohl, Alpenreise, 1849/1851.)

## WALD UND QUELL

In allen Erdteilen hat man Beobachtungen gesammelt, aus denen unzweifelhaft hervorgeht, daß der Reichtum der beständigen Quellen unmittelbar von der Bewaldung der Höhen abhängig ist. Man sah in zahlreichen Fällen nach dem Abtreiben der Waldung die Quellen ausbleiben, ja, in einigen Fällen sah man nach erfolgter Wiederbewaldung die Quellen aufs neue fließen. — —

Der stille Tannenbestand, in dessen säulengetragenen Wipfeln wir unten das Flüstern der Abendluft kaum hören, der leuchtende Buchenwald mit seinen weißen Schäften, der schwermütige Fichtenbestand, der die kerzengeraden Stämme bis zum Boden hinab verhüllt — sie alle sind die Hochwächter des Lebens und Gedeihens der Ebene.

Wir steigen nun noch höher hinauf, und wir haben sehr aufzumerken, um die Grenze wahrzunehmen, die uns aus dem Gebirgswalde in den Alpenwald



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

leitet. Jener ist in seinem Reiche ein ruhiger Gebieter, der seine Macht befestigt und sein Hauswesen wohl geordnet hat; der Alpenwald ist ein rastlos Ringender, dem man es an tausend Wunden ansieht, daß er mit einem starken Gegner in stetem Kampfe liegt.
Hier oben herrschen die Naturgewalten, Lawinen und Erdrutsche, Hochgewitter und Runsen und der Winde zügelloses Heer. Und gegen alle diese Feinde hat der Wald kaum Fläche genug, um festen Fuß zu fassen. Mühsam bohrt er seine Wurzelanker in die Felsenklüfte und streckt seine zerzausten Häupter über gähnende Abgründe oder duckt sich in Talkesseln, wo der grüne Alpsee sein Bild abspiegelt.
Liegt auch dieser wunderreiche Kampfplatz, wo das Leben mit Zerstörung und Vernichtung ringt, großenteils auf schweizerischem Boden, so fällt doch ein gutes Teil auf das deutsche Gebiet, und brauchen wir denn, ja, dürfen wir die von Menschen gemachten Grenzen anerkennen, wo es sich um Zusammengehöriges nach dem Gesetz der Natur handelt? Haben wir ja doch nach der uns klar gewordenen Bedeutung des Waldes ein Eigentumsrecht an dem Walde der Schweizer, und die Bündner sündigen auch an uns, wenn sie ihre Alpenwaldungen verwüsten; denn sie berauben Rhein und Donau und geben ihnen Steine für Wasser. (E. A. Roßmäßler, Der Wald, 1871.)

## DER STAUBBACHFALL

Die erste Bedingung zum Vollgenuß ist Sonnenglanz, und dieser währt an den längsten Sommertagen von ungefähr 7 Uhr des Morgens bis halb 1 Uhr des Mittags. Nicht nur die Regenbogen im Kessel, wo die zerstobenen Wasser sich sammeln, auch die fliegenden Wasserflocken in der Luft bedürfen des Sonnenscheins.
Man schreitet gewöhnlich vom Gasthof oder vom Pfarrhause zuerst nach der Stelle hin, wo der Bach zu Boden regnet, als wollte man erst ihn fühlen, bevor man ruhiger ihn betrachte. Am linken Ufer des Baches, durch Erlen, wandert man, von der Straße, die nach dem tiefen Tale führt, rechts abgehend, hinauf und fühlt sich bald auch bei wolkenlosem Himmel in einem Regenschauer, gegen den man sich selbst mit Schirmen verwahren mag. Etwas mühsam erklimmt man den Hügel von Felstrümmern, den der Bach sich links von seinem Niedersturze gebildet hat und schaut hinab in ein weites Becken, das unablässig von tausendfachem Schaumgekräusel wimmelt. Auch jenseits erblickt man Schutthaufen, die von oben heruntergeworfen sind, und nicht ohne Verwunderung sieht man den Bach zwischen diesen zwei aufgestapelten Bollwerken im freien Durchgang davon rieseln. Kennbar rührt die Tiefe seines Beckens und diese Öffnung nach der Lütschine von der Gewalt der Wassermasse her, die nach Gewittern und bei großer Schneeschmelze hier im Mittelpunkte des Falles Raum geschafft, ohne doch die Hügel rechts und links zu vermindern. —
Schreitet man auf die rechte Seite des Kessels, so findet man es leicht, dort hinabzugelangen in den Umfang desselben, und alsbald wird man von einem doppelten Regenbogen umringt, der gleich einem angeworfenen Nimbus so



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

genau mit uns verschmilzt, daß er Schritt um Schritt, solange wir im Sonnenglanz und im Taunebel bleiben, bald vorrückt, bald zurückweicht, wo wir gehen und stehen. Ja, die Wassertropfen hängen sich an die Kleider und glühn einzeln wieder in unvergleichlicher Pracht, aber die Nässe gestattet nicht, sich dieses Feengewandes lange zu freuen, und ein fröstelndes Gefühl von Sterblichkeit treibt um so eher aus der Tiefe wieder ans Ufer, da die Gefahr am Tage liegt, von irgendeinem zufällig herabgeschwemmten Steine plötzlich und selbst tödlich verletzt zu werden.

In sicherer Entfernung denn lagern die Wanderer sich hin und genießen sorglos, was ihnen bisher entgangen war. Mit unermüdetem Staunen erhebt sich das Auge nach der hohen, im Blau des Himmels scharf gezeichneten dunkelgrauen Kante, wo die Najade zweiteilig ihr fliegendes Gewand in die Lüfte hängt. — Eine Hälfte des Baches, doch unmerkbar von der anderen getrennt, fällt beinahe senkrecht herab und würde an der Felswand niedergleiten, wenn diese nicht von oben bis unter die Mitte sich leise zurückzöge und der Wassersäule freieres Fortschweben gestattete. Mit der zweiten Hälfte ungefähr, etwas kühner vorspringend, zersplittert sich die Masse in jenen Gischt und Staub, der so duftig, so ganz ätherisch niederwärts schwebt und an den Bachsturz im Salzburgischen erinnert, welchem das Landvolk den Namen des Schleierfalls erteilt. Die innere Partie des Staubbaches fällt abwärts der Mitte ihres Weges, als wollte sie versuchen, sich anzuhalten, auf eine schräg vorstehende Bank und rieselt von da in tausend blendenden Schaumstrahlen vollends an dem dunkeln Gestein nach dem Kessel hinab, während die äußere, durch Schnelligkeit und Schwere die Luft unter sich pressend, in Millionen Schaumbläschen immer mehr zerschillt und weit herum einen ewigen Tau zur Erde spritzt. Es ist unterhaltend, das Wasser von seinem Ausströmen an der hohen Felsrinne bis zu seinem Zerstieben mit dem Blicke zu verfolgen. Erst bricht es so wütend hervor, daß man erschrickt vor dem furchtbaren Sturze, den man erwartet; aber kaum hundert Schuhe gefallen, breitet sichs reichlich aus, und die zusammengedrängte Säule zergeht in einzelne schneeweiße Wölklein, die man nicht übel schon Wasserraketen benannt hat, weil sie forteilend, gleich jenen flammenden, einen Schweif zurücklassen, der eine halbe Sekunde lang ihre Bahn bezeichnet, bis sie völlig — ich möchte sagen in Wasserfunken — auseinander sprühend, sich zur Unsichtbarkeit verlieren. — —

Lieblich ist im Staubbache das mannigfaltige Spiel des Windes. Vorerst erregt das Wasser durch sich selbst einen beständigen Luftzug, als wenn Äolus vor dem Stromgott ins Tal hinaus flüchtete. Doch diese Bewegung trägt allein die feineren Tautropfen in das Weite und kann nicht den Bach im Ganzen ergreifen. Sobald aber ein fremdartiger Windstoß den Gießen überfällt, so zeigt sich manch eine seltsame Erscheinung, die nicht anders als höchst überraschend vorkommen muß. „Oft geschieht es," sagt Wyttenbach, „daß der Föhnwind (ein warmer Süd) mit so heftiger Gewalt gegen die Mündung des Baches stößt, daß dadurch das Wasser desselben ganz zurückgetrieben wird und zuweilen bei zwei Minuten lang fast nichts davon über den Berg hinabfällt." — Zu anderer Zeit werden ganze Scharen von durch-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sichtigen Wölkchen mitten aus dem schwebenden Dunstnebel davongeführt und bieten abermals ein höchst ergötzliches Schauspiel dar. Am hübschesten kam mirs vor, wenn ein kräftiger Sturm den gesamten Bach erfaßte und entweder taleinwärts oder talauswärts so gänzlich aus seinem luftigen Gleis nach einer Seite verwehte, daß unten der kleine Vorrat im Kessel versiegend nach der Lütschine entschwand und die erschrocknen zahlreichen Fischlein, übereilt in ihren Spielen, nur kümmerlich in einzelnen Grübchen das Naß ihres Lebensbedarfes übrig fanden. Ich sah in solch einem Augenblick jubelnd eine Schar von Mädchen und Knaben mit allerlei Geschirren nach dem Strombette laufen und in froher Emsigkeit die wehrlosen Forellen aus den Vertiefungen, wo sie plätscherten, in hergetragene Kübel und Näpfe versetzen. Aber mitten in der lustigen Freibeuterei ließ der Windstoß nach, der Bach gewann unverweilt sein altes Bett und plötzlich unter den Händen der Kinder schlüpften die geängstigten Fische davon, während naß über die Knöchel und in Hast die mutwilligen Fischer an die beiderseitigen Ufer entsprangen und wohlgemut ihren stattlichen Gewinn nach Hause trugen.

Wenn Schnee in das Tal fällt, so hängen sich die Flocken an den ganzen unteren Felsensatz der Staubbachwand an, gefrieren bei zunehmender Kälte fest, werden durch das darüberfließende Wasser zu Eis, das sich in Hunderte von größern oder kleinern Zapfen bildet, und gewähren eins der anmutigsten Schauspiele der Natur. Ein prachtvoller Glanz, der beim Sonnenschein wahrhaft blendend wird, fällt durchdringend in die Augen, und der Berg scheint durchsichtig hellblau glasiert zu sein. Bei gelindem Wetter und bei warmem Föhnwind stürzen ganze Stücke dieser Zapfen in die Tiefe und erregen ein heftiges Getöse. Unten aber im Kessel türmt sich das herabgefallene Eis zusammen und häuft sich, überspritzt und vermehrt durch die schnell gefrierenden Wassertropfen von oben, zu einem wahren Gletscher auf. Ja, die Wassertropfen vereisen sich oft schon im Sturze, fallen rasch zu Boden und stellen augenscheinlich die Bildung des Hagels in unserem höheren Luftgebiete dar. Zunächst an der Fluh, beim Ausfall des geteilten Baches erwachsen zwei ungeheure Eissäulen, wie nach einer zauberischen Baukunst, welche von oben niederwärts anmauern wollte, dann reißen sich beide, durch eigenes Gewicht oder durch laue Südwinde losgetrennt, urplötzlich ab und krachen mit solcher Gewalt auf den Gletscher im Kessel hin, daß alles zusammenschüttert und ein Erdbeben zu beginnen scheint. Gewaltig ist das seltene, aber doch zutreffende Stürzen beider Säulen zugleich, und ergötzlich ist das wiederholte Wachstum bei frisch eintretendem Winterfroste. Sobald aber im Frühling, vorzüglich im Maimonat, die warmen Lüfte stetiger werden, so schmilzt auch der Eishügel im Kessel mit erstaunlicher Schnelligkeit zusammen und löst sich, gerade wie bei den Gletschern, zuerst an der Felsenwand auf, so daß die Eismasse zwischen sich und dem Gestein eine furchtbare Kluft öffnet, deren Tiefe schon zu 45 Ellen ist befunden worden. Noch in die Hälfte des Brachmonats hinein sieht man Reste der winterlichen Erstarrung liegen. Oft bildet sich ein wunderschönes, azurnes Portal, und das regere Wasser zieht siegreich unten hindurch oder öffnet sich durch die Kraft seines Sturzes und seiner vermehrten Wärme von oben durch das Gewölbe



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hinein, wie durch die Kühlungshalle einer römischen Villa, den ungehinderten Durchgang. In gerader Richtung vor solch einem Portal stehend, erblickt man nicht ohne Staunen alle Farben der Iris untereinander strudelnd kämpfend, wie die Flammen eines Feuerofens. Steht man aber mehr zur Seite zwischen der Sonne und dem stäubenden Wasser, so zeigen sich diese Farben wieder in schöngeschweiftem regelmäßigen Bogen, der oft erst an der Felswand sichtbar wird. (Wyss, Reise in das Berner Oberland, 1817.)

## HEISSE QUELLEN AUF NEUSEELAND

Das Wetter hatte sich in der Nacht ausgetobt. Morgens lag dicker Nebel über dem Waikato, der Nebel hob sich aber bald, die Sonne schien freundlich ins Tal, und nun — welches Schauspiel! Reißenden Laufes, Stromschnelle hinter Stromschnelle bildend, stürzt sich der Waikato durch ein enges, tief zwischen steil ansteigenden Bergen eingerissenes Tal. Seine Wasser wirbeln und schäumen um zwei kleine, mitten im Strombett liegende Felsinseln und schießen brausend durch die Talenge. An den Ufern aber steigen weiße Dampfwolken auf von heißen Kaskaden, die in den Fluß fallen, und von Kesseln voll siedenden Wassers, die von weißer Steinmasse umschlossen sind. Dort steigt eine dampfende Fontäne in die Höhe und sinkt wieder nieder, jetzt erhebt sich an einer anderen Stelle eine zweite Fontäne, auch diese hört auf, da fangen aber zwei zu gleicher Zeit an zu springen, eine ganz unten am Flußufer, die andere gegenüber auf einer Terrasse, und so dauert das Spiel wechselnd fort, als ob mit einem kunstvoll und großartig angelegten Wasserwerke Versuche gemacht würden, ob die Springbrunnen auch alle gehen, die Wasserfälle auch Wasser genug haben. Ich fing an zu zählen alle die einzelnen Stellen, wo ein kochendes Wasserbecken sichtbar war oder wo eine Dampfwolke ein solches andeutete. Ich zählte 76 Punkte, ohne jedoch das ganze Gebiet übersehen zu können, und darunter sind viele intermittierende geiserähnliche Springquellen, welche periodische Wassereruptionen haben.

Das Quellengebiet erstreckt sich dem Waikato entlang etwa eine englische Meile weit an beiden Flußufern, vom Fuße des steilen Bergkegels Whakapapataringa südlich bis zum Fuße des waldigen Tutukau-Berges nördlich. Der größere Teil der Quellen liegt am rechten Ufer, ist aber äußerst schwer zugänglich, da man den reißenden Strom bei den Quellen selbst nicht passieren kann, sondern nur weiter oberhalb oder unterhalb und dann an den steilen, mit dichtem Buschwerk bewachsenen Ufergehängen herumklettern müßte, wo man keinen Augenblick sicher wäre, in dem durch heiße Wasserdämpfe an unzähligen Punkten gänzlich erweichten Boden in kochend heiße Schlammmassen einzusinken. Ich mußte mich auf eine nähere Besichtigung der am linken Flußufer dicht unter dem Dorfe liegenden Quellen beschränken.

Eine große 120 Schritt lange und ebenso breite, aus weißlichem Kieselsinter bestehende Felsplatte, von den Eingeborenen Papa kohatu, der platte Stein, genannt, die sich als schiefe Fläche vom Fuße des Tutukau-Berges bis in den Waikato hineinzieht, eine wahre „Sprudelschale", umfaßt hier einige der merkwürdigsten und bedeutendsten Quellen des ganzen Gebietes, vor allem



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Puia te mimi-a-Homaiterangi. Sie liegt dicht am Flußufer auf einem blasenförmig erhobenen Teil der Sprudelschale. Die Art und Weise, wie wir über die intermittierenden Eigenschaften dieses Sprudels belehrt wurden, zeigt, wie sehr Vorsicht notwendig ist, wenn man zum erstenmal und ohne kundige Führer sich solchen Quellen nähert. Meine Reisegefährten Haast und Hay wollten nämlich am frühen Morgen sich den Genuß eines Bades im Waikato verschaffen und hatten eben ihre Kleider in der Nähe eines Bassins voll siedenden Wassers niedergelegt, als sie plötzlich neben sich heftige Detonationen vernahmen und sahen, wie das Wasser in dem Bassin mächtig aufwallte. Erschreckt sprangen sie zurück und hatten eben noch Zeit, einem Gußbad siedend heißen Wassers zu entrinnen, denn aus dem Bassin wurde jetzt unter Zischen und Brausen eine dampfende Wassersäule in schiefer Richtung gegen 20 Fuß hoch in die Höhe geworfen. Noch in größter Aufregung erzählten mir meine Gefährten ihr Abenteuer mit dem heimtückischen Geiser, als ich aber zur Stelle kam, da war längst wieder alles ruhig, und in dem 4 bis 5 Fuß weiten kesselförmigen Becken sah ich kristallhelles Wasser nur leicht aufwallen. Es zeigte eine Temperatur von 94° C, reagierte völlig neutral und schmeckte wie leichte Fleischbrühe. Die erste Wassereruption, welche ich selbst beobachtete, erfolgte um 11 Uhr 20 Minuten vormittags. Das Becken war kurz vor der Eruption bis zum Rande voll. Unter deutlich vernehmbarem, murmelndem Geräusche in der Tiefe des Beckens kam das Wasser in immer heftigeres Kochen und wurde dann plötzlich unter einem Winkel von 70° in südsüdöstlicher Richtung mit großer Gewalt ausgeworfen, 20 bis 30 Fuß hoch. Mit dem Wasser brachen unter zischendem Gebrause gewaltige Dampfmassen aus dem Kessel hervor, welche die Wassergarbe teilweise verhüllten. Dies dauerte anderthalb Minuten, dann nahm die auswerfende Kraft ab, das Wasser sprang nur noch 1 bis 2 Fuß hoch, und nach zwei Minuten hörte unter einem dumpfen gurgelnden Geräusch das Wasserspiel ganz auf. Als ich jetzt an das Bassin herantrat, war es leer, und ich konnte 8 Fuß tief hinabsehen in ein trichterförmig sich verengendes Loch, aus dem unter Zischen Wasserdampf entwich. Allmählich aber stieg wieder Wasser empor, nach zehn Minuten war das Becken von neuem voll, und um 1 Uhr 36 Minuten fand die zweite Eruption statt, um 3 Uhr 10 Minuten die dritte, welche ich zu beobachten Gelegenheit hatte. Die Eruptionen scheinen demnach ungefähr alle zwei Stunden einzutreten. Der Absatz dieser wie aller umliegenden Quellen ist Kieselsinter, der frische Absatz ist gelatineartig weich, allmählich erhärtet er zu einer zerreiblichen, sandig sich anfühlenden Masse, und endlich bildet sich aus den übereinander abgelagerten Schichten ein festes Gestein von der mannigfaltigsten Beschaffenheit in Farbe und Struktur an verschiedenen Stellen. (Ferdinand von Hochstetter, Neuseeland, 1863.)

## EISBERGE

Der kühne Seefahrer sieht Berge sich plötzlich erheben, Täler sich senken, Meerbusen sich ausbreiten, Grotten entstehen, Türme aufgeführt werden, und was das Auge nur auf dem festen Lande zu sehen gewohnt ist, stellen ihm



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

diese seltsamen Spiele der Natur mit einer unerhörten Kühnheit dar. Hier sind hangende Gärten, dort künstliche Pfeiler und Säulenordnungen von Beryll und Smaragd, hier ungeheure, freie, durch nichts unterstützte Gewölbe und in der höchsten Luftregion die längsten Brücken. Hier Städte mit Schlössern und Türmen, dort Schiffe mit vollen Segeln, so ähnlich den wirklichen in der Ferne, daß Schiffer sich zuweilen von ihrem Laufe entfernen und die Arbeit verdoppeln, um dies vom Froste erbaute Schiff zu erreichen. Hier Ruinen, dort Abgründe, hier Höhlen, in die kein Sonnenstrahl dringt, dort unabsehliche, ins Unendliche sich verlierende Flächen. Das mutwilligste Farbenspiel entzückt zugleich. Die blendende, stechende Weiße des Schnees wechselt dort mit einem völlig durchsichtigen Kristall, der ganz wie ein Prisma wirkt und im hellen Schein der Sonne alle Regenbogenfarben um sich streut. Oft, gemeiniglich gegen die Oberfläche der See, ist das Eis von einem schönen Saphir- oder vielmehr Beryllblau gefärbt. Einige Hügel sehen grau und schwarz aus und sind bis oben zu mit Erde, Steinen und Reisig vermengt. Hier und da starrt ein Baumstamm hervor, und das getäuschte Auge glaubt ein mit Pflanzen bedecktes Gebirge wandeln zu sehen. Kurz, was nur die feurigste und verwegenste Einbildungskraft von einem Feenlande erwarten könnte, ist hier verwirklicht. Selbst an organischen und lebenden Wesen fehlt es nicht. Diese Städte und Schlösser und hingezauberten Felder werden von Robben bewohnt, die im Winter auf dem Eise liegen, von Eisbären durchstrichen, die auf ihnen von einem Weltteile zum anderen wandern, und von einer zahlreichen Menge Eis- und Sturmvögeln belebt, die sich an den Teichen von süßem Wasser, welche aus geschmolzenem Schnee und Regen entstanden sind, nähren. Bisweilen entstehen eben dadurch unvermutete Wasserfälle, indem die Einfassung eines höher gelegenen Teiches zerreißt: auf eine kurze Zeit rieseln Bäche und springen Quellen, bis alles wieder stillsteht. (Kant, Physische Geographie, 1801.)

## DAS TOTE MEER

Unter die merkwürdigsten, nicht nur der asiatischen, sondern aller Seen überhaupt, gehört das sogenannte Tote Meer in Palästina, auch das Salzmeer, der Salzsee, das Asphaltische Meer genannt. Nach der Erzählung der Heiligen Schrift entstand dieser See durch „Feuer und Schwefel", welche Jehovah vom Himmel herab auf die gottlosen Städte Sodom und Gomorrha regnen ließ. Mehrere Flüsse, der Jordan, Saphia, Jared, Arnon und Kidron ergießen sich in das Tote Meer, aber es hat keinen sichtbaren Abfluß und verliert das überflüssige Wasser bloß durch die Ausdunstung. Das Wasser ist gewöhnlich klar und wird nur zuweilen durch die einströmenden Flüsse getrübt. Auf dem Boden will man noch jetzt — doch nur bei niedrigem Wasser — Trümmer der untergesunkenen Städte bemerken: eine Reihe von Säulen, die auswendig weiß, inwendig wie Kohlen schwarz und mürbe sein sollen. Forbin erwähnt eines Haufens unförmlicher Trümmer, auch eines Turmes und einiger Säulen, die man für Überbleibsel der schuldvollen Städte halte. Rings um den See findet man in der ganzen Gegend Spuren eines vormaligen Erdbrandes, und



Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der Boden ist sehr reich an sogenanntem Erd- oder Judenpech, auch Asphalt genannt (daher der obige Name: Asphaltisches Meer). Das Wasser des Sees ist ganz mit Salz gesättigt, und man kann es nicht an die Lippen bringen, ohne Schmerzen zu empfinden und aufzuschwellen. Es zieht den Mund wie Alaunwasser zusammen. Pococke erzählt, er habe einst seinen Kopf in den See gesteckt, worauf sein Gesicht ganz mit einer Salzrinde überzogen worden sei. Der Geschmack des Wassers ist zugleich ekelhaft bitter. Von Zeit zu Zeit steigt das Erdpech aus dem Boden nach der Oberfläche des Sees herauf und sammelt sich hier in großen Massen an, die allmählich vom Winde zerteilt und ans Ufer getrieben werden. Einige Wochen vorher steigen erstickende Dämpfe aus dem See empor, wodurch die Luft verdunkelt und die ganze Gegend umher verpestet wird. Vögel, die zu dieser Zeit über den See fliegen, ersticken und fallen herab. Im Wasser selbst leben weder Fische noch Amphibien, und wenn dergleichen durch den Jordan oder die anderen Flüsse hineingeführt werden, so sterben sie und schwimmen dann auf der Oberfläche herum oder werden ans Ufer getrieben. Wegen des großen Salzgehaltes ist die Schwere des Wassers im Toten Meere um die Hälfte größer als die des süßen Wassers, daher kann der Mensch ohne Mühe darin schwimmen, ja, er ist nicht einmal imstande, darin unterzutauchen. Die Temperatur des Wassers betreffend, so ist dieses nie kalt, zuweilen sogar heiß. Es wirft versteinertes Holz, durchlöcherte und verkalkte Steine aus. Alles deutet auf vulkanische Arbeiten, die unter dem Boden des Sees noch fortwährend stattfinden.
Die älteren Reisebeschreiber erzählen viel von den sogenannten Sodoms- oder Höllenäpfeln, welche an den Ufern des Toten Meeres wachsen sollen. Sie hätten ein rotes, schönes Ansehen, seien aber inwendig voll Asche. Nach neueren Reisenden, zum Beispiel nach Hasselquist, sind sie die Frucht eines strauchartigen Gewächses, und nur dann voll Staub, wenn sie von der Schlupfwespe angestochen worden sind, was mit anderen Früchten auch zu geschehen pflegt. Nach Forbin wächst am Toten Meere das Zaggoum und eine Menge andere Gesträuche, aus denen ein köstlicher Balsam gezogen wird. (Johann Gottfried Sommer, Gemälde der physischen Welt, 1826/1831.)

## BODEN UND PFLANZEN

Wenn der Mensch mit regsamem Sinne die Natur durchforscht oder in seiner Phantasie die weiten Räume der organischen Schöpfung mißt, so wirkt unter den vielfachen Eindrücken, die er empfängt, keiner so tief und mächtig als der, welchen die allverbreitende Fülle des Lebens erzeugt. Überall, selbst am beeisten Pol, ertönt die Luft von dem Gesange der Vögel, wie von dem Sumsen schwirrender Insekten. Nicht die unteren Schichten allein, in welchen die verdichteten Dünste schweben, auch die oberen ätherisch-reinen, sind belebt. Denn sooft man den Rücken der peruanischen Kordilleren oder südlich vom Lemansee den Gipfel des Weißen Berges bestieg, hat man selbst in diesen Einöden noch Tiere entdeckt. Am Chimborazo, fast zweimal höher als der Ätna, sahen wir Schmetterlinge und andere geflügelte Insekten. Wenn auch, von senkrechten Luftströmen getrieben, sie sich dahin als Fremdlinge



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verirrten, wohin unruhige Forschbegier des Menschen sorgsame Schritte leitet, so beweist ihr Dasein doch, daß die biegsamere animalische Schöpfung ausdauert, wo die vegetabilische längst ihre Grenze erreicht hat. Höher als der Kegelberg von Teneriffa auf den schneebedeckten Rücken der Pyrenäen getürmt: höher als alle Gipfel der Andenkette schwebte oft über uns der Cundur, der Riese unter den Geiern. Raubsucht und Nachstellung der zartwolligen Vikumas, welche gemsenartig und herdenweise in den beschneiten Grasebenen schwärmen, locken den mächtigen Vogel in diese Region.

Zeigt nun schon das unbewaffnete Auge den ganzen Luftkreis belebt, so enthüllt noch größere Wunder das bewaffnete Auge. Rädertiere, Brachionen und eine Schar mikroskopischer Geschöpfe heben die Winde aus den trockenen Gewässern empor. Unbeweglich und in Scheintod versenkt schweben sie in den Lüften, bis der Tau sie zur nährenden Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchsichtigen wirbelnden Körper einschließt, und (wahrscheinlich durch den Lebensstoff, den alles Wasser enthält) den Organen neue Erregbarkeit einhaucht.

Neben den entwickelten Geschöpfen trägt der Luftkreis auch zahllose Keime künftiger Bildungen, Insekteneier und Eier der Pflanzen, die durch Haar- und Federkronen zur langen Herbstreise geschickt sind. Selbst den belebenden Staub, den bei getrennten Geschlechtern die männlichen Blüten ausstreuen, tragen Winde und geflügelte Insekten über Meer und Land den einsamen weiblichen zu. Wohin der Blick des Naturforschers dringt, ist Leben oder Keim zum Leben verbreitet.

Dient aber auch das bewegliche Luftmeer, in das wir getaucht sind, und über dessen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen, vielen organischen Geschöpfen zur notwendigsten Nahrung, so bedürfen dieselben dabei doch noch einer gröberen Speise, welche nur der Boden dieses gasförmigen Ozeans darbietet. Dieser Boden ist zwiefacher Art. Den kleineren Teil bildet die trockene Erde, unmittelbar von Luft umflossen, den größeren Teil bildet das Wasser, vielleicht einst vor Jahrtausenden durch elektrisches Feuer aus luftförmigen Stoffen zusammengenommen und jetzt unaufhörlich in der Werkstatt der Wolken wie in den pulsierenden Gefäßen der Tiere und Pflanzen zersetzt.

Unentschieden ist es, wo größere Lebensfülle verbreitet sei, ob auf dem Kontinent, oder in dem unergründeten Meere. In diesem erscheinen gallertartige Seegewürme bald lebendig, bald abgestorben als leuchtende Sterne. Ihr Phosphorlicht wandelt die grünliche Fläche des unermeßlichen Ozeans in ein Feuermeer um. Unauslöschlich wird mir der Eindruck jener stillen Tropennächte der Südsee bleiben, wo aus der duftigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das gesenkt untergehende Kreuz ihr mildes planetarisches Licht ausgossen, und wo zugleich in der schäumenden Meeresflut die Delphine ihre leuchtenden Furchen zogen.

Aber nicht der Ozean allein, auch die Sumpfwasser verbergen zahllose Gewürme von wunderbarer Gestalt. Unserem Auge fast unerkennbar sind die Zyklidien, die gefransten Trichoden und das Heer der Naiden, teilbar durch Äste, wie die Lemna, deren Schatten sie suchen. Von mannigfaltigen Luft-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gemengen umgeben und mit dem Lichte unbekannt, atmen die gefleckte Askaris, welche die Haut des Regenwurms, die silberglänzende Leukophra, welche das Innere der Ufernaide, und ein Pentastoma, welches die weitzellige Lunge der tropischen Klapperschlange bewohnt. So sind auch die verborgensten Räume der Schöpfung mit Leben erfüllt. Wir wollen hier bescheiden bei den Geschlechtern der Pflanzen verweilen; denn auf ihrem Dasein beruht das Dasein der tierischen Schöpfung. Unablässig sind sie bemüht, den rohen Stoff der Erde organisch aneinander zu reihen und vorbereitend durch lebendige Kraft zu mischen, was nach tausend Umwandlungen zur regsamen Nervenfaser veredelt wird. Derselbe Blick, den wir auf die Verbreitung der Pflanzendecke heften, enthüllt uns die Fülle des tierischen Lebens, das von jener genährt und erhalten wird.
Ungleich ist der Teppich gewebt, den die blütenreiche Flora über den nackten Erdkörper ausbreitet, dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporsteigt, lockerer gegen die trägen Pole hin, wo der wiederkehrende Frost bald die entwickelte Knospe tötet, bald die reifende Frucht erhascht. Doch überall darf sich der Mensch der nährenden Pflanzen erfreuen. Trennt im Meeresboden ein Vulkan die kochende Flut und schiebt plötzlich, wie einst zwischen den griechischen Inseln, einen schlackigen Fels empor, oder erheben (um an eine friedlichere Naturerscheinung zu erinnern) die einträchtigen Lithophyten ihre zelligen Wohnungen, bis sie nach Jahrtausenden über den Wasserspiegel hervorragend absterben und ein flaches Koralleneiland bilden: so sind die organischen Kräfte sogleich bereit, den toten Fels zu beleben. Was den Samen so plötzlich herbeiführt: ob wandernde Vögel oder Winde oder die Wogen des Meeres, ist bei der großen Entfernung der Küsten schwer zu entscheiden. Aber auf dem nackten Steine, sobald ihn zuerst die Luft berührt, bildet sich in den nordischen Ländern ein Gewebe samtartiger Fasern, die dem unbewaffneten Auge als farbige Flecken erscheinen. Einige sind durch hervorragende Linien bald einfach, bald doppelt begrenzt, andere sind in Furchen durchschnitten und in Fächer geteilt. Mit zunehmendem Alter verdunkelt sich ihre lichte Farbe. Das fernleuchtende Gelb wird braun, und das bläuliche Grau der Leprarien verwandelt sich nach und nach in ein staubartiges Schwarz. Die Grenzen der alternden Decke fließen ineinander, und auf dem dunklen Grunde bilden sich neue zirkelrunde Flechten von blendender Weiße. So lagert sich schichtenweise ein organisches Gewebe auf das andere, und wie das sich ansiedelnde Menschengeschlecht bestimmte Stufen der sittlichen Kultur durchlaufen muß, so ist die allmähliche Verbreitung der Pflanzen an bestimmte physische Gesetze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihre Gipfel luftig erheben, da überzogen einst zarte Flechten das erdenlose Gestein. Laubmoose, Gräser, krautartige Gewächse und Sträucher füllen die Kluft der langen, aber ungemessenen Zwischenzeit aus. Was im Norden Flechten und Moose, das bewirken in den Tropen Portulaca, Gomphrenen und andere niedere Uferpflanzen. Die Geschichte der Pflanzendecke und ihre allmähliche Ausbreitung über die öde Erdrinde hat ihre Epochen, wie die Geschichte des späteren Menschengeschlechts. (Alexander von Humboldt, Ansichten der Natur, 1808.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es ist nur die äußerste Rinde unseres Planeten, welche den Menschen und die ganze zu ihm gehörige Welt angehet und welche ihn nährt und erhält, denn durch eine feste, mächtige Scheidewand von der unbekannten Tiefe geschieden, empfängt jener Herrscher der jetzigen Erde seine tägliche Nahrung von den Pflanzen und Tieren, welche die obere Wärme der Sonne zum Leben wecket, und welche gleich ihm ein oberes, atmosphärisches Wasser der Quellen tränket, ja, selbst das Salz, womit der Mensch seine Speisen würzet, ist in den Gewässern der Oberwelt erzeuget. Das verborgene Innere der Erde wirket aber zunächst und nach dem, was vor Augen liegt, auf den Menschenleib nur ebenso wie auf den leblosen Stein zu seinen Füßen: durch die zum Boden ziehende allgemeine Schwere ihn hemmend und haltend, und das Feuer der Tiefe wirket auf die obere Welt entweder gar nicht oder nur zerstörend. Sparsam aber entsteigen den Klüften nur noch jene wunderlich belebenden Dämpfe, welche (eine Lebensluft der Tiere) nach der Sage des Altertums eine prophetische Begeisterung, freilich von anderer Art als die der oberen Welt, wirken, zugleich aber öfters verheerende Seuchen gebären, obwohl sie auch, mit dem Element des nach seiner oberen Heimat zurückkehrenden Wassers vermischt, öfters zur wohltätigen Heilquelle werden.

So ist denn jene ganze Welt, welche unterhalb der Erdrinde verborgen liegt, für den Menschen und seine Mitwelt wie gar nicht vorhanden, und wo sie auch nur in einzelnen schwachen, verlorenen Strahlen auf die Oberfläche herausdämmert, zeigt sie sich zu dieser in solcher riesenhaften und allzerstörenden Übermacht, daß hieraus erkannt wird: jene uralte, wohltätig verhüllte, innere Planetenwelt ist für den Menschen und alle um ihn lebenden Wesen nicht dagewesen. Ihre Geschichte fällt in ein vorweltliches Dunkel zurück, welches von dem, was wir Zeit nennen, nicht berührt wird.

Es wird demnach ein Freund und Forscher der alten Rätsel seiner Sichtbarkeit gar bald in den oben erwähnten Urgebirgen, welche als früheste Grundfeste das übrige jüngere Felsengezimmer der Erdrinde tragen, die äußerste und letzte Grenze anerkennen müssen, an welcher die Geschichte der dem Menschen bekannten und für ihn in näherem Sinne vorhandenen Erde ihren Anfang nimmt. Aber selbst diese riesenhaften Trümmer einer Aeonen lang im Gewässer verborgenen Urwelt sehnen sich bis jetzt vergeblich nach einer Lösung ihres alten Rätsels durch jenes Auge, wodurch die Natur sich selber erkennet und betrachtet, den Geist des Menschen. Denn die jetzige Weltzeit, jenen Trümmern gegenüber, bekennet bald: siehe mein Vater, welcher deinen Aeonen um Jahrtausende näher gewesen denn ich, ist seit gestern begraben, er aber wie ich kennen dich nicht, denn wir sind nicht Propheten, welche im Geiste Zeugen gewesen, als dein Fuß über der Kampfstätte des Wassers mit dem Feuer gegründet worden, sondern Hirten, welche die Tiere des Feldes hüten und Maulbeeren ablesen, die heute sind und morgen vergehen.

Der jetzige Herrscher der Erde oder vielmehr eines kleinen Teiles ihrer oberen Rinde — der Mensch, wenn er aus der flachen Ebene, in welcher er, wenn nicht das Meer ihn bedränget, allerdings den Zwingherren spielt, hinaufkommt nach



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Riesenstadt der vorweltlichen Gebirge, erscheinet hier wie Thor und seine Gefährten in der Erzählung der jüngeren Edda, als sie, aus Asgard wandelnd, die Stadt des Locke besucht, in deren Inneres sie durch die Klüfte und Spalten der verschlossenen Pforten hineingedrungen, und deren Höhe sie nur zum Boden gestreckt erkennen konnten, und es scheint allerdings jene sinnvolle Sage das Verhältnis des jetzigen „Gottes" der Erde zu den alten riesenhaft überlegenen Naturkräften der Urwelt andeuten zu können.
Dennoch wird schon in den drei Hauptteilen des ältesten Granites: Feldspat, Glimmer und Quarz die Richtung nach den drei Naturreichen, in welche sich die jetzige heitere Welt der Erdoberfläche teilt: Tier-, Pflanzen- und Steinreich, anerkannt, und es zeugen mannigfache Spuren, welche eine allbewegende Naturkraft an den Schichten und Umrissen jener alten Erdfesten zurückgelassen, von einem das Leben einer neuen Welt über den Trümmern der untergegangenen alten herbeisehnenden Geiste, welcher einst über den mildernden und bergenden Gewässern der Tiefe geschwebt und hier der jetzigen Weltzeit ihre Stätte bereitet. (Gotthilf Heinrich Schubert, Allgemeine Naturgeschichte, 1826.)

## REICH DER STEINE

Wie sich noch in unserer jetzigen Natur die zahllosen Kristalle des Schnees in Jahreszeiten und in Regionen erzeugen, welche dem Gedeihen der Wärme bedürftigen Pflanzen und Tiere nicht günstig sind, so hat sich auch der bei weitem größeste Teil der Gesteine mit allen seinen tausendfältigen, verschiedenen Gestalten in einer Zeit gebildet, welcher die aus einer oberen Region herstammende Form der Pflanzen und des Tieres noch unbekannt gewesen. Es hat die alte Mutter, aus welcher die gedankenvollen Gestalten der Vorwelt hervorgegangen, vorlängst aufgehört zu gebären, und wie an einem dem Absterben nahen Baume öfters zuletzt nur noch einige einzelne, äußerste Zweige ein grünendes Gewächs entfalten, während der Stamm und die größesten Äste schon größtenteils dürre geworden, so hat sich auch jene gestaltende Kraft, welche in geometrischen Hieroglyphen die Geschichte einer dem Menschen unbekannten Vorzeit erzählet, zuletzt nur noch in die Kristalle-gebärenden Salzgewässer und in die Schneeregion der äußersten Höhen zurückgezogen. Allerdings beginnt erst da, wo die Lebensfülle des Gefühles aufhöret und der warme, lebengebärende Sommer eines übermächtigen Begehrens endet, die kalte, berechnende Reflexion, und das Leben beuget sich zuletzt unter die ewig unbesiegte Notwendigkeit des Todes, es wird aber gerade da, wo der einzelne beschränkte Wille, wo die endliche Liebe aufhöret zu wirken, der Aufgang eines höheren, vollkommneren Willens gefunden, und das sterbende Einzelne sinket in die Arme einer allgemeinen, allumfassenden, auf die Zeit des Neugebärens alles Alten sinnenden Liebe. Es ist die Isis selber, welche den Leichnam des verstümmelten Toten umschwebet oder den schlafenden Horus in ihren Armen trägt, und ein aufmerkender Verstand wird da, wo das hienieden unstäte Leben verstummet, am öftesten die Stimme einer ewigen Weisheit vernehmen. Nicht ein solches abgeleitetes Leben, welches, von dunklem Gefühle bewegt, die innre Lust durch lautes und dennoch unverstandenes Blöken oder



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch üppiges Grünen verrät, sondern ein hier vorüberwandelnder, sinnender, höherer Geist hat unmittelbar und selber meinem Geiste das Rätsel alles irdischen Seins und Gestaltens in festes Gestein geschrieben.

Ein besonderer Reiz ziehet den denkenden Menschen an diese gedankenvolle Steinwelt, und mit einer Begierde, welche weder die schönste Frucht der Bäume, noch das jagdbare Tier erreget, raffet selbst der Wilde, wenn er aus den unübersehlich weiten, gänzlich steinlosen Grasgefilden des unteren Amazonenstromes zum ersten Male hinaufkömmt in Gegenden, welche kiesliches Steingerölle enthalten, diese festen, farbigen, glänzenden Zeugungen der mütterlich tragenden Erde an sich, bis er zuletzt, durch die unauffaßbare Menge solcher hier sich findender Schätze ermattet, die nicht mehr ertragbare Last traurig sinken lässet. Heftiger als an den Erzeugnissen des Pflanzen- oder Tierreiches entzündet sich der wie die Schwere den fallenden Körper nach unten ziehende Geiz an der Welt der Steine und Metalle.

Es erscheint jedoch in vieler Hinsicht das Steinreich als eine Welt voll tiefer Andeutungen auf die Region des Geistigen hin und voll magischer Beziehung auf die Natur des Menschen. Denn nicht bloß hat eine zum Teil dichtende Ansicht des Altertums von der Bedeutung und Kraft der Steine einigen von diesen bald die Eigenschaft beigelegt, innerlich wach und nüchtern zu erhalten oder prophetische Träume zu erwecken, bald das Vermögen, durch öfteren Anblick Heldenmut mitten in Gefahren zu geben, sondern es hat auch die in neuerer Zeit bekannter gewordene Geschichte des magnetischen Hellsehens so wie des Metallfühlens gezeigt, daß die Berührung, ja, schon die bloße Nähe der Metalle noch auf ganz andere, tiefere Weise auf den Menschenleib einwirke, als auf eine bloß mechanische.

Jener Alte der Tage aber, als er dort den siebenzig Ältesten erschienen, da war es unter seinen Füßen wie das Schimmern des Saphirs, und andre Male glänzeten die Füße als Güldenerz, und es sind die zwölf Kräfte der oberen Welt des Lebens vorbedeutet durch zwölf edle Gesteine: den Granat und den Chrysolith, den Smaragd und Rubin, den Saphir und den Demant, den Opal und Amethyst.

Wie schon die niedersten Formen des Pflanzenreiches, Flechten und Moose, welche von dem Strome des von oben kommenden Lebens nur einen geringen Anteil empfangen, in ungeänderter Gestalt fast über die ganze Erde hinüber sich finden, so wird noch vielmehr das Steinreich fast überall von Grönland bis nach Patagonien, von Spitzbergen und Norwegen bis zum Kap, als dasselbe gefunden; und nicht bloß der Quarz, der Glimmer und Feldspat, sondern die größere Hälfte der Arten im Steinreich sind bei ihrem Vorkommen nicht an jenen Einfluß gebunden, welchen eine mit senkrechterem oder schieferem Strahle auffallende Sonne auf die Entwicklung der vollkommneren Formen der Pflanzen und Tiere hat. Dennoch erscheinet in dieser Hinsicht bei etlichen Metallen, so wie bei dem Demant jener Unterschied der Klimaten, welcher die organischen Wesen jedes nach seiner Art und seinem Geschlecht in fester Begrenzung erhält, schon nicht mehr ohne alle Bedeutung.

Die Pflanze treibet ihren grünenden Stengel und die Blüte aus dem Boden nach der dem Sonnenlicht entgegengewendeten Oberfläche heraus, und das Tier freuet sich zum großen Teil der wärmenden Sonne oder doch der oberen, licht-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

umfangenen Erdfläche, das Steinreich aber gleichet, wenn es seine vollkommensten und schönsten Gestalten entfaltet, jenem Baume, dessen Knospen einen noch nicht vorhandenen, aber nahen Frühling verkünden, und gleich der Feige entfaltet es die Blüte in dem verhüllten Innern. Es wird daher ein Freund dieser gedankenvoll messenden und berechnenden Naturgewalt ihren Fußtritten am meisten zum Beispiel in jenen aus der frühesten Vorwelt aufgesparten Kristallkellern begegnen, die sich an den steilen Wandungen der Alpen als weiße Adern verraten, und die meisten und vorzüglichsten kristallisierten Gesteine finden sich in den inneren Klüften und Gangräumen der Gebirge. (Gotthilf Heinrich Schubert, Allgemeine Naturgeschichte, 1826.)

## DER GRANIT

Der Granit war in den ältesten Zeiten schon eine merkwürdige Steinart und ist es zu den unsrigen noch mehr geworden. Die Alten kannten ihn nicht unter diesem Namen. Sie nannten ihn Syenit von Syene, einem Orte an den Grenzen von Äthyopien. Die ungeheuren Massen dieses Steines flößten Gedanken zu ungeheuren Werken den Ägyptiern ein. Ihre Könige errichteten der Sonne zu Ehren Spitzsäulen aus ihm, und von seiner rotgesprengten Farbe erhielt er in der Folge den Namen des Feurigbunten. Noch sind die Sphinxe, die Memnonsbilder, die ungeheuren Säulen die Bewunderung der Reisenden, und noch am heutigen Tage hebt der ohnmächtige Herr von Rom die Trümmer eines alten Obelisken in die Höhe, die seine allgewaltigen Vorfahren aus einem fremden Weltteile ganz herüberbrachten.

Die Neuern gaben dieser Gesteinart den Namen, den sie jetzt trägt von ihrem körnigten Ansehen, und sie mußte in unsern Tagen erst einige Augenblicke der Erniedrigung dulden, ehe sie sich zu dem Ansehen, in dem sie nun bei allen Naturkundigen steht, emporhob. Die ungeheuren Massen jener Spitzsäulen und die wunderbare Abwechslung ihres Kornes verleiteten einen italienischen Naturforscher zu glauben, daß sie von den Ägyptiern durch Kunst aus einer flüssigen Masse zusammengehäuft seien.

Aber diese Meinung verwehte geschwind, und die Würde dieses Gesteins wurde von vielen trefflich beobachtenden Reisenden endlich befestigt. Jeder Weg in unbekannte Gebirge bestätigte die alte Erfahrung, daß das Höchste und das Tiefste Granit sei, daß diese Steinart, die man nun näher kennen und von anderen unterscheiden lernte, die Grundfeste unserer Erde sei, worauf sich alle übrigen mannigfaltigen Gebirge hinaufgebildet. In den innersten Eingeweiden der Erde ruht sie unerschüttert, ihre hohen Rücken steigen empor, deren Gipfel nie das alles umgebende Wasser erreichte. Soviel wissen wir von diesem Gesteine und wenig mehr. Aus bekannten Bestandteilen, auf eine geheimnisreiche Weise zusammengesetzt, erlaubt es ebenso wenig seinen Ursprung aus Feuer wie aus Wasser herzuleiten. Höchst mannigfaltig in der größten Einfalt wechselt seine Mischung ins Unzählige ab. Die Lage und das Verhältnis seiner Teile, seine Dauer, seine Farbe ändert sich mit jedem Gebirge, und die Massen eines jeden Gebirges sind oft von Schritt zu Schritte wieder in sich unterschieden und im Ganzen doch wieder immer einander gleich. Und so



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wird jeder, der den Reiz kennt, den natürliche Geheimnisse für den Menschen haben, sich nicht wundern, daß ich den Kreis der Beobachtungen, den ich sonst betreten, verlassen und mich mit einer recht leidenschaftlichen Neigung in diesen gewandt habe. Ich fürchte den Vorwurf nicht, daß es ein Geist des Widerspruches sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Herzens, des jüngsten, mannigfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Teiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird mir gerne zugeben, daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehen, daß der forschende Geist sich nicht gerne von etwas Erreichbarem ausschließen läßt. Ja, man gönne mir, der ich durch die Abwechselungen der menschlichen Gesinnungen, durch die schnellen Bewegungen derselben in mir selbst und in anderen manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame stumme Nähe der großen leise sprechenden Natur gewährt, und wer davon eine Ahndung hat, folge mir.

Mit diesen Gesinnungen nähere ich mich euch, ihr ältesten, würdigsten Denkmäler der Zeit. Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhst du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäufte, zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Urwelt gelegt, du gehst nicht wie in jenen fruchtbaren schönen Tälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben. In diesem Augenblicke, da die inneren anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt, und wie der Menschengeist alles belebt, so wird auch ein Gleichnis in mir rege, dessen Erhabenheit ich nicht widerstehen kann. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Gipfel hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein gering wachsendes Moos erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zu Mute, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele öffnen will.

Ja, er kann zu sich sagen: hier auf dem ältesten ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten festesten Anfänge unseres Daseins, ich überschaue die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Täler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über sich selbst und über alles erhaben und sehnt sich nach dem näheren Himmel. Aber bald ruft die brennende Sonne Durst und Hunger, seine menschlichen Bedürfnisse zurück. Er sieht sich nach jenen Tälern um, über die sich sein Geist schon hinausschwang, er bemerkt die Bewohner jener fruchtbaren quellreichen Ebenen, die auf dem Schutte und Trümmern von Irrtümern und Meinungen ihre glücklichen Wohnungen aufgeschlagen haben, den Staub ihrer Voräitern aufkratzen und das geringe Bedürfnis ihrer Tage in einem engen Kreise ruhig befriedigen. Vorbereitet durch diese Gedanken, dringt die Seele in die vergangenen Jahrhunderte hinauf, sie vergegenwärtigt sich alle Erfahrungen sorgfältiger Beobachter, alle Ver-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mutungen feuriger Geister. Diese Klippe, sage ich zu mir selber, stand schroffer, zackiger, höher in die Wolken, da dieser Gipfel noch als eine meerumflossene Insel in den alten Wassern dastand, um sie sauste der Geist, der über den Wogen brütete, und in ihrem weiten Schoße die höheren Berge aus den Trümmern des Urgebirges und aus ihren Trümmern und den Resten der eigenen Bewohner die späteren und ferneren Berge sich bildeten. Schon fängt das Moos zuerst sich zu erzeugen an, schon bewegen sich seltner die schaligen Bewohner des Meeres, es senkt sich das Wasser, die höheren Berge werden grün, es fängt alles an, von Leben zu wimmeln.

Aber bald setzen sich diesem Leben neue Szenen der Zerstörungen entgegen. In der Ferne heben sich tobende Vulkane in die Höhe, sie scheinen der Welt den Untergang zu drohen, jedoch unerschüttert bleibt die Grundfeste, auf der ich noch sicher ruhe, indes die Bewohner der fernen Ufer und Inseln unter dem untreuen Boden begraben werden. Ich kehre von jeder schweifenden Betrachtung zurück und sehe die Felsen selbst an, deren Gegenwart meine Seele erhebt und sicher macht. Ich sehe ihre Masse von verworrenen Rissen durchschnitten, hier gerade, dort gelehnt in die Höhe stehen, bald scharf übereinander gebaut, bald in unförmlichen Klumpen wie übereinander geworfen, und fast möchte ich bei dem ersten Anblicke ausrufen: hier ist nichts in seiner ersten alten Lage hier ist alles Trümmer, Unordnung und Zerstörung. — —

Da dem Menschen nur solche Wirkungen in die Augen fallen, welche durch große Bewegungen und Gewaltsamkeit der Kräfte entstehen, so ist er jederzeit geneigt zu glauben, daß die Natur heftige Mittel gebraucht, um große Dinge hervorzubringen, ob er sich gleich täglich an derselben eines anderen belehren könnte. So haben uns die Poeten ein streitendes, uneinig tobendes Chaos vorgebildet.

Man hat von dem Körper der Sonne ungeheure Massen abschöpfen, ins Unendliche schleudern und so unser Sonnensystem erschaffen lassen.

Mein Geist hat keine Flügel, um sich in die Uranfänge emporzuschwingen. Ich stehe auf dem Granit fest und frage ihn, ob er uns einigen Anlaß geben wolle zu denken, wie die Masse, woraus er entstanden, beschaffen gewesen.

(Goethe, Über den Granit, diktiert 1784.)

## DIE MAGDALENENGROTTE IN KRAIN

Man gelangt zur Magdalenengrotte auf einem steinigen Pfade, an dessen Seite hier und da niedriges Gebüsch die Felsenstücke zum Teil verdeckt. Dann biegt man in einen unermeßlichen Wald, worin nur Stürme und Bären hausen. Ein enger, halb verwachsener Fußsteig ist die Spur, der man zu dieser Grotte folgt. Endlich gelangt man zu einem dunkeln, überall mit dichten Baumwänden geschlossenen Platze. Wenn man hier auf einer Seite die verworrenen Äste der Gesträuche auseinanderzieht und sich einen Weg über einen engen, mit niedrigem Buschwerk bewachsenen Abhang bahnt, so kommt man bald zu dem Eingange der Höhle.

Er ist furchtbar erhaben. Man befindet sich in einem kleinen Felsenkessel, den man noch weiter hinabsteigen muß. Den Boden decken Disteln, Dornen und



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nesseln. Die dem Wege entgegenstehende Felswand ist unbekleidet, bis auf den Gipfel, den ein Wald krönt. Auf der anderen Seite stehen Bäume auf Bäume, wie senkrecht übereinander. Dieser vorbereitende Anblick erstarrt den Kommenden. Es ist unmöglich, in der ersten Minute einen Schritt weiter zu tun. Endlich ranken die Füße mechanisch fort. Und nun gähnt in der tiefsten Tiefe des Kessels die Erde, als wollte sie alle ihre Kinder und das ganze Leben des Himmels auf einmal verschlingen. Nur die Annäherung zu diesem Schlunde des Schreckens kann mit dem Gedanken, hinein zu treten, vertraut machen. Hier braust kein Fluß, hier fliegt kein Vogel, am Eingange verstummt das Leben, erblindet der Tag. Aber einige Schritte weiterhin wird das Leben und Wirken der Natur in diesen einsamen Werkstätten den menschlichen Sinnen vernehmbar. Von allen Wänden fallen dicke, breite, schwere Tropfen plätschernd nieder. Man glaubt das Ticken der großen Zeitenuhr zu hören, die Pulsschläge der Gebirgsadern oder die Fußtritte der Gnomen zu vernehmen. Säulen streben empor in mancherlei Ordnungen, mit wundersamen Knäufen und Stühlen. Sie tragen seltsame Gewölbe und prächtige Hallen. Bald vereinzelt, bald in Scharen zusammengedrängt, bilden sie Gänge, Säle und Bogen, Festons, Blumenkränze und mäandrische Gewinde verzieren sie.
Hier und da scheinen gewaltige Umwälzungen und fürchterliche Erdbeben den Palast und seine Grundfeste erschüttert zu haben. Gewölbe sind eingestürzt und Mauern zerspalten. An der Decke hängen Knäufe von Säulen, deren Schäfte nicht senkrecht unter denselben, sondern einen Schritt weit und noch mehr seitwärts darüber hinausragen.
Zwischen den Palästen scheinen weite Gartenanlagen durch die Zeit in Verfall geraten zu sein, große Kaskaden, die im Augenblick des heftigsten Sturzes und der schäumendsten Brandung ergriffen und in Stein verwandelt worden sind, Bienenkörbe, groß wie weite Säle der Menschen — und Zimmer, klein wie gewöhnliche Bienenkörbe, Tropfquellen, rieselnde Fäden von Wasser und kleine Bäche, die sich in Weiher und Teiche sammeln, ein Heilbrunnen, dessen Wasser den Fieberkranken augenblickliche Genesung gewährt, steigende und sinkende Parterres, Alleen und Irrgärten. — Alles zaubert diese Naturspiele zu Palästen, zu Prunkgärten des Königs der Gnomen um. (F. Sartori, Die Naturwunder des Österreichischen Kaisertumes, 1807/1809.)

## STEPPEN

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unseres Planeten bei Bildung des Antillischen Meerbusens dem Einbruch der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite, unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergtäler von Caracas und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pisangstämme sich spiegeln: wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ernsten Schatten der Kakaogebüsche zurückläßt: so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend in schwindelnder Ferne den Horizont begrenzen.
Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumlosen, pflanzenarmen Wüste. Kein Hügel, keine



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flözschichten von 200 Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar höher als die angrenzenden Teile. „Bänke" nennen die Eingeborenen diese Erscheinung, gleichsam ahnungsvoll durch die Sprache den alten Zustand der Dinge bezeichnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten, oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der unteren Schicht der wogenden Dünste: glaubt man den küstenlosen Ozean vor sich zu sehen. Wie dieser erfüllt die Steppe das Gemüt mit dem Gefühl der Unendlichkeit, und durch dieses Gefühl, wie den sinnlichen Eindrücken des Raumes sich entwindend, mit geistigen Anregungen höherer Ordnung. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in welchem die leicht bewegliche, sanft aufschäumende Welle sich kräuselt, tot und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

In allen Zonen bietet die Natur das Phänomen dieser großen Ebenen dar, in jeder haben sie einen eigentümlichen Charakter, eine Physiognomie, welche durch Verschiedenheit ihres Bodens, durch ihr Klima und durch ihre Höhe über die Oberfläche des Meeres bestimmt wird.

Im nördlichen Europa kann man die Heideländer, die, von einem einzigen, alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Jütland sich bis an den Ausfluß der Schelde erstrecken, als wahre Steppen betrachten, aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhügeliger Fläche, wenn man sie mit den Ljanos und Pampas von Südamerika oder gar mit den Grasfluren am Missouri und Kupferflusse vergleicht, in denen der zottige Bison und das kleine Moschustier umherschwärmen. Einen größeren und ernsteren Anblick gewähren die Ebenen im Innern von Afrika. Gleich der weiten Fläche des stillen Ozeans hat man sie erst in neueren Zeiten zu durchforschen gesucht: sie sind Teile eines Sandmeeres, welches gegen Osten fruchtbare Erdstriche voneinander trennt oder inselförmig einschließt, wie die Wüste am Basaltgebirge Harudsch, wo in der dattelreichen Oase von Siwah die Trümmer des Ammontempels den ehrwürdigen Sitz früher Menschenbildung bezeichnen. Kein Tau, kein Regen benetzt diese öden Flächen und entwickelt im glühenden Schoß der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heiße Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste und verscheuchen das vorübereilende Gewölk. Wo diese Wüste sich dem Atlantischen Ozean nähert, wie zwischen Wadi-Nun und dem Weißen Vorgebirge, da strömt die feuchte Meeresluft hin, um die Leere zu füllen, welche durch jene senkrechten Winde erregt wird.

Selbst wenn der Schiffer durch ein Meer, das wiesenartig mit Seetang bedeckt ist, nach der Mündung des Gambia steuert, ahnt er, wo ihn plötzlich der tropische Ostwind verläßt, die Nähe des weitverbreiteten, wärmestrahlenden Sandes.

Herden von Gazellen, schnellfüßige Strauße, durstende Panthertiere und Löwen durchirren in ungleichem Kampfe den unermeßlichen Raum. Rechnet man ab die im Sandmeere neuentdeckten Gruppen quellenreicher Inseln, an deren



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

grünen Ufern die nomadischen Tibbos und Tuariks schwärmen, so ist der übrige Teil der Wüste als für den Menschen unbewohnbar zu betrachten. Auch wagen die angrenzenden gebildeten Völker sie nur periodisch zu betreten. Auf Wegen, die der Handelsverkehr seit Jahrhunderten unwandelbar bestimmt hat, geht der lange Zug von Tafilet bis Timbuktu, oder von Murzuk bis Bornu — kühne Unternehmungen, deren Möglichkeit auf der Existenz des Kamels beruhet, des Schiffes der Wüste.

Diese afrikanischen Ebenen füllen einen Raum aus, welcher den des nahen Mittelmeeres fast dreimal übertrifft. Sie liegen zum Teil unter den Wendekreisen selbst, zum Teil denselben nahe, und diese Lage begründet ihren individuellen Naturcharakter. Dagegen ist in der östlichen Hälfte des alten Kontinents dasselbe geognostische Phänomen der gemäßigten Zone eigentümlich. Auf dem Bergrücken von Mittelasien, zwischen dem Goldberge oder Altai und dem Zung-Ling, von der chinesischen Mauer an bis jenseits des Himmelsgebirges und gegen den Aralsee, in einer Länge von 1000 Meilen, breiten sich die höchsten und größten Steppen der Welt aus. Einige sind Grasebenen, andere mit saftigen, immergrünen, gegliederten Kalipflanzen geschmückt, viele fernleuchtend von flechtenartig aufsprießendem Salze, das gleich frisch gefallenem Schnee ungleich den Boden bedeckt.

Diese mongolischen und tatarischen Steppen, durch mannigfaltige Gebirgszüge unterbrochen, scheiden die uralte, langgebildete Menschheit in Tibet und Hindostan von den rohen nordasiatischen Völkern. Auch ist ihr Dasein von mannigfaltigem Einfluß auf die wechselnden Schicksale des Menschengeschlechts gewesen. Sie haben die Bevölkerung gegen Süden zusammengedrängt, sie haben mehr als der Himalaja, als das Schneegebirge von Sirinagur und Gorka den Verkehr der Nation gestört und im Norden unwandelbare Grenzen gesetzt der Verbreitung milderer Sitten und des schaffenden Kunstsinns. Aber nicht als hindernde Vormauer allein darf die Geschichte die Ebene von Innerasien betrachten. Unheil und Verwüstung hat sie mehrmals über den Erdkreis gebracht. Hirtenvölker dieser Steppen, die Avaren, Mongolen, Alanen und Uzen, haben die Welt erschüttert. Wenn im Laufe der Jahrhunderte frühe Geisteskultur, gleich dem erquickenden Sonnenlicht, von Osten nach Westen gewandert ist, so haben späterhin in derselben Richtung Barbarei und sittliche Roheit Europa nebelartig zu überziehen gedroht. Ein brauner Hirtenstamm, türkischer Abkunft, die Hiognu, bewohnte in ledernen Gezelten die hohe Steppe von Gobi. Der chinesischen Macht lange furchtbar, ward ein Teil des Stammes südlich nach Innerasien zurückgedrängt. Dieser Stoß der Völker pflanzte sich unaufhaltsam bis in das alte Finnenland am Ural fort. Von dort aus brachen Hunnen, Avaren, Chasaren und mannigfaltige Gemische asiatischer Völkerrassen hervor, hunnische Kriegsheere erschienen erst an der Wolga, dann in Pannonien (Ungarn), dann an der Marne und den Ufern des Po, die schön bepflanzten Fluren verheerend, wo die bildende Menschheit Denkmal auf Denkmal gehäuft. So wehete aus den mongolischen Wüsten ein verpesteter Windhauch, der auf cisalpinischem Boden die zarte, langgepflegte Blüte der Kunst erstickte.

Kehren wir nun von den Salzsteppen Asiens, von den europäischen Heide-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ländern, die im Sommer mit honigreichen, rötlichen Blumen prangen, und von den pflanzenleeren Wüsten Afrikas zu den Ebenen von Südamerika zurück! Keine Oase erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschheit fremd, allein an die Gegenwart fesselnd, liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Tier- und Pflanzenlebens. (Alexander von Humboldt, Ansichten der Natur, 1808.)

## MOORE

Von der Gascogne bis Lappland und in den Norden Asiens hinauf zieht sich, der Meeresküste folgend und nur hier und da in erheblicher Weise unterbrochen, der sumpfige Gürtel, und nicht minder als an jenen flachen Gestaden finden sich Moore tief im Innern unseres Kontinents auf dem Rücken der Gebirge und Hochebenen. Als die eigentlich klassischen Länder dieses Typus sind jedoch Irland und Holland berufen. Während in dem ersteren ein Siebentel der gesamten Fläche von Sümpfen eingenommen wird, sagt von dem letzteren Hugo Grotius, der sonst sein Vaterland mit freudigem Stolze preist, die Natur habe es einst seinen Bewohnern als eine unfertige Skizze hinterlassen, die weder Wasser noch Land sei. Und mit gleichem Rechte darf nun dieses Wort auch auf die angrenzenden deutschen Küsten übertragen werden.

Hier am Saume der großen deutschen Tiefebenen treten uns die Moore in gewaltiger Ausdehnung entgegen und gestatten der Phantasie, Gegenwart und Vergangenheit unseres Planeten ahnend zu verknüpfen, indem sie uns die erdbildende Kraft der Organismen unmittelbar vor Augen stellen. Hier insbesondere eröffnet sich uns zugleich ein annäherndes Verständnis für die großen Prozesse, in denen einst aus den Trümmern untergegangener Urwälder die Lager der Steinkohle entstanden.

Denn zuvörderst steht ein Teil der Moore selbst über versunkenem Waldwuchs. Alte Annalisten überliefern, daß einst wüstes Dickicht das Land um die Rheinmündungen umgab, und gleicherweise lag auch Jütland im Dunkel seiner Forsten verloren. Jetzt ist jede Spur davon verschwunden, was nicht das Meer hinabgerissen oder der Flugsand überweht hat, bedeckt das Moor, ja, in den jütischen Mooren erkennt man deutlich, daß ganze Reihen von Baumgeschlechtern dort begraben worden: Espen und Birken lagern im Grunde, über ihnen Föhren und Eichen, bis zuletzt die Buche gefolgt ist. Dennoch wird man die Beispiele der eigentlichen Waldmoore, mindestens solcher, in denen der Zerstörung noch immer neue Verjüngung folgt, nicht sowohl an den deutschen Küsten, als vielmehr in den Sumpfwäldern Polens und Litauens und vor allem in den vielgenannten „Teufelssümpfen" zu suchen haben, welche in langem Zuge die amerikanischen Südstaaten umgeben. Dort scheinen die Riesenstämme mitten aus dem Wasser herauszuwachsen: Cypressen und Cedern treten zu hohen Säulengängen zusammen und breiten, überwuchert von Ranken virginischen Epheus und wilden Weins, dichte Nacht um sich her, indessen Alligatoren, Schildkröten und Schlangen die Tiefe bevölkern.

Wir wiederholen: die deutschen Küsten bieten nichts, was solchen Bildern auch



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nur annähernd gliche, und der Waldwuchs gehört so wenig mit Notwendigkeit zum Charakter ihrer Moore, daß in den meisten nur die unterste Schicht mit einzelnen verwitterten Baumresten durchschossen ist, in noch anderen sich diese Zeugen einer entwickelteren Vegetation überhaupt nicht finden. Dagegen haben nun einen um so wesentlicheren Anteil an der Bildung derselben die Gräser, Moose und Heiden.

Möglich, daß selbst der Name, mit welchem man in Oberdeutschland diese Bodengestaltung benennt, darauf deutet: denn man spricht dort wohl von einem Moos, einem Ried, einem Filz, während der ursprünglich niederdeutsche Ausdruck Moor in seiner Verwandtschaft mit „Morast" und „Meer" allgemein auf eine Mischform von Land und Wasser hinzuweisen scheint. Und dieser Begriff wird zunächst festzustellen sein. Wo das Moor auch auftrete: immer ist es ein Stück Urnatur, ein sumpfiges Durcheinander, in dem die Elemente sich gleichsam noch nicht geschieden haben. Das Land ist noch nicht der feste Grund, den der Mensch betritt, bewohnt, das Wasser ist noch nicht die klare, freie Welle, die rauschend ihre Straße zieht, und wie die Tierwelt dieser Striche, so auch die Pflanzenwelt eine amphibiotische, und nicht das bloß — sie ist, wenigstens soweit es die Moore angeht, im wörtlichen Sinne eine lebendtote, indem sie nach unten immer absterbend, nach oben immer neue Triebe schickt, so daß der zarte Faden dieser Stengel gleichsam ohne zu altern Geschlecht mit Geschlecht verknüpft.

Wohl hat man zu allen Zeiten die Vegetation der Moose bewundert, die in ihren Zwerggebilden die großen gegliederten Formen des Pflanzenreichs gleichsam spielend wiederholt, allein gerade die hier in Rede stehenden Arten des Torfmooses blieben vielleicht um so weniger beachtet, je weniger ihnen irgendein augenfälliger Schmuck zukommt. Kaum mag etwas reizloser sein, als diese schlüpfrigen Knäuel dünner, schlaffer Stengel und Blättchen, die unsere Sümpfe mit einem trüben Grün überziehen, das nur im Sonnenlicht fahlrötlich schimmert und zuletzt farblos verbleicht. Aber abgesehen davon, daß einzelne Arten sich allerdings nicht selten in feuriges Purpur oder in leuchtendes Gelb kleiden, gestaltet sich nun der innere Bau und das Leben dieser Gewächse desto beachtenswerter. Denn in den zarten, anscheinend so kraftlos herabhängenden Verzweigungen derselben arbeitet unaufhörlich eine Reihe eigentümlicher, schlauchartiger Gefäße, die gleich Pumpwerkzeugen begierig die Feuchtigkeit der Luft und des Bodens saugen und, im Vereine mit dem schwammigen Hautgewebe des Stengels, das Wasser gleichsam binden, so daß die Moospolster auf solche Weise in der Tat zu vegetabilischen Quellen werden und eben daher zugleich die kaum zu erschöpfende Zeugungskraft empfangen. Mit jedem Winter zusammensinkend, treiben dieselben in jedem Frühling höher und massenhafter empor, indem sich unmittelbar an die modernden Spitzen die frischen Sprossen heften. Der üppigste Wuchs aber findet sich meist in der Mitte der Moore. Hier in der größten Tiefe des Beckens, wo die Bildung derselben begonnen, wuchert das Moos oft in mehr als fußhohen Jahresschichten und steigt selbst hügelartig auf, bis die ursprüngliche Fläche sich allmählich in eine Wölbung verwandelt. Den Beweis dafür gibt fast jedes der ebendeshalb sogenannten Hochmoore. In den Teufelssümpfen Carolinas erhebt sich die



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch Gase und Wasser aufgeblähte Masse gegen die Mitte hin über 12 Fuß, und im Kanton Neuenburg ist das Moor von les Ponts derart angeschwollen, daß zwei Dörfer, welche auf den Kalkfelsen der gegenüberliegenden Seite erbaut wurden, einander seit Jahrhunderten durch den Buckel des Moores verdeckt sind. Ja, die seltsame Sumpfblase hebt und senkt sich zuweilen unter den Einflüssen der Witterung, je nachdem entweder reichliche Regenergüsse die Wassermasse vermehren oder Wind und Wärme sie verdunsten lassen, daher denn die am Saume solcher Moore gelegenen Ortschaften wechselnd einander bald wahrnehmen, bald aus dem Gesichtskreis entschwinden. Eben diese Wölbung endlich, wie sie den eigentlichen Ausgangs- und Höhepunkt des Moores bezeichnet, wird nun wohl zugleich die Ursache seiner Erweiterung. Denn wenn zwar die Wasser in den Haargefäßen der Moose ununterbrochen emporgehoben werden, so vermag doch der triefende Schwamm die Überfülle nicht festzuhalten: sie entweicht vielmehr allgemach nach den tiefer liegenden Rändern, um hier neue Sümpfe zu bilden, aus denen neue Moore sich erzeugen. So breiten die Moore sich aus und so wachsen sie empor, bis schließlich ein fester Erdriegel Schranken setzt oder die Zufuhr des feuchten Elements aufhört. Und selbst da, wo das Wasser sich endlich einen Ausgang bahnt, und wie mancher Bach nimmt hier seinen Ursprung! — wachsen die Moore noch fort, sofern die Moose schon durch die atmosphärischen Niederschläge hinlänglich genährt werden. Aber zugleich bereiten sie nun in ihrem filzartigen verworrenen Gewebe abermals den Keimen höherer Gewächse eine Stätte: das unverwüstliche Heidekraut kommt, die eigentliche Charakterpflanze der Hochmoore, Ried- und Wollgräser gesellen sich hinzu und stellen sich zu kleinen inselartigen Kuppen zusammen, um sie her setzt sich vom Winde zusammengetrieben der Sand der Dünen und der Staub der Äcker an, es treten die ersten festen Punkte in der gährenden Masse hervor, und nicht lange, so streckt hier ein Strauch, ein Birken- oder Erlenbusch die Wurzel in den neuerstehenden Boden. Wo zuletzt das Moor überhaupt aufhört zu wachsen, mag sich allmählich ein dichter, zusammenhängender Teppich darüberspannen, aber unter dem Tritt des Fußes erzitternd, verrät er noch immer die verborgenen Wasser. „Gynge" oder Schauckeln nennt der Däne mit charakteristischem Namen solche auf- und abschwankenden Strecken.

Man überzeugt sich, daß diese Bildungen nur ein Werk von Jahrhunderten sein können. Aber in Dunkel und Stille hüllt die Natur ihre Tätigkeit, und nur allmählich mag es der Wissenschaft gelingen, mit Sicherheit die Stadien des Prozesses festzustellen, in dem hier, wie in einem Schattenbilde des Lebens, Organisches und Unorganisches ineinander greift. Oft findet man noch tief unter der Oberfläche die Pflanzen unversehrt, so daß bloß das lockere Gefüge und das dunklere Braun die begonnene Vermoderung verkündigt. Erst in größerer Tiefe stößt dann das Grabscheit auf einen flüssigen Schlamm und weiterhin auf eine schwarze formlose Masse, die kaum noch in einzelnen Resten ihren Ursprung erkennen läßt und zusammengetrocknet als ein erdiger Staub erscheint. Aber eben in ihm nun tritt uns ein neues Produkt, eine wirkliche Neubildung entgegen, die der Steinkohle verwandt, „zwischen Organischem und Unorganischem die Mitte haltend, in gleichem Maße das Interesse des Geo-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

logen und des Botanikers in Anspruch nimmt." Unsere Sprache nennt dieses Erzeugnis mit einem bei fast allen europäischen Völkern ähnlich wiederkehrenden Worte „Torf".
Wenn derselbe gegenwärtig in der Reihe der Brennmaterialien eine der wichtigsten Stellen einnimmt, so war doch auch früheren Zeiten, denen der Wald noch in überreicher Fülle zuwuchs, ein Gebrauch desselben nicht unbekannt. Schon in uralten Tagen grub man an der Nordseeküste den von der Flut bloßgelegten Torf, um aus der Asche ein spärliches Salz zu gewinnen, und hierauf vielleicht gehen in einer dramatischen Stelle der Frithjofsage die Worte des Helden, wenn er vor, König Ring erscheinend, sagt:

Das einst mich trug, mein Seeroß, es liegt gelähmt am Land,
Selbst bin ich alt geworden und brenne Salz am Strand.

Ja, bereits im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt berichtet Plinius von diesem Stoffe. In der Schilderung, welche der gelehrte Römer von den Urbewohnern der friesischen Gestade gibt, ruft er staunend aus: „Welch ein elendes Volk, das sich an einen Boden klammert, um den unaufhörlich die Elemente streiten! Mit dem Wasser des Regens löscht der Chauke seinen Durst, mit schlammiger Erde, die er im Winde dörrt, nährt er das Feuer, seine froststarrenden Glieder zu erwärmen." Allein von diesen frühesten vereinzelten Anfängen war noch weit bis zu einer eigentlich staatswirtschaftlichen Ausbeutung des Torfs. Die ersten Schriften darüber sollen dem fünfzehnten Jahrhundert angehören, und bis dahin blieben die Moore denn auch meist sich selbst überlassen. Es waren Sumpfwüsten, in die hier und da ein Pfad sich verlor, durch die hier und da ein dürftiger Damm zu bewohnten Stellen führte: leere Blätter im Buche der Kultur und der Geschichte.
Ganz zutreffend freilich wäre ein solcher Ausdruck dennoch nicht. Denn wie in den Mooren die Natur ununterbrochen Leben aus Leben zeugt, so entbehren sie auch jenes Hintergrundes historischer Erinnerung nicht gänzlich, der uns selbst die ödeste Stätte zu einem Gegenstande der Teilnahme macht. Ist doch derselbe Boden, über den sich jetzt die dunkle Decke breitet, nicht immer dem Strahl der Sonne entrückt gewesen. Hat hier doch einst auf grasreicher Trift der Nomade die Herde geweidet, im Dickicht des Waldes der Jäger das Wild verfolgt, oder auf stiller Bucht das Fahrzeug des Fischers seine vergänglichen Gleise gezogen.
Indessen nicht diese Ahnungen und Dämmerbilder einer unvordenklichen Zeit sind es, die ich meine. Denn die geschichtliche Bedeutung der Moore beruht nicht sowohl auf dem, was sie unter sich begruben, sondern auf dem, was sie selbst sind, und hier darf man nun wohl sagen, daß sie kaum weniger als die Gebirge den in und hinter ihnen wohnenden Geschlechtern zu einem Bollwerk der Freiheit gedient haben.
Eben jene Chauken und Friesen, deren Wohnsitze uns Plinius so treu beschrieb, galten den Römern als die edelsten und tapfersten unter den deutschen Stämmen, und die Friesen haben ihren stolzen Wahlspruch „lieber tot, als Sklav!" durch Jahrhunderte bewährt; aber sie konnten es nur, weil die Natur mit ihrem Mute im Bunde stand. Ihre ganze Geschichte, ihre republikanischen



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gemeinden, ihre Kämpfe gegen die bischöfliche Gewalt und gegen den Ehrgeiz der Häuptlinge, ihr altes, eifersüchtig bewachtes Recht, wonach nirgends auf friesischem Boden weder Burg noch Mauer sein und kein Haus bis zum Dache über zwölf Fuß messen sollte — dies alles begreift sich erst aus der Beschaffenheit des Landes, das, soweit es nicht ans Meer stieß, inselartig im Moore lag und seine alten Kirchen meist auf künstlichen Erdaufwürfen errichtete. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß feindlich eingedrungene Reiterscharen plötzlich vor sich und hinter sich die Dämme durchstochen fanden und, von den rings ansteigenden Wassern festgebannt, der Rache der Bewohner verfielen. Mußte doch selbst ein deutscher König — der 1248 in Aachen gekrönte Wilhelm von Holland — im Moor von Medelyk ein frühes ruhmloses Ende nehmen. Wir erinnern uns ferner an England und den großen Alfred. Auch dort dehnten sich vor Alters weite Moore, so daß Cäsar sagt, was der Brite eine Stadt oder eine Feste nenne, sei meist nichts anders, als eine in Waldsümpfen gelegene Verschanzung. Der römischen Kriegskunst zwar vermochte eine solche Verteidigung auf die Dauer nicht zu widerstehen, aber als hier acht Jahrhunderte später ein ungleich längerer und mörderischer Völkerkampf entbrannte, da waren es die Sumpfinseln von Somerset, in denen Alfred eine letzte Zuflucht fand und von denen aus er — der Verlorene, Totgeglaubte — in einer Reihe ruhmwürdiger Schlachten das Land seiner Väter zurückeroberte. Wie lange haben ferner die Esten ihren Bedrängern getrotzt! In der Mitte wüster Wälder, von Mooren umgeben, erhoben sich die „Maalin", die Bauernburgen, in denen sie die Kämpfe um ihre nationale Unabhängigkeit bestanden. Die größte derselben, die Soontagana im Awasti-Moor, wurde im Dezember 1216 nach blutiger, den Deutschen verderblicher Gegenwehr erstürmt, aber noch heute steht der alte Erd- und Steinbau, den Esten ein Ort frommer Scheu und tragischer Erinnerung. Und um endlich auch eines jener rohen Naturvölker des Westens zu gedenken, so verdanken die Guaraunen noch jetzt die Erhaltung ihrer Selbständigkeit dem lockeren, halbflüssigen Moorboden des Orenocodeltas, über den sie leichtfüßig hineilen, ohne daß ein Verfolger ihnen nachzudringen vermöchte. — So bildet das Moor gleichsam eine natürliche Festung. Wenn nicht das Eis seine Massen bindet und überbrückt, ist es nur auf schmalen, oft fußhoch überschwemmten Pfaden zugänglich, und wehe dem Wanderer, der die unsichere Straße verliert! Wohl mag er, mit dem Springstock von Mooshügel zu Mooshügel setzend, sich retten, aber ein Fehltritt kann verderblich werden. Wo dann nicht augenblickliche Hilfe kommt, zieht der schwarze Schlund langsam und unentrinnbar sein Opfer hinab. (Hermann Masius, Geographisches Lesebuch, 1874.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

# 3. TAGES- UND JAHRESZEITEN

## FAHRT IM FRÜHLING

Ich habe einen wahren Triumphzug durch einen großen Teil Frankreichs gemacht, durch die Provence und Dauphiné, über Aix, Gap, Grenoble und Vienne, über die Durance und Isère: einen Zug durch den schönsten Frühling, durch leuchtende Tage und duftende Nächte. Ach, das junge Grün des Frühlings ist doch noch anders als jenes stille, schwarze und schwermütige des immergrünen Winterlaubes in den römischen Villen, es ist so voll Hoffnung, voll Sehnsucht und dennoch voll Erfüllung. Ich habe dieses Jahr keinen Winter zu überstehen gehabt, und doch ist es, als lebte ich wieder auf, und ich weiß nicht, wie mir geschieht. Der Frühling ist das ewige Gleichnis aller Wiederkehr, jedes Ersetzens. Da wir alles in der Zeit anschauen müssen und die Zeit nichts ist als fortwährender Untergang, so war die Erhaltung nur durch Rollen in sich selbst, durch den Kreislauf möglich: damit wir in dem Schwunge der Dinge ewig den Morgen, den Frühling behielten, muß er ewig verschwinden, um ewig wiederzukehren. Ganz Frankreich ist mit Fruchtbäumen bedeckt, ist ein großer Obstgarten. Jeder Acker trägt über seiner Saat Apfel- und Pflaumenbäume, Nußbäume und Maulbeerbäume, Pfirsichbäume und Feigen. Und so weit das Auge reichte, so schnell mich der Postwagen fortführte, überall dichter Blütenschnee auf allen Zweigen. Ganz Frankreich ist auch mit Alleen geschmückt, die eine innige Freude an der Natur pflanzte, jeder Weg ist mit Pappeln besetzt, jedes Städtchen von Reihen schattiger, frühbelaubter Kastanien umgeben. Und wie duftete jetzt dieses junge erste Laub, vorzüglich abends, wenn die sinkende Sonne lange Streifen und riesenhafte Schatten über hellerglänzende Auen zog, und früh morgens, in der tauigen Frische der ersten Stunden des Tages! Wenn die Kastanien schon luftig säuselten mit ihren breitgezackten Blättern, die wie segnende Hände über der brennenden Stirne des Wanderers schweben, der in ihre Schatten flüchtete, so waren die Ulmen, die Pappeln erst von gelbem Schimmer kaum keimender Blätter übergossen und nur in heißen Tälern schon hellgrün bekleidet.

Der reinste Himmel verklärte während dieser Reisetage das herrliche Land. Ich wurde nicht müde, in seine Ferne zu dringen, an dem verschwimmenden Dunst seiner Ränder zu hängen, der, aus lauter Blütenrauch gebildet, die hohen Felslinien in sein Gewoge zog. Es war noch einmal jener südliche Himmel, den ich nun auf immer verlassen habe, und der wohl nur in den schönen Tagen des April und Mai so köstlich wie in Neapel über Mittelfrankreich sich spannt. Nur einen Abend sah ich gegen Norden leichte, ganz aus Licht geballte Wölkchen in der kristallenen Himmelsglocke schweben, jener ersten Liebesschwermut gleich, die ihre dunklen Flecke in die frohsinnige Mädchenseele eines fünfzehnjährigen Kindes wirft. Die Nächte waren so warm, daß ich sie in offenem Wagen mit entblößtem Kopfe halb verschlummerte, summende Bienen, hochwirbelnde Lerchen, hier in der weiten Talwelle glänzende, dichte Saat, dort der Landmann mit der Schaufel die rötliche



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erde aufstechend, hier die Sonne auf den weißen Staub der Kunststraße brennend, dort zur Seite unter einer Gruppe kühler Bäume ein immer sprudelnder Brunnen und die junge Wäscherin an seinem Rande kniend. An solchen Tagen ist in den Dörfern, den Städtchen jedes Haus verlassen, die Bevölkerung sitzt auf offener Straße in häuslicher Arbeit, in rührenden Familiengruppen, der Knabe spielend zu den Füßen seiner Mutter, die Mädchen am Rocken, der Greis unter dem uralten Baum, der schon seinen Großvater als Kind gesehen. (Viktor Hehn, Reisetagebuch, 1839/1840.)

## FRÜHLING IN CHILE

Das Ende des Julimonats erschien, und leichte Ostwinde regten sich. Sie trugen bald den Sieg über die Nordwinde davon, welche immer graue Wolken vor sich hertreiben, und helle Tage wurden von nun an häufiger. Gereinigt von Dünsten spannt sich von jener Zeit an das blaue Firmament aus, und nur selten unterbricht eine fliegende Wolke seine Gleichartigkeit. Allein um jene Zeit wird auch des Nachts und in den ersten Morgenstunden die Kühle empfindlich, und gar nicht selten ist es dann, auf den höheren Bergen den nächtlichen Reif in der Morgensonne erglänzen zu sehen. Wenn auch unterscheidbar von den übrigen Jahreszeiten, wird das Frühjahr in Chile doch nicht durch so viele Zeichen verkündet, als in den kälteren Breiten, wo notwendigerweise die Extreme der Hitze und des Frostes schon durch eine formenreiche Periode verknüpft sein mußten. Allein wie kurz dauernd die eigentliche Frühlingszeit in Chile auch sei — denn sechs Wochen nach dem Aufhören der Regen wird auf sonnigen Bergen schon die Vertrocknung von neuem sichtbar —, so ist sie doch von auszeichnender Herrlichkeit. Das dunkelblaue Meer liegt da, als sei es neu erschaffen aus dem Kampfe der winterlichen Elemente hervorgegangen. Millionen von Möwen treiben dann ihr lustiges Spiel, während der plumpe Pelikan aus schwindelnden Höhen in die Wellen herabstürzt und tief untertaucht durch die Gewalt seines Falles, aber gewiß nicht ohne mit einem Fische zurückzukehren, den sein scharfes Auge in großen Höhen entdeckte. Der Riesenvogel der Welt, der Kondor, verläßt dann die wärmere Küste und fliegt, oft so hoch, daß er nur wie ein Punkt erscheint, den Anden zu, in denen er horstet, und deren Schnee ihn allein vertrieb. Freundlich zwitschern die Diucas, kleine Vögel mit dem bescheidenen Kleide der gemäßigten Klimate angetan, aus dem hellgrünen Rebengewinde, welches in den meisten Häusern als Schutzdach den Hofraum überzieht. Fällt schon am zeitigen Morgen ein milder warmer Strahl der Sonne in das Tal, so ergießt sich eine Glorie der herrlichsten Beleuchtung, und zum ersten Male sieht man Chile in dem schönen Gewande, von dem die Bücher sprachen. Kein dürrer Hügel ist mehr sichtbar, denn eine zauberhaft schnell hervorgetretene Vegetation deckt sie. Eine Pflanze drängt die andere, und alle scheinen gleich begierig, ihre schönen Blütenkronen nach langer und geheimer Gefangenschaft unter dem erhärteten Ton der Sonne zu zeigen. Was tot schien, enthielt die Keime eines unendlichen Lebens. Die roten, dürren Bergrücken, oft sogar der hartgetretene Boden einer Heer-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

straße, bergen zahllose Zwiebeln von lilienartigen Gewächsen der verschiedenartigsten Gestaltung und Blüte. Amarylliden mit dreifarbiger Blumenkrone und mannshohem Schaft, kleine hyazinthenartige Glockenblumen, krautartige Calceolarien und eine Menge von schnellvergänglichen zarteren Pflanzen entstehen wie durch Magie. An den Gärten und auf den freien Plätzen der Dörfer duftet dann die blühende Orange und fast noch stärker die herrliche Flor de aroma, sowohl die wilde als die kultivierte, welche die Zäune umgeben. Zu Hunderttausenden erblüht die Flor de perdiz, eine kleine, einblumige Oxalis, von welcher in wenig Wochen sogar die Blätter wieder verschwunden sind, und unter den zartesten Gewächsen fallen die niederliegenden, feinblättrigen Dioscoreen auf als erste Verkündiger des Frühlings. Die Landleute kommen dann oft nach der Stadt, die Hüte geschmückt mit den blühenden Ranken einer der zierlichsten Pflanzen des Landes, dem scharlachroten Tropaeolum. An allen Felsen und dürren Orten erblüht zugleich die Immortelle Chiles, die Siempreviva, deren Blume durch himmelblaue Färbung zwar schon bedeutsam ist, aber es noch mehr dadurch wird, daß sie ohne zu verwelken eintrocknet, und Jahre lang schon tot, doch das täuschende Ansehen frischen Lebens behält. Deshalb wählt sie der Landmann in den abgelegnern Gegenden des Südens zum stummen Dolmetscher in seinem Umgange mit den Frauen, denen der tiefe Sinn des Geschenkes nicht entgeht. Der Eingeborene der milderen Länder ist stets sinniger und zarter als der Bewohner kalter Gegenden; denn was bei dem letzteren in dieser Beziehung nur Folge der höheren Ausbildung sein kann, das wird im ersteren schon durch den Einfluß einer freundlichen Natur hervorgebracht. (Eduard Pöppig, Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome, 1835/1836.)

## WIESE UND ACKER IN DEN GEZEITEN

Dicht unter uns breitet sich eine Wiese aus, ein dichter, grüner Rasenteppich, von dem ersten, warmen Frühlingsregen hervorgelockt. Sehen wir genauer hin: da glänzen auf der grünen Matte eine Menge weißer Sterne, hin und wieder zeigen sich bereits die weißen Blüten einiger Kreuzblütler, wie die Draba verna, das fiederblättrige Wiesenschaumkraut, ja, selbst einige Ranunkeln haben schon ihre gelben Blumenblätter entfaltet, und am schattigen Abhange der Hügel, da entdecken wir wohl auch zarte Anemonen und die vielbesungene Primel. Doch unser Blick dringt weiter. Hinter der Wiese, die so einladend den Kindern winkt, da dehnen sich, fast so weit das Auge reicht, zahllose Felder. Die Frühjahrsarbeiten sind bereits getan, die Erde ist durchgraben und bestellt, in regelmäßigen Reihen, einem arithmetischen Exempel gleichend, liegen sie vor uns da mit ihren Furchen und Rainen, meilenweit vielleicht nur durchbrochen von einem Graben, dessen Ränder mit einigen krüppelhaften Weiden, deren Blütenkätzchen an den langen Rutenzweigen im Winde flattern, oder ein Paar hohlen, verkrümmten Ulmen besetzt sind. Fast fußhoch bedeckt schon die junge Saat das weite Gefilde, und wir würden vielleicht ein unabsehbar grünes Meer mit leise bewegter Oberfläche vor uns



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu sehen glauben, wenn nicht der Mensch im Dienste der Natur für einen Farbenwechsel, der um so bedeutsamer gegen die noch eintönige Landschaft wirkt, gesorgt hätte. Es sind die noch unbestellten Felder, deren graues Erdreich sich mit dem frischen Grün der Saaten mischt, und keilförmig drängen sich große gelbe Matten in das grüne Meer hinein, das ist der Winterraps, dessen schöne, zitronengelbe Blüten sich bereits in vollster Entwicklung befinden. Auf diesem allen bleibt unser Auge um so lieber hängen, als die Bäume und Sträucher noch ihres grünen Schmuckes entbehren. Im Walde ist es noch öde und leer, nur die Blütenkätzchen der Erlen und Birken hängen bereits, Blütenstaub ausstreuend, aus den Ästen herab. Da und dort finden wir auch wohl eine Hecke von Kornelkirschen, aus deren Zweiggewirr kleine gelbe Blüten hervorschauen, oder des Schlehdorns, dessen wirr durcheinander gewebtes, undurchdringliches Gemisch von Dornen und Ästen von der Unzahl Blüten wie mit einem weißen Tuche überdeckt ist. Die Obstbäume des nahen Baumgartens zeigen bereits geschwollene Knospen, ja, unter den braunen Deckschuppen leuchten schon grüne und weiße Zonen hervor.

Wenige Wochen später hat sich die ganze Szenerie geändert. Die Waldbäume haben sich größtenteils belaubt, die Obstbäume stehen im vollsten Blütenschmuck da, bei jedem Windhauch eine weiße Blumensaat auf die Fluren weit umherstreuend. Es ist ein wahrhaft erfrischender Anblick, einen solchen Obstgarten, an sanft ansteigender Berghalde sich anlehnend, in seiner vollsten Frühlingsblütenpracht zu sehen: so dicht beladen mit Blumenschnee, daß man, besonders wenn man von oben herabschaut, keine Äste und Stämme wahrzunehmen vermag und überall weiße Blütenhügel zu sehen glaubt, zwischen denen der grüne Rasenteppich, mit gelben Blütenköpfen bestreut, gar lieblich hindurchschimmert. Unsere Wiese ist bunter geworden, der grüne Teppich erscheint dichter gewebt, zwischen den Grasformen machen sich die verschiedengestalteten Blätter einer Anzahl Kräuter bemerklich, so des Löwenzahn, einiger Ampherarten, des Wegerichs, das Dreiblatt des Klees, die Fiederblätter der Pimpernelle und des Wiesenknopfs. Nur an feuchten Stellen entwickelt die Dotterblume ihre breiten herzförmig ausgeschnittenen Rundblätter.

Auch das Blütenleben hat sich schon reicher eingefunden, namentlich ist es der Löwenzahn, der um diese Zeit alle unsere Wiesen mit dem zarten Gelb seiner Köpfchen übersäet, daneben reichblütige Ranunkeln, durch das glänzende Hochgelb ihrer Blüten selbst von fern hervorstechend, die blaßlilafarbene Cardamine steht auf der Höhe ihrer Blütenentwicklung, dazwischen kaum bemerkbar die blauen Trauben des kriechenden Günzels, die unscheinbaren Kolben des Wegerich und bereits einige Doldenblütler, wie der Wiesenkümmel, die Pimpernell, der Sanikel, der Wiesen-Haarstrang. Auf trocken gelegenen Wiesen findet sich wohl auch der Steinbrech, durch seine massenhafte Entwicklung dann vorzüglich das Übergewicht der weißen Farbe auf dem Rasenteppich bedingend. — Das Getreide ist bereits mehrere Fuß hoch und der Blüte nahe und wallt und weht wogend und flutend hin und her: in seinem bewegten, wechselnden Treiben bannt das grüne Grasmeer ebenso das Auge, wie die schaumgekrönten Wellen des Ozeans. Doch nähern



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wir uns, so finden wir unter dem grünen Graswald ein zweites Blumenleben der verschiedenen Ackerkräuter, die mit ihren meist schönen und bunten Farben so lockend aus dem hellen Grün hervorblicken — da sind die blauen Kornblumen, die purpurne Kornlichtnelke, der Rittersporn mit der blauen, langgespornten, hängenden Blumenkrone, der zierliche, feuerrote Ackergauchheil, die verschiedenen Ehrenpreisarten mit kaum sichtbaren blauen Blümchen, der feuerrote Klatschmohn und Ackermohn. Kein unbestelltes Feld ist mehr zu sehen, überall haben sich abwechselnd Kräuter und Gräser entwickelt: — neben dem zarten, blau blühenden Lein die kräftige Rübe, rote und weiße Kleefelder neben rauhblättrigen Kartoffeln, blaublütiger Luzerne und rosenroter Esparsette.

Doch das Getreide eilt der Reife zu, mehr als sechs Fuß sind die Halme emporgestiegen und tragen nun die nickenden Ähren. Der Farbenwechsel zwischen den grünen Kräutern mit den verschiedenfarbigen Blüten und den hohen, bereits gelben Halmen der Getreidefelder, zwischen denen vermittelnd der niedrigere, rispige Hafer auftritt, ist noch hervorstechender geworden. — Die Wiese steht in ihrer vollsten Pracht. Wer vermag es zu malen, das vielfarbige, vielgestaltige Pflanzenleben? — Das Ansehen der Wiese hat sich ganz geändert. Aus der großen Masse von Gräsern und Kräutern ragen nun auch höhere Pflanzen, die zu den Stauden gezählt werden müssen, hervor, meist in massenhafter Entwicklung, so besonders eine Anzahl Doldenblütler, wie das Heilkraut, die Engelwurz, Klettenkörbel und vielleicht auch der Kälberkropf, auch einige Disteln mit roten und mit gelblich weißen Blütenköpfen. Unter und zwischen diesen nun die buntfarbige Menge der Blumen aus allen Teilen des Pflanzenreichs. Die gelben Köpfe des Löwenzahns sind verschwunden, und an ihre Stelle leichte zarte Federkugeln getreten, die vom Winde zerzaust, emporgehoben und nach allen Himmelsgegenden fortgetragen werden. Überall verbreitet sind die zartblauen Glockenblumen, die großblütige weiße Hundskamille, die verschiedenen Hahnenfußarten, die gelben Habichtskräuter. Von diesen stechen sehr gut ab die roten Lichtnelken, der gelbe Klappertopf mit dem aufgeblasenen Kelch, der fleckweise oft ganz allein den Charakter der Wiese bestimmt, dazwischen erheben sich die braunen Köpfe des Wiesenknopfs, die braunroten Glocken des Siebenfingerkrauts, die blauen Skabiosen und der Teufelsabbiß. Etwas versteckt und vereinzelt finden sich wohl auch noch mehrere Knabenkrautarten mit ihren purpurnen Blütenähren, die blauen Ehrenpreisarten, weißer und roter Klee, die rosenrote Kronwicke, die unscheinbaren grünlichen Blüten des Frauenmantels, zwischen denen sich die Wicken hindurchwinden und Platterbsen mit geflügelten Stengeln an den Stauden in die Höhe klimmen. Überaus reich ist aber die Flora der Gräser, deren zarte Rispen überall den Raum, von den übrigen Pflanzen freigelassen, ausfüllen: die zierlichen, kleinen, braunen Ährchen des Zittergrases, vom geringsten Windhauch in zitternde Bewegung gesetzt, die wehenden Fahnen des Windhalmes, die luftigen Pyramidenrispen des Rispengrases und des Schwingels, die zusammengeballten Ähren des Knäulgrases, die begrannten Trespen, das weiche Roßgras, das Ruchgras, dem das Heu hauptsächlich seinen eigentümlichen Duft verdankt,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die langen Kolben des Fuchsschwanzes und auf feuchten moorigen Wiesen das seidenschopfige Wollgras, hohe Binsen, braunblütige Seggen tragen sämtlich nicht wenig dazu bei, das Bild der Wiese wechselvoll und anmutig zu machen.

Mild und duftig liegt die Wiese da, umgeben von Getreidefeldern und Obstgärten, durchströmt von einem Bache, der ihr Feuchtigkeit verleiht und an dessen Rändern düstere Rüstern die verkrümmten Äste ausbreiten und abgeköpfte Weiden, auf deren Scheitel sich oft die Flora der ganzen Umgebung angesammelt, die langen Rutenzweige emporstrecken — ein wahres Kleinod der Vegetation. —

Die Ernte ist vorüber, das Heu in den Scheunen oder in großen Schobern aufgestellt. Zum letzten Male hat sich unser Landschaftsbild wieder vollkommen verwandelt. Auf den abgemähten Getreidefeldern und Wiesen ist bereits wieder eine neue Vegetation erschienen. Die kahlen Stoppelfelder sind grün durchzogen mit Ackerunkräutern, teils neu entstanden, teils von der Sense verschont geblieben, da haben sich die verschiedenen Kleearten, die Hundskamille und Kreuzkräuter, Gauchheil, die Ackerranunkel, das Ackerstiefmütterchen und andere in Tausenden von Exemplaren angesiedelt und verbreitet. Die Obstbäume brechen fast unter der Last der goldigen und rot angehauchten Früchte, die überall unter dem grünen und gelblichen Laube hervorblicken. Auch das Laub der Waldbäume hat bereits seinen gelben herbstlichen Schimmer angenommen. Aber auch die Wiesen haben nicht gezögert, für das genommene Kleid schnell ein neues anzulegen, zwar nicht mehr so bunt wie früher, aber doch nicht weniger lieblich. (Wilhelm Kabsch, Das Pflanzenleben der Erde, 1865.)

## SOMMER DER CAMPAGNA

Die Natur sinkt mit dem Monat Julius in den Zustand der Todesruhe. Die Erdoberfläche zeigt nur verdorrte Pflanzenstengel, verbrannten Rasen und gelbe Stoppeln. Verschwunden ist das Leben aus Flur und Haus. In langen Zügen ziehen die Herden trägen Schrittes den östlichen Bergen zu, voran die Hirten auf unansehnlichen behenden Pferden, im Nachtrab einige Esel und Mäuler, beladen mit dem notwendigsten Kochgeschirr, alles umschwärmt von den zottigen gelblichweißen Hunden, die ihrer Pflicht nie fehlen. Auf den Pachthöfen, wo vor kurzem noch so viele Menschen geschäftig sich drängten, wird es stille, ganze Ortschaften stehen verlassen da, nur wenige Aufseher trotzen inmitten der Fieberluft den Gefahren des Sommers. Drei Monate liegt das Land in diesem Todesschlafe. Nicht die Höhe der Hitze, sondern die ununterbrochene Dauer derselben während eines viermonatlichen Zeitraums ist es, welche den Sommer zu dem lästigsten und gefährlichsten Teile des Jahres macht. Der Monat August entsiegelt die meisten Testamente. Dies Lob spendet ihm schon Horatius. Der Wärmemesser erhält sich fortwährend auf der Höhe von 28 bis 30 Graden Réaumur. Wie die Sonne heute sinkt, so steht sie am Morgen wieder auf. Die kurze Nacht bringt keine Kühlung. Regen fällt nur in Begleit vorübergehender Gewitter. Oft durch-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zieht die Lüfte der mit afrikanischer Glut geschwängerte Scirocco. Vor ihm verbirgt sich jedes lebende Wesen. Die letzte Kraft schwindet aus Mark und Beinen, und Schweißtropfen treten aus allen Poren hervor. Erlösung bringt erst der Oktober. Da ist es, als feire die Natur im Verein mit ihrem Herrn, dem Menschen, alljährlich ein Fest der Auferstehung. Reiche Regengüsse tränken das ausgebrannte Erdreich. Aus wiederbelebten Wurzeln keimt ein neues Leben. Wie von unsichtbarer Hand gepflegt, bedeckt der grüne Teppich die Oberfläche des Bodens. Auf den saftigen zarten Futterkräutern perlt im Sonnenschein der Tau der Nacht. Der frohe Gesang von tausend Vögeln ertönt in der weiten, stillen Ebene. Von den Bergen kehren die Herden zurück. Städte und Pachthöfe sehen ihre alten Bewohner wieder. Wie die Natur, so hüllt sich auch der Mensch in sein Feierkleid. In der Wonne der Oktoberfreuden feiert der Römer, unter dem Rhythmus des Tamburins und den scharfen schneidenden Weisen des einheimischen Gesanges, den Sieg über die Gefahren seines schlimmsten Feindes, des Sommers. (Gerlach und Bachofen, Die Geschichte der Römer, 1851.)

## ABEND IN MOLA

Kurz vor Sonnenuntergang kamen wir am Himmelfahrtstag in Mola an. Der eingeborene Dian war ebenso überwunden von der grünenden Herrlichkeit, die er lange nicht gesehen, wie ich, und ich glaub ihm noch nicht, daß es um Neapel schöner blühe und dufte. Ich ging gar nicht in die Stadt, denn die Sonne hing schon gegen das Meer. Um mich quillt der Blumenrauch aus Zitronenwäldern und Jasmin- und Narzissenauen — zu meiner Linken wirft der blaue Apennin seine Quellen von Berg zu Berg, und zu meiner Rechten dringt das gewaltige Meer an die gewaltige Erde an, und die Erde streckt den festen Arm aus und hält eine glänzende Stadt, mit Gärten behangen, weit ins Wogengewimmel hinein — und ins unergründliche Meer sind hohe Inseln als unergründliche Berge hineingeworfen — tief im Süden und Osten greift ein schimmerndes Nebelland, die Küste von Sorrento, wie ein gekrümmter Jupitersarm, um das Meer, und hinter dem fernen Neapel steht der Vesuvius mit einer Wolke im Himmel unter dem Mond.

„Fall auf deine Knie, Glückseliger (sagte Dian) vor der kostbaren Weite!" O Gott, warum nicht ernstlich es tun? Wer kann denn im Abendscheine das ungeheuere Wellenreich anschauen, wie dort das Regen sich in der Ferne stillt und nur glänzt und endlich blau und golden mit dem Himmel verschwebt, und wie hier die Erde das weiche schwebende Feuer mit ihren langen Ländern in einen rosigen festen Erdschatten einschließet, wer kann den Feuerregen des unendlichen Lebens, den webenden Zauberkreis aller Kräfte im Wasser, im Himmel, auf der Erde erblicken, ohne niederzuknien vor dem unendlichen Naturgeiste und zu sagen: wie bist du mir so nahe, Unaussprechlicher! — O, hier ist er in der Nähe und Ferne, die Seligkeit und die Hoffnung schimmert von der Nebelküste her und auch aus den nahen Quellen, die das Gebirge in das Meer heruntergießt, und in der weißen Blüte über meinem Haupt. O, rufet denn nicht diese Sonne, von brennenden Wellen



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

umflattert, und das Blau droben und drüben und die erglühenden Menschenländer, die Welten in der Welt, rufet nicht diese Ferne das Herz und alle seine stolzen Wünsche heraus? Will es nicht schaffen und in die Ferne greifen und seine Lebensblüte vom höchsten Gipfel des Himmels reißen?
Wann es aber sich umsieht auf seinem Boden, auch da wieder ist der Gürtel der Venus um den blühenden Umkreis geworfen, hell grünt der hohe Myrtenbaum neben seiner kleinen Dunkelmyrte, die Orange schimmert im hohen kalten Grase und oben duftet ihre Blüte, der Weizen weht mit breiten Blättern zwischen dem Mandel- und Narzissenschmelze, und ferne ist die Zypresse und die Palme stolz. Alles ist Blume und Frucht, Frühling und Herbst. Soll ich hin, soll ich her? das fragt das Herz in seinem Glück.
So ging mir die Sonne unter die Wellen hinab — die roten Küsten flohen unter ihre Nebel, die Welt erlosch von Land zu Land, von einer Insel zur anderen — der letzte Goldstaub auf den Höhen wurde verweht — und die Gebetglocken der Klöster führten das Herz über die Sterne hinauf. (Jean Paul, Titan, 1800/1803.)

## DIE NACHT

Stille Nacht! wie lieblich überfällst du mich hier, hier am bemoosten Stein. Ich sah noch den Phöbus, wie er hinter den Stufen jener Berge sich verlor. Er lachte das letzte Mal zurück durch den leichten Nebel, der wie ein goldner Flor entfernte Weinberge, Haine und Fluren glänzend umschlich, die ganze Natur feierte im sanften Widerschein des Purpurs, der auf streifigen Wolken flammte, seinen Abzug, die Vögel sangen ihm das letzte Lied und suchten gepaart die sichern Nester, der Hirt, vom längern Schatten begleitet, blies, nach seiner Hütte gehend, sein Abendlied, als ich hier sanft einschlief.
Hast du, Philomele, durch dein zärtliches Lied, hat ein lauschender Waldgott mich geweckt oder eine Nymphe, die schüchtern durchs Gebüsche rauscht? O, wie schön ist alles in der sanftern Schönheit! wie still schlummert die Gegend um mich! welch Entzücken, welch sanfter Taumel fließt durch mein wallendes Herz!
Schüchtern durchstreifet mein Blick den dunkeln Wald, ruhet auf lichten Stellen, die der Mond durch das dichte Gewölb zitternder Blätter hier am moosigen Stamm, dort auf dem winkenden Gras oder an zitternden Ästen ins schwarze Dunkel hinstreut, oft eilt er schüchtern zurück, durch trügende Gestalten krummer Stämme oder im Dunkeln rauschender Äste oder schwarzer Schatten erschreckt, oder er fährt auf den Wellen daher, die wie Lichter auf dem schwarzen Bach hüpfen, der sich neben mir rauschend stürzt. Denn Luna fährt über die glänzenden Gipfel der Bäume hin, von zart geschenkelten Rehen oder von Drachen mit rauschenden Flügeln und schlank zirkelndem Leibe gezogen.
Wie lieblich duftet ihr um mich her, ihr Blumen! und du Viole, die bei stiller Nacht nur sich öffnet und Balsamgerüche zerstreut, wie lieblich duftet ihr da im Dunkeln, unsichtbar, ohne den bunten Schmuck glänzender Farben verrät euch die Wollust, die ich jetzt atme. Ihr wieget im weichen Schoß



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schlummernde Zephyr', die in sanften Spielen um euch her den langen Tag sich ermüden, und wenn sie erwachen, dann finden sie um sich her gesammelten Tau, in reinlichen Schalen der Blätter. (Salomon Geßner, Idyllen, 1756.)

## DICHTERISCHE JAHRESZEITEN IN EUTIN

In ebener, nördlicher Landschaft finden wir ihn (den Dichter) sich seines Daseins freuend, unter einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermuteten.

Und freilich übt denn auch selbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole her stürmend bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis, ein stöbernder Wirbel treibt um den hohen Giebel, indes sich der Dichter, wohlverwahrt, häuslicher Wöhnlichkeit freut und wohlgemut solchen Gewalten Trotz bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die, herzlich empfangen, unter sicherem Obdach in liebevollem, vertraulich-gesprächigem Kreise, das häusliche Mahl durch den Klang der Gläser, durch Gesang beleben und sich einen geistigen Sommer zu verschaffen wissen.

Dann finden wir ihn auch persönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzend. Wenn die Achse mit Brennholz befrachtet knarrt, wenn selbst die Fußtritte des Wanderers tönen, sehen wir ihn bald rasch durch den Schnee nach fernen Freundeswohnungen hintraben, bald zu großem Schlittenzuge gesellt durch die weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt eine trauliche Herberge die Halberstarrten aufnimmt, eine lebhafte Flamme des Kamins die eindringenden Gäste begrüßt, Tanz, Chorgesang und mancher erwärmende Genuß der Jugend sowohl als dem Alter genugtut.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee, befreit sich ein erwärmter Boden nur einigermaßen von dieser lästigen Decke, so eilt mit den Seinen der Dichter alsbald ins Freie, sich an dem ersten Lebenshauche des Jahres zu erquicken und die zuerst erscheinenden Blumen aufzusuchen. Vielfarbiger Güldenklee wird gepflückt, zu Sträußen gebunden und im Triumph nach Hause gebracht, wo diese Vorboten künftigen Genusses ein hoffnungsvolles Familienfest zu krönen gewidmet sind.

Tritt sodann der Frühling selbst herein, so ist von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr, immer findet man den Dichter draußen auf sanften Pfaden um seinen See herstreichen. Jeder Busch entwickelt sich im einzelnen, jede Blütenart bricht einzeln in seiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausführlichen Gemälde erblickt man im Sonnenschein um ihn her Gras und Kraut so gut als Eichen und Buchen, und an dem Ufer des stillen Wassers fehlt weder das Rohr noch irgendeine schwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde Phantasie, durch deren ungeduldiges Bilden sich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgestaltet, der Baum seine Äste zurückzieht und mit jugendlichen weichen Armen den Jäger zu locken scheint. Einsam vielmehr geht der gemütvolle Dichter als ein Priester der Natur umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiser Hand und weiht sie zu Gliedern einer liebevoll übereinstimmenden Familie.

Um ihn als einen Paradiesbewohner spielen harmlose Geschöpfe, das Lamm



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf der Wiese, das Reh im Walde. Zugleich versammelt sich das ganze Chor von Vögeln und übertönt das Leben des Tages mit vielfachen Akzenten.
Dann am Abend, gegen die Nacht hin, wenn der Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufsteigt und sein bewegliches Bild auf der leise wogenden Wasserfläche einem jeden schlängelnd entgegenschickt, wenn der Kahn sanft dahinwallt, das Ruder im Takte rauscht und jede Bewegung den Funken eines Widerscheins hervorruft, von dem Ufer die Nachtigall ihre himmlischen Töne verbreitet und jedes Herz zum Gefühle aufruft, dann zeigt sich Neigung und Leidenschaft in glücklicher Zartheit. — —
Der Sommer hat sich wieder eingefunden, eine heilsame Schwüle weht durch das Lied, Donner rollen, Wolken träufeln, Regenbogen erscheinen, Blitze leuchten abwärts und ein kühler Segen wallt über die Flur. Alles reift, keine der verschiedenen Ernten versäumt der Dichter, alle feiert er durch seine Gegenwart.
Kaum aber ist alles dieses Gute in des Menschen Gewahrsam gebracht, so schleicht auch der Herbst schon wieder heran, und unser Dichter nimmt rührenden Abschied von einer, wenigstens in der äußeren Erscheinung hinfälligen Natur. Doch seine geliebte Vegetation überläßt er nicht ganz dem unfreundlichen Winter. Der zierliche Topf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in winterhafter Häuslichkeit den Sommer zu heucheln und auch in dieser Jahreszeit kein Fest ohne Blumen und Kränze zu lassen. Selbst ist gesorgt, daß es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, frischem Dache seiner Käfichtlaube fehle.
Nun ist es die schönste Zeit für kurze Spaziergänge, für trauliches Gespräch an schaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundschaftliche Sehnsucht vermehrt sich, das Bedürfnis der Musik läßt sich lebhafter fühlen, und nun mag sich der Kranke selbst gern an den traulichen Zirkel anschmiegen, und ein verscheidender Freund kleidet sich in die Farbe der scheidenden Jahreszeit. (Goethe, Über „Lyrische Gedichte" von Johann Heinrich Voß, 1804.)

## FLUCHT DER ZUGVÖGEL

Man kann im Westen, entfernt vom nördlichen kontinentalen Europa und von größeren Flüssen mit breiten, flachen Uferschwellen keine Vorstellung von der Menge der Zugvögel gewinnen, die vom Ende Julis und Augusts an längs der Dwina und ihren Seitenflüssen in ununterbrochener Bewegung sind.
Nicht allein die zartgebauten Singvögel, sondern auch die Strand- und Wasservögel vereinigen sich teilweise zu großen Scharen, um gemeinschaftlich dem herannahenden, unbarmherzigen nordischen Winter zu entgehen. Es ist, als ob die ganze Luft mit Piepern, Ammern, Finken und Hänflingen angefüllt wäre, die oft so hoch fliegen, daß man im schnellen Vorüberziehen nur ihre Stimmen hört, ohne die Tiere zu sehen. Geht man in der Nähe der Flüsse über Wiesen und Änger, so scheucht man mit jeden paar Tritten die in kleinen Vertiefungen versteckten Anthusarten auf, die sich dann mit melancholischen Klagetönen wieder ihren ziehenden Genossen in der Luft anschließen.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So sieht man an allen freien Stellen zwischen den Wäldern die Luft und jeden Winkel der Erde in fortwährender Bewegung und Veränderung, alles zieht unwillkürlich nach Süden hin und unwillkürlich keimt in dem, der diese ziehenden Stimmen überall verfolgen muß, das Gefühl auf, daß im Norden auch für den Menschen keines natürlichen Bleibens sei.
Wenn in den zerstreuten, weitschweifigen Zügen der Singvögel und in ihren vereinzelten, wenn auch ununterbrochen nach allen Richtungen hörbaren Stimmen noch eine Art von Absichtlichkeit, ein scheinbares Bedürfnis des Zusammenhaltens auf der weiten Reise erscheint, so treten die Züge der Strandvögel dagegen wie in einer unheimlichen Willenlosigkeit auf. Stellt man sich ans Ufer der Flüsse und Seen hin, so sieht man nach Zwischenpausen von wenigen Minuten dichtgedrängte Massen geräuschlos, eilig und stumm, wie von einer unsichtbaren Gewalt aneinander gekettet und getrieben, vorüberziehen, an irgendeiner flachen Stelle des Ufers niederfallen, etliche Augenblicke stumm und emsig nach Nahrung suchen und dann wieder mit einem Moment sich erheben und weiter ziehen. Oft sieht man Schwärme, die man auf mehrere Hunderte bis zu Tausenden von Individuen schätzen kann, so dichtgeschlossen vorüberfliegen, daß sie im eigentlichen Sinne die Luft verfinstern. Diese Züge dauern vom frühen Morgen bis tief in die Nacht, und noch in der Nacht hört man die einzelnen Stimmen nach allen Seiten hin ertönen. (J. H. Blasius, Reise im Europäischen Rußland, 1844.)

## JAHRESZEITEN IN DER STEPPE

Seit der Entdeckung des neuen Kontinents sind die Ebenen (Llanos) dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und der Guyana (dem Orinocolande) zu erleichtern, sind hier und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Überall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereisen voneinander entfernt liegen einzelne mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Scharen verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel (man schätzte sie zur friedlichen Zeit meiner Reise noch auf anderthalb Millionen Köpfe) schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Tiere der alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.
Wenn unter dem senkrechten Strahl der niebewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdünne, elektrisch geladene Mitte des Wirbels empor: gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, fast strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüt des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, welche im nebel-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

artig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Glut herbei, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.
Auch verschwinden allmählich die Lachen, welche die gelb gebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eisigen Norden die Tiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier unbeweglich das Krokodil und die Boaschlange, tief vergraben in trockenem Letten. Überall verkündigt Dürre den Tod, und doch überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. Ein schmaler Luftstreifen trennt das ferne Palmengebüsch vom Boden. Es schwebt, durch Kiemung gehoben, bei der Berührung ungleich erwärmter und also ungleich dichter Luftschichten. In finstere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen Pferde und Rinder umher: diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu erraten.
Bedächtiger und verschlagener, sucht das Maultier auf andere Weise seinen Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonenkaktus, verschließt unter seiner stacheligen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maultier die Stacheln seitwärts und wagt es dann erst, die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos, oft sieht man Tiere, welche von Kaktusstacheln am Hufe gelähmt sind.
Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht sich der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos, Hippoboscen und eine Schar stechender Insekten sich ansiedeln. So führen die Tiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Glut der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.
Tritt endlich nach langer Dürre die wohltätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Szene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden, senkrecht aufsteigend am Horizonte. Nebelartig breiten allmählich die vermehrten Dünste sich über den Zenit aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.
Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrispigem Paspalum und mannigfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen ihre gesenkt schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vögel und die sich öffnenden Blüten der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun in frohem Genusse des Lebens. Das hoch aufschießende Gras birgt den schöngefleckten Jaguar. Im sicheren Versteck auflauernd und die Weite des einigen Sprunges vorsichtig messend, erhascht er die vorüberziehenden Tiere, katzenartig wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man, so erzählen die Eingeborenen, an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung, denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmählich die Flüsse, welche die Ebene südlich begrenzen: der Arauca, der Apure und der Payara, so zwingt die Natur dieselben Tiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Teil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höheren Bänke zurück, welche inselförmig über dem Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Tiere stundenlang umher und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieser blutgierigen, riesenhaften Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Ein solcher Anblick erinnert unwillkürlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit, mit welcher die alles aneignende Natur gewisse Tiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, so sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt: vom Ganges bis an den Platastrom, von der afrikanischen Meeresküste bis zur Gebirgsebene des Antisana, welche höher als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier schützt die nordische Birke, dort die Dattelpalme den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagssonne. Dieselbe Tiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem anderen Himmelsstriche von den Angriffen der Tiger und der Krokodile bedroht!

Aber nicht die Krokodile und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach, auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Teile die erschütternde Kraft nach Willkür aussendet. Diese Gymnoten haben 5 bis 6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Tiere zu töten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße von Uritucu mußte einst verändert werden, weil sich die Gymnoten in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furt ertranken. Auch fliehen alle



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

anderen Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht hier elektrisches Feuer aus dem Schoße der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maultiere und Pferde in einen Sumpf, welchen die Indianer eng umzingeln, bis das ungewohnte Lärmen die mutigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich, verschlagen, unter den Bauch der Pferde drängen. Von diesen erliegen viele der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmählich läßt die Wut des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Fische. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählich ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpune verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dies ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist, was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Teile erweckt, in allen Organen der Tiere und Pflanzen umtreibt, was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt, was Eisen an Eisen bindet und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt: alles, wie die Farbe des geteilten Lichtstrahls, fließt aus einer Quelle, alles schmilzt in eine ewige allverbreitete Kraft zusammen. (Alexander von Humboldt, Ansichten der Natur, 1808.)

## JAHR UND KALENDER

Die Sterngruppen wurden schon im hohen Altertum, freilich nicht ohne Hilfe der Phantasie, durch Umrisse von Menschen und Tieren begrenzt, und so ist das entstanden, was man Sternbilder nennt. Unter den Sternbildern, welche uns nördlichen Bewohnern nicht untergehen, sind die beiden: der Große und Kleine Bär, wohl jedermann von Kindesbeinen bekannt, der erstere gewiß. Weil diese Sterne um den Pol kreisen, nannte man sie Circumpolares, Sterne um den Pol.

In kurzem mußte man bemerken, daß der vollendete Kreislauf des Großen Bären mit dem Laufe der Sonne zusammenstimme, daß, wenn der Bär sich zuerst nach Sonnenuntergang etwa gerade auf dem Gipfelpunkt seines Kreises zeige, er wieder so hoch stehe, wenn die Sonne abermals und abermals untergegangen.

Man mußte auch wahrnehmen, daß alle diese Sternenkreise zwar einen sehr verschiedenen Halbmesser haben, doch von ganz gemeinschaftlichem Mittelpunkt seien, und man fand bald einen Stern, welcher für diesen Mittelpunkt sehr gut paßte, nämlich den sogenannten Polarstern. Wenn man durch die beiden dem Schweif des Großen Bären entgegengesetzten Sterne des Vierecks



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

desselben eine gerade Linie zieht, so trifft diese, über den Bär hinaus verlängert, den Polarstern.

Setzt man die vergleichenden Beobachtungen fort, so wird die etwas übereilt gefaßte Meinung, es drehen sich die Sterne in derselben Zeit um die Erde wie die Sonne, widerlegt. Wenn bei Beginn der Beobachtungen der Sonnenuntergang mit der höchsten Stellung des Großen Bären zusammentraf, so wird sehr bald der Bär diese Stellung überschritten haben, er wird um ein Zwölfteil, um ein Vierteil, um die Hälfte des Kreises abweichen, wird beim Sonnenuntergange die niedrigste Stelle einnehmen, die er erreichen kann, und wird dann auf der anderen Seite des Kreises wieder hinaufsteigen, und befindet er sich endlich zur Zeit des Sonnenunterganges gerade da oben im Zenit, wo er war, als man die Beobachtung begann, so wird man die ganze Summe der Unterschiede für einen großen Zeitraum, den wir Jahr nennen, haben, nämlich die Sonne wird dem Beobachter 365mal untergegangen sein, der Große Bär wird aber 366mal die höchste Höhe erreicht haben: man hat einen Sternentag mehr, als man Sonnentage hat.

Das gibt einen sehr schönen Zeitabschnitt. In diesem Abschnitt durchläuft die Oberfläche der Erde alle die Wechsel, welche sie durch den höheren oder niederen Stand der Sonne erfährt, es macht sich eine kalte, eine milde, eine heiße, und wieder eine milde Zeit bemerkbar, den großen Abschnitt nannte man Jahr, die vier kleineren Jahreszeiten.

Der Mond mit seinen wechselnden Gestalten gibt kleinere Teile in diesem großen Kreislauf. Er wird uns in demselben 13 Vollmonde zeigen, aber auch ebensoviele erste und letzte Viertel, und ebensooft wird er uns in den Strahlen der Sonne verschwinden.

Da haben wir dreizehn Mondjahre oder Mondmonate, die man wahrscheinlich der zwölf Sternbilder des Tierkreises wegen auf zwölf gebracht hat, da haben wir auch 52 Viertelmonde zu sieben Tagen, was wir Wochen nennen.

Begreiflich ist, daß dann, wenn die Sternkunde von dem Rinder- oder Kamelhüter auf den Astronomen übergeht, die Beobachtungen alle mit mehr Schärfe gemacht werden. Anfangs blieb alles beim Alten, wie zum Beispiel bei den Ägyptern, das Jahr bestand aus 365 Tagen, da dies jedoch nicht genau war (beinahe um $\frac{1}{4}$ Tag zu kurz), so trat nach vier Jahren das neue Jahr um einen Tag zu früh ein, nach 365 Jahren betrug das schon ein Vierteljahr, und das Jahr, welches vielleicht mit der Sommersonnenwende angefangen hatte, rückte zum Frühjahr zurück, und es war Neujahr zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche, in 730 Jahren zur Zeit der Wintersonnenwende.

Daß dieses für das bürgerliche Leben viel Unbequemlichkeiten hatte, ist leicht einzusehen. Die Indier fanden diesen sonst sehr natürlichen und leicht zu machenden Fehler durch schärfere Beobachtung und Rechnung auch bald heraus und setzten das Jahr auf 365 und ein Viertel Tag.

Da die Ägypter diese Einschaltung nicht vornahmen, so wich ihr Jahr in der oben beschriebenen Weise von dem Jahre der Inder ab und traf nach 1460 Jahren erst wieder damit zusammen. Da indessen die Vierteltage sich zu Monden und endlich zu einem Jahre summiert, so hatten die Ägypter ein ganzes Jahr mehr, nämlich 1461.



Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Es legten die Ägypter auf diese Periode einen großen Wert, nannten sie das große Jahr und begrüßten die Erscheinung desselben als ein wichtiges Ereignis, weil dann der Phönix, ein fabelhafter, unsterblicher Vogel, sich einen Scheiterhaufen von Gewürzen zusammentragen, sich darauf legen, das Gewürz durch die Sonnenstrahlen, nach anderen durch das Feuer seines Blickes, entzünden und sich aus seiner eigenen Asche neu verjüngt wieder aufschwingen sollte.

Der Anfang des großen Jahres fiel auf den Tag, wo der Hundsstern am Neujahrstage in der Morgendämmerung erschien. Der Hundsstern, welchen wir Sirius nennen, heißt im ägyptischen Altertum Sothis, daher diese Periode die Sothische oder die Hundssternperiode genannt wird. Das Jahr von 365 Tagen hieß nach dem babylonischen Könige das Nabonassarische Jahr.

Die Römer hatten dieses Jahr gleichfalls angenommen, es hatte jedoch schon zu Cäsars Zeiten eine große Verwirrung in das bürgerliche Leben, in die Geschäfte des Ackerbaues, welche sich nach den Jahreszeiten richten, gebracht, und Cäsar, so groß als Staatsmann wie als Feldherr, fühlte die Notwendigkeit, eine Ordnung in diese Angelegenheit zu bringen. Nach dem Rate des Astronomen Sosigenes nahm man den Kalender der Indier, und zwar 45 Jahre vor Christi Geburt, an und schaltete so alle 4 Jahre einen Tag ein. Dies war der zweimal sechste Tag (bis sextus) vor den Kalenden des März, daher hieß dieses Jahr annus bissextus, wie wir es Schaltjahr nennen, von dem Worte einschalten.

Die Rechnung der Indier, wenn schon viel genauer, als die der Ägypter, nahm an, daß gerade 365 und $\frac{1}{4}$ Tag auf das Jahr gingen. Dies ist jedoch um ein Hundertteil eines Tages, also etwa um eine Viertelstunde, zu groß, und darum sind in hundert Jahren diese Bruchteile zu einem ganzen Tage gewachsen, und der Kalender ist wieder nicht richtig.

Weil indessen die Periode eine sehr lange war, so merkte man die steigende Unrichtigkeit nicht so bald, wenigstens wurde sie im bürgerlichen Leben niemals beschwerlich. Die Astronomen indessen fanden, daß nach und nach der Frühlingspunkt — die Tag- und Nachtgleiche — vom 21. März bis auf den 11. zurückgewichen war, da schlug der Astronom Alosius Lilius dem Papste Gregor XIII. vor, 10 Tage aus dem Kalender fortzulassen, um die Nachtgleiche wieder auf den richtigen Punkt zu bringen, dann aber bei der bisherigen Weise zu bleiben (auf das Jahr $365\frac{1}{4}$ Tag zu zählen und diese 4 Viertel nach Ablauf von 4 Jahren einzuschalten), aber alle 100 Jahre den einen Schalttag auszulassen, durch welchen die Verwirrung entstanden war, die sich in 4 Jahrhunderten zu 3 Tagen häufte. So wurde es im Jahre 1582 ausgeführt: vom 4. Oktober dieses Jahres zählte man sogleich den 15., die gewöhnlichen und die Schaltjahre folgten in der gewohnten Art, nur 1700 und 1800 waren nicht Schaltjahre, sondern Gemeinjahre, nunmehr wird 1900 gleichfalls ein Gemeinjahr sein, dagegen das Jahr 2000 wieder ein Schaltjahr. Dieser Kalender heißt der Gregorianische oder der neue, der von Cäsar eingeführte heißt der Julianische oder der alte. Gegenwärtig rechnen nach diesem nur noch die Russen. (W. F. A. Zimmermann, Der Erdball und seine Naturwunder, 1855.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

# 4. UNHEILE UND EINBRÜCHE

## METEORE

Der ungebildete Mensch ist geneigt, das Wunderbare zu glauben, der Gebildete, Gelehrte, es zu bestreiten, weil er keine Wunder statuiert, weil ihm alles natürlich sein soll, das Wunderbare aber gegen die Naturgesetze verstößt.
So hat, wie Humboldt sagt, eine vornehm tuende Zweifelsucht, welche Tatsachen verwirft, ohne sie zu ergründen, und welche in einzelnen Fällen fast noch verderblicher ist als unkritische Leichtgläubigkeit, auch die Meteorsteine geleugnet. Obgleich seit drittehalbtausend Jahren die Annalen aller Völker von Steinfällen erzählen, mehrere Beispiele derselben durch unverwerfliche Augenzeugen außer Zweifel gesetzt waren, obgleich die Bätylien einen wichtigen Teil des Meteorkultus der Alten ausmachten, und die Begleiter des Ferdinand Cortez in Cholula den Ärolithen sahen, der auf die große Pyramide gefallen war, obgleich die Kalifen und mongolischen Fürsten sich von frischgefallenen Meteorsteinen hatten Schwerter schmieden lassen, ja, Menschen durch vom Himmel gefallene Steine erschlagen waren (ein Frate zu Crema am 4. September 1511, ein anderer Mönch in Mailand 1650, zwei schwedische Matrosen 1674), so ist doch bis auf Chladni ein so großes Phänomen unbeachtet und unerkannt geblieben.
Dem bekannten Physiker Chladni gelang es, so überzeugende Beweise für die Tatsächlichkeit dieser Erscheinungen zu sammeln, daß seit seinem Werke über diesen Gegenstand (zur Ostermesse 1794) niemand unter den deutschen Gelehrten mehr daran zweifelte, und der 16. Juni 1794 brachte zu Siena, sowie der 13. Dezember 1795 zu Woodcottage in Yorkshire so überzeugend festgestellte Steinfälle, daß selbst dem ärgsten Skeptiker jeder Zweifel vergehen mußte.
Nicht so war es in Frankreich. Dort blieb man dabei, die Steinregen und die Steinfälle für Ammenmärchen zu erklären und als nicht existierend zu betrachten. Biot hielt bei einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften einen Vortrag über diesen Gegenstand, ward aber durch das Gemurmel und Geflüster der Zuhörer, dann aber durch den Präsidenten unterbrochen, welcher erklärte, es sei der Wissenschaft unwürdig, sich mit solchen Kindermärchen zu befassen, und der gegenwärtigen Gesellschaft unwürdig, sie damit zu behelligen. Biot mußte seine auf die Untersuchung deutscher Gelehrten gestützte Abhandlung in die Tasche stecken.
Am 26. April des Jahres 1803 ereignete sich unfern des Städtchens Aigle, im Departement Orne, etwas gar Merkwürdiges. Hunderte von unverdächtigen, nicht abergläubigen und ungebildeten, sondern gescheiten, vorurteilsfreien Leuten hatten es gesehen und bezeugten es gerichtlich und vollkommen einstimmig.
An dem gedachten Tage hatte es plötzlich aus heiterem Himmel geblitzt, furchtbar gedonnert, über der Stadt war eine kleine Wolke entstanden, niemand wußte, woher sie gekommen, von derselben war eine mächtige Feuer-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kugel ausgefahren, einen langen, roten Schweif hinter sich lassend, darauf war sie geplatzt und hatte Steine umhergestreut.
Da fehlte nichts mehr zu dem „Ammenmärchen" vom feuerspeienden Drachen, und die Akademie war nicht wenig in Verlegenheit um die Erklärung. Es blieb noch einige Hoffnung, nachweisen zu können, das Ganze sei Übertreibung, und deshalb ward eine Gesellschaft von gelehrten Männern, unter diesen Biot, an Ort und Stelle geschickt, um die Sache dort zu untersuchen.
Es verhielt sich jedoch in der Tat alles so, wie berichtet worden, und man fand auf einem großen elliptischen Raum von mehreren französischen Meilen Durchmesser viele Tausend einzelne Stücke ein und desselben Gesteines, die vom Himmel gefallen waren.
Jetzt stand die Tatsache fest, das Ammenmärchen ward auch in Frankreich zu einer wissenschaftlich begründeten Tatsache, und zwar zu einer nicht eben gar so selten wiederkehrenden: das Meteor hatte das Indigenat in Frankreich erhalten, es durfte existieren und machte davon einen angemessenen Gebrauch, indem es sich unter ganz gleichen Umständen am 13. März 1806 zu Alais, am 23. November 1810 zu Charsonville bei Orléans, am 10. April 1812 bei Toulouse, am 5. August 1812 zu Chantonait, am 5. September 1814 zu Agen, am 15. Februar 1818 zu Limoges, am 15. Juni 1821 zu Juvenas im Ardèche-Departement, am 3. Juni 1822 zu Angers, am 13. September 1822 zu Basse im Kanton Epinal der Vogesen zeigte. — —
Es gibt Steine, welche die alten Griechen Bätylien nannten, diese waren vom Himmel gefallen und als solche heilig gehalten und hoch verehrt. Die Klassiker geben uns hierüber an verschiedenen Stellen Nachricht: ein solcher „Donnerkeil" (man schrieb sie dem Zeus zu) befand sich auf Kreta, soll etwa 1500 Jahre vor unserer Zeitrechnung gefallen sein, die berühmte Marmorchronik erwähnt seiner in der 18. und 19. Linie, ebenso in der 22. Zeile einer Eisenmasse, welche 1168 vor Christo auf dem Berge Ida niederfiel und heilig gehalten wurde.
Plutarch, Plinius und andere erzählen von einem gewaltigen Steinfall zu Ägos Potamos im thrazischen Chersones. Anaxagoras der Klazomenier soll denselben vorausgesagt haben, der Stein soll groß wie ein paar Mühlensteine gewesen sein und aus dem Flusse, in welchen er gefallen, um einen ganzen Fuß hervorgeragt haben. Er fiel im Jahre 465 vor Christo.
Im Jahre 704 oder 705 vor Christo fiel die berühmte Ancyle vom Himmel, ein unscheinbares und unregelmäßiges Stück Erz (Eisen), welches Numa Pompilius für einen Schild erklärte, den Jupiter als Palladium vom Himmel herabgeworfen und woran das Orakel die Herrschaft Roms über die Welt knüpfte, deshalb dieser sein sollende Schild durch einen geschickten Künstler elfmal so getreu nachgebildet wurde, daß man den echten kaum oder gar nicht mehr von den anderen unterscheiden konnte.
Im Jahre 654 fiel ein Stein auf den Mons Albanus. In den Jahren 206 und 205 fielen nach Plutarchs Angabe feurige Steine vom Himmel — im Jahre 56 oder 52 fiel schwammiges Eisen (wie die Pallassche Eisenmasse in Sibirien) in Lukanien vom Himmel, wie Plinius berichtet — und so ist der Steinfall seit den ältesten Zeiten historisch festgestellt, und die Meinungen der Alten



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

darüber waren größtenteils vernünftiger, als die der Neueren noch am Anfang dieses Jahrhunderts; denn nur eine einzige Erklärung, die des Aristoteles, nimmt einen irdischen Ursprung für einen Meteorstein an — der von Ägos Potamos soll durch einen Sturmwind gehoben und fortgeschleudert worden sein — selbst diese Ansicht möchte man beinahe für vernunftsgemäßer erklären, als die von der Entstehung der Meteorsteine innerhalb des Luftkreises. Wer die Gewalt der Orkane in der Nähe der Wendekreise kennt, welche ganze Festungsgeschütze forttragen, wird jene Meinung wenigstens als eine solche ansehen, die die Möglichkeit nicht ausschließt.

Eine zweite Ansicht schreibt die Meteore dem Monde, die des Anaxagoras der Sonne und eine vierte dem Weltraume zu. Plutarch hat im Leben des Lysander eine höchst merkwürdige Stelle, welche das Letztgedachte deutlich ausspricht: „Nach der Meinung einiger Naturkundigen sind Sternschnuppen nicht Ausflüsse des ätherischen Feuers innerhalb der Luft, unmittelbar nach ihrem Eintritt in dieselbe erlöschend, noch sind sie eine Entzündung derjenigen (Feuer) Luft, welche sich in den höchsten Gegenden der Atmosphäre in Menge befindet, sondern es sind fallende, himmlische Körper, welche durch ein gewisses Nachlassen der Schwungkraft herabgeschleudert werden, natürlich nicht bloß nach dem bewohnten Lande, sondern auch in das Meer, wo man sie dann freilich nicht findet."

Auch Diogenes von Apollonia äußert nahezu denselben Gedanken. Nach ihm bewegen sich mit den uns sichtbaren Sternen auch noch viele unsichtbare um die Erde, die eben ihrer Unsichtbarkeit wegen nicht in Sternbilder zusammengefaßt und benannt sind. Diese fallen oft auf die Erde herab, wie der bei Ägos Potamos herabgefallene steinerne Stern.

Nach diesen Ansichten sind also Meteore, Ärolithen und Sterne Körper einer Klasse und einer Entstehungsart, allerdings irdischen Ursprungs, das heißt abgesprengte Teile ihres Zentralkörpers, der Erde, doch nur in dem Sinne, wie wir alle Teile unseres Planetensystems gleichen Ursprungs mit ihrem Zentralkörper ansehen, und nicht so aufgefaßt, wie man „tellurisch" nach jetzigen Begriffen definieren würde.

Die jetzt neueste und feststehende Ansicht über den Ursprung dieser Meteore schließt sich jener uralten unmittelbar an. Es sind Sterne, es sind Weltkörper, welche aus dem Weltraume zu uns gelangen, sie sind mit dem, was man Sternschnuppen nennt, identisch. Eine Sternschnuppe (Sternschuß) ist ein bei der Erde vorbeifliegender Meteorstein, und ein Meteorstein ist ein Bruchstück einer auf die Erde gefallenen Sternschnuppe. (W. F. A. Zimmermann, Der Erdball und seine Naturwunder, 1855.)

## LAWINEN

### 1.

Du sitzest ruhig dem aufgetürmten Chaos von Gletschern und Schneefeldern gegenüber, vertiefst dich in ein stilles Erstaunen und glaubst, den ewigen



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tod, das unendliche Schweigen in dieser Behausung des nie entschwindenden Winters einheimisch zu erkennen. Ein Schauer durchbebt dich, du sehnst dich nach einer Spur von Leben, du kommst dir vor als einsam vor den Trümmern des Erdballs, der Grashalm vor deinen Füßen ist Erquickung für das Auge, welches erschöpft von den starren Frostgebilden niedersinkt. Da schreckt urplötzlich ein Donnerschlag dein Ohr, und während du rasch gen Himmel blickst, während du verwundert kein Wölklein droben gewahrst, rollet schon der Nachhall des Donners an dein Ohr und kaum weißt du, wo die Blicke noch ferner spähen sollen, als dort auf einer Schneebank der Jungfrau sich ein stäubendes Gewölk verrät und du mit seltsamer Überraschung einen Vulkan in der Eiswüste zu entdecken glaubst. Jetzt bemerkst du zugleich, wo vor Augenblicken alles unbeweglich war, einen breiten Silberstreifen, der gleich dem Schaumguß eines Wasserfalles über dem Gestäube niederplatzt. Kaum vermagst du dich zu bescheiden, was hier vorgegangen. Erst noch war am ganzen unermeßlichen Gebirgshang ein lebloses Erstarren, und nun scheinen Gewässer zu sprudeln, die doch gewiß nicht zu übersehen gewesen, wenn sie von Anfange sich ergossen hätten. Inzwischen fährt der krachende Donner fort, und jene stürzenden Silberstreifen sind dem Anscheine nach viel zu flüssig, viel zu gering und zu fern, um an diesem Getöse schuld zu haben. Auf einmal, in Mitte deines zweifelhaften Spähens, siehst du den vermeinten Strom ein Ende nehmen, und alsobald bricht das grollende Donnern ab, du errätst mit Verwunderung, daß Schaumsturz und Donnerhall vereinigt waren, du siehst die Staubwolke am Berghange verschwinden, der weißere Schnee auf einem grauern Schneefelde niederwärts gibt endlich dir Aufschluß, du beklagst dich, das alles nicht besser durchschaut zu haben, und plötzlich eine Stufe weiter zu Tale scheint aus einer Felsenspalte sich ein Springquell zu öffnen, der bewegte Schnee beginnt von neuem zu platzen, das Krachen erhebt sich abermal, durch ein Fernglas unterscheidest du Eisstücke in dem anscheinenden Flockenstaube, und endlich erst wagt es dein Geist, was ihm ein Bächlein an einer Klippe geschienen, für einen Lawinensturz zu halten, der unermeßliche Schneelasten hinabreißt und in dieser klüftigen Umgebung den Hall eines zwanzigfältigen Geschützes von sich gibt.

So und nicht anders sah ich und empfand ich und bewunderte ich zum ersten Male einst dieses einzige Schauspiel unserer Eisgebirge. Kein Sturmwind, kein Regenguß löste die fürchterlichen Massen ab. Sie fielen wie durch innere Regung und fielen minutenlang, aber sie verminderten nichts an den unendlichen Schneelagen, von denen sie herbrachen, sie vermehrten auch nichts, sie färbten nur heiterer auf den niedrigern Eisbänken, wo sie hinkrachten. Ja, sie verloren sich oft sekundenlang in schwarze Felsenschlüchte und schossen wieder hervor aus ihnen, wie aus Wasserrinnen, ohne doch bis an die sichtbare Öffnung der Spalten hinauf sie gefüllt zu haben. Nicht also in der Anschauung zwar, aber in der Schlußreihe, zu welcher sie zwangen, vermehrten sie bis zum Ungeheuern die Vorstellung von den Riesenverhältnissen des Berges und hielten gerade dadurch den Geist um so gefesselter, weil man endlich doch entweder eine Täuschung wahrzunehmen oder das Gesamte der Erscheinung genügender zu umfassen vermeinte, ohne gleich-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wohl weder mit dem einen noch mit dem andern zu einem befriedigenden Ziele zu gelangen. (Wyss, Reise ins Berner Oberland, 1817.)

2.

Zur Zeit, wenn die Gebirge mit Schnee bedeckt sind, trennt sich oft eine Schneescholle vom Rande derselben, sie wird über die Schneeberge herabgetrieben und vergrößert immer mehr den Umfang und das Gewicht, je tiefer sie hinabsinkt. Alles, was ihr im Wege ist, wird durch ihre Stoßkraft mitgeschleudert. So wie ein kleiner Funken allmählich ein heftiges Feuer hervorbringen kann, das die ganze Habe des Landmannes einäschert, so vermag auch oft ein solcher Schneeball sich endlich so sehr zu vergrößern, daß er vom Hochgebirge Stufe zu Stufe bis ins Tal herabfällt, daß er große Bäume entwurzelt, Scheuern umwirft und alles, was seinem Laufe im Wege ist, niederschlägt und mit Schutt überdeckt. Eine starke Erschütterung der Luft, ein reißender Wind von einigen Minuten kann oft die erste Veranlassung zu dieser schaudervollen Begebenheit werden. Darum wendet man in solchen Gebirgsländern so viele Behutsamkeit an, daß man selbst auf der Straße nicht laut zu schreien wagt, ja, sogar die Glocken der Saumrosse verstopft, nur um die Luft nicht zu erschüttern, denn ein kleiner Vogel, der unvorsichtig sich auf dem Schnee lagert, ist oft imstande, der Schneemasse die erste Bewegung zu geben und bedeutende Unfälle vorzubereiten. Reisende, welche mit Gewehren versehen sind, pflegen bei solchen der Fahrstraße nahe liegenden gefährlichen Gegenden gewöhnlich eine Pistole abzufeuern und erst dann, wenn durch dieselbe keine schädliche Erschütterung des Schnees bewirkt ward, nicht ohne alle Besorgnis ihre Wege fortzusetzen.

Die sogenannten Schlaglawinen zeichnen sich durch eine noch ungleich geschwindere und deshalb auch noch gefährlichere Lostrennung großer überhängender Eismassen und durch eine schnelle Ablösung der Ränder einer Schneebank aus, welche öfters so laut wie Kanonendonner ihre Berstung zu erkennen gibt. Diese Masse stürzt gleichsam in einem Bogen mit einem Male hinab, und kleine Hügel, ja, selbst hervorragende Felsen sind nicht sicher, von ihrer Wut nicht zerstört zu werden. Solche Unglücksfälle weiß man viele, besonders in der Steiermark und in Kärnten. So zum Beispiel wurden in der Steiermark zur Osterzeit im Jahre 1793 drei Knappen, als sie von ihrer Arbeit aus dem Erzberge nach Vordernberg zurückgehen wollten, durch eine Schneelehne, welche von dem kahlen Gipfel des Reichensteins über eine mehrere hundert Schritte lange und breite Wiese herabrollte, auf den sogenannten Erzweg hinuntergeworfen und unter den aufgeworfenen Schneehügeln begraben. Einen der Unglücklichen, welchen die Gewalt der Lehne noch weiter als seine Gefährten geschleudert hatte, fand man erst nach einigen Wochen, als der Schnee zerfloß.

In Kärnten sind ähnliche Unfälle, zumal im Villacher Kreise, gleichfalls nicht selten. Das Mölltal unterlag schon öfter diesem Übel. Die Tage des Frühlings, die uns in warmen Ländern so viele Freude machen, sind den Bewohnern des Mölltales beinahe fürchterlicher, als jene des Winters. Indes um Wien die Landleute so gern ihrer Flur in der letzten Woche des Aprils,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wo schon alles die grüne Farbe der Hoffnung anzunehmen pflegt, entgegenlächeln, sieht nicht selten der Mölltaler mit Jammer gegen die von der Sonne erweichten Schneeberge hinan, deren Gerölle ihm seine Alpweiden verschüttet und ganze Wälder niederstreckt!

Den 26. März 1797 brach in der Gegend bei Bleyberg in Oberkärnten eine fürchterliche Schneelehne an den Gebirgshöhen der Villacher Alpe im sogenannten Nötschlöhner und verschüttete zwei Mahlmühlen. Die untere Mühle war zum Glücke menschenleer, aber in der oberen befanden sich acht Personen. Kaum konnten die herbeigeeilten Bergleute, nachdem sie drei Zubaustollen anlegten, in 22 Stunden sich bis zur Mühle vordrängen, denn an einigen Orten erreichte der Schnee die Höhe von 8 Klaftern. Aber wie groß war die Freude dieser arbeitsamen Leute, als sie endlich Menschenstimmen hörten, und aus der Mühle, wie aus einer kleinen Arche, acht Menschen, eine Kuh, ein Lamm und fünf Hühner wohlbehalten heraustreten sahen! Ein einziger Knabe fand unter der schnell herabstürzenden Schneelehne sein Grab! (Franz Sartori, Die Naturwunder des Österreichischen Kaisertumes, 1807/1809.)

## DAS ERDBEBEN VON MESSINA

Die beiden Berichterstatter stimmen darin überein, daß der Hauptsitz und der Anfangspunkt dieses Erdbebens die Südspitze von Italien war, derjenige Teil, welcher nur durch die Meerenge von Sizilien getrennt ist, und welcher einen Gebirgsstock für sich bildet, zwischen dem Städtchen San Eufemia und dem davon benannten Meerbusen und Catanzaro, am Meerbusen Squillace, als Gebirge verschwindend und erst zwischen Nicastro und Isola, in einer auf die verlassene senkrechten Richtung, wieder beginnend.

Von dieser 24 Meilen langen und 6 bis 8 Meilen breiten, scharf umgrenzten und durch die Natur vermittelst eines weiten flachen Talgrundes ganz gesonderten Berginsel — — ging der erste furchtbare Stoß aus. Es war auf diesem kleinen Gebirge alles vollständig zerstört worden: Dörfer, Städte, Schlösser, ja, die Berge und die Wälder, welche sie schmückten, waren so gänzlich umgestürzt und durcheinander geworfen, daß die Bewohner, welche von diesem Erdbeben übriggeblieben waren, sich nicht mehr zu orientieren vermochten. Die Fundamente der Häuser waren aus der Erde gehoben, geschleudert, der Mörtel in Pulver verwandelt, und die Steine waren als Schutthaufen ohne irgendeinen Zusammenhang an der Stelle liegengeblieben. An tausend verschiedenen Orten klaffte plötzlich die Erde auseinander, die zufällig dort stehenden Menschen versanken bis an die Brust, bis an den Hals, glücklich, wer noch einen Fuß tiefer versank, denn er war, wenn sich der Erdspalt schloß, doch wenigstens sofort tot, indes die anderen hilflos unter den gräßlichsten Qualen, zusammengepreßt von der geborstenen und wieder sich vereinigenden Felsmasse, ihr Dasein, langsam verschmachtend, unter unsäglichen Schmerzen aushauchten. Die Zahl der bei diesem furchtbaren Naturereignis umgekommenen Menschen wird auf 100 000 geschätzt. Es war späterhin schwer, mitunter unmöglich, Verwandte auch nur entfernter



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Grade aufzufinden, zu der Hinterlassenschaft an liegenden Gründen oder ausstehenden Kapitalien, indem ganze zahlreiche Familien spurlos von der Erde verschwunden waren.

Über zweihundert Flecken und Städte wurden zerstört, hundertunddreizehn Berge stürzten zusammen oder glitten von ihren Unterlagen ab, dämmten Bäche und Flüßchen zu und verwandelten sie in Seen, wenn dieselben nicht wieder durch die gespaltene Erde verschlungen wurden. Solcher Spalten gab es unzählige, in dem Gebiete von Sansil eine, welche eine halbe Meile lang und 4 Klafter tief, im Distrikt Plaisano eine andere von einer Meile Länge, 150 Fuß Breite und unabsehbarer Tiefe, zwei andere in derselben Gegend hatten eine gleiche Unergründlichkeit bei geringerer Längen- und Breitenausdehnung, doch waren es nicht Vulkane, die neu entstanden und Asche oder Feuer auswarfen, es waren nur wirkliche Risse und Spalten, welche durch die konvulsivischen Bewegungen der Erde aufklafften.

Von diesem Zentralpunkte pflanzte das Erdbeben sich rings umher zu Land und Wasser auf mehr als vierzig Meilen weit fort und zerstörte so Messina und einen großen Teil von Sizilien. Die Erdbebenstöße, auf welche man durch ein tagelanges Zittern des Bodens vorbereitet zu sein glaubte, erfolgten doch so plötzlich, daß auch in Messina Tausende von Menschen unter den Trümmern der stürzenden Häuser begraben wurden. Allein die fortschreitende Wirkung des Erdbebens war unleugbar, nicht nur sah man, als die ersten Häuser in Sizilien zusammenbrachen, ganz Kalabrien, so weit das Auge trug, in Staubwolken gehüllt (dort war das Erdbeben bereits vorüber), als man auch von Messina aus längs der Meeresküste die Villen, Schlösser und Paläste der Edelleute nacheinander zusammenbrechen sah, bis die Schwankungen der Stadt selbst und der Reihe von Palästen naheten, die den Hafen einfaßten und die nun sämtlich niederstürzten.

Dolomieu schilderte dieses entsetzliche Ereignis ausführlich in einem darüber erschienenen Werke. Wir wollen nur eine Stelle daraus hervorheben, um den Eindruck zu zeigen, den selbst lange Zeit nachher noch die Verwüstungen auf das Gemüt des Menschen machten.

„Ich hatte in Messina und Reggio kein Haus mehr finden können, welches noch bewohnbar gewesen wäre, welches nicht vom Grunde aus hätte neu aufgeführt werden müssen, denn alle noch stehengebliebenen Mauern waren geborsten und gewährten nicht die geringste Sicherheit, aber am Ende existierte doch noch das, was man das Skelett der beiden Städte hätte nennen können, man sieht noch, daß sie einst waren, Messina zeigt, aus einiger Entfernung betrachtet, sogar noch ein mattes Bild seines früheren Glanzes, ein jeder erkennt noch sein Haus wieder oder kann wenigstens den Platz bezeichnen, wo es gestanden. Ich sah Tropea und Nicotera, nahe am Meere in der Bai von San Eufemia gelegen, wo nur wenig Häuser von den ärgsten Beschädigungen frei blieben, während die anderen alle zerstört sind, und meine Vorstellungen über das entsetzliche Unglück dieses Erdstriches schienen mir vollständig. Aber als ich von einer Anhöhe auf die Ruinen von Polistena herabsah, auf den ersten Ort, welchen ich im Innern der Piana erblickte, als ich daselbst die Steinhaufen sah, welche keine Form, keine Anordnung mehr



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zeigen, nichts von dem früheren Zustande dieser Stadt mutmaßen, ahnen lassen, als ich sah, daß kein Haus von der Zerstörung verschont worden, daß alles dem Boden gleichgemacht war, da ergriff mich ein tiefes Grauen und Entsetzen, da ergriff mich eine Empfindung von Schauer und Mitleid, welche alle meine Kräfte lähmte."

Über Messina schreibt er ferner: „Der Eindruck, welchen die Hauptstadt auf mich machte, war ganz anderer Art, seine Ruinen machten mich weniger betroffen, als die Einsamkeit und das tiefe Schweigen in seinen Mauern. Man wird von Schwermut und tiefer Traurigkeit durchdrungen, wenn man durch die Straßen einer großen Stadt streift, ohne irgendwo einem lebenden Wesen zu begegnen, ohne irgendein anderes Geräusch zu hören, als etwa das Kreischen eines in der Mauer hängengebliebenen, im Winde schwankenden Tür- oder Fensterflügels, man fühlt sich dabei mehr beklommen als erschreckt. Das Unglück scheint mehr auf die Einwohner, als auf die Stadt herabgekommen, es scheint, als ob die Ruinen, die man sieht, nur infolge der Entvölkerung dazu geworden. So sieht auch eine Stadt aus, welche die Pest verwüstete."

Die Erschütterungen dieses Erdbebens, welches am 5. Februar begann und am 28. März mit der alles vernichtenden Katastrophe endete, wurden in einem Umkreise von 40 Meilen deutlich empfunden, die Schiffe im Meere stießen so heftig auf, daß überall und auf einem jeden die Mutmaßung entstand, man sei auf einen verborgenen Felsen gekommen, ja selbst Boote, ganz flach gehende Fahrzeuge unterlagen dieser Täuschung, und die Schiffer hatten das Gefühl (und es wurde durch das Ohr unterstützt, sie hörten das Geräusch), als ob der Kiel über eine Kiesbank hinwegstreifte.

Die Richtung des Erdbebens selbst war eine lineare. Die ersten Stöße wurden auf der südlichsten Stelle der gedachten Halbinsel, die das Zentrum der Erderschütterungen bildete, bei Oppido, empfunden, später rückte der Mittelpunkt, von welchem die Erbebungen ausgingen, weiter nördlich nach Sorcano, und am Ende des März war dieses Zentrum bei Girifalco, auf dem niedrigen Talboden zwischen dem Gebirgsrücken einer- und den beiden Meerbusen andererseits.

Da diese Linie parallel dem Gebirge von Südkalabrien läuft und mit diesem und dem begleitenden Meere eine und dieselbe Richtung hat, so kann man das Auftreten des Erdbebens gerade in dieser Richtung nur einer Spalte längs des Gebirges zuschreiben, auf welcher, als einem bereits gebahnten, den wenigsten Widerstand leistenden Wege die dämonischen Kräfte sich Luft zu machen strebten, gerade wie die in Reihen liegenden Vulkane etwas Ähnliches zeigen, indem bei ihnen die Ausbrüche selten oder niemals gleichzeitig, wohl aber regelmäßig und ohne Überspringen eines in der Reihe liegenden, fortrücken. (F. W. A. Zimmermann, Der Erdball und seine Naturwunder, 1855.)

## BERGSTROM IM GEWITTER

Brüllend, mächtig angeschwollen und vom Kot der aufgelösten Erde schwarz, schoß der Strom in zwei dichten Armen, wie aus zwei ungeheuren Brunnröhren, von der Zinne der 900 Fuß hohen, jetzt das brausende Gewölk un-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mittelbar berührenden Felswand in die Lüfte heraus. Eine Last von Steinen, viele davon über einen Zentner schwer, wurde gewaltsam mitgeführt und teilweise fern dahingeschleudert, teilweise gleich einem schwarzen riesenmäßigen Hagel mehr senkrecht niedergeworfen. Abprallend von den Vorsprüngen der Felswand, wiederholend ihre Bogenschwünge, zuletzt in hohem Sturze den Schuttkessel ereilend, weckten diese Trümmer ein fürchterliches Geprassel, und das wechselseitige Reiben, das heftige Anprallen, vereint mit dem endlichen Aufschlag im weiten steinbeworfenen Becken des Wasserfalles, verbreitete rings einen schweflichten Brandgeruch, der bis zu den fern in Sicherheit stehenden Zeugen der großen Empörung drang. Jetzt kamen auch Baumstämme, kamen entwurzelte Tannen in dem heulenden Wasserschwalle herab, und je nach Größe oder Gewicht flogen einige, von Windstößen entführt, gleich verwitterten Schindeln eines abgedeckten Häuschens um sich selber wirbelnd, langsam durch die Lüfte hernieder, während andere wie gigantische Pfeile von der Höhe daherschmetterten und sich unten tief in das Erdreich bohrten. Die sonst so silberhelle, sanft schwebende Wassergarbe glich einer unermeßlichen, verkehrten, dunkelbraunen Rauchsäule, deren Wallen und Wogen desto ausgedehnter wurde, je näher sie nach dem Boden sank. Oft von einer Windsbraut fortgerafft, fiel sie talauf oder talab, von der lotrechten Bahn ihres Schwerpunktes weit verschlagen, in die Tiefe. Zuweilen stäubte sie über die ganze Breite des Tales nach der vorüberstehenden Mauer der hohen Schiltwaldfluh hinaus. Einige Male sogar, gleich einem wirbelnden Rauch in die Höhe gejagt, zerfloß sie rückwärts überschlagend an dem Ort ihres eigenen Ursprungs, begann ihren sausenden Sturz von neuem und ließ in sekundenlanger schauerlicher Blöße die gesamte Felswand und den fortwährenden Steinhagel als selbständiges Schreckbild sehen. Eine schwarze, lastbar hereinhangende Wolkendecke, die den schmalen, über den hohen Felswänden des engen Tales liegenden Himmel verbarg, das lebhafte Feuer der im Grunde der Landschaft oder an den Höhen der Felswände hinschlängelnden Blitze und das fürchterliche, alles erschütternde Rollen des Donners, dienten dem wütenden Gewässer zu einer schrecklichen, aber wahrhaft erhabenen Begleitung. Eine Szene des Weltgerichts schien verwirklicht, und wenige Bewohner des Geländes glaubten je solch ein Rasen des Bergstromes erlebt zu haben. (Wyss, Reise ins Berner Oberland, 1817.)

## STURM IM HAFEN

Gegen die heftigen Orkane aus Nordwest, aus Norden und Nordost gewährt der Hafen von Valparaiso keine Sicherheit, wozu noch der schlechte Ankergrund kommt, der ganz aus Felsen besteht, und wo die Anker nur in den Klüften festhalten können. Das größte Unglück, das diesen Hafen in neueren Zeiten betroffen hat, ereignete sich im Winter 1823, kurze Zeit nach dem gewaltigen Erdbeben vom November 1822, wodurch dieser junge Freistaat so außerordentlich gelitten hatte. Nichts war in einem katholischen Lande wie Chile natürlicher, als daß man all dieses Unglück als eine Strafe ansah, die von dem göttlichen Wesen für die Greueltaten der Revolution über das



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Land verhängt würde. Es war im April 1823, als dieser gewaltige Orkan losbrach, gerade zu einer Zeit, wo der Mentor, das erste preußische Schiff, welches die Erde umsegelte, im Hafen von Valparaiso lag. Da der Handel zu jener Zeit blühete, so war die Bai mit Schiffen gefüllt, auch ein Teil der siegreich zurückgekehrten und von ihrem Admiral verlassenen chilenischen Flotte lag darin. Beinahe vier Tage währte dieser Sturm, der sich fast über das ganze Land verbreitet hatte. Er war in den letzten Tagen mit Regen begleitet, der die Luft so undurchsichtig machte, daß man bei Tage nicht einmal die Wege erkennen konnte. An der Cuesta del Prado, in der Nähe von Santiago, über welche die Chaussee von Valparaiso nach der Hauptstadt führt, war das Unwetter noch so stark, daß ein Kurier, der nach Santiago bestimmt war und den Berg zu Pferde überstieg, zweimal wieder am westlichen Abhange herunterkam, glaubend, ihn überstiegen zu haben und nach der Llanura Mapacho zu gelangen. Als er zum zweiten Male in dem Posthause auf der westlichen Seite eintraf, von wo aus er abgegangen, waren die ersten Worte, die er den Leuten zurief, daß er sich doch diesmal nicht verirrt haben werde, und es war dennoch der Fall. Ein junger Kaufmann, den Wechselprozesse während dieser Schreckenszeit von Valparaiso nach Santiago führten, brachte vier Tage auf dieser Reise zu Pferde zu. Über alle Maßen furchtbar ging es aber im Hafen zu. Die Anker hielten nicht, oder die Taue brachen, und die Schiffe trieben ohne Rettung auf die Küste, wo sie gänzlich zerschellten. Die Nordamerikaner begannen zuerst zu treiben und zogen dadurch viele andere Schiffe ins Verderben, woran allein ihre Sparsamkeit schuld hatte, da sie, wie gewöhnlich, nur einen Anker mit sich führten. In der finstern Nacht sah man von allen Seiten Notsignale, hier wurden Kanonen gelöst und dort große Feuer angezündet, doch vergebens, es war nicht möglich, von irgendeiner Seite Hilfe zu leisten. 21 Schiffe gerieten während dieses Sturmes auf die Klippen und zerschellten gänzlich. Der Mentor lag fest an einer gewaltigen Kette, der allein die Bewohner desselben ihr Leben zu verdanken hatten, von einem Amerikaner, der dicht an ihm vorübertrieb, rettete sich die Mannschaft an Bord des Mentors, indem ihr Taue zugeworfen wurden, an denen sie sich in die See stürzte und hinüberschwamm. Von den übrigen Schiffen, die ihren Untergang vor Augen sahen, soll mancher kühne Schwimmer seine Rettung vergeblich versucht haben. (F. J. F. Meyen, Reise um die Erde, 1834/1835.)

## AUSBRUCH DES VESUV

Bericht eines ungenannten Engländers über den Ausbruch dieses Vulkans im Julius 1794:

Der Verfasser empfand bei seinem Aufenthalte in Neapel, am 12. Juli des genannten Jahres um Mitternacht in seinem Bette einen starken Stoß eines Erdbebens, der sich nach einigen Minuten mit einer schwankenden Bewegung in der Richtung von Osten nach Westen erneuerte. Gegen 4 Uhr des Morgens wurde er durch eine noch heftigere Erschütterung aufgeweckt. Er trat ans Fenster, erblickte ein dickes Gewölke, und der Dunstkreis schien nach Nordosten mit einem brennbaren, zum Ausbruche reifen Stoffe geschwängert zu



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sein. Die Nacht durch und den folgenden Tag (13. Juli) hielten die Erderschütterungen mit gleicher schwankender, von Osten nach Westen gehender Bewegung an. Da das Haus, welches der Verfasser bewohnte, in Rücksicht des Vesuvs in derselben Richtung stand, so vernahm er deutlich ein hohles Getöse wie einen entfernten Donner zwischen sich und dem Berge und folgerte daraus, daß die Erderschütterungen durch etwas veranlaßt werden müßten, das im Innern des Vulkans vorgehe. Montags, den 15. Juli um 10 Uhr des Abends, ließ sich eine neue Erschütterung spüren, die stärker war als alle vorhergehenden. Der Verfasser hörte das Eisen an seinem Bettgestelle klirren, die Jalousien an seinem Fenster sprangen auf, das Haus zitterte, und ein fürchterliches unterirdisches Brüllen, wie aus einer tiefen Höhle kommend, ertönte in seinen Ohren. Zugleich war ihm der Kopf von einem flüchtigen Schwefelgeruche eingenommen, die Luft war entzündet und in der heftigsten Bewegung. Blitze folgten schnell aufeinander, und für dieses Mal schien es, als wenn der Vesuv etwas anderes zeigen würde, als bloßen Rauch. Einige Minuten darauf wurde der Verfasser durch das fürchterliche Krachen einer Explosion erschreckt. In dem nämlichen Augenblicke stürzte sich eine Menge Volks auf die Straßen mit dem Geschrei, daß der Vesuv ganz in Feuer stehe und das Meer zu steigen anfange. Viele Einwohner flüchteten sich in Begleitung ihrer Familien auf einen Berg in der Nähe des St. Elmschlosses. Andere versammelten sich auf den öffentlichen Plätzen der Stadt, welche von dem Feuer, das den Himmel und den Berg bedeckte, hell erleuchtet waren.
Der Verfasser blieb dessenungeachtet im Bette, bis er erfuhr, daß das Haus, in welchem er sich befand, und welches beständig, obgleich nicht so heftig wie vor der Explosion, erschüttert wurde, von allen seinen Bewohnern verlassen würde. Er glaubte nun seine Lage nicht ohne Gefahr, und da er auf der Straße das Volk unaufhörlich auf das fürchterlichste fortschreien hörte, so kleidete er sich an und ging aus.
Er flüchtete sich anfangs auf den Platz Largo Castello, den größten der Stadt, allein die Verwirrung, die schon daselbst herrschte, das mit Pferden und Wagen vermischte Volksgedränge und die unerträgliche Hitze der Luft, welche durch die Vereinigung so vieler Tausende von Menschen auf einem Punkte noch vermehrt wurde, bewogen den Verfasser, den Platz zu verlassen und sich nach dem Molo des Hafens zu begeben, den er ganz einsam fand, weil sich jedermann davon entfernt hatte, aus Furcht, durch ein plötzliches Steigen des Meeres ersäuft oder weggespült zu werden. Der Verfasser, welcher, seitdem der Berg zum Ausbruch gekommen war, nichts dergleichen befürchtete, setzte sich auf einen Stein, nahm einen Bleistift zur Hand, und indem er sich der Brustwehr als eines Tisches bediente, befand er sich in der günstigsten Lage, mit Muße und ohne Störung das große und wunderbare Naturschauspiel zu betrachten, welches sich unter seinen Augen entwickelte, denn er war von der Vorderseite des Berges nur durch einen kleinen Teil der neapolitanischen Bucht getrennt.
Gegen 11 Uhr öffneten sich verschiedene breite Vulkane, fast in einer gleichen Entfernung von dem Fuße und dem Gipfel des Berges. Aus ihren Schlünden ergossen sich Ströme von der flüssigen Masse, die schon lange in seinem



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eingeweide gekocht hatte. Das glänzende Licht dieser ungeheuren Feuermasse, das sich stark in der ruhigen Oberfläche des Meeres widerspiegelte, war zu lebhaft, als daß das Auge es lange hätte aushalten können, und der Verfasser mußte ein Tuch über das Gesicht decken.

Diese ungeheuren Lavaströme vereinigten sich zu einem breiten Flusse und flossen wagrecht über eine Meile weit an dem Berge hin. Ihre Krater sowohl als der des Gipfels standen zu gleicher Zeit im Feuer und schleuderten schwere Körper zu einer ungeheuren Höhe in die Luft.

Um Mitternacht wurden die Konvulsionen des Vulkans noch wütender und waren von einem Donner wie der des fürchterlichsten Ungewitters begleitet, welcher ununterbrochen zwei ganze Stunden anhielt. Jetzt fing unseren Beobachter an einige Furcht anzuwandeln, denn obgleich das Meer keine Sturmwellen schlug, so war doch sein Gewässer zu wiederholten Malen längs des Molo aufgeschwollen und würde jeden nahen Gegenstand mit sich fortgerissen haben, wenn es nicht sogleich wieder in seinen gewöhnlichen Stand gefallen wäre. Der ganze übrige Himmel war dunkel, aber die unermeßliche Helle, von der der Dunstkreis über dem Berge glühete, erleuchtete auf das vollkommenste alle Gegenstände zwischen dem Beobachter und den brennenden Schlünden, welche dieser im Gesichte hatte und deren Anblick über allen Ausdruck schreckbar war.

Den 16. Julius um 1 Uhr des Morgens hielten die Einwohner von Entsetzen erfüllt von Kirchspiel zu Kirchspiel feierliche Umgänge. Sie waren als Büßende gekleidet, trugen Kreuze und fleheten den Schutz des Himmels an. Sie fürchteten jetzt nicht länger, das Meer aus seinen Ufern treten zu sehen, und jeder von den Umgängen zog über den Molo und an dem Orte vorbei, wo der Beobachter saß.

Gegen 3 Uhr des Morgens nahm das Getöse, das aus dem Innern des Berges kam, auf eine fürchterliche Weise zu. Die heftig erschütterte Luft machte alles umher erbeben, und ein elektrisches Feuer schoß aus dem obersten Krater in allen möglichen Richtungen. Diese Verdoppelung von Wut wurde durch den Einsturz eines Teiles vom Gipfel des Berges erzeugt, der in seine brennenden Höhlungen hinabsank. Breite Stücken Erdreich und ungeheure Felsblöcke wurden durch den schrecklichen Aufruhr des brennenden flüssigen Stoffes zurück und mit Gewalt aus dem Krater geschleudert und rollten mit gräßlichem Getöse in die Ebene hinab, wo sie beträchtlichen Schaden in den Städten Somma und Ottajano anrichteten.

Um die nämliche Zeit schwoll der Fluß von brennender Lava, der wagrecht am Berge hinströmte, dergestalt an, daß er aus seinen Ufern trat, eine feurige Kaskade von einer halben Meile in der Breite bildete und in seinem Laufe Kirchen, Klöster, Landhäuser und was ihm in den Weg kam, nieder- und mit sich fortriß.

Gegen 4 Uhr ließ das Brüllen des Berges auf einige Zeit nach, und die Lava schien nicht mehr zu fließen. Während dieser Zwischenzeit schossen aus dem Vulkane eine Menge Blitze in mancherlei Schlängelungen und von einem wunderbaren Glanze. Allein sie waren nicht mehr sichtbar, sobald der Vulkan von neuem anfing, die flüssige Masse auszuwerfen, die in seinem Schoße



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kochte. Um 5 Uhr vernahm man wieder den unterirdischen Donner, und der Anblick des Berges wurde plötzlich durch ungeheure Säulen von Asche gehemmt, die aus ihm emporstürzten. Wären diese Säulen, statt ins Meer, auf Neapel niedergefallen, so würde diese Stadt das Schicksal von Stabiä und Pompeji erfahren haben und das Grab seiner Einwohner geworden sein. Eine dieser Säulen, welche schöner und lichter war, als die übrigen, flog schnell über den Ort hin, wo der Verfasser saß. Dieser erinnerte sich bei Erblickung derselben an Plinius' Schicksal, welcher bei dem Ausbruche des Vesuvs im Jahre 79 umkam, und diese Erinnerung machte ihn vorsichtig. Er raffte seine gemachten Zeichnungen zusammen und begab sich nach seiner Wohnung.

Erst um 7 Uhr des Morgens langte er auf seinem Zimmer an, die Fenster hatten offen gestanden und der Fußboden lag 3 Zoll hoch voll Asche.

Der Verfasser hatte am 16. Juli nachmittags vergebens versucht, sich der Stadt Torre del Greco zu Lande zu nähern. Er nahm am 17. ein Boot, schiffte über die Bucht und begab sich an das Ufer, das dieser unglücklichen Stadt am nächsten war. Er fand es mit den bedauernswürdigen Einwohnern bedeckt, die sich mit dem Wenigen, was sie von ihren Sachen hatten retten können, dahin geflüchtet hatten. Mit Schauder erblickte der Verfasser die Masse der zerstörenden Lava, die sich mitten in Torre del Greco aufgeschichtet hatte. Am Ufer trieb eine Menge Fische, welche durch die heiße Lava bei ihrem Einflusse ins Meer den Tod gefunden hatten, und die schon einen sehr übeln Geruch zu verbreiten anfingen. Die Lava hatte auch über 3000 Morgen Weinberge zerstört. Nur wenige Menschen waren indes bei diesem Ausbruche umgekommen, weil ein jeder Zeit gehabt hatte, sich zu retten. (Johann Gottfried Sommer, Gemälde der physischen Welt, 1826/1831.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

# GEWÄCHSE

## I. FORTPFLANZUNG UND KAMPF

### DIE GEGENKRÄFTE DES LEBENS

Wenn eine alles schaffende Kraft mit segnendem Hauche überall in der mich umgebenden Natur ein buntes Gewimmel von belebten Wesen wecket, wenn hier unter dem Wehen ihres Fittiches Kräuter und Blumen erwachsen, dort Tausende von Tieren aus dem anfänglichen Element der roten Erde hervorgehen, so verstehet mein forschendes Auge ein solches Weben und Beginnen wohl: denn es ist die Art und das Wesen jener Urkraft, zu segnen, zu schaffen und Gedeihen zu geben.

Rätselhafter und Verwunderung erregender erscheinet jedoch eine andere Form jenes Schaffenden, in welcher mir dieses als zerstörende, auflösende Gewalt: als der Tod in tausendfältigen Gestalten, entgegentritt, welcher nichts anderes weiß und will, als auflösen und zerstören. Das Leben, wenn es so den Segen, den es der verlangenden Natur mit der einen Hand gegeben, mit der anderen wieder hinwegnimmt, und zu der eben noch mit liebendem Auge angeblickten Schöpfung saget: ich will dich nicht, scheinet sich selber zu widersprechen oder mißzuverstehen, und selbst jene in ihrem Maße allerdings sehr wahre Entschuldigung, daß der Tod auf der einen Seite nur die Überfüllung hinwegräumen müsse, welche von einer anderen das verschwenderische Leben ausgespendet, wird für ein solches Tun und Walten jener Weisheit, welche sich selber überall Maß und Zahl ist, nicht ausreichend gefunden.

Wenn das belebende Flüssige — das Blut — im vollkommneren organischen Körper durch die Arterien nach allen Punkten der Peripherie hinausgeführt worden, sehen wir dort einsaugende Enden von Venen und Lymphgefäßen, welche einer Art von Empfindlichkeit und Auswahl für die zu ihnen gehörigen Säfte fähig scheinen, seiner warten, und da wo die äußersten Enden der beiden entgegengesetzten Richtungen oder Systeme sich berühren, entsprießen die empfindenden, hörenden, sehenden, bewegenden und bildenden Enden der Venen, durch welche das erkennende und wollende Lebenszentrum Nahrung, Wachstum und Bestehen empfängt.

Wir sehen nämlich hier, wie überall in der uns sichtbaren Natur, Kraft und Leben hervorquellen, wo die Gegensätze sich berühren, wo das Aufwärtssteigende dem Niedersinkenden begegnet, und es erwacht da, wo die elektrischen Pole sich treffen, der lebendige Funke, wo die chemischen Gegensätze beim Verbrennen sich vereinen, die leuchtende, wärmende Flamme, und wo der flüssige Tau von oben die feste Erde benetzt, lässet diese ihre eigentümlichen Gebilde, Blumen und Kräuter aufgehen. Ebenso sehen wir überall da, wo der arterielle und venöse Gegensatz beim Kreislauf sich begegnen und



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

berühren, die einzelnen Lebensgebilde des Leibes: absondernde und Eigentümliches bildende Drüsen, bewegende Muskeln, auffassende Sinnen und empfindende Nerven entsprießen, und es ist im gesamten tierischen Leibe kein Bilden, kein Bewegen noch Empfinden, das nicht an der Berührung der beiden Lebensgegensätze, namentlich auch des in den entgegengesetzten Richtungen des Kreislaufes angedeuteten, sich entzündete und begründete.

Es ist jene Lebensflamme, welche beim Vereinen der beiden Ausgehenden erwacht und auflodert, ein Jauchzen der Lust, welche das ursprünglich Eins gewesene, jetzt Getrennte empfindet, wenn es der alten Heimat der anfänglichen Einheit zueilet, und in dem Moment des Vereinens wird die in ihrer Getrenntheit dunkle und leblose Welt für die obere Welt des Lichts und Lebens durchsichtig und zugänglich, und ihr sonst unsichtbares Reich dem beleuchteten Auge auf einige Augenblicke geöffnet. — —

Wir finden bei dem organischen Leben überall da, wo dasselbe in dem Kreise der Sichtbarkeit hervortritt, eine eigentümliche, ansteckende Gewalt. Sobald erst das eine Blutkügelchen entstanden, findet sich alsbald zu ihm das zweite und dritte, zu diesen dann die vielen. Zelle reihet sich in der bildsamen Flüssigkeit an Zelle, und zu den ersten Fibern eines eben sich gestaltenden Muskels oder Gefäßbündels kommen alsbald mehrere, alle jenen gleichartig und gleichwirkend, zu welchen sie sich gesellten.

Dennoch hat diese ansteckende und den Stoff, welcher in ihren Kreis tritt, sich verähnlichende Gewalt ihr bestimmtes Maß der Ausdehnung, ihre abgemessenen Grenzen im Raum und in der Zeit, und das Kaninchen erwächset auch bei dem größten Überfluß der Nahrung nimmer zur Größe des Elefanten, und wenn das Ende der Lebensentwicklung erreicht ist, gesellet sich ferner nicht mehr Zelle an Zelle, Fiber an Fiber: die verähnlichende Kraft hat bei jedem Wesen nach seiner Art ihr bestimmtes Maß der Fortdauer in der Zeit.

Die bildende Gewalt des Lebens, wenn sie lange genug mit der unter ihrer Berührung lebendig gewordenen, von ihr mit Leben befruchteten Leiblichkeit gespielt und über sie gewaltet, vermag diese jenseits einer gewissen Grenze nicht mehr zu beherrschen und zu halten. So wie man sagt, daß zuweilen in der Nähe des Todes der bis dahin im Innern verborgen gewesene und gebildete Leib des Jenseits aus seiner Verborgenheit hervortritt und der Mensch sein eignes Selbst als grausenvolles Wunder mit leiblichen Augen sieht, so tritt auch in der Zeugung und Geburt dem Leben sein eignes Gleichnis als zwar alltägliches, aber hehres Wunder entgegen. Vom mütterlichen Stocke reißt sich, gelockt durch die belebende Wärme des Frühlings, der neue Bienenschwarm mit der in ihm waltenden allgemeinen Seele hervor, folgend wohin diese Seele ihn ziehet, eilend, wann diese eilt, ruhend, wo diese ruhet: ein in allen einzelnen Teilen belebter, dennoch nur von der einen allgemeinen Seele bewegter und zur lebendigen Wirksamkeit erregter Gesamtleib, dessen einzelne Kräfte alsbald wie gelähmt und vernichtet erscheinen, wenn das gemeinsame Beseelende fehlt.

Wie bei einzelnen lebendigen Körpern „die Form beständiger erscheint als die Materie, woraus sie bestehen", so wird bei dem Geheimnis der Zeugung jene ursprünglich schaffende Richtung, welche die Arten und Geschlechter hervorrief, beständiger gefunden als das Dasein der Einzelheiten, aus welchen



Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

jene bestehen, und es zeigt sich hierbei jene ursprüngliche Richtung ebenso unsterblich, als die ewige, schaffende Ursache, welche sie gegeben.
Ein Licht, welches, immer dasselbe, unveränderlich fest an seinem Orte stehet, lässet seine Strahlen durch die geöffneten Tore der Zeit in das untere, leblose Dunkel hereinfallen. Es bleibt den Strahlen dieselbe Richtung, solange jene Öffnungen nicht verschlossen sind. Einzelne Arten und Geschlechter, wie dies die Geschichte unseres Planeten gezeigt hat, konnten aussterben und von der Erde verschwinden: die Öffnung, durch welche das unsterbliche Licht hereindrang, hat sich verschlossen, dieses aber, über der Scheidewand des Dunklen und Hellen stehend, bleibet unverändert dasselbe.
Es ist die Zeugung eine gerade wie der Lichtstrahl von oben nach unten gehende Richtung der oberen, belebenden Gewalt, deren Weg, wie jener des Lichtstrahls, nur wenig durch den Widerstand des Mediums, in welches er hineingeht, gebrochen und von seinem Wege abgebogen werden kann. Die Veränderungen, denen die Arten unterworfen sind, erscheinen in sehr enge Grenzen eingeschlossen. Seit den letzten Jahrtausenden blieben die in der freien Natur bestehenden dieselben, und als bei der großen Katastrophe das die Strahlen beugende Medium ein anderes wurde, hat sich nicht die Richtung bloß eines, sondern aller Strahlen mehr oder minder merklich verändert: fast alle Arten der Dinge sind seit dieser Zeit um etwas anders geworden als sie vorhin gewesen. Allerdings hat ihnen allen ein und dasselbe Leben sein Abbild aufgedrückt, und in ihrer Mannigfaltigkeit erscheinen sie alle als derselbe Name, in verschiedenen Sprachen und Zungen genannt. Und wenn man bei jenem oft gebrauchten Bilde stehenbleiben will, in welchem die Arten und Geschlechter der Wesen mit den verschiedenen Teilen und Gliedern eines organischen, von einer allbelebenden Seele bewegten Leibes verglichen werden, so erscheinen die Arten und Geschlechter als eine dem Leben von der ihm entgegenstehenden unteren Welt abgedrungene Rückwirkung: als Berührungspunkte beider Welten nach allen Seiten hin, aus denen das obere Leben wie aus geöffneten Quellen herabströmt. (Gotthilf Heinrich Schubert, Allgemeine Naturgeschichte, 1826.)

## EINZELWESEN UND GESCHLECHTERFOLGE

Es fällt in die Augen, daß das menschliche Leben, sofern es Vegetation ist, auch das Schicksal der Pflanzen habe. Wie sie, wird Mensch und Tier aus einem Samen geboren, der auch als Keim eines künftigen Baums eine Mutterhülle fordert. Sein erstes Gebilde entwickelt sich pflanzenartig im Mutterleibe, unsere Lebensalter sind die Lebensalter der Pflanze, wir gehen auf, wachsen, blühen, blühen ab und sterben. Ohn unseren Willen werden wir hervorgerufen und niemand wird gefragt: welches Geschlechts er sein, von welchen Eltern er entsprießen, auf welchem Boden er dürftig oder üppig fortkommen, durch welchen Zufall endlich von innen oder von außen er untergehen wolle? In alle diesem muß der Mensch höhern Gesetzen folgen, über die er so wenig als die Pflanze Aufschluß erhält, ja, denen er beinah wider Willen mit seinen stärksten Trieben dienet. Solange der Mensch wächst und der Saft in ihm grünet: wie weit und fröhlich dünkt ihm die Welt! Er streckt



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seine Äste umher und glaubt zum Himmel zu wachsen. So lockt die Natur ihn ins Leben hinein, bis er sich mit raschen Kräften, mit unermüdeter Tätigkeit alle die Fertigkeiten erwarb, die sie auf dem Felde oder Gartenbeet, auf den sie ihn gesetzt hat, diesmal an ihm ausbilden wollte. Nachdem er ihre Zwecke erreicht hat, verläßt sie ihn allmählich. In der Blütenzeit des Frühlings und unserer Jugend, mit welchen Reichtümern ist allenthalben die Natur beladen! man glaubt, sie wolle mit dieser Blumenwelt eine neue Schöpfung besamen. Einige Monate nachher, wie ist alles so anders! Die meisten Blüten sind abgefallen, wenige dürre Früchte gedeihen. Mit Mühe und Arbeit des Baumes reifen sie, und sogleich gehen die Blätter ans Verwelken. Der Baum schüttet sein mattes Haar den geliebten Kindern, die ihn verlassen haben, nach: entblättert steht er da, der Sturm raubt ihm seine dürren Äste, bis er endlich ganz zu Boden sinkt und sich das wenige Brennbare in ihm zur Seele der Natur auflöst. — Ists mit dem Menschen, als Pflanze betrachtet, anders? Welche Unermeßlichkeit von Hoffnungen, Aussichten, Wirkungstrieben füllt dunkel oder lebhaft seine jugendliche Seele! Alles trauet er sich zu, und eben weil ers sich zutraut, gelingts ihm: denn das Glück ist die Braut der Jugend. Wenige Jahre weiter, und es verändert sich alles um ihn, nur weil er sich verändert. Das wenigste hat er ausgerichtet, was er ausrichten wollte, und glücklich, wenn er es nicht mehr und jetzt zu unrechter Zeit ausrichten will, sondern sich friedlich selbst verlebet. Im Auge eines höhern Wesens mögen unsere Wirkungen auf der Erde so wichtig, wenigstens gewiß so bestimmt und umschrieben sein, als die Taten und Unternehmungen eines Baumes. Er entwickelt, was er entwickeln kann, und macht sich, dessen er habhaft werden kann, Meister. Er treibt Sprossen und Keime, gebiert Früchte und sät junge Bäume, niemals aber kommt er von der Stelle, auf die ihn die Natur gestellt hat, und er kann sich keine einzige der Kräfte, die nicht in ihn gelegt sind, nehmen.

Insonderheit, dünkt mich, demütigt es den Menschen, daß er mit den süßen Trieben, die er Liebe nennt, und in die er so viel Willkür setzt, beinah ebenso blind wie die Pflanze den Gesetzen der Natur dient. Auch die Distel, sagt man, ist schön, wenn sie blüht, und die Blüte, wissen wir, ist bei den Pflanzen die Zeit der Liebe. Der Kelch ist das Bett, die Krone sein Vorhang, die anderen Teile der Blume sind Werkzeuge der Fortpflanzung, die die Natur bei diesen unschuldigen Geschöpfen offen darlegt und mit aller Pracht geschmückt hat. Den Blumenkelch der Liebe machte sie zu einem Salomonischen Brautbett, zu einem Kelch der Anmut auch für andere Geschöpfe. Warum tat sie dies alles? und knüpfte auch bei Menschen ins Band der Liebe die schönsten Reize, die sich in ihrem Gürtel der Schönheit fanden? Ihr großer Zweck sollte erreicht werden, nicht der kleine Zweck des sinnlichen Geschöpfes allein, das sie so schön ausschmückte: dieser Zweck ist Fortpflanzung, Erhaltung der Geschlechter. Die Natur braucht Keime, sie braucht unendlich viel Keime, weil sie nach ihrem großen Gange tausend Zwecke auf einmal befördert. Sie mußte also auch auf Verlust rechnen, weil alles zusammengedrängt ist, und nichts eine Stelle findet, sich ganz auszuwickeln. Aber damit ihr bei dieser scheinbaren Verschwendung dennoch das Wesentliche und die erste



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Frische der Lebenskraft nimmer fehlte, mit der sie allen Fällen und Unfällen im Lauf so zusammengedrängter Wesen vorkommen mußte: machte sie die Zeit der Liebe zur Zeit der Jugend und zündete ihre Flamme mit dem feinsten und wirksamsten Feuer an, das sie zwischen Himmel und Erde finden konnte. Unbekannte Triebe erwachen, von denen die Kindheit nichts wußte. — — Im ersten Paar einer Gattung wollte sie sie alle, Geschlechter auf Geschlechter, pflanzen, sie wählte also fortsprießende Keime aus den frischesten Augenblicken des Lebens, des Wohlgefallens aneinander, und indem sie einem lebendigen Wesen etwas von seinem Dasein raubt, wollte sie es ihm wenigstens auf die sanfteste Art rauben. Sobald sie das Geschlecht gesichert hat, läßt sie allmählich das Individuum sinken. Kaum ist die Zeit der Begattung vorüber, so verliert der Hirsch sein prächtiges Geweih, die Vögel ihren Gesang und viel von ihrer Schönheit, die Fische ihren Wohlgeschmack und die Pflanzen ihre beste Farbe. Dem Schmetterling entfallen die Flügel und der Atem gehet ihm aus, ungeschwächt und allein kann er ein halbes Jahr leben. Solange die junge Pflanze keine Blume trägt, widersteht sie der Kälte des Winters, und die zu frühe tragen, verderben zuerst. Die Musa hat oft hundert Jahr erlebt: sobald sie aber einmal die Blüte entfaltet hat, so wird keine Erfahrung, keine Kunst hindern, daß nicht der prächtige Stamm im folgenden Jahr den Untergang leide. Die Schirmpalme wächst 35 Jahr zu einer Höhe von 70 Schuhen, hierauf in 4 Monaten noch 30 Schuh, nun blüht sie, bringt Früchte und stirbt in demselben Jahr. Das ist der Gang der Natur bei Entwicklung der Wesen auseinander: der Strom geht fort, indes sich eine Welle in der andern verliert. (Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 1784/1791.)

## SINN DES BLÜHENS

Die Pflanze ist von einer höheren Ahnung, von einem edleren Bildungstriebe beherrscht, sie ist gesteigert, wenn sie die ganz neuen Formationen des geschlechtlichen Apparates nicht bloß aus sich hervorbildet, sondern auch in denselben ein Zukünftiges, ein Ideelles darstellt, wozu sie ihre neue Schöpfung beseelen soll. Die Pflanze wird dann sozusagen von ihrem eigenen Zustand ergriffen, sie erleidet eine allgemeine Umstimmung, sie wird von der wenn auch noch so dunklen Vorstellung ihrer organischen Endlichkeit zu der Vorbereitung, Ausprägung und Beseelung eines anderen Endlichen fortgerissen, das nach ihr sein, das dann wieder ganz sie selbst sein soll. So ist sie also in der Tat in einen ihr vorher ganz unbekannten Trieb, in einen Affekt versetzt, sie ist in den Zauberkreis der Liebe getreten. Darum beginnt sie nun zu schaffen mit einer ihrem früheren ruhigen Dasein ganz unbekannten Unruhe. Man könnte sagen, sie sei eine ganz andere geworden. So erscheint uns die Pflanze besonders da, wo sie die frühere, rein vegetative Richtung plötzlich und auf einmal einhält und dagegen, unter höheren Formen, mit der edleren Tat des geschlechtlichen Lebens hervorbricht. Ich erinnere an den schönen Strauß einer Roßkastanienblüte, wie er am Ende eines mit Laubblättern versehenen Zweiges entsteht, oder an die in ähnlicher Weise auf die Laubblätter folgende blumenreiche Rispe eines Fliederstrauches. Wie mächtig hat hier das Ge-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wächs jene grünen Blätter abgewandelt und dafür andere, höhere Formen eingeführt! Ist es nicht, als ob es sie mit einem Zauberschlage hervorgebracht hätte? Ist es nicht, als wenn die Pflanze eine zweite ganz andere auf sich aufgesetzt hätte? Noch entschiedener zeigt sich dies Verhältnis bei den Pflanzen, die nur einmal blühen und dann sterben. Ein Jahrhundert lang kann die Aloe in unseren Glashäusern leben, immer die letzte Handlung der Blumenliebe hinausschiebend, bis diese endlich unter der Gunst allseitig getroffener organischer Vorbereitungen eintreten soll. Dann springt plötzlich ein zwanzig Fuß hoher Schaft zwischen der Blätterkrone hervor, mit zahllosen Blüten bedeckt, er blüht, reift nach einigen Monaten seine Früchte und Samen aus, worauf das ganze gigantische Gewächs dem Tode anheimfällt. — —
Auch die Pflanze hat eine Wirksamkeit, die über die Gegenwart hinausreicht. Sie verfolgt ein fernes Ziel, und zwar nicht nur leidend, automatisch, wie etwa die Bewegungen des aufgezogenen Uhrwerkes ihrem Ende zugeführt werden, sondern sie strebt demselben selbsttätig mit einer gewissen Freiheit in der Wahl ihrer Mittel, mit einem beharrlichen, gleichsam überlegten Eifer entgegen. Sie sucht sich selbst zu erhalten, sie setzt sich der Außenwelt gegenüber, sie bekämpft und besiegt das außer ihr liegende Materielle, um es sich anzueignen. Sie wächst und vermehrt sich durch diese Aneignung, welche sie nicht blindlings, sondern mit einer gewissen Auswahl und Sorgfalt vornimmt und ausführt. Sie vermittelt endlich in diesem beständigen, sich immer erneuernden Konflikte nicht nur die materielle Vergrößerung ihres Leibes, sondern sie sorgt für etwas, das noch nicht existiert, für ein ihr Gleiches, das erst kommen soll, für eine Nachkommenschaft. Sie bereitet dieses letzte Erzeugnis ihrer vielseitigen, lebendigen Tätigkeiten mit großer Selbständigkeit, Konsequenz und Zweckmäßigkeit vor, bildet es unter großer Vollkommenheit der Verrichtungen aus und knüpft so, mit einer stillen, geheimnisvollen Vorsicht, die Gegenwart an eine ferne Zukunft. (Karl Fr. Ph. v. Martius, Reden und Vorträge aus dem Gebiete der Naturforschung, 1838.)

## VERWANDLUNG DER PFLANZE ZU BLÜTE UND FRUCHT

Die verkürzten Gefäßbündel können sich nun nicht mehr ausbreiten, sich einander nicht mehr aufsuchen und durch Anastomose kein Netz mehr bilden, die Schlauchgefäße, welche sonst die Zwischenräume des Netzes ausfüllen, können sich nicht mehr entwickeln, alle Ursachen, wodurch Stengel-, Kelch- und Blumenblätter sich in die Breite ausgedehnt haben, fallen hier völlig weg, und es entsteht ein schwacher, höchst einfacher Faden.
Kaum daß noch die feinen Häutchen der Staubbeutel gebildet werden, zwischen welchen sich die höchst zarten Gefäße nunmehr endigen. Wenn wir nun annehmen, daß hier eben jene Gefäße, welche sich sonst verlängerten, ausbreiteten und sich einander wieder aufsuchten, gegenwärtig in einem höchst zusammengezogenen Zustande sind, wenn wir aus ihnen nunmehr den höchst ausgebildeten Samenstaub hervordringen sehen, welcher das durch seine Tätigkeit ersetzt, was den Gefäßen, die ihn hervorbringen, an Ausbreitung entzogen ist, wenn er nunmehr losgelöst die weiblichen Teile aufsucht, welche



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Staubgefäßen durch gleiche Wirkung der Natur entgegengewachsen sind, wenn er sich fest an sie anhängt und seine Einflüsse ihnen mitteilt, so sind wir nicht abgeneigt, die Verbindung der beiden Geschlechter eine geistige Anastomose zu nennen und glauben wenigstens einen Augenblick die Begriffe von Wachstum und Zeugung einander näher gerückt zu haben.

Die feine Materie, welche sich in den Antheren entwickelt, erscheint uns als ein Staub. Diese Staubkügelchen sind aber nur Gefäße, worin höchst feiner Saft aufbewahrt ist. Wir pflichten daher der Meinung derjenigen bei, welche behaupten, daß dieser Saft von den Pistillen, an denen sich die Staubkügelchen anhängen, eingesogen und so die Befruchtung bewirkt werde. Es wird dieses um so wahrscheinlicher, da einige Pflanzen keinen Samenstaub, vielmehr nur eine bloße Feuchtigkeit absondern.

Wir erinnern uns hier des honigartigen Saftes der Nektarien und dessen wahrscheinlicher Verwandtschaft mit der ausgebreiteteren Feuchtigkeit der Samenbläschen. Vielleicht sind die Nektarien vorbereitende Werkzeuge, vielleicht wird ihre honigartige Feuchtigkeit von den Staubgefäßen eingesogen, mehr determiniert und völlig ausgearbeitet, eine Meinung, die um so wahrscheinlicher wird, da man nach der Befruchtung diesen Saft nicht mehr bemerkt.

Wir lassen hier, obgleich nur im Vorbeigehen, nicht unbemerkt, daß sowohl die Staubfäden als Antheren verschiedentlich zusammengewachsen sind und uns die wunderbarsten Beispiele der schon mehrmals von uns angeführten Anastomose und Verbindung der in ihren ersten Anfängen wahrhaft getrennten Pflanzenteile zeigen. — —

Wir konnten beobachten, daß die Staubgefäße durch eine Zusammenziehung hervorgebracht werden, die Griffel sind oft in demselbigen Falle, und wir sehen sie, wenn auch nicht immer, mit den Staubgefäßen von gleichem Maße, doch nur weniges länger oder kürzer gebildet. In vielen Fällen sieht der Griffel fast einem Staubfaden ohne Anthere gleich, und die Verwandtschaft ihrer Bildung ist äußerlich größer als bei den übrigen Teilen. Da sie nun beiderseits durch Spiralgefäße hervorgebracht werden, so sehen wir desto deutlicher, daß der weibliche Teil so wenig als der männliche ein besonderes Organ sei, und wenn die genaue Verwandtschaft desselben mit dem männlichen uns durch diese Betrachtung recht anschaulich wird, so finden wir jenen Gedanken, die Begattung eine Anastomose zu nennen, passender und einleuchtender.

Wir finden den Griffel sehr oft aus mehreren einzelnen Griffeln zusammengewachsen, und die Teile, aus denen er besteht, lassen sich kaum am Ende, wo sie nicht einmal immer getrennt sind, erkennen. Dieses Zusammenwachsen, dessen Wirkung wir schon öfters bemerkt haben, wird hier am meisten möglich, ja es muß geschehen, weil die feinen Teile vor ihrer gänzlichen Entwicklung in der Mitte des Blütenstandes zusammengedrängt sind und sich auf das innigste miteinander verbinden können.

Die nahe Verwandtschaft mit den vorhergehenden Teilen des Blütenstandes zeigt uns die Natur in verschiedenen regelmäßigen Fällen mehr oder weniger deutlich. So ist zum Beispiel das Pistill der Iris mit seiner Narbe in völliger Gestalt eines Blumenblattes vor unseren Augen. Die schirmförmige Narbe der Saracenie zeigt sich zwar nicht so auffallend aus mehreren Blättern zu-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sammengesetzt, doch verleugnet sie sogar die grüne Farbe nicht. Wollen wir das Mikroskop zu Hilfe nehmen, so finden wir mehrere Narben, zum Beispiel des Krokus, der Zanichella, als völlige ein- oder mehrblätterige Kelche gebildet. Rückschreitend zeigt uns die Natur öfters den Fall, daß sie die Griffel und Narben wieder in Blumenblätter verwandelt, zum Beispiel füllt sich der Ranunculus asiaticus dadurch, daß sich die Narben und Pistille des Fruchtbehälters zu wahren Kronenblättern umbilden, indessen die Staubwerkzeuge gleich hinter der Krone oft unverändert gefunden werden. Einige andere bedeutende Fälle werden unten vorkommen.

Wir wiederholen hier jene oben angezeigten Bemerkungen, daß Griffel und Staubfäden auf der gleichen Stufe des Wachstums stehen, und erläutern jenen Grund des wechselweisen Ausdehnens und Zusammenziehens dadurch abermals. Vom Samen bis zu der höchsten Entwicklung des Stengelblattes bemerkten wir zuerst eine Ausdehnung, darauf sahen wir durch eine Zusammenziehung den Kelch entstehen, die Blumenblätter durch eine Ausdehnung, die Geschlechtsteile abermals durch eine Zusammenziehung, und wir werden nun bald die größte Ausdehnung in der Frucht und die größte Konzentration in dem Samen gewahr werden. In diesen sechs Schritten vollendet die Natur unaufhaltsam das ewige Werk der Fortpflanzung der Vegetabilien durch zwei Geschlechter. (Goethe, Versuch über die Metamorphose der Pflanzen, 1831.)

## DIE KÖNIGLICHE WASSERLILIE

Das Erscheinen der Knospe über der Wasserfläche ist zugleich die untrügliche Anzeige, daß im Laufe des dritten Tages, von da an gerechnet, die Blume sich entfalten wird, vorausgesetzt, daß die Jahreszeit noch nicht zu weit dem Herbst zugerückt ist, und die Sonne Licht und Wärme noch hinreichend zu spenden vermag; denn nach dem eingetretenen Mangel dieser beiden lebenerzeugenden Faktoren hält die Blume diesen bestimmten Turnus nicht mehr ein. Hat eine Blumenknospe den Wasserspiegel durchbrochen, so erhebt sie sich an demselben Tage bis zu einem Dritteil ihrer Größe über die Oberfläche des Wassers. Am anderen Morgen, bis wohin sie in derselben Stellung verblieben, macht sich wieder reges Leben bemerkbar, indem die Knospe in kurzer Zeit in ihrer ganzen Länge über der Fläche sichtbar wird, in welcher Lage sie jedoch nicht lange verweilt, sondern sich bis zum Abend wieder bis zur Hälfte in das Wasser senkt. Auffallenderweise fällt dieses rasche Emporheben der Knospe fast lediglich in die Morgenstunden von sieben bis neun Uhr, und ist während dieser Zeit eine sonderbare Unruhe, eine immerwährende Bewegung wahrzunehmen. Die Knospe bleibt nicht immer in einer und derselben Lage, sondern wird durch eine innere Kraft unstät und in elektrischer Bewegung im Halbkreise von einer Seite zur anderen getrieben, bis gegen Abend, nachdem sie sich wieder gesenkt, eine größere Ruhe eintritt. Den dritten Tag endlich, an welchem sie am Nachmittag sich öffnen will, steht sie nur bis an den Fruchtknoten aus dem Wasser in einer etwas überhängenden Lage.

Gegen vier oder fünf Uhr nachmittags, je nachdem der Nachmittag durch die Witterungsverhältnisse begünstigt wird, ist endlich der große Moment eingetreten, an welchem die Blumenkönigin zum letzten Male in ihrer Jung-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fräulichkeit erscheint, um sich bald darauf dem allgemeinen Naturgesetze zu unterwerfen. Still und gespannt stehen die wenigen, die die Gunst des Augenblicks zu diesem Feste lud, um den Gegenstand ihrer Achtung, ihrer Bewunderung, höchstens diese Stille durch halblaute Mutmaßungen unterbrechend. Mit unverwandtem Auge sieht ein jeder auf den Mittelpunkt des Wassers, wo die Blume, mit der Züchtigkeit einer Braut, in den großen rotbraunen viergeteilten Kelchblättern sich noch versteckt hält, die, wie auch der Fruchtknoten, reich mit Stacheln versehen, gleichsam zur Ehrenwache dienen, um jeden Angriff von außen gebührend zurückzuweisen, ohne jedoch vor den lüsternen Augen das Innere, welches an den Seiten der Kelchblätter in langen weißen Streifen durchscheint, gänzlich verbergen zu können. Ist es Ermunterung und Einwirkung von außen oder ist es innere Ungeduld und zurückgekehrter Mut, kurzum, die grimmigen Wächter werden bald einer nach dem anderen zurückgedrängt und legen sich nach und nach, der inneren Gewalt, zwar nur mit Widerstreben, nachgebend, zu den Füßen ihres Schützlings, um ihr zur Seite zu bleiben, nieder, währenddessen die sich plötzlich frei fühlende Blume in übermütiger neckischer Laune eine Blumenfalte nach der anderen löst und nach allen Seiten hin ihr herrliches elfenbeinweißes Blumenkleid fallen läßt. So steht sie in voller Glorie in der Farbe der Unschuld vor uns, geziert mit majestätischer Grazie. Ihr Inneres scheint in heftiger Aufregung zu sein, da sie sich in unruhiger Bewegung im Halbkreise bald rechts bald links wendet. Ihr warmer Odem strömt dabei einen Duft aus, der ihre Umgebung mit einem herrlichen Aroma erfüllt. —

„Aber siehe da! — die Bewegung stockt, und die Blume im jungfräulichen Schmucke hält die inneren Petalen fest geschlossen. — So verfließt die erste Nacht, gegen Morgen schließen sich die Petalen wie Vorhänge und suchen selber Schutz unter den lederartigen Decken des Kelches, als ob das Feuer des Tages ihrer reinen Weiße schaden könnte. Alles geht wieder zur Ruhe, aber mit der Rückkehr der Dämmerung erwacht die Jungfrau. Die Korolle*) breitet sich aus in Kelchform, dann zu einer großen flachen Glocke, deren Rand auf dem Wasserspiegel ruhet, die Röte nimmt zu, wie sich der innere Zirkel der Petalen erschließt, den tiefrosigen Globus einrahmend, der noch ihren Schoß verschlossen birgt. Aber jetzt öffnet sich auch dieses letzte Tor, ihre Palisaden richten sich auf zu einer ausgezackten Krone oder wie die „feurigen Zungen", womit die Wappenmalerei ihre „flammenden Herzen" bezeichnet. Alle diese Bewegungen folgen sich in weniger denn zwei Stunden. Nachher, vollkommene Ruhe außerhalb des Kreises dieser rosafarbenen Palisaden und innerhalb unruhige Bewegung, verwirrtes Durcheinander der Staubgefäden, die sich aufrichten, drängen und durchkreuzen, ihren befruchtenden Staub verbreitend, dann endlich überall Ruhe. Gegen Mitternacht schließen sich wieder die Strahlen ihrer Krone, ihnen folgen mit anbrechendem Morgen die Petalen und die Blume taucht unter, um dort die Frucht ihrer mysteriösen Liebe zu verbergen." —

Dies wären die verschiedenen Stadien des Blühens: die Blume öffnet sich am ersten Tage nur zur Hälfte, indem nur die äußern Reihen der dichtliegenden

*) Korolle = Blumenkrone.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Blumenblätter, die eine herrliche elfenbeinweiße Färbung zieren, sich ausbreiten und einer dichtgefüllten kolossalen Päonie gleichen. Ein kleiner Kreis von Petalen bleibt noch geschlossen und bildet eine stumpfe Spitze, wie man sie häufig bei sich schwer öffnenden Teerosen findet. Das zweite Stadium der Blüte, welches erst am Nachmittage des anderen Tages eintritt, beginnt, nachdem sich die Blume wieder so weit wie am vorigen Tage geöffnet, damit, auch diesen dichten Kreis zu erschließen, der das Innere enthüllen soll. Die Zeichnung dieses letzten Kranzes von Petalen besteht in einem Mittelstreifen von saftig-purpurroter Farbe, die nach der Spitze hin in tupfenförmiger Malerei verläuft, während die Färbung der Umrandung in einen leichten gelben Schimmer übergeht. Die Befruchtungswerkzeuge treten durch diesen Akt indes noch immer nicht zutage, indem sie durch eine Übergangsbildung von Blumenblättern in sterile Staubgefäße gleich einer Kapsel gedeckt werden, durch deren Emporstreben die Blume in das dritte Stadium der Entwicklung tritt. Diese Organe bleiben in gerader Richtung, die Spitzen nach auswärts gebogen, stehen und haben das Ansehen einer zackigen, roten, mit Weiß verbrämten Krone. Jetzt erst beginnt die Tätigkeit der Zeugungsorgane, die in unruhiger Bewegung ihre Funktionen verrichten und durch ihr Aufschnellen den Samenstaub auf das gleich einem kleinen Kegel in der Tiefe des Fruchtbodens stehende Pistill fallen lassen und auf diese Weise die Befruchtung bewirken. Nach Verlauf einiger Stunden ist der Befruchtungsprozeß beendigt, die Staubfäden verlieren ihr lebendiges Wesen, indem sie in unordentlichen Lagen die Öffnung überdecken, und die schützende Kapsel schließt bis zum Morgen in langsam sich senkender Bewegung die Stätte der geschehenen Zeugung zu. Die übrigen Blumenblätter streben nun ebenfalls wieder nach oben, in mehr oder weniger rascher Folge, je nachdem es die Einwirkung des Lichtes bedingt. Gegen Mittag des dritten Tages endlich, oder öfter auch noch später, endet dieses hehre Schauspiel: die Blumenblätter, deren glänzend reine Färbung schon gegen den Anfang des dritten Stadiums einem verwischten schmutzigen Gelb mit rötlichem Scheine Platz gemacht, haben sich in nachlässiger loser Haltung wieder zusammengelegt, indem ihnen ebenso die Kelchblätter gefolgt sind, die Reste der Blume senken sich nach und nach unter Wasser, um die Samen in diesem Elemente auszubilden. (Eduard Löscher, Die königliche Wasserlilie, 1852.)

## BAUMMÖRDER

Siehe, da zeigt uns der kundige Führer eine breitgedrückte graubraune Schlange, welche sich über hundert Fuß an einem geraden, prächtigen Stamme des indischen Eichenbaumes emporringt! — es ist eine der vielen Lianen, welche in ihrer Kindheit wie ein zierliches junges Bäumchen gerade emporwachsen, bis sie, zu hoch, um sich selbst zu tragen, nach irgendeiner Seite sinken und dabei irgendeinen Stamm eines Baumes berühren — der Baum wird nun die Stütze der zarten Pflanze, welche anfangs kaum die Dicke eines Bleistiftes hat — sobald sie aber sich an den Baum lehnt, so faßt sie mit leichten Wurzeln an ihm Boden. Nun schwillt sie fingerdick, armesdick auf, klettert immer höher und höher, verflacht sich, verliert ihre zylindrische Gestalt, verliert



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch da, wo sie den Baum berührt, ihre Rinde und saugt sich mit ihrem Fleische an ihn fest, aber bei fünfzehn bis zwanzig Fuß Höhe ist ihr alles dies nicht genug — sie schmiegt sich nicht nur an ihn, sie umarmt ihn — von dem Lianenstamm gehen zwei kleine Äste einander gegenüber seitlich aus und greifen immer weiter, bis sie den Baum völlig umringt haben. Diese Arme — man kann sie gar nicht anders nennen — wachsen da, wo sie sich begegnen, zusammen, werden immer stärker und fester, dienen der Pflanze zur unlöslichen Stütze, erwürgen aber den Baum, weil sie, immer kräftiger werdend, wie die Liane wächst, doch nicht weiter werden. Der Baum erhält mithin hier eine Schnürung, eine Unterbindung, die ihm schon sehr unbequem wird und das natürliche Fortwachsen hindert, nun aber, wie die Liane höher und höher steigt, schlingt sie bei abermals fünfzehn bis zwanzig Fuß Höhe ein neues Paar Arme um ihn, und bei abermals solcher Höhe wieder eines, und das Holz desselben ist so unbeschreiblich fest, daß selbst die Naturkraft des Wachstums, welche in einem starken Baume groß genug ist, um einen eisernen Reifen zu sprengen, nichts dagegen vermag — so wird der Baum im Laufe der Jahre erstens unförmlich, verkrüppelt, indem er zwischen den Schnürungen Anschwellungen bildet, dann aber wird er krank und stirbt, und die Liane würde nunmehr niederstürzen, wenn sie nicht unterdessen die Gipfel der Bäume erklettert und sich mit ihren Ranken und Luftwurzeln dort festgeankert hätte, so daß sie auch ohne den Baum, an welchem sie emporwucherte, und welchen sie zum Dank erstickte, wenn schon nicht auf ihren Füßen steht, so doch an ihren Armen wie an vielen starken Seilen hängt.

Diese mörderische Liane, übrigens der bisher gegebenen Beschreibung wegen nicht mörderischer, als jede andere, denn sie alle erwürgen oder töten auf andere Weise diejenigen Bäume, welche ihnen zur Stütze dienten, sagt unser Führer — sei der Tjetek, aus deren Safte vorzugsweise, wenn er der Wurzel entnommen wird, die javanischen Malayen ihr furchtbares Upas Radja, das heißt Gift der Fürsten, kochen. Denn erst hierdurch und durch die anderweitige Veränderung des Saftes, durch Zusatz von Gewürzen, namentlich Pfeffer, Ingber, Galgant und dem Samen von Capsicum fructicosum, eine Art unseres, als Zierpflanze wegen seiner schönen, hochrot gefärbten Schoten kultivierten spanischen Pfeffers, wird der Saft der Wurzel so tödlich giftig. (W. F. A. Zimmermann, Der Erdball und seine Naturwunder, 1855.)

## HIRSCHBRUNFT

Die Brunftzeit des Edelwildes fängt mit Eintritt des Monats September an und dauert bis Mitte Oktober. Schon gegen Ende August, wenn die Hirsche am feistesten sind, erwachen in den stärksten die Triebe zur Brunft. Sie äußern dies durch ihr Schreien, einen Laut, welcher dem Jäger angenehm, dem musikalischen Ohre aber nichts weniger als schmeichelnd ist, infolgedessen ihnen gleich anfangs der Hals anschwillt. Denselben Ort, wo der Hirsch einmal gebrunftet hat, wählt er, solange das Holz nicht abgetrieben wird, und falls er Ruhe hat, in den folgenden Jahren immer wieder. Solche Stellen nennt man Brunftplätze. In der Nachbarschaft derselben zieht sich dann



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch das Wild in kleine Trupps zu 6, 8, 10 bis 12 Stück zusammen, verbirgt sich aber, vielleicht aus Gefallsucht, vor dem Brunfthirsche. Dieser trollt unaufhörlich mit zu Boden gesenkter Nase umher, um zu wittern, wo es gezogen ist und steht. Findet er noch schwache Hirsche oder Spießer dabei, so vertreibt er sie und bringt sich in den Besitz der Alleinherrschaft, welche er von nun an mit der größten Strenge ausübt. Keine der erwählten Geliebten darf sich nur auf 30 Schritt weit entfernen, er treibt sie sämtlich auf den gewählten Brunftplatz. Hier, von so viel Reizen umgeben, vermehrt sich der Begattungstrieb stündlich, aber noch immer weigern sich wenigstens die jüngeren Spröden, die Schmaltiere, welche er unausgesetzt umherjagt, so daß der Platz ganz kahl getreten wird.

Abends und morgens ertönt der Wald vom Geschrei der Brunfthirsche, welche sich jetzt kaum den Genuß des nötigen Geäses und nur zuweilen Abkühlung in einer benachbarten Suhle oder Quelle, wohin die Tiere sie begleiten müssen, gestatten. Andere, weniger glückliche Nebenbuhler beantworten neidisch das Geschrei. Mit dem Vorsatze, alles zu wagen, um durch Tapferkeit oder List sich an die Stelle jener zu setzen, nahen sie sich. Kaum erblickt der beim Wilde stehende Hirsch einen anderen, so stellt er sich, glühend vor Eifersucht, ihm entgegen. Jetzt beginnt ein Kampf, welcher oft einem der Streitenden, nicht selten beiden, das Leben kostet. Wütend gehen sie mit gesenkten Gehörnen aufeinander los und suchen sich mit bewundernswürdiger Gewandtheit wechselweise anzugreifen oder zu verteidigen. Weit erschallt im Walde das Zusammenschlagen der Geweihe, und wehe dem Teile, welcher aus Altersschwäche oder sonst zufällig eine Blöße gibt! Sicher benutzt diese der Gegner, um ihm mit den scharfen Ecken der Augensprossen eine Wunde beizubringen. Man kennt Beispiele, daß die Geweihe beim Kampfe sich so fest ineinander verschlungen hatten, daß der Tod beider Hirsche die Folge war, und auch dann vermochte keine menschliche Kraft, sie ohne Verletzung der Enden zu trennen. Oft bleibt der Streit stundenlang unentschieden. Nur bei völliger Ermattung zieht sich der Besiegte zurück, der Sieger aber findet seinen Lohn im unersättlichen, immer wechselnden Genusse von Gunstbezeigungen der Tiere, welche dem Kampfe zusahen.

Das Tier geht 40—41 Wochen tragend. Es setzt, je nachdem es während der Brunft zeitig oder spät beschlagen wurde, zu Ende Mai oder im Juni ein Kalb, selten zwei. Wenn die Setzzeit herannaht, sucht es Einsamkeit und Ruhe im dichtesten Holze. Die Kälber sind in den ersten drei Tagen ihres Lebens so unbeholfen, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen. Man kann sie sogar mit der Hand aufnehmen. Nur selten und auf kurze Zeit verläßt sie in dieser Zeit die Mutter, und selbst wenn sie verscheucht wird, entfernt sie sich nur so weit als nötig ist, um durch vorgegebene Flucht die wirkliche oder eingebildete Gefahr abzuwenden. Nachdem das Kalb nur eine Woche überlebt hat, würde die Mühe vergeblich sein, es ohne Netze fangen zu wollen. Überall folgt es nun der Mutter und drückt sich sogleich im hohen Grase, wenn diese sich meldet, das heißt einen Laut des Schreckens von sich gibt oder mit dem Vorderlaufe schnell und stark auf den Boden stampft. Es besaugt das Tier bis zur nächsten Brunftzeit und wird von diesem über die Wahl der ihm dien-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Äsung von Jugend auf belehrt. (Dietrich aus dem Winkell, Handbuch für Jäger und Jagdliebhaber, 1805/1806.)

## KAMPF ZWISCHEN BUSSARD UND OTTER

Erst warf ich jedem Bussard eine Blindschleiche hin, die er nach Gewohnheit sogleich ergriff und lebend verschlang. Sowie der erste seine Blindschleiche hinunter hatte, legte ich, in der Hoffnung, ihn zu täuschen, ihm eine eben nicht größere, junge braune Kreuzotter vor. Ich hatte mich geirrt. Der Falke sträubte sogleich das Gefieder, hob die Schwingen hoch empor, schrie laut auf, fuhr aber doch, seiner Übermacht sich bewußt, auf den Feind los, packte ihn mitten am Leibe mit den Krallen und schlug schreiend mit den Flügeln auf und nieder. Sein Angriff, sein ganzes Benehmen war von der Art, wie er giftlose Schlangen zu ergreifen pflegte, höchst verschieden. Der Gefahr sich wohl bewußt, hielt er den Kopf hoch und schien zu zielen. Die Otter schlang sich um seine Füße, zischte und biß in voller Wut unaufhörlich nach allen Seiten, aber so blindlings, daß sie nur die Luft und seine hoch gesträubten Federn oder schlagenden Schwingen traf. Plötzlich, mit der Schnelle des Blitzes, fuhr ein sicherer und gewaltiger Schnabelhieb auf ihren Kopf herab, der im Augenblick zersplittert war. Noch krümmte sie sich erbärmlich, er aber wartete allen ihren Bewegungen mit dem Auge folgend, bis sie fast leblos war, und schluckte sie dann, den Kopf vorweg, ganz hinunter.

Stolz blickte er jetzt umher, und sein Auge schien einen neuen Feind herauszufordern. Ich legte eine junge, etwa 13 Zoll lange Kreuzotter in einiger Entfernung von ihm nieder. Sie gewann Zeit, sich zusammenzuringeln. Ihr Zischen, ihre nach dem Falken hin zuckenden Bisse, ihre flammenden Augen, mit denen sie nur ihn zu sehen schien, bewiesen deutlich, daß auch sie, die wohl noch nie einen Bussard gesehen, auf den ersten Blick den Todfeind erkannte und den Kampf auf Leben und Tod voraussah. Mich achtete sie nicht eines Blickes wert. Schlagfertig, aber behutsam, mit gehobenen Flügeln nahete sich der Falke und schien zu spähen, ob der Feind eine Blöße geben würde. Es war ein herrlicher Anblick, den ich mich nicht sogleich zu unterbrechen entschließen konnte. Endlich warf ich eine fette Froschkeule auf die Otter. Der Falke sprang zu und packte mit gewaltigen Krallen Frosch und Schlange zugleich. Sie wand sich, zischte und biß wütend um sich. Er schlug wie vorher mit den Flügeln, um sie zu verwirren auf und nieder, hielt den Kopf hoch, faßte dann plötzlich mit einem Schnabelhiebe ihren Kopf und drückte ihn kräftig zusammen. Sie rang den Kopf wieder los und suchte, jedoch halb ohnmächtig, wieder zu beißen. Ein neuer Hieb, der den Kopf faßte und von dem sie sich abermals loswand, vermehrte ihre Betäubung, aber verhinderte sie noch nicht, wieder zu beißen, wiewohl ihre Bisse nun vollends unsicher waren. Jetzt zerriß ihr der Bussard vollends den Kopf, wartete, wie vorher, erst noch, bis ihre Kräfte ganz gesunken waren, und verschlang dann auch diese ganz mit dem Kopf vorweg. (Harald Othmar Lenz, Schlangenkunde, 1832.)

## TIERKAMPF IM URWALD

Unterhalb der Mission von Santa Barbara de Arichuna brachten wir die Nacht



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie gewöhnlich unter freiem Himmel auf einer Sandfläche am Ufer des Apure zu. Sie war von dem nahen, undurchdringlichen Walde begrenzt. Wir hatten Mühe, dürres Holz zu finden, um das Feuer anzuzünden, mit denen nach der Landessitte jedes Biwak wegen der Angriffe des Jaguars umgeben wird. Die Nacht war von milder Feuchte und mondhell. Mehrere Krokodile näherten sich dem Ufer. Ich glaube bemerkt zu haben, daß der Anblick des Feuers sie ebenso anlockt wie unsere Krebse und manche andere Wassertiere. Die Ruder unserer Nachen wurden sorgfältig in den Boden gesenkt, um unsere Hängematten daran zu befestigen. Es herrschte tiefe Ruhe, man hörte nur bisweilen das Schnarchen der Süßwasserdelphine, welche dem Flußnetze des Orinoko wie dem Ganges bis nach Benares hin eigentümlich sind und in langen Zügen aufeinander folgten.

Nach 11 Uhr entstand ein solcher Lärm im nahen Walde, daß man die übrige Nacht hindurch auf jeden Schlaf verzichten mußte. Wildes Tiergeschrei durchtobte die Forst. Unter den vielen Stimmen, die gleichzeitig ertönten, konnten die Indianer nur die erkennen, welche nach kurzer Pause einzeln gehört wurden. Es waren das einförmige jammernde Geheul der Aluaten (Brüllaffen), der winselnde, fein flötende Ton der kleinen Sapajous, das schnarrende Murren des gestreiften Nachtaffen, das abgesetzte Geschrei des großen Tigers, des Cuguars oder ungemähnten amerikanischen Löwen, des Pekari, des Faultieres und einer Schar von Papageien, Parraquas und anderer fasanenartigen Vögel. Wenn die Tiger dem Rande des Waldes nahe kamen, suchte unser Hund, der vorher ununterbrochen bellte, heulend Schutz unter den Hängematten. Bisweilen kam das Geschrei des Tigers von der Höhe eines Baumes herab. Es war dann stets von den klagenden Pfeifentönen der Affen begleitet, die der ungewohnten Nachstellung zu entgehen suchten.

Fragt man die Indianer, warum in gewissen Nächten ein so anhaltender Lärm entsteht, so antworten sie lächelnd: „Die Tiere freuen sich der schönen Mondhelle, sie feiern den Vollmond." Mir schien die Szene ein zufällig entstandener, lang fortgesetzter, sich steigernd entwickelnder Tierkampf. Der Jaguar verfolgt die Nabelschweine und Tapirs, die dicht aneinander gedrängt das baumartige Strauchwerk durchbrechen, welches ihre Flucht behindert. Davon erschreckt, mischen von dem Gipfel der Bäume herab die Affen ihr Geschrei in das der größeren Tiere. Die erwecken die gesellig horstenden Vogelgeschlechter, und so kommt allmählich die ganze Tierwelt in Aufregung. Eine längere Erfahrung hat uns gelehrt, daß es keineswegs immer „die gefeierte Mondhelle" ist, welche die Ruhe der Wälder stört. Die Stimmen waren am lautesten bei heftigem Regengusse oder wenn bei krachendem Donner der Blitz das Innere des Waldes erleuchtete. Der gutmütige, viele Monate schon fieberkranke Franziskanermönch, der uns durch die Katarakten von Atures und Maypures nach San Carlos des Rio Negro, bis an die brasilianische Grenze, begleitete, pflegte zu sagen, wenn bei einbrechender Nacht er ein Gewitter fürchtete: „Möge der Himmel, wie uns selbst, so auch den wilden Bestien des Waldes eine ruhige Nacht gewähren!" (Alexander von Humboldt, Ansichten der Natur, 1808.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

## 2. PFLANZEN UND TIERE

### URWILLIGKEIT DES WACHSTUMS

Wie ein Sonnenstäubchen entstehe, begreifen wir nicht, wir fassen es nicht, nach welchen Gesetzen die Elemente sich zu Weltkugeln ballten, es bleibt uns unergründlich, wie Kalk und Ton und Eisen, überall so reichlich gespendet, aus der Verbindung ihrer Grundstoffe wurden, und wir erblicken mit heiligem Schauer den Abgrund zwischen zweien Welten, von denen eine uns verborgen ist, sooft wir uns das erste Werden der organischen Schöpfung versinnlichen wollen. Nur diese einzige Vorstellung bleibt uns übrig: wie einst an tausend Millionen Punkten zugleich eine solche Mischung der Elemente entstand, wodurch die Formation der Mineralien möglich und wirklich ward, so kam ein Zeitpunkt, wo jene anderen Kräfte, von denen die organische Bildung abhängt, überall in Wirksamkeit gerieten. Die Oberfläche der Erde bedeckte sich mit Gräsern, Kräutern und Bäumen, und auch im Pflanzenreiche wurden gewisse Formen — nach menschlicher Weise zu reden — von der Natur leichter hervorgebracht. Tausende von diesen sproßten in verschiedenen Punkten des Erdreichs auf, für Eine, die ihr Entstehen einer bloß lokalen Modifikation verdankte. Vereinzelt konnten wenigstens weder Tier- noch Pflanzenarten entstehen, sonst wäre die organische Schöpfung im Augenblick ihres Werdens verschwunden. Den Zeugungskräften, der Unerschöpflichkeit, dem Reichtume der Natur ist das einfache, erhabene Bild des Unbegreiflichen angemessen: „Die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut, das sich besame nach seiner Art" — und weiter: — „es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Tieren!" —

Wenn in den Wäldern von Kanada im Schatten jener einheimischen Bäume, die jedem anderen Erdboden fremd sind, hin und wieder einige Pflänzchen aufsprossen, die auch im Norden von Europa angetroffen werden, was nötigt uns, sie von den Wesen ihrer Art in unserem Weltteil abstammen zu lassen? Was hindert uns, zu glauben, daß dieselbe unbekannte Energie, wodurch gerade diese Formen bei uns sich erzeugten, einst auch jenseits des Atlantischen Meeres wirksam gewesen sei? Welch einen Vorzug haben die schwedischen und deutschen Heiden vor den kanadischen, daß, wenn auf beiden einerlei Pflanzen sich unter verschiedenartigen eingemischt finden, wir die amerikanischen von europäischen Samen herleiten sollten? Unstreitig ist es nicht schwerer, sich zu denken, wie in Kanada ein Wintergrün zwischen den Wurzeln der Weymouths-Kiefer oder der Sproßtanne und durch dieselbe Kraft mit diesen, als wie es in Deutschland unter den gemeinen Kiefern und Weißtannen und durch dieselbe Kraft mit diesen zuerst hervorgehen konnte. Wo die Natur es vermochte, den Erdboden mit Millionen Weymouths-Kiefern, Weißzedern, Sproßtannen zu schmücken, konnte es ihr ein leichtes sein, zugleich andere Pflanzengestalten zu bilden, die vermöge einer völligen Ähnlichkeit der Umstände auch in unserem Weltteil entstanden. — — Wie die Natur von einer Seite sparsam und einfach genannt werden darf, so ist sie auch in einer anderen Hinsicht verschwenderisch und von unendlicher Mannigfaltigkeit. Wer im



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Frühling einen Obstbaum mit Blüten überschüttet sah, wovon unmöglich der zehnte Teil Frucht ansetzen kann — wird der noch an dem üppigen Überflusse zweifeln, den die Natur nicht zu achten scheint, um ihres Zweckes gewiß zu sein? Der Drang ist bewundernswert, womit sich alles Elementarische bestrebt, Gestalten anzunehmen, auch scheint es fast, daß, wie die Urstoffe der Natur zu höherem Leben gradiert sind, dieses Bedürfnis nur desto dringender werde. Ist dieses aber jetzt der Fall, da alle Formen bereits gebunden sind — mit welcher unaufhaltsamen Gewalt mußten sie nicht diese Urstoffe aus einem Chaos an sich reißen, worin noch nichts organisch Gebildetes vorhanden war, und worin sie zum erstenmal ihre Anziehungskräfte äußerten? Man möchte sich den Augenblick als den erhabensten in der Geschichte unseres Planeten denken, den Augenblick, da Form und Stoff sich plötzlich auf dem ganzen Erdenrund ergriffen und Millionen organischer Wesen seine Tiefen und seine Berggipfel mit der Götterfreude des jungen Lebens und der Spontaneität, wie auf ein ausgesprochenes Zauberwort, mit einemmal erfüllten! (Georg Forster, Geschichte der Reisen, 1791.)

## DIE ZWEI POLE DES PFLANZENLEBENS

Die Pflanze ist ein zwischen Licht und Erde gespannter, nach oben freier, nach unten in die Bande des Irdischen versenkter Organismus. Diese Zerfällung in zwei große Lebensrichtungen, welche einander diametral entgegenstehen, begreift das innerste Wesen des Gewächses. — — Die Pflanze läßt mit dem ersten Momente ihrer Lebensäußerungen im Keimen zwei ganz verschiedenartige Richtungen, nach unten und oben, hervortreten und verfolgt dieselben Richtungen unablässig bis an das Ende ihres Lebens. Sie wächst nach unten und nach oben und differenziert in diesem gedoppelten Wachstum den Niederwuchs und den Aufwuchs so vollständig, daß die Erscheinung ihrer beiden großen Systeme ganz verschiedene Gestaltung mit sich bringt und einhält. Doch können diese beiden von Anfang an wie feindliche Brüder auseinander tretende Systeme nur in Wechselwirkung bestehen. Es gibt keine Wurzel, die ohne einen Teil des von ihr aus nach oben Wachsenden lebendig bliebe. Kein oberirdischer Pflanzenteil kann bestehen, ohne einen Niederwuchs, der gleichzeitig mit ihm gebildet wäre oder sich nachher aus ihm entwickelte. — —

In den zwei Hauptsystemen des Niederwuchses und Aufwuchses und in den beiden oberirdischen Systemen der Achse und des Blattes legt das Gewächs seine ganze Natur bloß, und wir könnten fast sagen, daß, wo Wurzel, Stengel und Blatt vorhanden ist, eine ganze Pflanze vorhanden sei. Alle ihrer Natur wesentlichen Aufgaben vermag sie zu erfüllen. In ihrem wesentlichen und durchgreifendsten Gegensatze wurzelt sie nach unten in die Finsternis, streckt sie sich nach oben gegen das Licht. Sie grünt gegen die Sonne hin, solange der eine Pol des Aufwuchses, — der Stamm in ihr überwiegt, sie blüht in der Bewältigung dieses Poles durch das verwandelte Blatt. Dann erzeugt sie aus dem äußersten oder letzten der umgestalteten Blätter ein neues Individuum, welches, schon ursprünglich wieder die organischen Hauptsysteme des Auf- und Niederwuchses in sich tragend, als Keim im Samenkorn von Neuem die mütterliche



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erde sucht, um daraus das Spiel des pflanzlichen Lebens in angestammter Weise zu wiederholen.
So ist im Leben des Gewächses die Doppelrichtung: Sorge für das Individuum und Sorge für die Art, auf die wundervollste Weise ineinander verschlungen. Alle Tätigkeiten, welche die Vermehrung des individuellen Pflanzenleibes bezwecken, sind Vorbedingungen für das Hervorbrechen einer höheren, der Zukunft gewidmeten Tätigkeit. Der Stamm entkleidet sich des Schmuckes seiner grünen Blätter, sobald er die Reife erlangt hat, um edlere Gestaltungen an sich hervortreten zu lassen. Jene welken und fallen hinweg, gleichsam ein Opfer des individuellen Lebens. Und noch schneller und flüchtiger gehen die mit höheren Kräften ausgestatteten Blätter des Blütenapparates vorüber, doch nicht ohne in der Frucht und in dem Samen eine Gewährschaft künftiger Geschlechter zurückzulassen. Manches Gewächs überlebt kaum den Akt seiner Sorgfalt für die Nachkommenschaft und schwindet eilig dahin. Ein anderes trotzt mit seinem gewaltigen Riesenstamme durch Jahrhunderte dem Einfluß der Zeit, doch eines wie das andere huldigt in der periodischen Entfaltung der Blätter und Blüten den großen Mächten der Sonne und der Erde, welche sich zu gleichen Hälften in das Leben der Pflanze geteilt haben. (Karl Fr. Ph. von Martius, Reden und Vorträge aus dem Gebiete der Naturforschung, 1838.)

## ENTSPRECHUNG VON WURZEL UND KRONE

Man kann den Baum umkehren, seine Zweige in die Erde senken und die Wurzel dem Lichte zuwachsen lassen, und es wird die Wurzel Blätter zu tragen anfangen, und der Stamm wird sich in die Wurzel verwandeln, ebenso gut, wie der Polyp sich selbst umstülpt, und alle Augenblicke sein inneres Hautsystem in ein äußeres und das äußere in ein inneres verwandeln kann.
Die unterirdische Pflanzenhälfte ist ein sehr treues und analoges Abbild der oberirdischen, und in ersterer finden wir alle diejenigen Organe der letzteren, welche sich nicht auf die Fortpflanzung der Gattung, sondern auf die Erhaltung des Individui beziehen, wiederholt und, wiewohl auf einer etwas niederen Entwicklungsstufe, nachgebildet. Der Wurzelstamm entspricht dem oberirdischen Stamme, die Wurzelfasern den oberirdischen Zweigen, die Wurzelzasern den Blättern. Für die Blume findet sich unter der Erde kein Analogon, wohl aber zuweilen für Frucht und Samen, insofern nämlich die Wurzel unter dem Namen der Knollenwurzel, sowohl der Form als Mischung nach, einen frucht- und samenähnlichen Charakter annimmt (Kartoffel). Unter der Erde zeigen die Pflanzenorgane ein deutliches Streben nach vorherrschender Längendimension, und in der Bildung der Wurzelzasern wird diesem Streben Genüge geleistet. Über der Erde zeigen die Pflanzenorgane ein vorwaltendes Streben, sich nach der Breite zu entwickeln, und in der Bildung der Blätter wird dieses Streben beendigt. Die Blätter sind verbreitete Wurzelzasern, die Wurzelzasern skelettierte Blattrippen. Beide sind dem Wesen nach gleich und nur dem Sitze und der Funktion nach modifiziert. Erstere sind dem Lichte, letztere der Dunkelheit zugekehrt, erstere saugen Luft, letztere unterirdisches Wasser. — —
Es ist eine bekannte Tatsache, daß die unteren und oberen Blätter einer Pflanze in der Regel schmaler sind, als die mittleren, und daß sich die elliptische Form



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jedes einzelnen Blattes in der Summe aller Blätter wiederholt. Wenn die obersten Pflanzenblätter schmäler sind, als die mittleren, so kommt dies daher, weil in ihnen die Zusammenziehung, welche in der Bildung des Kelches vollendet wird, schon anfängt. Wenn dagegen die unteren Pflanzenblätter schmaler sind, als die mittleren, so kommt dies daher, weil sie den unterirdischen Blättern, den Wurzelzasern, näher liegen, und weil fast jede Annäherung in der organischen Natur zugleich mit einer Assimilation verbunden ist. — — Es gibt Pflanzen, die auf einem so unfruchtbaren Erdreiche wachsen, daß ihr Fortkommen ganz und gar unbegreiflich wäre, wenn man nicht annähme, daß ihnen mehr Nahrungsstoff aus der Atmosphäre, als aus dem Boden zuflösse. Hierhin gehört die an den Felsen des Urgebirges hängende Tanne, hierhin die aus dürrem, aufgeschwemmtem Sande hervorschießende Fichte, hierhin der Wachholderstrauch und die Heidekräuter der Wüsten. Bei diesen Pflanzen übernehmen die Blätter, welche bei den übrigen Gewächsen fast einseitig der Respiration vorstanden, zugleich einen Teil der Wurzelfunktion und verschlingen aus der Atmosphäre nicht blos Gasarten, sondern auch gröbere, in derselben suspendierte Nahrungsstoffe. Aber eben dadurch, daß sie sich in funktioneller Beziehung den Wurzelzasern verähnlichen, verlieren sie die eigentümliche Blattform, zeigen ein Streben nach der Längenrichtung und werden in ein Mittelgebilde zwischen Blatt- und Wurzelzaser umgewandelt. Durch diese morphologische Assimilation ist der Unterschied der Nadelhölzer und Laubpflanzen auf eine teleologische Weise begreiflich.
Nicht selten werden infolge einer voreiligen Metamorphose einzelne Teile der Wurzel über die Erde hervorgehoben, und sobald diese das Licht der Welt erblicken, folgen sie ganz und gar den Bildungstypen des oberirdischen Teils. Die Wurzelzasern werden sprossend den oberirdischen Zweigen nachgebildet, und an den peripherischen Endigungen derselben entfalten sich die Zasern zu wirklichen Blättern und führen so den handgreiflichen Beweis, daß das Stengelblatt nichts anderes, als eine aus der Erde hervorblickende, durch den expandierenden Einfluß des Lichtes breiter gewordene Wurzelzaser ist. (Josef Herrmann Schmidt, Zwölf Bücher über Morphologie, 1831.)

## GESELLIGKEIT DER PFLANZEN

Auch die Pflanzen haben im Umgang miteinander wie die Menschen ihre Neigungen und Abneigungen, bald dem Sprichwort gehorsam gleich und gleich sich gesellend, bald fern von ihresgleichen die Gesellschaft des Unverwandten suchend. Dies hat schon seit alter Zeit den Begriff der geselligen Pflanzen gegründet. Ja, als man, namentlich nach Humboldts Vorgange, das stille Volk der Pflanzen im Sinne einer Bevölkerung neben der Tierbevölkerung des Erdenrundes auffaßte, bildete sich allmählich die Lehre von der geographischen Verteilung der Gewächse aus, in welcher die gesellige Seite ihre Rolle spielt. Nicht der Zufall oder die Launen des Windes und der Gewässer — welche die Samen bald hier- bald dorthin tragen — bestimmen den Pflanzen ihre Stätte allein. Es herrscht hier wie bei der menschlichen Gesellschaft ein Zug mächtiger Kräfte oder einer sanften Innigkeit, dem die Pflanzen, wie oft auch wir,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bewußtlos folgen und dabei dennoch, wie wiederum auch wir, in sich selbst die maßgebenden Gesetze tragen, welche mit den Gesetzen der Außenwelt in Verknüpfung stehen.

Es möchte scheinen, als übte die Natur Deutschlands und ihm gleich beschaffener Lagen, welche die goldene Mittelstraße geht, in mehr als einer Hinsicht den Geselligkeitszug aus; wenigstens zeigt sich dies in der Pflanzenwelt. — — Wald und Wiese sind zwei gesellschaftliche Erscheinungsformen der Pflanzenwelt, welche sich in Deutschland schärfer ausprägen, als in wärmeren Ländern Europas. Nicht nur daß die stolzen Bäume sich aus der Gesellschaft der niedrigen Pflanzengeschlechter zurückziehen und im Walde sich dicht und eng zusammenscharen, auch unter sich beobachten sie das System der Ausschließlichkeit. Der Nadelwald trennt sich vom Laubwalde, ja, die Fichte trennt sich von der Kiefer, die Buche von der Eiche. Dies ist wenigstens dann der Fall, wenn der Wald im Mittelgebirge seine Herrschaft entfaltet. In den fruchtbaren Niederungen schwindet oft dieses Streben der Absonderung, und wir erhalten dadurch gegenüber jenen reinen Kiefern- oder Fichtenwaldungen die schönen gemischten Laubwälder unserer Auengegenden.

Die Wiese zeigt uns das Bild eines liebenswürdigen Widerspruchs: das treue Zusammenhalten gleicher Brüder, der Gräser, und das freundliche Patronat derselben gegen Fremde, die blumigen Wiesenkräuter, welche wir nirgends anders antreffen, als im grünen Schoße der Wiesengräser.

Oft drängt sich unser Interesse ein in die freie Vergesellschaftung der Pflanzen, und wir wenden alle Mittel der vorgeschrittenen Feldbestellung an, um von unseren Getreidefeldern gewisse Pflanzen fernzuhalten, welche von Natur das Bedürfnis zu haben scheinen, die Gesellschaft der Getreidepflanzen, ja deren Schutz zu suchen. Gehaßte Unkräuter werden uns dann auch jene drei vom Dichter gepriesenen Blumen, die „blaue Cyane" nebst Kornrade und Ackermohn, deren heimatliche Berechtigung zuletzt die Schnitterin dennoch anerkennt, wenn sie dem segenschweren Wagen auf dem Rechen den Erntekranz vorträgt, in welchem sie jene drei Blumen zwischen die falben Ähren geflochten hatte. Der Wald steigert das ins Große, was die Wiese im Kleinen zeigt, und zwar in vielen Abstufungen. Wir alle kennen die verschiedenen Grade der Gastfreundschaft der Wälder. Der dicht gescharte Fichtenwald verstattet nur dem zierlichen Völkchen der Moose das Lager zu den Füßen seiner Stämme, während der weitästige Eichenwald Raum läßt für ein ganzes Heer von Gesträuchen und Kräutern, der Buchenwald hingegen, den Nadelhölzern es an Selbstgenügsamkeit noch zuvortuend, unter sich fast gar keine Waldkräuter duldet; denn er bedeckt den Boden fußhoch mit den schier unverweslichen Leichen seines Laubes. (E. A. Roßmäßler, Der Wald, 1871.)

## ÖRTLICHE BEDINGUNGEN DES WACHSTUMS

Alle Pflanzen wachsen hin und wieder wild in der Welt. Auch unsere Kunstgewächse sind aus dem Schoß der freien Natur, wo sie in ihrem Himmelsstrich in größester Vollkommenheit wachsen. Mit den Tieren und Menschen ists nicht anders: denn jede Menschenart organisiert sich in ihrem Erdstrich zu der ihr



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

natürlichsten Weise. Jede Erde, jede Gebirgsart, jeder ähnliche Luftstrich, so wie ein gleicher Grad der Hitze und Kälte ernährt seine Pflanzen. Auf den Lappländischen Felsen, den Alpen, den Pyrenäen wachsen, der Entfernung ohngeachtet, dieselben oder ähnliche Kräuter, Nordamerika und die hohen Strecken der Tatarei erziehen gleiche Kinder. Auf solchen Erdhöhen, wo der Wind die Gewächse unsanft bewegt und ihr Sommer kürzer dauert, bleiben sie zwar klein, sie sind hingegen voll unzähliger Samenkörner, da, wenn man sie in Gärten verpflanzt, sie höher wachsen und größere Blätter, aber weniger Frucht tragen. Jederman sieht die durchscheinende Ähnlichkeit zu Tieren und Menschen. Alle Gewächse lieben die freie Luft, sie neigen sich in den Treibhäusern zu der Gegend des Lichts, wenn sie auch durch ein Loch hinausdringen sollten. In einer eingeschlossenen Wärme werden sie schlanker und rankiger, aber zugleich bleicher, fruchtloser und lassen nachher, zu plötzlich an die Sonne versetzt, die Blätter sinken. Ob es mit den Menschen und Tieren einer verzärtelnden oder zwangvollen Kultur anders wäre? Mannigfaltigkeit des Erdreichs und der Luft macht Spielarten an Pflanzen, wie an Tieren und Menschen, und je mehr jene an Sachen der Zierde, an Form der Blätter, an Zahl der Blumenstiele gewinnen; desto mehr verlieren sie an Kraft der Selbstfortpflanzung. Ob es bei Tieren und Menschen, die größere Stärke ihrer vielfacheren Natur abgerechnet, anders wäre? Gewächse, die in warmen Ländern zur Baumesgröße wachsen, bleiben in kalten Gegenden kleine Krüppel. Diese Pflanze ist für das Meer, jene für den Sumpf, diese für Quellen und Seen geschaffen, die eine liebt den Schnee, die andere den überschwemmenden Regen der heißen Zone, und alles dies charakterisiert ihre Gestalt, ihre Bildung. Bereitet uns dieses alles nicht vor, auch in Ansehung des organischen Gebäudes der Menschheit, sofern wir Pflanzen sind, dieselben Varietäten zu erwarten?

Insonderheit ist es angenehm, die eigne Art zu bemerken, mit der die Gewächse sich nach der Jahreszeit, ja gar nach der Stunde des Tages richten und sich nur allmählich zu einem fremden Klima gewöhnen. Näher am Pol verspäten sie sich im Wachsen und reifen desto schneller, weil der Sommer später kommt und stärker wirkt. Pflanzen, die, in den südlichen Weltteilen gewachsen, nach Europa gebracht wurden, reiften das erste Jahr später, weil sie noch die Sonne ihres Klimas erwarteten, den folgenden Sommer allmählich geschwinder, weil sie sich schon zu diesem Luftstrich gewöhnten. In der künstlichen Wärme des Treibhauses hielt jede noch die Zeit ihres Vaterlandes, wenn sie auch 50 Jahr in Europa gewesen war. Die Pflanzen vom Kap blühten im Winter, weil alsdann in ihrem Vaterlande Sommerzeit ist. Die Wunderblume blüht in der Nacht, vermutlich, sagt Linneus, weil sodann in Amerika, ihrem Vaterlande, Tageszeit ist. So hält jede ihre Zeit, selbst ihre Stunde des Tages, da sie sich schließt und auftut. „Diese Dinge", sagt der botanische Philosoph, „scheinen zu weisen, daß etwas mehr zu ihrem Wachstum gehöre, als Wärme und Wasser". (Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 1784/1791.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ist auch die Fülle des Lebens überall verbreitet, ist der Organismus auch unablässig bemüht, die durch den Tod entfesselten Elemente zu neuen Gestalten zu verbinden, so ist diese Lebensfülle und ihre Erneuerung doch nach Verschiedenheit der Himmelsstriche verschieden. Periodisch erstarrt die Natur in der kalten Zone; denn Flüssigkeit ist Bedingnis zum Leben. Tiere und Pflanzen, Laubmoose und andere Kryptogamen abgerechnet, liegen hier viele Monate hindurch im Winterschlaf vergraben. In einem großen Teile der Erde haben daher nur solche organische Wesen sich entwickeln können, welche einer beträchtlichen Entziehung von Wärmestoff widerstehen und ohne Blattorgane einer langen Unterbrechung der Lebensfunktionen fähig sind. Je näher dagegen den Tropen: desto mehr nimmt Mannigfaltigkeit der Gestaltung, Anmut der Form und des Farbengemisches, ewige Jugend und Kraft des organischen Lebens zu. Diese Zunahme kann leicht von denen bezweifelt werden, welche nie unseren Weltteil verlassen oder das Studium der allgemeinen Erdkunde vernachlässigt haben. Wenn man aus unseren dicklaubigen Eichenwäldern über die Alpen- oder Pyrenäenkette nach Welschland oder Spanien hinabsteigt, wenn man gar seinen Blick auf einige afrikanische Küstenländer des Mittelmeeres richtet, so wird man leicht zu dem Fehlschlusse verleitet, als sei Baumlosigkeit der Charakter heißer Klimate. Aber man vergißt, daß das südliche Europa eine andere Gestalt hatte, als pelasgische oder karthagische Pflanzvölker sich zuerst darin festsetzten, man vergißt, daß frühere Bildung des Menschengeschlechts die Waldungen verdrängt, und daß der umschaffende Geist der Nationen der Erde allmählich den Schmuck raubt, welcher uns in dem Norden erfreut, und welcher, mehr als alle Geschichte, die Jugend unserer sittlichen Kultur anzeigt. Die große Katastrophe, durch welche das Mittelmeer sich gebildet, indem es ein anschwellendes Binnenwasser, die Schleusen der Dardanellen und die Säulen des Herkules durchbrochen, diese Katastrophe scheint die angrenzenden Länder eines großen Teils ihrer Dammerde beraubt zu haben. Was bei den griechischen Schriftstellern von den samothrakischen Sagen erwähnt wird, deutet die Neuheit dieser zerstörenden Naturveränderung an. Auch ist in allen Ländern, welche das Mittelmeer bespült und welche Tertiärkalk und untere Kreide charakterisieren, ein großer Teil der Erdoberfläche nackter Fels. Das Malerische italienischer Gegenden beruht vorzüglich auf diesem lieblichen Kontrast zwischen dem unbelebten öden Gestein und der üppigen Vegetation, welche inselförmig darin aufsproßt. Wo dieses Gestein, minder zerklüftet, die Wasser auf der Oberfläche zusammenhält, wo diese mit Erde bedeckt ist, wie an den reizenden Ufern des Albaner Sees, da hat selbst Italien seine Eichenwälder, so schattig und grün, als der Bewohner des Nordens sie wünscht.

Auch die Wüsten jenseits des Atlas und die unermeßlichen Ebenen oder Steppen von Südamerika sind als bloße Lokalerscheinungen zu betrachten. Diese findet man, in der Regenzeit wenigstens, mit Gras und niedrigen, fast krautartigen Mimosen bedeckt, jene sind Sandmeere im Innern des alten Kontinents, große pflanzenleere Räume, mit ewig grünen, waldigen Ufern umgeben. Nur



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einzeln stehende Fächerpalmen erinnern den Wanderer, daß diese Einöden Teile einer belebten Schöpfung sind. Im trügerischen Lichtspiele, das die strahlende Wärme erregt, sieht man bald den Fuß dieser Palmen frei in der Luft schweben, bald ihr umgekehrtes Bild in den wogenartig zitternden Luftschichten wiederholt. Auch westlich von der peruanischen Andeskette, an den Küsten des Stillen Meeres, haben wir Wochen gebraucht, um solche wasserleere Wüsten zu durchstreichen.

Der Ursprung derselben, diese Pflanzenlosigkeit großer Erdstrecken, in Gegenden, wo umher die kraftvollste Vegetation herrscht, ist ein wenig beachtetes geognostisches Phänomen, welches sich unstreitig auf alte Naturrevolutionen, auf Überschwemmungen, oder vulkanische Umwandlungen der Erdrinde, gründet. Hat eine Gegend einmal ihre Pflanzendecke verloren, ist der Sand beweglich und quellenleer, hindert die heiße, senkrecht aufsteigende Luft den Niederschlag der Wolken, so vergehen Jahrtausende, ehe von den grünen Ufern aus organisches Leben in das Innere der Einöde dringt.

Wer demnach die Natur mit einem Blick zu umfassen und von Lokalphänomenen zu abstrahieren weiß, der sieht, wie mit Zunahme der belebenden Wärme von den Polen zum Äquator hin sich auch allmählich organische Kraft und Lebensfülle vermehren. Aber bei dieser Vermehrung sind doch jedem Erdstriche besondere Schönheiten vorbehalten, den Tropen Mannigfaltigkeit und Größe der Pflanzenformen, dem Norden der Anblick der Wiesen und das periodische Wiedererwachen der Natur beim ersten Wehen der Frühlingslüfte. Jede Zone hat außer den ihr eigenen Vorzügen auch ihren eigentümlichen Charakter. Die urtiefe Kraft der Organisation fesselt, trotz einer gewissen Freiwilligkeit im abnormen Entfalten einzelner Teile, alle tierische und vegetabilische Gestaltung an feste, ewig wiederkehrende Typen. So wie man an einzelnen organischen Wesen eine bestimmte Physiognomie erkennt, wie beschreibende Botanik und Zoologie, im engern Sinne des Worts, Zergliederung der Tier- und Pflanzenformen sind: so gibt es auch eine Naturphysiognomie, welche jedem Himmelsstrich ausschließlich zukommt. (Alexander von Humboldt, Ansichten der Natur, 1808.)

## UMWANDELNDE KRAFT DER PFLANZE

Die ganze Stärke der pflanzlichen Tätigkeit gibt sich zu erkennen, wenn wir bedenken, daß hier Unorganisches zu Organischem gemacht und gestaltet werden muß. Es ist dies ein wesentlicher Charakter, durch welchen sich die Pflanzen vom Tiere, das größtenteils nur organisierte Nahrung aufnimmt, unterscheiden. Die Pflanze vermag also dem ursprünglichen Toten das Siegel des Lebens aufzudrücken, sie erweckt in sich das Tote zum Leben. Bekanntlich nährt sich das Gewächs aus der Erde, aus dem Wasser und aus dem Luftkreise, und wir finden in ihm, wenn wir es durch chemische Analyse ertöten, die verschiedenen Elemente wieder, deren Aufnahme ihm während des Lebens vorzugsweise gestattet war. — —Diese so verschiedenartigen Elemente, elastisch flüssige Luftarten ebenso wie starres, festes Eisen und harten Kiesel, vermag also das Gewächs zu bewältigen, in den Kreis seines Lebens aufzunehmen. Welche Kraft der plastischen Seele!



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was soll ich nun ferner über Leitung der nährenden Flüssigkeiten, über Verwandlung derselben zu organischen Elementen, Zellen und Gefäßen, über die Richtung und Anordnung derselben zu äußeren Organen sagen? Alle diese Geschäfte sind so mannigfach ineinander verschlungen, sie bedingen sich so wechselweise, sie werden von der Pflanze so rechtzeitig und immer unter Berücksichtigung der äußeren Lebensverhältnisse ausgeführt, — alle diese Geschäfte geschehen ferner unter einem so entschiedenen Gepräge der Individualität bei jeder einzelnen Pflanze, daß wir wahrlich nicht umhin können, die Kraft, welche alles dieses ausführt, eine wunderbar reiche und mächtige Kraft zu nennen. (Karl Fr. Ph. v. Martius, Reden und Vorträge aus dem Gebiete der Naturforschung, 1838.)

## BRASILIANISCHER URWALD

An der Küste von Brasilien entlang, bald nur wenige, bald dreißig bis vierzig Meilen von ihr entfernt, in seiner Hauptrichtung fast immer mit derselben parallel, zieht sich ein Gebirge, welches mit dem Namen Serra do mar, Seecordillere, bezeichnet wird. Dieser gesamte Gebirgszug, die Schutzmauer des Landes gegen den Ozean, ist fast in seiner ganzen Ausdehnung mit einem dichten, himmelhohen Walde bekleidet, welcher, so alt als die Felsen, über denen er wurzelt, gleichsam das Maß aller schöpferischen Kraft und Üppigkeit des Kontinents darstellt. Die Größe der himmelanstrebenden Stämme, die Fülle des mannigfaltigen Laubes, der Glanz und die Farbenpracht von tausend verschiedenartigen Blumen, das üppige Gewirre dichter Gehege und weitverschlungener Lianen, die wunderlichen Gestalten der Parasiten, die auf den alten Bäumen ein junges Reich gründen — welch großes, erhabenes und reiches Bild! Der Wanderer fühlt sich hier zugleich erhoben und beängstigt. Die Schauer der Einsamkeit dieser dunklen Waldnacht paaren sich mit den süßen Genüssen einer so fremdartigen Anschauung und mit dem ehrfurchtsvollen Staunen über die höchste Allmacht, welche hier eine neue Welt vor unsere Blicke zaubert, in einer früher nie vernommenen Sprache zu uns spricht und selbst in dem bescheidenen Leben des ruhigen Pflanzenreichs uns die Kraft und Majestät ihrer Schöpfung offenbart. Diese Wälder nehmen in den östlichen Provinzen Brasiliens in einem zusammenhängenden Striche viele tausend Quadratmeilen ein und werden mit dem Namen der allgemeinen Waldung (matta geral) bezeichnet. Sie sind der Zufluchtsort jener wilden Indianerhorden, die, noch nicht der portugiesischen Oberherrschaft unterworfen, darin als unruhige Nomaden umherstreifen. Hier hausen der träge Coroado, der wilde Puri, der menschenfressende Botocudo und andere minder zahlreiche Volksstämme, von Jagd, Fischfang, den Nüssen des Topfbaumes und anderen Früchten des Waldes oder von einem unbedeutenden Anbau des Mais, der Mandiocca und der Banane lebend. Die Länder dieser ungeheuren Urwaldung, sowohl gegen das Meer als gegen die von Portugiesen bewohnten Distrikte im Innern, namentlich gegen Minas Geraes hin, sind in großen Strecken schon urbar gemacht, aber in der Tiefe derselben haben sich Kolonisten nur hier und da längs den großen Flüssen niedergelassen. Unglaublich



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ist die Fruchtbarkeit solcher jungfräulichen Waldungen (Matto-virgem), in denen früher nie die Schläge der Axt waren gehört worden. Wenn die abgehauenen Stämme verbrannt und der ausgerodete Boden mit Bohnen, Mais, Mandiocca, Kaffee, Baumwolle oder Zuckerrohr bestellt ist, rechnet man, von einer Ernte die Aussaat 150- bis 500fältig zurückzuerhalten. Wird der abgetriebene Wald sich selbst überlassen, so kehren die Schläge nach wenigen Jahren in einen Zustand der Verwilderung zurück und bedecken sich mit einem dichten Anfluge schnell wachsender Bäume und Sträucher, den man in Brasilien Capoeira nennt. In gleicher Ausdehnung, als sich diese Urwälder im mittleren Teile Brasiliens über die Berge, Hügel und Täler der Serra do Mar verbreiten, sollen sie nach den Berichten der Eingeborenen den nördlichen Provinzen Pernambuco, Paraiba do Norte und Ceara nicht eigen sein. Der granitische oder kalkhaltige Boden jener dürren Landstriche scheint der Erzeugung so hoher Urwälder minder günstig, und diese machen hier mehr isolierte Bestände aus, welche häufig mit den Catingas oder periodisch blattlosen Wäldern abwechseln. Je näher man jedoch nördlich von dem reißenden Parnahyba-Strome an den Äquator kommt, desto häufiger tritt wieder der Urwald auf, und fast scheint es, als verleihe die lotrechte Sonne hier der Erde gedoppelte Kraft, um das Größte und Ungeheuerste aus ihrem Schoße zu gebären. Finster wie die Hölle, verworren wie das Chaos, erstreckt sich hier ein undurchdringlicher Wald gigantischer Stämme von der Mündung des Amazonenstroms bis weit über das potrugiesische Gebiet nach Westen. Dieselbe Fülle, Größe und Majestät der Formen, wie in den südlicheren Wäldern, herrscht auch hier, aber unter dem Einflusse der glühendsten Hitze, der fast täglich herabstürzenden Regen, der weithin austretenden Ströme scheint die Vegetation in einer ewigen Unruhe und Gärung begriffen. Schnell feiern die riesenhaften Stämme wie die zarten Kräuter des Bodens, durch das Ausschlagen ihrer majestätischen Kronen und durch unzählige Blüten, womit sie sich bedecken, den Wendepunkt der Entwicklung. Zur Zeit der Reife fallen die wunderbarsten Formen von Samen und Früchten herab und bedecken hier und da fast fußtief die lebensschwangere Erde. Ungeheure Massen kohlensauren Gases entsteigen dann den wachsenden und faulenden Keimen, und eine dicke, schwere Luft hängt qualmend über der Waldung. Das saftreiche glänzende Laub, die lang von den Ästen herabhängenden, baumbastähnlichen Tillandsien triefen beständig vom Regen, die Stauden der Bromelien stehen gleich Bechern mit Wasser gefüllt. Dazwischen trocknen heiße Sonnenblicke schnell die nasse Wildnis, und so kommen Auflösung und Fäulnis unmittelbar im Gefolge der heftigsten Lebenserregung. Die sittsame Natur des Pflanzenreiches scheint sich auf einmal in einem unruhigen Drange nach sonderbar grotesken Gestaltungen zu gefallen. Gebüsche von bösartigreizenden Dornen, Palmen mit furchtbaren Stacheln bewaffnet, milchende, engverschlungene Lianen verwirren die Sinne des Wanderers, der, von den betäubenden Ausdünstungen der Oassacu getroffen, ängstlich aus diesem feindseligen Chaos in die ruhige Majestät der Urwälder auf der Serra do Mar sich zurücksehnt. Kein Wunder, wenn in diesen Umgebungen die Seele des hier umherstreifenden Indianers verdüstert wird und er, ergriffen von den Schauern solcher schwarzen Wald-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einsamkeit, überall gespenstische Ausgeburten einer rohen Phantasie zu sehen glaubt. Eine ganz eigene Physiognomie nehmen diese Urwälder in den Niederungen am Amazonenstrome zu Zeit der Regenmonate an. Der Strom und häufig benachbarte Seen, ergießen dann durch ihre Abzüge die Gewässer weithin in das Land und umfluten in einer Tiefe von zwölf bis zwanzig Fuß die Stämme der Bäume. Als wir im Dezember 1819 den Japura, einen der wichtigsten Nebenflüsse des Amazonas, hinaufschifften, vertieften wir uns in einen solchen Wassergarten und irrten drei Tage und drei Nächte darin umher, bis uns ein glücklicher Zufall in das Strombett zurückbrachte. Unvergeßlich wird uns der Anblick jener unübersehbaren Flut sein, durch welche der Wind hier und da bewegliche, mit Waldung besetzte Raseninseln an uns vorübertrieb, während wir, bald unter dichtem Gebüsche, bald unter himmelhohen Bäumen dahin ruderten. Die luftigen Hymenäen, Myrten, Styrax und Caryocar überschütteten uns mit dem Schmucke ihrer herrlich roten und weißen Blüten, und wimmelnde Ballen von Ameisen, die sich ängstlich auf die Zweige geflüchtet hatten, fielen beim geringsten Anstoße zu unserem Schrecken in die Kähne herab. Verlaufen sich allmählich die Hochwasser, welche fruchtbaren Schlamm über die Kakaowälder geführt haben, so erscheinen die steil abgestürzten Ufer wieder, die sandigen Ränder derselben bedecken sich in kurzer Zeit mit hohem Grase, überall in den Wäldern regen sich neue Lebenskeime, und der phantastische, phallusähnliche Helosis, ein fleischiger, schwammförmiger Parasit, sproßt an den Baumwurzeln aus dem Schlamme hervor.

Neben dem Charakter eines unerschöpflichen Reichtums und einer bewunderungswürdigen Fülle, Größe und Üppigkeit mannigfaltiger Baumformen, zeichnen sich diese großen Striche von Urwäldern besonders dadurch aus, daß sie stets im Kleide der Jugend, im grünen Blätterschmucke erscheinen. Zwar stehen zwischen den immer grünen Bäumen auch andere, welche mit Ende des trockenen Monats ihr Laub verlieren, die jungen Knospen treten jedoch so plötzlich hervor, daß man in diesem üppigen Garten nie einen nackten Stamm erblickt. Unbeschreiblich ist deshalb die Pracht der Wälder, wenn im Frühlinge die riesenhaften Sapujacas ihre Kronen in das Rosenrot der jungen Blätter hüllen, die Jacaranda statt der Blätter ihre dunkelblauen, mehrere Bignonien ihre goldgelben Blüten entfalten, oder die Quaresima sich mit violetten Blumen überzieht.

Ganz anders verhält sich dies mit denjenigen Wäldern, welche vom Brasilianer mit dem Namen Catingas oder lichte Wälder bezeichnet werden, während der Dürre ihre Blätter verlieren und erst, wenn sich mit der nassen Jahreszeit ein anhaltender Regen eingestellt hat, wieder ausschlagen. Sie bestehen aus Bäumen von bedeutend niedrigerem Wuchse und erneuern, wenn sie entblättert sind, dem europäischen Reisenden das Bild seiner vaterländischen Laubwälder im Beginne des Winters. Dürre, quellenarme Gegenden, deren Flüsse während des Sommers versiegen, hügeliges Land oder Ebenen sind das Vaterland dieser sonderbaren Wälder. Nur mit Furcht und Grauen durchzieht sie der Reisende in den trocknen Monaten. So weit er blickt, umstarren ihn regungslos, von keinem Lüftchen gefächelt, die entblätterten Stämme, kein grünes Blatt, keine saftige Frucht, kein frischer Grashalm auf dem glühenden, nackten Boden, nur



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sonderbar gebildete Cereus-Stämme, welche sich hier wie ungeheure Kandelaber erheben, dort, in geschlossene Reihen zusammengedrängt, mit ihren giftigen Stacheln drohen, scheinen noch eine Spur des flüchtigen Lebens in sich erhalten zu haben. Wie ausgestorben steht der Wald, kaum ertönt der klagende Ruf eines Tukans, nur die Onze schleicht, weithin zwischen den entblätterten Bäumen sichtbar, von Blutdurst brüllend, einher und schreckt den Wanderer. Der menschliche Bewohner durchirrt verzweiflungsvoll die dürre Wüste, um aus den tutenförmigen Blättern der Bromelien einen kümmerlichen Labetrunk zu sammeln. Überall das entsetzliche Bild einer langsamen Vernichtung. So sahen wir diese furchtbaren Catingas, als wir sie in den ersten Monaten des Jahres 1818 mit einem zahlreichen Trupp zwischen dem Rio Peruaguaçu und dem Rio de S. Francisco durchreisten. Kein Quell, kein Tautropfen erquickte fünf Tage lang die ermatteten Reisenden, von Angst und Todesfurcht gejagt eilten wir Tag und Nacht durch die ausgebrannte Öde, und von bangen Ahnungen erfüllt, schien es uns, als drohe — ein seltsames, durch Luftspiegelung erzeugtes Bild — die Waldung über uns hereinzustürzen. Löste aber hier ein plötzlicher Regen die Bande des Pflanzenreiches, spannt sich das gewitterhafte Violett des Firmaments in ein sanftes Blau herab, so ersteht, wie im Zauberschlage, eine neue Welt. — Auf den vielverzweigten Stämmen sprießen Blätter von mildem Grün hervor, unzählige der seltsamsten Blumenformen entfalten sich, die Gerippe der drohenden Dornhecken und Schlingpflanzen umkleiden sich mit frischem Laube, die luftige Aricuri-Palme, aus deren faserigem Stamme der hungernde Einwohner ein ärmliches Brot gewinnt, läßt ihre duftenden Blütenbüschel hervortreten, — die ganze Gegend atmet balsamischen Wohlgeruch, und ein wonnigliches Frühlingsgefühl verjüngt die zurückkehrende Tierwelt. (K. Ph. von F. Martius, Physiognomie des Pflanzenreiches in Brasilien, 1824.)

## DEUTSCHE LAUBBÄUME

Die Weide erscheint bei uns fast nur verstümmelt, mit plumpem Stamm und geschorenem Haupt. Selbst dem Beile verfallen, war sie denn auch ehedem der Baum des Fluches und des Urteils, an welchem gehängt wurde. Ihre zähe Lebenskraft entspricht ganz ihrem Habitus. Während aus dem Bauche des hohlen, geborstenen Stammes schon parasitisches Gesträuch hervorquillt, grünt auf der zerrissenen Rinde noch jeden Frühling ein üppiger Strauß von Zweigen, in dem manch munterer Vogel wohnt. Friedlich, wie zur Tränke wandelnde Herden, ziehen die Weiden den Bach entlang, stellen sich auch gern als ein bescheidener Rahmen um das niedrig gelegene Dorf. Aber, wie lieb sie uns auch geworden aus den Tagen fröhlicher Spiele und Lieder, solchergestalt bleiben sie doch immer unschön und charakterlos. Nur wo sie unangetastet von Menschenhand emporwuchs, ist die Weide ein wirklich schöner Baum. Sie erscheint, troz der viel- und scharfrissigen Rinde und trotz der schmalen, spitzigen Blätter graziös, und die biegsamen Zweige, die rastlos ihre dunkelhellen Wellen schlagen, geben ihr sogar einen entschieden weichen Ton. Die vollendetste Form dieser Spezies zeigt die Trauerweide. Wie ein lang herabrollendes Haar sinken die Zweige, wie niederrinnende Tropfen die Blätter hinab. Ganz in sich



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verhüllt steht sie da, ein Bild weinender, weiblicher Klage, gegenüber der auch in der Trauer noch stolzen, das Gemüt auch im Schmerze noch feierlich erhebenden Zypresse. — Die lombardische Pappel verrät in dem vornehmen Anstande ihrer Haltung und in dem glänzenden Grün der festen Blätter sogleich die südliche Abkunft. Doch ist sie bei uns so eingebürgert, daß sie billig für deutsch gelten darf. Vielleicht ist kein Baum so verschiedenartig betrachtet worden als dieser. Der hohe, schlanke Stamm, an den sich ringsum die aufwärtsstrebenden Zweige mit ihrem dichten dunklen Laube schmiegen, stellt das Leben der Pappel recht als ein Sonnenleben dar. Darum wurde sie auch wohl von unseren Dichtern als ein Baum himmlischer Sehnsucht, ja erhabener Trauer gefeiert, und auch die Alten mochten ihr eine ähnliche Bedeutung gegeben haben. Dennoch will uns die Pappel selten gefallen. Am meisten hat sich ihrer die altfranzösische Gartenkunst bemächtigt, welcher ein Baum, der fast gar keine Individualität entwickelt und selbst mit seinem Schatten kargt, besonders zusagen mußte. Die Pappel fügte sich leicht in das Ebenmaß dieser Gartenarchitektur, während sie doch auch, gehörig gruppiert, den Eindruck stolzer schroffer Gravität geben konnte, welchen jene Parks, trotz aller ihrer Rokokospielereien, nie zu verfehlen suchten. — — Ihr steht am nächsten die Espe. Derselbe schlanke Wuchs, dasselbe Blatt, nur zierlicher gestaltet und matter in der Farbe, dieselbe wässerige blasse Rinde. Auch die Verzweigung ist ähnlich: aus einem geraden, doch niedrigeren Stamme entspringen in fast gleichmäßigen Zwischenräumen rechts und links die Äste, die meist spröde, parallele Linien bilden. Die Espe stellt ihr herzförmiges Blatt wie ein Täfelchen auf einen langen, feinen, merkwürdig drehbaren Stiel, und dieser selbst steht nur mit einem schmalen Fuße auf dem Holze. So geschieht es, daß auch der leiseste Hauch die Blätter lüftet, und selbst bei ruhigem Wetter gewahrt man ein Gezitter von Grün und Silber, welches nie austaumelt, immer hört man dies seltsame, scheue Gelispel. Daran knüpft sich denn auch der Name der Espe, so wie jene weit verbreitete Legende von dem hochmütigen Ungehorsam des Baumes. Als noch der Herr auf Erden wandelte, erzählt die Sage, beugten sich alle Bäume vor ihm, nur die Espe nicht. Darum wurde sie mit ewiger Unruhe bestraft, so daß sie bei jedem Windhauche erschrickt und zittert, wie jener ewige Jude, der nie rasten kann. In alle Welt zerstreut sind die Enkel und Urenkel jenes übermütigen Baumes, ein zaghaftes Geschlecht, ewig bebend und flüsternd in der übrigen Ruhe der Wälder. — Dem Froste und dem Sturme, ja selbst dem Blitze trotzend, im sumpfigen Moore wie im dürren Sande gedeihend, scheint die Birke nur der Spanne Erde zu bedürfen, worein sie ihre Wurzeln senke. In den Niederungen Deutschlands, auf den Grasfluren Polens steht sie in zerstreuten Gruppen und Hainen, weite schimmernde Waldstrecken füllt sie in den Talgründen von Norwegen, und da selbst, wo ewiger Schnee den Kiölengrat umhüllt, klammert sie sich an die stiefmütterliche Scholle. Dort an der letzten Marke der Vegetation beugt sie sich über das Gestein, wie der trauernde Genius der Pflanzenwelt, in der Hand die umgestürzte Fackel: das grünende Pflanzenleben sinkt wieder in den Schoß der Erde zurück, dem es sich schwerkämpfend entrungen. Vielleicht erstreckte sich ehedem das Reich dieses Baumes weiter hinauf als heute. Auf Island stand von alters her die



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hohe Betula alba im dichten Walde von dem Meeresufer bis zum Fuße der Gebirge und warf so ein wärmendes Gewand um die damals fruchtbare Insel, von dem kaum die Fetzen in Unterbusch und Zwergbirken zu sehen sind. Man darf die Birke einen weiblichen, wo nicht weichlichen Charakter nennen. Aus blumiger Wiese steigt der schlanke, gerundete Stamm in leichtgeschwungener, oft anmutig geschlängelter Linie, nach oben schwach gebogen, doch mit geschmeidiger Härte der Gewalt der Elemente widerstrebend. Regelmäßige, graubemooste Furchen zerreißen wohl unten die glatte Rinde, die aus dem Blättergrün hervorleuchtet,

„als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen".

Kein mächtiger Ast tritt aus dem zähen Holz, vielmehr fällt ringsum ein zierliches braunes Reisernetz in langen Flechten herab, das sich kaskadenartig und immer lockerer aufbaut, bis die dünne Krone wie in einem Federbüschel endet. Da ist auch nicht Raum für des kleinsten Vogels Nest: so luftig steht das Zweigwerk da. Und nun dieser dämmernde Laubschein drüber hin! Dieser zarte Schleier, der immer schwebend und schwirrend ringsher sein fliegendes Gewürz ausstreut! Wahrlich ein rechter Märchenbaum! Übrigens ist es auch an der Birke zumeist die gesenkte Gestalt und das rastlose Gezitter der Blätter, was die träumerische, selbst schwermütige Stimmung hervorruft, die diesem Baume den Namen der Trauerbirke verschafft hat. Eben darum ist sie bei uns, wie im Süden die Zypresse, ein Schmuck der Friedhöfe geworden. Eine gespanntere, erhöhte Stimmung gibt das Zwielicht des Mondes dem Birkenhain. Die schattenhafte, zerfließende Gestalt des Baumes, das gespenstische Weiß des Stammes regen die Phantasie geisterhaft an. Anders geartet ist die Heidebirke. Die freier aufstrebenden Äste geben ihr ein munteres Ansehen, an den weichen Habitus der Hängebirke erinnert nur die leichte Biegung der Zweige, deren dünneres Laub geschwätzig auseinander flattert. Heitere, man möchte sagen mädchenhafte Grazie ist der Charakter dieses Baumes, und gerne schwingt sich der ländliche Reigen um sein duftiges Maigrün. Die Heidebirke erfreut wie der Anblick eines schön gelockten lieblichen Kindes, doch verliert sie sich auch eher als ihre ernste Schwester ins Dürftige. — —

Eichen und Linden vereinigen das Kräftige mit dem Weichen und Zarten. Die Eiche gilt vorzugsweise als der Baum der Stärke. Ihre mächtige Größe, das Harte, Knorrige des Stammes und der Äste, die gekrümmt, doch überwiegend rechtwinklig vom Stamme abstehen und feste, in sich kompakte, entschieden ausgeprägte Baumschlaggruppen nach allen Seiten hin bilden, dann die geringere Beweglichkeit der Blätter — alle diese Momente geben der Eiche diese kräftige, energische Haltung, sie steht da wie ein durch und durch bestimmter, in sich unerschütterlich entschiedener Charakter. Gemildert aber wird diese Stärke, es wird ihr das Schroffe, Harte genommen, besonders durch die weiche Zeichnung und das saftige Hellgrün der Blätter, dann durch die reiche innere Gliederung der Gruppen, zu welchen sie zusammentreten. Mehr nach dem Weichen hinneigend ist die Gestalt der Linde. Die Krone der Linde ist noch voller als die der Eiche, allein ihre Unterschiede treten nicht so fest



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hervor, sind sanfter, verschwebender, gehen allmählich ineinander über, auch sind die Blätter beweglicher, spielender. Dazu tritt aber wieder die mächtige Größe und Stärke des Stammes wie der Äste, die, wenn auch mehr spitzwinklig aufsteigend, doch dicht belaubt einen weiten Raum mit ihrem Schatten bedecken. So gesellt sich bei der Linde zu der Anmut der Gestalt, die noch erhöht wird durch den Duft der Blüten, auch Festigkeit und Größe. (Hermann Masius, Andeutungen zu einer Physiognomik der Bäume, 1843.)

## DEUTSCHER URWALD AN DEN QUELLEN DER MÜRZ

Höchst merkwürdig ist der große, üppige und wohlgeschützte Kessel dieser unabsehbaren Waldwüste. Ein Bild großartiger Schöpfung und prachtvoller Wildnis, überwältigt er auch das starrste Gemüt mit scheuer Ehrfurcht vor den gewaltigen Werken Gottes. — Die Natur, welche hier seit den Tagen der jetzigen Weltgestaltung allein und ungestört waltete, hat da ein Unglaubliches an vegetativer Kraft und Erzeugung zusammengehäuft, sie hat hier Anfang und Vollendung, pflanzliches Leben und Tod in riesenhaften Formen überraschend nebeneinander geordnet.

Die Fichten, die Tannen und selbst die Lärchen dieses Kessels erreichen eine Länge von 150—200, eine untere Stammstärke von 5—8 und einen Massengehalt von 1000—2000 Kubikfuß, die Buchen auch 120—150 Fuß Länge, 3—5 Fuß untere Stärke und 300—1000 Kubikfuß Holzmasse, und lassen somit all das weit hinter sich, was wir in unseren modernen Holzbeständen zu sehen gewohnt sind. An diesen Baumkolossen schätzen sich die geübtesten Massenschätzer des Flachlandes zuschanden.

Die Majestät dieses gewaltigen Hochholzes ist aber eine schauerliche, denn inmitten der Stämme höchster Lebenskraft stehen allenthalben die abgestorbenen Zeugen früherer Jahrhunderte umher, mit gebrochenen Ästen und Gipfeln, die rindenlosen Schäfte geisterbleich und vielfach durchlöchert von den Insekten suchenden Spechten, öfter auch in langgestreckte Splitter endende Strünke vom Sturm gebrochener Fichten.

Das Riesenhafte dieser Vegetation rührt nicht bloß daher, daß die Stämme bis zu ihrem natürlichen Aussterben, also über das gewöhnliche Haubarkeitsalter hinaus, fortwachsen und ihre Masse mehren können, sondern ganz besonders auch vom Vorhandensein aller Umstände, welche eben das Lebensalter der Bäume auf die äußerste Grenze hinauszurücken geeignet sind. Das rauhere Klima, die mehr gleichmäßig feuchte Atmosphäre, der äußerst humose Boden, der eigentümliche, gewissermaßen nie unterbrochene Waldesschluß, welcher das Wachstum der Stämme in der Jugend zurückhält und ihren Fuß beständig schützt, das alles zusammengenommen fördert so absonderlich die Lebensdauer, daß diese Baumriesen, wenn sie nicht etwa früher vom Sturm zerrissen werden, meist ein Alter von 300—400, öfter sogar von 600 Jahren erreichen.

Tausende von kolossalen Schäften, wie sie Alter und Orkane nach und nach übereinander geworfen haben, bedecken kreuz und quer — oft als wirrer Verhau — den graslosen Boden. Hier ein frischer, eben vom Sturme in der Fülle



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seiner Kraft zerrissener Stamm mit seiner ganzen markigen tiefgrünen Benadelung, daneben der rindenlose bleiche Schaft eines heimgegangenen, in sich zusammengebrochenen Altvaters, astlos mit geknicktem Gipfel, wieder daneben und darunter die Überreste früherer Generationen, dicht mit grünem Moosfilze mannigfacher Schattierung überzogen, in allen Stadien der Verwesung. Wo Stämme über den einzigen Pfad geworfen wurden, welcher sich durch diese Wildnis windet, hat man Stufen in die Schäfte gehauen, auf daß man sie überschreiten könne, denn es hätte eines ungeheuern Kraftaufwandes bedurft, sie aus dem Wege zu räumen. Etwa in der Mitte des Forstes trafen wir auf einen eben gestürzten Fichtkoloß. Der sechsfußige Schaft lag gleich einem Wall quer über den Steig, die Größten unter uns vermochten nicht über ihn herüberzuschauen. Die gewandte Jugend hieb umsonst ihre Bergstöcke (Griesbeile) ein, um sich im kühnen Satze hinaufzuschwingen, sie mußte endlich dem Alter folgen und den Baum umgehen.

Merkwürdig ist die Fülle neuer Vegetation, welche sich auf den alten Lagerstämmen entwickelt. Ein dichter Pelz des üppigsten Mooses überzieht sie nach allen Seiten, darin finden die fallenden Baumsamen vortreffliches Keimbett und in dem darunter sich bildenden Humus die jungen Pflänzchen geeigneten Boden. — So haben in den Leichen der hingeschwundenen Baumgenerationen Millionen nachwachsender Pflänzlinge Wurzel geschlagen und streben nunmehr rüstig zu den spärlichen Lichtlöchern hinan, welche diese Leichen durch ihren Sturz in das hohe Laubgewölbe des riesigen Forstes schlugen. — Auf einigen solchen Baumkadavern fanden wir mehrere Hundert neuer Fichten und einzelne davon schon zu ansehnlichen 60—70jährigen Reideln erwachsen. Die moosbedeckten Lagerschäfte eignen sich gegenüber dem mit einer dicken Schwarte überzogenen Erdboden so vorzüglich für den neuen Nachwuchs, daß dieser oft auch nur auf diesen erscheint. Vielen alten Horsten sieht man diese Entstehungsweise jetzt noch an; denn sie stehen in den geraden Linien des längst vergangenen Schaftes da, auf welchem sie ursprünglich gekeimt haben. — Nicht selten trifft man auch Altstämme, deren Wurzelknoten mehrere Fuße über dem Boden stehen. Sie sind eben auf starken Baumleichen entstanden, ihre Wurzeln haben dann über die Seiten dieser letzteren in den Erdboden hinabgegriffen, und weil der von ihnen umfaßte Schaft in der Folge ganz zusammenfaulte, so stehen sie nunmehr mit einem Teile der Wurzeln in der Luft.

Ohne Unterlaß zog es uns vom Steige ab, den wir verfolgen sollten. Dieses Eindringen in die anscheinend noch unbetretene Wildnis hatte einen unnennbaren Reiz, dem keiner zu widerstehen vermochte, es war das Gefühl, welches die großen Weltumsegler bewegt haben mag, als sie neue Erdteile entdeckten. Aber was war im Grunde unser Vordringen! Wenige Schritte, und gewaltige Lagerholzmassen traten uns entgegen. Mit ungeheurer Anstrengung schwangen wir uns über einen oder den anderen Schaft hinüber, mühsam durchkrochen wir anderwärts die Gipfel oder zwängten uns zwischen dem Boden und dem Schaft durch; öfters sprangen wir auf ein dichtbemoostes Stammstück, aber es brach unter uns ein und wir versanken bis über die Knie in Holzmoder. Es waren das völlig vermooste Schäfte, welche nur noch durch



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den dichten Moosfilz zusammengehalten wurden. Kaum war ein Verhau überwunden, so stellte sich wieder ein neuer entgegen, und nach halbstündiger Anstrengung aller Kräfte hatten wir nicht viel über hundert Klafter Wegs zurückgelegt. Gleichwohl befanden wir uns schon in einer völlig neuen Gegend, offenbar, weil uns die überstiegenen Lagerholzmassen den Rückblick auf den Steig abschlossen. Noch einige hundert Schritte, und wir waren nicht nur unbewußt voneinander abgekommen, sondern hatten auch ungeachtet der gespanntesten Aufmerksamkeit einer wie der andere gänzlich die Orientierung verloren.

Zum ersten Male machte mir der Wald, sonst der trauteste Freund meiner schönen wie meiner schmerzlichen Stunden — wahrhaftig bange. Mit klopfendem Herzen und zurückgehaltenem Atem harrte ich voll Angst, aber vergeblich auf den Ruf unseres Führers.

Um nicht vielleicht noch weiter vom Steige abzukommen, ließ ich mich auf einen bemoosten Baumstamm nieder und beschloß geduldig das Rufen abzuwarten, das dann doch endlich erfolgen mußte. Ich zog die Uhr, sie wies auf ein Viertel auf Eins. Draußen schien — wie ich mich später überzeugte — die Sonne im hellsten Mittagsglanze. Aber nicht ein Strahl dieser heißen Augustsonne drang in das ewige Dunkel, noch störte er die unwandelbare feuchte Kühlung unter dem hohen Laubgewölbe dieses Forstes. Schwermütig starrte ich in seine düsteren, schattenlosen Säulenhallen, welche grau auf grün und wieder grau sich nach allen Seiten ins Endlose zu erstrecken schienen.

Alle Bewegung schien weit und breit erstorben, es schwirrte kein Vogel, es flatterte kein Schmetterling, und selbst die Lüfte, welche hoch oben die Baumgipfel in sanften Schwingungen wiegten, drangen nicht mehr in den Bereich der Schäfte herab. Lautlose Stille rings umher, desto mehr schreckte plötzlich der schneidende Schrei eines einsamen Spechtes und ein andermal das geisterhafte Knurren zweier sich reibender windbewegter Schäfte. Keine Spur menschlichen Waltens milderte den bangen Eindruck dieser schauerlichen Öde. Ich wußte, daß ich nicht fern sein könnte von meinen Freunden, und gleichwohl übermannte mich das Gefühl drückendster Einsamkeit, unwiderstehliches Bangen. (Josef Wessely, Die Österreichischen Alpenländer und ihre Forste, 1853.)

## WEINPFLEGE UND WEINLESE

Ein Naturerzeugnis, das in der Welt das einzige und beste dieser Art ist und in seiner wahren Qualität nicht nachgeahmt werden kann, das beliebt ist und gesucht wird, eine Lage für das Auge, welche die mannigfaltigsten Reize in sich vereinigt, ein Boden, der alles trägt, eines der schönsten Klimate des Erdzirkels, zwei große Flüsse, ein Volk, das Kern und Geist hat — wie viele Gegenstände, um glauben zu dürfen, daß Tokay ein Tempel wäre! Man muß bezaubert werden, wenn man es von außen sieht, so reizend ist die Gegend und die Aussicht! Es ist nicht zu beschreiben, welchen prächtigen Anblick man hat, wenn man auf der Tokayer Brücke steht oder auf einer von den Anhöhen des Berges. Aber wie erschrickt man nicht, wenn man hineinfährt! Bei trockenem Wetter machen die ungleichen Massen von Steinen, die teils



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vom Berge herabgerollt sind, teils fest am Boden sitzen, die Durchfahrt äußerst beschwerlich, ist es hingegen nasse Witterung, dann wehe dem armen Viehe und der Nase des Passagiers: Solche Unwegsamkeit, solcher Gestank! kurz: unter den schlechtesten Straßen in Ungarn bei dem übelsten Wetter, was sehr viel gesagt ist, bleibt dennoch der Weg durch Tokay der schlechteste, den man weit umher sehen kann. Kommen die Ausgießungen der Theiße und Bodrog, wie das öfters im Jahre geschieht, dazu, so ist rundherum der Zugang entweder gesperrt oder eine Stunde lang im Wasser höchst gefährlich, und die gute Stadt sitzt da auf ihrem gleichwohl etwas höhern steinigen Ufer wie Ariadne auf Naxos!

Die Pflege des Weinstocks ist dagegen hier in einer Vollkommenheit, welche vielleicht nirgendwo so weit gebracht worden ist. Man muß oft erstaunen, von einem Winzer Beweise und Erklärungen zu hören, die man von manchem Professor der Physik oft vergebens erwartet. So lauter sind ihre Urteile, und so sicher hat die Erfahrung ihre Arbeiten gemacht. Sie wissen immer nach Maßgabe des Bodens und der Witterungen des Jahres ihre Arbeiten zu besserer Einträglichkeit des laufenden oder des künftigen Jahres einzurichten. Sie sind im höchsten Grade spekulativ. Diese Leute haben weder Schreiben noch Lesen gelernt, sie fangen als Kinder mit der Haue an und erlangen ohne Anleitung nur durch Übung und Erfahrung das, was sie wissen. Am allermeisten ist das botanische Genie dieser Leute zu bewundern: der Gattungen von Trauben sind wenigstens hundert, die hier gepflanzt werden, und diese alle nennt ein Winzer mit Namen und unterscheidet sie vom bloßen Blatte und im Winter sogar an den Reben.

Der Weinstock gehört ganz eigentlich unter die Klasse der Gesträuche. Seine Blüte, ein kleiner fünfzähniger Kelch mit fünf kleinen zusammenhängenden Blumenblättchen, ist äußerst hinfällig, und mit verletzter Blüte ist es auch seine Frucht. Dies ist den Weinbauern gar wohl bekannt, und es ist daher eine große ökonomische Regel, daß zur Zeit der Blüte des Weinstocks in den Weingärten nichts gerührt oder gearbeitet würde.

Mit einer markigen langen Wurzel, die in unendlich vielen kleineren sich in die Erde verwickelt und länger wird, je nachdem der Stock alt ist, an das Erdreich festgesessen, sproßt er in häufigen Ästen aus der Erde hervor, die sich an dem Boden fortschleppen oder, wenn sie etwas ergreifen oder geflissentlich an Bäume und Spaliere gezogen werden, in eine ungeheure Länge fortwachsen, aber zu der Festigkeit eines Baumes, der für sich allein aufrecht stünde, gelangen sie nie.

Da aber die Erfahrung gelehrt hat, daß seine Frucht desto schlechter sei, je entfernter sie von der Wurzel ist, so läßt man ihn nur auf eine gewisse Länge wachsen. Gleich bei seiner Anpflanzung wird er am ersten Knoten eine Spanne hoch über der Erde abgeschnitten und an eben der Stelle jedesmal im Frühjahre auch seine Schößlinge, so entsteht nach und nach an dem kurzen, aus der Erde nur wenig hervorstehenden Stamme ein Klumpen von Holz und Rinde und Narben und verkrüppelten Gefäßen, durch welche die Säfte aus der saftreichen Wurzel des Weinstockes zu neuen Sekretionen und zum Betriebe neuer Schößlinge jetzt nur mühsam heraufsteigen, da sie sonst



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch den geraden Weg des Stammes in seinen parallelen Röhren sich leichter heben und schwelgerisch ausbreiten konnten.
An diesem ästigen, harten, skirrhosen, ungeformten Klumpen Holz, der die Krone des Weinstockes ist, treibt die Natur in jedem Frühjahre neue Schößlinge, die man Reben nennt, und an diesen Reben hängt die Traube, das herrlichste Gewächs des Erdbodens, dessen das menschliche Herz so oft froh wird, und dessen Saft so viele Analogie sowohl in der Art seiner Erzeugung, als auch in seinen Wirkungen auf den gesunden und kranken Menschen mit dem Nervensafte hat.
Gleich nach vollendeter Weinlese, wenn man ihm seine Frucht genommen und für dasselbe Jahr von ihm nichts mehr zu erwarten hat, wird der Weinstock zugedeckt. Die ganze diesfällige Arbeit besteht darin, daß um den ganzen Stock Erde aufgeworfen wird, die ihn bis über die Krone in der Form eines Maulwurfhaufens bedeckt und den Winter über vor Kälte und Nässe schützen soll.
Die allererste Arbeit im Frühjahr ist das Aufdecken, sobald die Erde aufgeht und die Witterung anfängt warm zu werden, welches hier um die Mitte des Märzes und manches Mal auch schon zu Anfang geschieht.
Gleich darauf wird geschnitten, und zwar so früh im Jahre als möglich, damit der Saft aus der Wurzel nicht in die Reben trete, die abgeschnitten werden sollen, und damit dem neuen Betriebe und den künftigen Reben nichts entgehe.
Das eigentliche Setzen, die Art und Weise, neue Weinberge anzulegen oder sonst leere Plätze geschwind zu bepflanzen, geschieht nur mit Weinreben oder Ruten, die man sonst abschneidet oder wegwirft.
Die dritte, merkwürdigste, geschwindeste und nützlichste Art der Vermehrung von Weinstöcken eines Weinberges ist das Versenken der Stöcke.
Der Stock wird samt der Wurzel tief abgegraben, die Grube wenigstens anderthalb Schuhe tief und in einem Umfange nach Absicht, wie die Reben verteilt werden sollen und wie viele ihrer sind, bald in Rundung, bald als ein Drei- oder Viereck rein ausgegraben, der alte Stock mit seiner Wurzel tief in die Erde hineingetreten und seine Reben so gebogen und gezogen, daß sie in der gehörigen bestimmten Entfernung voneinander eine kleine Spanne lang aus der Erde mit den Spitzen hervorragen. Diese Art der Vermehrung der Weinstöcke ist sicher die beste und sicherste.
Nach dieser Arbeit werden die Weinberge das erstemal gehauen und umgegraben. Die bekannteste aller Weingartenarbeiten, die drei- bis viermal bis zur Lese wiederholt werden muß, je nachdem es die Festigkeit des Bodens und das Anwachsen des Grases und Unkrautes erfordert.
Hat der Weinstock die Periode der Fröste glücklich überstanden, heben seine Reben sich höher, werden sie schlank und schwankend, so haben sie vom Winde viel auszustehen, je mehr die Lage eines Weinberges ihm ausgesetzt ist. Darum müssen sie an Pfähle gebunden werden. Während der Blütezeit darf nichts gearbeitet werden. Zum Beschluß wird noch einmal gehauen, dann kann ruhig und still die langsam reifende Traube der Zeit der Weinlese entgegen harren, wo sie zum Lohne der Arbeit von ihrem Pfleger zur Kelter getragen wird und in erquickenden Most zerfließt!



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn die Trauben anfangen, zeitig zu werden und also die Aufmerksamkeit von Vieh und Menschen auf sich zu ziehen, werden den Weinbergen ihre Hüter von der Grundherrschaft angewiesen.
Die Anstalten zu einer nahen Weinlese im Tokayer Gebirge hört man weit und breit ertönen, und es werden außerordentliche Vorbereitungen dazu gemacht.
Um sich einigermaßen die Menge von Vieh und Menschen in dieser Weinlese vorzustellen, muß man denken, was das für ein Auflauf ist, wenn auf einen Bezirk von fünf Meilen zu die Straßen alle wohl auf zwanzig Meilen her Tag und Nacht dicht befahren sind. Der Adel weit und breit, der Kern der Bürger aus den königlichen Städten und alles, was ein bischen Geld hat, ist in der Weinlese: weil niemand sein Geld besser und sicherer anzulegen weiß als auf Weine, denn dieser ist der einzige ergiebige Handel in dieser Gegend. Diese außerordentliche Menge von Volk vermehrt das junge Gesinde aus den Gegenden rund umher. Alle Bauernburschen und Mädchen laufen herbei. Sie lockt nicht bloß der geringe Lohn von ein paar Groschen des Tages und die geschmackvolle süße Traube, sondern es läßt sich hier und da auch eine Geige hören, und da fliegen sie, wie die Bienen.
Eine vollkommene Zeitigung der Trauben ist das Wesentlichste, worauf in dieser Weinlese gehalten wird. Darum tut man es im Tokayer Gebirge andern Ländern auch darin zuvor, daß später im Jahre, als überall, nach der Beschaffenheit des Klimas, gelesen wird. Ordentlicherweise ist es die Stimme der Kenner und des Volkes, die da ruft, wenn es Zeit ist, und diese Zeit kommt am gewöhnlichsten gegen Ende Oktobers, vor welcher die Weinlese selten angeht, ausgenommen in einem sehr warmen Jahre, wie das 1788ste war, wo man zehn bis vierzehn Tage früher als gewöhnlich zu lesen anfing, was seit undenklichen Jahren nicht geschehen war.
Die Art der Einsammlung ist, wie jedermann sich füglich vorstellen kann, wenn er es auch nie gesehen hätte. Eine Reihe von Menschen stehen den Weingarten in die Länge oder Quere an, in einer geraden Linie und mehr oder weniger dicht aneinander, je nachdem es der Stöcke oder der Frucht und besonders der Trockenbeere viel gibt. Jedes sammelt, was es vor sich hat, in ein Scheffel oder in eine Wanne, schneidet die Ruten am Stocke auseinander, schirrt die Blätter auf der Erde weg und sieht, daß nichts vergessen bleibt. Wer sein Geschirr voll hat, schüttet es dem Büttenträger auf den Rücken, dieser trägt es an den Wagen in die Bütte und damit nach Hause, wenn sie voll ist. Die Trockenbeeren werden gleich auf der Stelle ausgelesen, die Mädchen sammeln sie in die Schürzen oder in Töpfchen, und die Pursche oben in den Hut, wie die ungrischen Bauernhüte sind. Von Zeit zu Zeit werden sie ihnen in der Ordnung in ein größeres Gefäß abgenommen. Man pflegt die Trockenbeeren auch an eigens dazu verfertigten Tafeln auszusuchen, auf welche der Büttenträger die Trauben hinschüttet. Rund herum sind Hände, die alles bessere noch hervorsuchen. Gemeiniglich aber sind diese letzteren Trockenbeeren nicht so gut wie jene, so auf der Stelle beim Stocke gleich ausgelesen werden, weil sie vom Safte der gedrückten Traube in der Bütte zum Teil schon angefeuchtet sind.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Anführer der Leser, der nachsehen muß, daß nichts zurückbleibt, daß die Kolonne in einer gleichen Distanz vorrückt und immer gut alliniert bleibt, daß Pursche und Mädchen nicht zu viel schäkern, daß fleißig Trockenbeeren ausgelesen werden, die er von Zeit zu Zeit absammelt — diesen nennen sie ihren Palir.
Unter allen Arbeiten in der Welt, die eigentlich Arbeit sind, geht vielleicht keine mit besserem Willen und mit froherem Mut vonstatten als diese! (Franz Sartori, Naturwunder des Österreichischen Kaisertumes, 1807/1809.)

## ROSEN IN DER ANTIKE

Die Griechen entbehrten der Wohlgerüche nicht, und bei festlichen Gastmahlen und Symposien wurde die Tafel mit wohlriechenden Blumen, Rosen beschüttet. Die Gäste wurden mit Kränzen von Blumen, Kräutern oder Laub umwunden, welche mit Bändern oder mit der Rinde des Lindenbaumes gebunden und geziert waren. Man begnügte sich übrigens nicht, nur den Kopf zu bekränzen, sondern hing auch Blumengewinde um Hals und Brust. — —
Die Rosen waren bei den Griechen und Römern bekannt und beliebt. Herodot erzählt uns von Rosen im Garten des Midas, dem Sohn des Gordias von Phrygien, welche sechzig Blätter hatten, sich von selber verbreiteten und einen herrlicheren Duft aushauchten, als alle anderen. Die Römer schmückten sich und ihre Häuser bei festlichen Gelegenheiten mit Rosen. Lukullus wendete fabelhafte Summen auf, um zu jeder Jahreszeit eine Fülle von Rosen zu besitzen.
Zur Zeit der Republik ließ man bei Gastmahlen in den mit Falernerwein gefüllten Pokalen Rosenblättchen schwimmen. Bei den Wettfahrten zu Bajä pflegte die ganze Oberfläche des Lukrinersees mit Rosen bestreut zu sein. Nero ließ bei seinen Festgelagen durch Öffnungen in der Decke einen Regen von Rosen über seine Gäste ausgießen. Heliogabal trieb dies noch weiter, er ließ mehrere seiner Gäste buchstäblich in diesem Blumenregen ersticken. Die Sybariten schliefen auf Kissen, die mit Rosenblättern gefüllt waren. — —
Auch der Tyrann Dionys schlief auf Rosenkissen. Er ließ sich auf seinen Reisen auf einer Bahre tragen, die von einer mit Rosenblättern gefüllten Matratze bedeckt war, dabei umwand ein Rosenkranz sein Haupt und Rosengirlanden schlangen sich um seinen Nacken. Über der Bahre war ein mit Rosen durchflochtenes Netz ausgespannt, deren süßer Duft von dem Reisenden eingesogen wurde. Bei den Festen, welche Kleopatra dem Antonius gab, war der Boden des Saales bis zur Tiefe einer Elle mit Rosen bedeckt — ein Beweis, daß das erlauchte Paar mehr der Ruhe pflegte, als auf- und abwandelte, was wohl auf solchem Teppich etwas beschwerlich gewesen wäre.
Wenn sich Nero im Hause eines römischen Bürgers zu Gaste lud, begnügte man sich übrigens keineswegs mit dem Blumenluxus, der Wirt durfte auch die beträchtliche Ausgabe nicht scheuen, seinen Springbrunnen mit Rosenwasser zu speisen. Während unzählige Strahlen die duftige Flüssigkeit entsandten, während Rosenblätter den Boden bedeckten, die Kissen füllten, auf denen die Gäste ruhten, Rosenkränze sich um die Schläfen der Gäste



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Gewinde dieser Blumen sich um ihre Nacken schlangen, spielte sogar die Rose als Gewürz eine wichtige Rolle, und Rosenspeise durfte auf der Tafel nie fehlen. — —

„Aber nicht nur bei des Lebens Freudenfesten wurde die Rose reichlich verwandt, auch bei der ernsten Totenfeier galt sie, die Blume der Vergänglichkeit, als schönste Liebesgabe. Bis in das fernste Altertum hinein reicht die Sitte, Abgeschiedene durch Rosen zu ehren. Schon Homer läßt Aphrodite den Leichnam des Hektor mit Rosenöl und Myrthen salben. Dem Toten bekränzte man das Haupt mit Rosen, Rosengirlanden umhingen Bahre und Scheiterhaufen. Als Zeichen der Trauer um Verstorbene trug man Rosen um Brust und Stirn. Auf die Grabmäler Verstorbener legte man Kränze, auf das Grab streute man Blumen und pflanzte Rosen darauf. Scheuchte doch die Rose vom Toten die Verwesung. Das sagt nicht nur der Dichtermund, das war allgemeiner Volksglaube." (Heinrich Zeise, Kleine Bilder aus dem Naturleben, 1888.)

## STUFEN DES TIERISCHEN LEBENS

Ein von außen beschauendes Auge glaubet allerdings in dem Leben des vollkommeneren Tieres einer Unruhe und Unbeständigkeit zu begegnen, von welcher das stille Leben der Pflanze nichts weiß. Es ist dort ein beständiges Heimkehren und nach kaum erlangter Heimat ein Wiederhinauseilen des unbeständigen Lebens, ein Hinausstoßen des vorhin erst Begehrten und Geliebten und ein neues Wiederaufnehmen des vorhin noch Fremden und Ungeliebten.

Liehe mir nicht und überließe mir in jedem Augenblicke des Atmens ein allgemeines Belebbares seinen Leib und nähme im Ausatmen den meinen — den sterbenden — hinweg, so wäre das Band, was die ursprünglich verschiedenen Elemente einet und zusammenhält, zerrissen und der Kreislauf des Lebens geschlossen.

Das mit dem Gewand der alten Mutter überkleidete Leben leuchtet und lebet, von innen nach außen, von Ost nach West gehend, solange die belebbare Basis ihm standhält, und alsdann, wenn jene entweicht, kehrt es, immer treu und dasselbe, zu dem alten Punkte des Begegnens und Überkleidens zurück und beginnt den belebenden Gang von neuem.

Der Kreislauf des Blutes und des Lebens im vollkommneren Tiere, beständig von innen nach außen und von außen wieder nach innen, ist ein Abbild jenes beständigen Genommenwerdens und Nehmens, in welchem hienieden das Wesen und Bestehen des Lebens begründet ist. — —

Wenn wir jene Tierlein der Aufgüsse, welche freilich mehr die letzten Ausgänge des verklingenden Lebens sind, als seine untersten und ersten Anfänge, betrachten wollen, so wird bei diesen nur noch ein tierisches Anziehen der verwandten Nahrung durch alle Punkte der Oberfläche, von außen nach innen, und ein Abstoßen und Zerteilen der gleichartig gewordenen Masse, aus dem bis zu einem gewissen Maße angewachsenen größeren in viele kleinere gefunden. Das ganze Tierlein in seinem dem Auge sichtbaren Umrisse ist ein



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach außen gekehrter, offenkundiger, nahrungnehmender und nahrungsbedürftiger Magen.
Hierauf wird im Polypen der vorhin äußere Magen in das Innere des über dem niederen Bedürfnis schon umhüllend und übermächtig schwebenden Leibes aufgenommen, die Organe des Empfindens und Fühlens sind aber nur noch äußerlich sichtbare Fangarme.
In den höheren Tieren tritt das empfindende Organ innerlich verborgen in den abermals umhüllenden Leib als Nerve hinein, welcher, wie eine ausleuchtende Sonne, die Strahlen seiner zurückwirkenden Kräfte als bewegende Muskeln, seine aufnehmenden Enden als Sinnesorgane gestaltet.
Die noch rohere basische Nahrung steiget im unvollkommneren Tiere nach der Oberfläche des Leibes hinan, um dort der äußeren Luft aufnehmend und ausatmend zu begegnen: im vollkommneren Tiere sehen wir das Organ des atmenden Begegnens zuletzt als Lunge ins Innere des Leibes hineintreten.
Es stellt sich der mit dem atmosphärischen Lebenshauche vereinten nährenden Basis abermals, ihrer übermächtig geworden, ein höherer, aufnehmender und ausscheidender Leib mitten im bloß tierisch verdauenden entgegen, als ein die zum Blute gewordene Nahrung aufnehmendes und ausgebendes Herz, und auch dieses Pulsieren des auf- und niederwogenden Lebens läßt sich anfangs, ehe es ins Innere getreten, nur an der Oberfläche seines sichtbaren Stromes, als Licht begehrendes, leises Zucken des tierischen Schleimes bemerken.
Der Knochen erscheinet bei einem tiefer eingehenden Betrachten nicht bloß als tote, mechanisch tragende Basis, sondern er erinnert in seiner Stellung gegen Nerven und Muskel an das beim Galvanismus mächtig wirkende, armierende Metall, und es erscheinet durch das innerliche Festgebunden- und Ausgestoßenwerden einer steinigt-toten Masse, nach jener bereits erwähnten Entgegensetzung der Lebenswirkungen, das Freiwerden des von den Nerven getragenen — bewegenden und empfindenden — Lebensprinzips erst möglich zu werden. Wenigstens sehen wir ein vollkommneres Nervensystem und vollkommneren Blutumlauf erst da eintreten, wo sich ein vollkommneres Skelett im Inneren findet.
Auch das Skelett erscheinet, zum Beispiel bei den Muscheln und Schnecken, Krustentieren und selbst Insekten, noch als etwas äußerlich Abgesetztes und Ausgestoßenes, wird jedoch alsbald beim vollkommeneren Tiere ins Innere, von dem übermächtig gewordenen umhüllenden Leibe aufgenommen.
Bemerkenswert ist jene Erscheinung, wo bei einigen Geschlechtern, welche an der Grenze zwischen den skelettlosen und skelettumfassenden Tieren stehen, zum Beispiel beim Nautilus, ein meist vom Fleische leer gelassenes und unumhülltes System von Kammern und Abteilungen auftritt, was offenbar ein noch äußerliches, in den Leib noch nicht aufgenommenes, vorbildliches Rückenwirbelsystem ist, das schon auf der nächsten Entwicklungsstufe der Tierform — im Fische — als gegliedertes Gehäuse des Rückenmarkes im Innern gefunden wird.
Jener Entwicklungsgang des Lebens, von Gebundenheit zur Freiheit, welcher sich auf den höheren Stufen dem Auge im Innern der Wesen verbirgt und



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

entzieht, legt sich bei dem Insekt noch dem Auge offenkundig in ganz getrennten Arten des äußeren Erscheinens — als Larve, Puppe und Schmetterling — dar.

Es wird selbst noch der sehr vollkommen organisierte Vogel von einem wundervoll das Einzelne bedenkenden Zuge getrieben, für das noch ungeborene Ei ein kunstreiches Nest und für die aus dem Ei gegangene Brut die erste, angemessene Nahrung zu besorgen, das Säugetier bedarf dagegen einer solchen Fürsorge nicht mehr; denn dieses hat alle jene Mittel des Ausbildens und Ernährens der Jungen, welche der Vogel äußerlich aufsuchet und zusammenträgt, in sich selber, und das Junge wird nicht im künstlichen Neste, sondern in dem einfach bergenden Leibe der Mutter ausgebildet und durch die an diesem Leibe selber in den Nahrungsbehältnissen der Brüste unmittelbar bereitete Speise während der ersten Zeit des Lebens hinreichend ernährt.

So scheint bei der Entwicklung des Tierreiches immer von Stufe zu Stufe jenes Erfüllende, wodurch das an sich selber unvollständige und unvollkommene Einzelne erst zu einem vollkommenen Ganzen wird, zuerst etwas Unsichtbares, Oberes zu sein, hierauf etwas Sichtbares aber noch Äußeres zu werden, endlich aber, als vollendender Lebensgipfel und Lebenseigentum, ins Innere hineinzutreten. (Gotthilf Heinrich Schubert, Allgemeine Naturgeschichte, 1826.)

## THUNFISCHFANG

Alles steht gerüstet. Unsere Boote halten die parallelen Ränder der Mandrague, das Hochbord steht quer, und aufs Kommando greifen alle Fischer hinab ins Wasser, um das Netz zu heben. Mühsame Arbeit! Man zieht den Boden des Netzes so weit heraus, daß er aus dem Wasser ragt, und indem man ihn mit der einen Hand festhält, greift die andere vor und nimmt eine weitere Masche, während man die andere fallen läßt. So rückt das Hochbord langsam, Zug für Zug gegen das Ende des Netzes vor, über den Teil, den man wieder fallen gelassen hat, weggleitend und vor sich her die über das Wasser emporgehobene Falte tragend. So wird allmählich der Raum, der den Gefangenen bleibt, immer kleiner und zugleich seichter, wodurch sie der Oberfläche näher kommen. Anfangs sehen unsere ungeübten Augen nur die purpurne Tiefe, allmählich unterscheiden sich einzelne unbestimmte Schatten, die geräuschlos durcheinander schießen, während an der Oberfläche die Palamiden sich tummeln und wir, halb im Scherz, halb schon im Eifer, nach ihnen haschen. Der Grund des Netzes hebt sich mehr und mehr — die Palamiden sind teils mit den Händen, teils mit Handnetzen herausgeschöpft und in die Boote geworfen, wo sie von Zeit zu Zeit sich in die Höhe schnellen. Die hohen Rückenflossen, die oberen Spitzen der Schwanzflossen der mächtigen Thunfische ragen schon aus dem seichten Wasser, welches das Netz noch umschließt, hervor, während sie beständig im Kreise sich drehen und mit doppelter Schnelle an den Rändern des Netzes hinschießen. Dieses wird endlich so weit gehoben, daß höchstens nur noch ein Fuß Wasser darüber steht, und dann die Maschen an den Pflöcken, die auf dem Rande des hoch-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bordigen Bootes stehen, eingehängt, so daß die Fischer die Hände frei erhalten. Die großen, oft mehr als mannslangen Fische plätschern nun fast auf dem Trocknen. Erst jetzt, wo der Tod ihnen schon naht, werden sie ungestüm, schleudern sich durch gewaltige Schwanzschläge in die Höhe und bespritzen die Teilnehmer reichlich mit plötzlichen Sturzwellen. Jetzt greift alles, was Hände hat, zu. Man sucht die gewaltigen Tiere an den Brustflossen, an dem Schwanze, am liebsten an der Kehle oder indem man in die Kiemenspalte greift, zu fassen und an Bord zu ziehen. Dieses Mal werden über dreißig Stück im Netz sein — alle über fünf Fuß lang, jeder mehrere Zentner schwer. Die Kraft eines Mannes reicht nicht aus, ein solches Ungetüm an Bord zu winden. Mehrere vereinigen sich, werfen eine Schlinge um die Kiemenöffnung und ziehen nun aus allen Kräften, während die Fische mit den Brustflossen sich gegen das Boot stemmen und mit dem Schwanze verzweifelt um sich schlagen. Bald herrscht eine unbeschreibliche Verwirrung. Die Boote schwanken hin und her wie im heftigsten Sturme. Die Fischer rufen und schreien, stürzen übereinander, werden von den Fischen zu Boden geschleudert, das gepeitschte Wasser überströmt Männer und Boote. Die Zuschauer werden unwillkürlich zum Handeln fortgerissen und suchen den Fischern tätige Hilfe zu leisten. Die haben Jacken und Mützen fortgeworfen, Ärmel und Hosen aufgestrippt und stürzen sich auf die Fische, wie auf Feinde. Denn die Eingeweide gehören dem, welcher zuerst den Fisch gepackt hat. — — Jedes Tier wird fein säuberlich ohne die mindeste Verletzung aus dem Wasser gezogen, und da der Thunfisch sehr große Kiemenspalten hat, so erstickt er schnell in der freien Luft durch Abtrocknen der Kiemenblättchen, auf denen das Blut nicht mehr zirkulieren kann. Um den Todeskampf abzukürzen, in welchem sich das ungeschlachte Tier sehr ungebärdig stellt, schlachtet man es ab, indem man ihm beim Herausziehen oder im Boote mit dem Messer einen Stich in das unter der Kehle liegende Herz versetzt. Andere Waffen als ihr gewöhnliches Taschenmesser, welches sie stets bei sich tragen, kennen die Fischer gar nicht.

Die Fische sind abgekehlt, das Meer allerdings gerötet von dem Blute, welches die Thune gelassen haben. Der Fang ist in dem großen Boote auf einen Haufen geworfen, auf dem nur von Zeit zu Zeit ein Tier aufzuckt. Das Netz wird abgehängt, in die Tiefe gelassen, die Falltüre genau eingerichtet, der Wachtposten besetzt und nun dem Hafen zugesteuert — in fliegender Eile, als gelte es einen Preis zu gewinnen. Dort steht, dicht im Hafen gedrängt, die ganze Bevölkerung — Weiber und Töchter mit Kübeln, der Pfaffe mit gefalteten Händen, der Patron der Mandrague mit einem gewichtigen Sack voll Kupfermünzen. Jeder Fischer erhält gegen Ablieferung seiner Marke den aus wenigen Sous bestehenden Arbeitslohn für den Fang. Nun werden die Fische über Bord in das seichte Wasser am Strande geworfen und hier ausgeweidet. — —

Das ist der Thunfischfang, wie er bei St. Hospice statthat. Zuweilen aber wird er belebter, besonders wenn Delphine oder Haie in das Netz geraten. Von einem Unwetter überrascht, hatten wir eine herrliche Sommernacht in dem stillen Örtchen zugebracht. Die Fenster meines Kämmerchens gingen nach



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Osten. Der erste Strahl der Tagesdämmerung weckte mich. Kaum war die Sonne vollständig aus dem Meere aufgetaucht, als der Ruf „Matanza!" erscholl. Wir waren bald in den Booten, die diesmal nur siebzehn Mann trugen. Die Wächter erzählten uns beim Anfahren, daß ein gewaltiger Hai im Netze sei und die Thunfische, die schon davor gewesen, wieder verscheucht habe. Wir stellten uns in gewohnter Weise auf. Das Heben des Netzes begann. Bald sah man in der dunklen Tiefe die unbestimmten Umrisse eines Ungetüms, das in Farbe und Größe einem braunen Eichstamme von Mannsdicke glich. Die Formen zeigten sich näher. Una Scrossola! riefen die Fischer wie aus einem Munde. Ich sah, wie sie mit Vorsicht die Maschen packten, als fürchteten sie, der Hai möge heranschießen und nach der Hand schnappen. Jetzt konnte ich auch den Fisch erkennen. Es war ein Hammerhai von vierzehn Fuß Länge. Anfangs schwamm das gewaltige Tier ruhig im Kreise umher, so nahe an der Oberfläche, daß seine Rückenflosse aus dem Wasser hervorstand. Der breite hammerförmige Kopf mit den glotzenden grünen Augen an den Rändern gab dem Fische ein seltsames Ansehen. Als das Wasser aber seichter wurde, das Netz ihn an die Oberfläche drängte, da geriet der Hai in eine grenzenlose Wut. Er warf sich auf den Rücken und sperrte den Rachen auf, dessen scharfe Zähne uns entgegenstarrten, er schlug mit dem Schwanze, daß die Boote wankten und der Gischt weit in die Luft spritzte. Die Zuschauer vom Strande versicherten später, daß wir manchmal vor ausspritzendem Wasser unsichtbar gewesen seien. So furchtbar waren die Sprünge des rasenden Tieres, daß es einmal bei einem solchen Emporschnellen mit dem Schwanze den Hut eines Freundes erreichte, der in dem Boot stand, und ihn weithin in die Wogen schleuderte. Mit vieler Mühe gelang es endlich, ihm ein Tau um den Hals zu schlingen. Unsere Kräfte reichten kaum aus, es in das Boot zu hissen. Der Oberfischer bohrte ihm sein Taschenmesser ins Herz. Ein dicker Blutstrahl, wie beim Schlachten eines Ochsen, schoß aus der Wunde hervor. Im Todeskampf schlug der Hai mit seinem Schwanze eine Ruderbank in die Höhe, die schwirrend in die Luft wirbelte und abseits in das Wasser fiel. Als wir ihn am Lande aufschnitten, fanden wir in seinem Magen einen halbverdauten, jungen Delphin, der etwa die Dicke eines Mannesschenkels hatte. Er war in drei Stücke zerbissen. Die Bißflächen sahen aus, als seien sie mit einem Messer geschnitten. Ich fing an, einige Geschichten von Haien zu glauben, die mir früher unwahrscheinlich dünkten. (Carl Vogt, Altes und Neues aus Tier- und Menschenleben, 1859.)

## FREIHEIT DER VÖGEL

Es ist zunächst die Luft, welche überall in der uns umgebenden Natur Licht, Wärme und Leben wecket und welche mit bewegendem Fittich in der sonst stummen Natur Schall und Töne hervorrufet. Wo dieser segnende Strom in das Innere eines lebenden Leibes tritt, da lodert die Flamme des Lebens alsbald kräftiger und frischer auf, der emporstrebende Mut erwachet und mit ihm zugleich Heiterkeit und seliges Vergnügen.

Unter allen lebendigen Wesen unserer unsichtbaren Welt erscheinen die



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vögel am meisten als Sinnbild der Freiheit, der Munterkeit und des fröhlichen Genießens. Dieses leichte Volk kennet nicht die beschränkenden Grenzen, welche als Bergfels und jäher Abgrund, als Meer und öder, kräuterloser Sand selbst den Lauf der schnellen Gazelle hemmen, sein rascher Fittich spottet des träge herannahenden Winters und entweichet diesem jauchzend, dem Frühlinge nachziehend, von einem Land ins andere. Diesen fröhlichen Gesellen des blühenden Frühlinges und des früchteschwangeren Sommers drohet vergeblich der aufgesperrte Rachen des vierfüßigen Raubtieres oder der Riesenschlange, und der unbeholfenen Stärke spottend, holt sich der Ochsenhacker, vom wohltätigen Instinkt getrieben, kühn die Nahrung aus dem Fell des unmutig brüllenden, wild um sich stoßenden Stieres, oder in den afrikanischen Wäldern erhaschet ungescheut der kleine Fliegenschnepper das lästige Insekt am gähnenden Rachen des königlichen Löwen. Wenn nicht, wie überall auf unserer Erde, selbst dieses freie Volk unter sich uneinig, sich selber Gefahr brächte, oder der übermächtige Geist des Menschen mit seinen Waffen selbst diese Schnellen übereilte, so würde die Natur für die meisten unter ihnen nur beständigen Genuß und Freuden, keine Schrecknisse haben, und ein großer Teil der Vögel bringet das gesunde, fröhliche Leben aus einem Jahrhundert ins andere hinüber, indem der mehr als hundertjährige Adler oder Schwan sich noch immer mit jugendlicher Kraft über Felsengipfel und Meere schwinget, Beute erspähend und haschend für die dem Alten fröhlich entgegenjauchzende Brut.

Hierbei deutet sich die Fülle der inneren Lebenskraft in den Vögeln dem zergliedernden Blicke schon durch die ungewöhnliche Größe des Gehirns und des scharfsichtigen Auges an, welches das Auge des weitschauendsten Säugetieres an Fernkraft noch weit übertrifft, und die innere Freude jauchzet aus diesen vergnügten Wesen mit wundervoller Mannigfaltigkeit der Töne und so laut hervor, daß sie hierinnen selbst die lautstimmigsten Säugetiere wenigstens sechsmal übertreffen. — —

So könnten die Vögel ein Abbild jener Seelen sein, welche entweder in das drückende Element der Erde noch nicht eingetaucht, frei über diesem schweben, oder welche des beschwerenden Leibes ledig geworden und des Aufschwunges nach oben fähig, mit dürstenden Augen das Licht eines ewigen, ungestörten Frühlings trinken. (Gotthilf Heinrich Schubert, Allgemeine Naturgeschichte, 1826.)

## GESANG DER VÖGEL

Das Singen der Vögel ist nichts, als eine nach der Leidenschaft veränderliche Biegung der Stimme, welche von der Liebe den Atem bekommt, und wir hätten ohne diese keine so angenehmen Sänger.

Was muß doch aus den Vögeln singen,
Umsonst singt nicht ihr Mund so schön;
Ihr Herz muß den Gesang verstehn,
Sonst würd' ihr Lied so schön nicht klingen.
Allein wer gibt's dem Herzen ein,
Wer lehrt das Herz aus ihnen singen,
Sollt's nicht die Liebe sein? (Gellert.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In den Gesängen selbst herrscht die größte Mannigfaltigkeit. Ein Teil läßt seiner Beredsamkeit und Dichterkraft, ohne sich zu mäßigen, den Lauf, als die Nachtigall, der Mistler, die Amsel, die Weißdrossel, der Kirschvogel, der Stieglitz, der Fink, die Lerche, wie unter den Menschen eine Nation vor der andern, andere singen kurz und lakonisch, wie die Wachtel schlägt. Eine jede Art macht sich gewisse Wendungen der Töne eigen, wobei sie durchgehends bleibt, indem der Bau der Luftröhre größtenteils ohne auszuarten derselbe bleibt. Vielleicht sind aber einige Teile daran den Erdstrichen und der Gewohnheit unterworfen. Man weiß, daß es unter den Singvögeln gewisse Provinzialwörter und Mundarten gibt, daß einer die Töne des andern nachahmen lernt, und daß besonders die jungen dazu aufgelegt sind, die niemals ihre Eltern gehört haben. Selbst der Affekt, die Munterkeit und andere zufällige Dinge machen eine Veränderung hierinnen, und die Lockstimme ist von der gewöhnlichen unterschieden. — —

Der Gesang des Finken ist aus drei Absätzen und zwölf Noten zusammengesetzt. Sein Ansatz stößt erstlich drei Noten auf einem Klavis an, hierauf fällt die Stimme durch sieben Klaves mit einem schnellen Laufe vollends herab, der Schlußton endigt sich mit drei Noten. Die Melodie des Goldammers ist eine siebenmalige Berührung eines Klavis, darunter die letzte lang, gedehnt, aber scharflautend hervorgebracht wird. Die Hausschwalbe singt durch drei Klaves, und ihr schnarrendes Final macht die Miene, in den vierten überzugehen. Die Stimme des Rotschwanzes, der unter dem Gebälke der Häuser nistet (Saulocker), steigt durch fünf Noten, die erste ist die längste, die zwei folgenden halb so kurz und um eine Sekunde tiefer, die vierte etwas höher als die erste, zum Endtone hängt er einige Punkte als Zierrate an. Das Weib desselben hat das Recht, ebensowohl als der Mann zu singen. Bevor die Zeit zu den Liedern herankommt, beschäftigt sich gleichsam die Natur damit, die Schnäbel oder die Flöten dieser kleinen Komponisten zustande zu bringen. Die Wirkungen davon äußern sich in einer neuen Farbe, womit sie sie von außen verschönert, nachdem die inneren Springkräfte vorher von den Ansätzen des begeisterten Blutes zugenommen haben. Die junge Amsel bekommt alsdann im Frühlinge zum ersten Male mit dem gelben Schnabel ihre Mündigkeit, und diese Farbe behält der Schnabel, solange sie lebt. Überhaupt färben sich im Frühlinge die Schnäbel aller Vögel wie die Haare an den vierfüßigen Tieren und die Schuppen der Fische, ungeachtet man nicht imstande ist, alle stufenweisen Erhöhungen oder Vertiefungen, wenn die Hauptfarbe dieselbe bleibt, gehörig anzugeben. Der Schnabel ist am Finken im Frühlinge weiß, im Sommer braun, am Stare im Frühlinge weißgelb, im Herbste schwärzlich, an den Kernbeißern, Emmerlingen bläulich, im Herbste weiß oder bräunlich. Der Sperling färbt ihn im Frühlinge schwarz, der Kramsvogel und die Rotdrossel gelb, da er sonst braun ist, und die junge Elster bekommt zwar im anderen Jahre den langen Schwanz, ehe sie mündig wird. Und sobald dieses am Schnabel vorhergegangen ist, so nehmen auch ihre Gesänge den Anfang, die Natur besorget einige Tage vorher das Harz zu ihren Violinen. (Johann Samuel Haller, Naturgeschichte der Tiere, 1757/1760.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

## TIERSPIEL

Obgleich der Iltis, wenn er in Ruhe gelassen wird, den ganzen Tag schläft, so kann er doch auch im Notfalle am Tage recht munter sein und fährt, wenn man ihn neckt, zischend und laut kneffend auf einen los und beißt gewaltig, was ich aus Erfahrung behaupten kann. Höchst lustig war es, wenn ich einen Iltis in den Stall meines Fuchses brachte. Der Fuchs, der nach seinem Fleische gar nicht leckert und es, wenn der Iltis tot ist, nicht einmal fressen mag, kann doch gegen den lebenden seine Tücke nicht lassen. Er schleicht heran, liegt lauernd auf dem Bauche, plötzlich springt er zu, wirft den Ratz über den Haufen und ist schon weit entfernt, wenn jener sich wieder erhebt und mürrisch die Zähne wetzt. Jetzt kommt er wieder, der Ratz springt ihm laut kneffend mit weitem Sprunge entgegen, der Fuchs weicht aus und versetzt ihm in dem Augenblicke, wo er vom Sprunge zu Boden fällt, einen Biß in den Rücken, hat aber schon wieder losgelassen, ehe jener sich rächen kann. Jetzt streicht er von fern im Kreise um den Ratz, der sich immer nach ihm hindrehen muß. Endlich schlüpft er an ihm vorbei und hält den Schwanz nach ihm hin, der Ratz gedenkt dem Schwanz mit grimmigem Zahne eins zu versetzen, aber er irrt sich, der Fuchs hat ihn schon eiligst weggezogen, und der Ratz beißt in die Luft. Jetzt tut der Fuchs, als ob er ihn gar nicht mehr beachte. Der Ratz wird ruhig, schnuppert umher und beginnt an einem alten Knochen oder einem Kaninchenschenkel zu nagen. Das ist dem bösen Feind ganz recht, auf dem Bauche liegend kommt er näher, seine Augen funkeln, List, Spott und Bosheit spiegeln sich zugleich in seinen Mienen, die Ohren sind gespitzt, die Zähne bloß, der Schwanz in sanft wedelnder Bewegung. Plötzlich springt er zu, packt den schmausenden Ratz beim Kragen, schüttelt ihn tüchtig, läßt ihn fallen und verschwindet. Das ist dem Ratz nicht recht, er wühlt sich, um nicht länger geschabernackt zu werden, unter das Stroh und sucht nach unten einen Ausweg. Vergebens. Der Fuchs ist wieder da, schnuppert auf dem Stroh, betastet es leise mit den Füßen, beißt plötzlich durch und fährt dann schnell zurück. Ein solches Spiel, wobei übrigens weder der eine, noch der andere Schaden leidet, ist über die Maßen unterhaltend und der Jubel der versammelten Zuschauer grenzenlos. (Harald Othmar Lenz, Schlangenkunde, 1832.)

## DER WOLF

Der Wolf hat etwa die Gestalt eines großen, hochbeinigen, dürren Hundes, der langhaarige Schwanz hängt bis auf die Fersen herab, die Schnauze erscheint im Verhältnis zu dem dicken Kopf gestreckt und spitzig, die breite Stirn fällt schief ab, die Augen stehen schief, die Ohren immer aufrecht. Der Pelz ändert ab nach dem Klima der Länder. In den nördlichen Ländern ist die Behaarung lang, rauh und dicht, am längsten am Unterleibe und an den Schenkeln, buschig am Schwanze, dicht und aufrechtstehend am Halse und an den Seiten, in südlichen Gegenden im allgemeinen kürzer und rauher. Die Färbung ist gewöhnlich fahlgraugelb mit schwärzlicher Mischung, welche an der Unterseite lichter, oft weißlichgrau erscheint.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gebirgswölfe sind im allgemeinen groß und stark, Wölfe der Ebenen merklich kleiner und schwächer, keineswegs aber auch minder raub- oder angriffslustig. — —

Noch heutigestags ist der Wolf weit verbreitet, so sehr auch sein Gebiet gegen frühere Zeiten beschränkt wurde. Er findet sich gegenwärtig noch fast in ganz Europa, obwohl er aus den bevölkertsten Gebieten dieses Erdteiles verschwunden ist. In Spanien ist er in allen Gebirgen und selbst in den größeren Ebenen eine ständige Erscheinung, in Griechenland, Italien und Frankreich häufig genug, in der Schweiz seltener, im mittleren und nördlichen Deutschland wie in Großbritannien gänzlich ausgerottet worden, im Osten Europas gemein. Ungarn und Galizien, Kroatien, Krain, Serbien, Bosnien, die Donaufürstentümer, Polen, Rußland, Schweden, Norwegen und Lappland sind diejenigen Länder, in denen er jetzt noch in namhafter Menge auftritt. Auf Island und den Inseln des Mittelmeeres scheint er niemals vorgekommen, in den Atlasländern dagegen ebenfalls vorhanden zu sein. Außerdem verbreitet er sich über ganz Nordost- und Mittelasien und hat in Nordamerika einen ihm so nahestehenden Verwandten, daß man auch den Westen der Erde in seinen Verbreitungskreis gezogen und nicht bloß den nordamerikanischen, sondern auch den mexikanischen als Unterarten aufgefaßt hat.

Die Alten kannten den Wolf genau. Viele griechische und römische Schriftsteller sprechen von ihm, einige nicht allein mit dem vollen Abscheu, welchen Isegrim von jeher erregt hat, sondern auch bereits mit geheimer Furcht vor ungeheuerlichen oder gespenstischen Eigenschaften des Tieres. Oppian unterscheidet fünf Abarten, welche Gesners Übersetzer bezeichnet als Schützwolf, so benannt „von wegen seiner schnellen Behändigkeit", als Raubwolf, zu dem er bemerkt: „der aller schnelleste, geht mit großer Ungestümm deß Morgens früh auf die Jagt, weil er stäts Hunger leydet", als „der gülden Wolf, so benannt von wegen der Farb, und seiner schönen und gläntzenden Haaren halber", und endlich „die von dem vierten und fünfften Geschlechte", sagt Gesner, „können nach gemeinem Nahmen Booswölff genennt werden, dieweil ihre Köpffe und Hälse kurtz und dick sind und einige Gleichheit mit dem Amboos haben". In der altgermanischen Göttersage wird der Wolf, das Tier Wodans, eher geachtet als verabscheut. Letzteres geschieht erst viel später, nachdem die christliche Lehre den Götterglauben unserer Vorfahren verdrängt hatte. Nun verwandelte sich Wodan in den „wilden Jäger" und seine Wölfe in dessen Hunde, bis zuletzt aus diesen der gespenstische Werwolf wird: ein Ungeheuer, zeitweilig Wolf, zeitweilig Mensch, Blindgläubigen ein Entsetzen. Noch heutzutage spukt die Werwolffabel in vielen Köpfen und flüstert das Volk sich zu, durch welche Mittel das gespenstische Ungeheuer zu bannen und unschädlich zu machen sei. — —

Der Wolf bewohnt sowohl hoch als tief gelegene, einsame, stille Gegenden und Wildnisse, namentlich dichte, düstere Wälder, Brüche mit morastigen und trockenen Stellen und im Süden die Steppen. Er haust selbst in nicht allzugroßen Buschdickichten, auf Kaupen in Brüchen und Sümpfen, in Rohrwäldern, Maisfeldern, in Spanien sogar in Getreidefeldern, oft in großer Nähe der Ortschaften. Diese meidet er überhaupt viel weniger, als man gewöhnlich



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

annimmt, hütet sich nur, solange der Hunger ihm irgendwie es gestattet, sich sehr bemerklich zu machen. Wenn er nicht durch das Fortpflanzungsgeschäft gebunden wird, hält er sich selten längere Zeit an einem und demselben Orte auf, schweift vielmehr weit umher, verläßt eine Gegend tage- und wochenlang und kehrt dann wieder nach dem früheren Aufenthaltsort zurück, um ihn von neuem abzujagen. In dicht bevölkerten Gegenden zeigt er sich nur ausnahmsweise vor Einbruch der Dämmerung, in einsamen Wäldern dagegen wird er, wie der Fuchs unter ähnlichen Umständen, schon in den Nachmittagsstunden rege, schleicht und lungert umher und sieht, ob nichts für seinen ewig bellenden Magen abfalle. Während des Frühjahrs und Sommers lebt er einzeln, zu zweien, zu dreien, im Herbste in Familien, im Winter in mehr oder minder zahlreichen Meuten, je nachdem die Gegend ein Zusammenscharen größerer Rudel begünstigt oder nicht. Trifft man ihn zu zweien an, so hat man es in der Regel, im Frühjahre fast ausnahmslos, mit einem Paare zu tun, bei größeren Trupps pflegen männliche Wölfe zu überwiegen.

Einmal geschart, treibt er alle Tagesgeschäfte gemeinschaftlich, unterstützt seine Mitwölfe und ruft diese nötigenfalls durch Geheul herbei. Gesellschaftlich treibt er sein Umherschweifen ebensogut, als wenn er einzeln lebt, folgt Gebirgszügen, wandert über Ebenen, durchreist, von einem Walde zum anderen sich wendend, ganze Provinzen und tritt deshalb urplötzlich in Gegenden auf, in denen man ihn längere Zeit, vielleicht Jahre nacheinander, nicht beobachtet hatte. Erwiesenermaßen durchmißt er bei seinen Jagd- und Wanderzügen Strecken von 40 bis 70 km in einer einzigen Nacht. Nicht selten, im Winter bei tiefem Schnee ziemlich regelmäßig, bilden Wolfsgesellschaften lange Rotten, indem die einzelnen Tiere, wie die Indianer auf ihrem Kriegspfade, dicht hintereinander herlaufen und, wie es von den Luchsen bekannt, möglichst in dieselbe Spur treten, so daß es selbst für den Kundigen schwer wird zu erkennen, aus wie vielen Stücken eine Meute besteht. Gegen Morgen bietet irgendein dichter Waldesteil der wandernden Räubergesellschaft Zuflucht, in der nächsten Nacht geht es weiter, bisweilen auch wieder zurück. Gegen das Frühjahr hin, nach der Ranzzeit, vereinzeln sich die Rudel, und die trächtige Wölfin sucht, nach bestimmten Versicherungen glaubwürdiger Jäger, meist in Gesellschaft eines Wolfes, ihren früheren oder einen ähnlichen Standort wieder auf, um zu wölfen und ihre Jungen zu erziehen.

Der Schade, welchen er durch seine Jagd anrichtet, würde, obschon immer bedeutend, so doch vielleicht zu ertragen sein, ließe er sich von seinem ungestümen Jagdeifer und ungezügelten Blutdurste nicht hinreißen, mehr zu würgen, als er zu seiner Ernährung bedarf. Hierdurch erst wird er zur Geißel für den Hirten und Jagdbesitzer, zum ingrimmig gehaßten Feinde von jedermann. Während des Sommers schadet er weniger als im Winter. Der Wald bietet ihm neben dem Wilde noch mancherlei andere Speise: Füchse, Igel, Mäuse, verschiedene Vögel und Kriechtiere, auch Pflanzenstoffe. Von Haustieren fällt ihm daher jetzt höchstens Kleinvieh, welches in der Nähe seines Aufenthaltsortes unbeaufsichtigt weidet, zur Beute. Unter dem Wilde räumt er entsetzlich auf, reißt und versprengt Elche, Hirsche, Damhirsche, Rehe



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und vernichtet fast alle Hasen seines Gebietes, greift dagegen größeres Hausvieh wohl nur ausnahmsweise an. — —

Ganz anders tritt er im Herbste und Winter auf. Jetzt umschleicht er das draußen weidende Vieh ununterbrochen und schont weder große noch kleine Herdentiere, die wehrhaften Pferde, Rinder und Schweine nur dann, wenn sie in geschlossenen Trupps zusammengehen und er sich noch nicht in Meuten geschart hat. Mit Beginn des Winters nähert er sich den Ortschaften mehr und mehr, kommt bis an die letzten Häuser von St. Petersburg, Moskau und anderen russischen Städten, dringt in die ungarischen und kroatischen Ortschaften ein, durchläuft selbst Städte von der Größe Agrams und treibt in kleineren Flecken und Dörfern regelrechte Jagd, zumal auf Hunde, welche ein ihm sehr beliebtes Wild und im Winter die einzige in der Nähe der Dörfer leicht zu erlangende Beute sind. Zwar verabsäumt er keineswegs, sich auch eine andere Gelegenheit zunutze zu machen, schleicht sich ohne Bedenken in einen Stall ein, dessen Tür der Besitzer nicht gehörig verschlossen, springt sogar durch ein offen stehendes Fenster oder eine ihm erreichbare Luke hinein und würgt, wenn er seinen Rückzug gedeckt sieht, alles vorhandene Kleinvieh ohne Gnade und Barmherzigkeit. Doch gehören solche Einbrüche des frechen Räubers in Viehställe immerhin zu den Seltenheiten, während alle Dorfbewohner der von ihm heimgesuchten Gegenden allwinterlich einen guten Teil ihrer Hunde einbüßen, ebenso wie der Wolfsjäger regelmäßig im Laufe des Sommers mehrere von seinen treuen Jagdgenossen verliert. Jagt der Wolf in Meuten, so greift er auch Pferde und Rinder an, obgleich diese sich ihrer Haut zu wehren wissen. — — Immer und überall aber hütet er sich solange wie irgend möglich, mit den Menschen anzubinden. Eine vom Hunger gepeinigte, blindwütende Wolfsmeute wird gelegentlich auch Menschen, selbst wehrhafte Erwachsene, anfallen, töten und auffressen, so schrecklich aber, wie man sich vorstellt, sind die Gefahren nicht, welche Bewohner der Länder bedrohen, in denen Wölfe hausen. Einzelne Wölfe wagen sich schwerlich jemals an einen kräftigen Mann, und wäre er auch nur mit einem Knüppel bewaffnet, es müßten dann besonders ungünstige Umstände zusammentreffen, wehrlose Weiber und Kinder mögen mehr gefährdet sein.

Bei seinen Jagden verfährt der Wolf mit der List und Schlauheit des Fuchses, von dessen Eigenschaften er gelegentlich auch noch eine andere, die Frechheit, an den Tag legt. Er nähert sich einer ausersehenen Beute mit äußerster Vorsicht, unter sorgfältiger Beobachtung aller Jagdregeln, schleicht lautlos bis in möglichste Nähe an das Opfer heran, springt ihm mit einem geschickten Satz an die Kehle und reißt es nieder. An Wechseln lauert er stundenlang auf das Wild, gleichviel ob es ein Hirsch oder Reh oder in Dauriens Steppen ein in den Bau geschlüpftes Murmeltier ist. Einer Fährte folgt er mit untrüglicher Sicherheit. — —

Es ist kein Wunder, wenn die gefährlichen Tiere, zumal da, wo sie in Menge auftreten, nicht nur unter den Menschen, sondern auch unter den Tieren Angst und Schrecken verursachen. Die Pferde werden in hohem Grade unruhig, sobald sie einen Wolf wittern, die übrigen Haustiere, mit Ausnahme der Hunde, ergreifen die Flucht, wenn sie nur die geringste Wahrnehmung



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von ihrem Hauptfeinde erlangt haben. Für gute Hunde aber scheint es kein größeres Vergnügen zu geben als die Wolfsjagd, wie ja überhaupt die Hunde sich dadurch auszeichnen, daß sie gerade die gefährlichste Jagd am liebsten betreiben. Schwer begreiflich oder doch merkwürdig ist, daß der Haß zwischen zwei so nahen Verwandten, wie Hund und Wolf es sind, so groß werden kann. Ein scharfer Hund, welcher auf eine Wolfsfährte gesetzt wird, vergißt in seinem Jagdeifer alles und ruht nicht eher, als bis er seinen Feind am Kragen hat. Dann achtet er keine Verwundung, nicht einmal den Tod seiner Gefährten. Noch sterbend sucht er sich an dem Wolfe festzubeißen. Doch nehmen keineswegs alle Hunde eine Wolfsfährte auf, viele kehren im Gegenteil sofort um, wenn sie den verhaßten Wolf wittern. — —

An die Rindviehherden wagt sich gewöhnlich kein Wolf, weil die Gesamtheit sich gleich über ihn hermacht und ihn mit den Hörnern zu spießen sucht. Er trachtet nur danach, abgesonderte Rinder oder Kälber zu erlegen, und springt diesen ebenso an die Kehle wie dem Pferde. Schwächere Haustiere sind verloren, wenn sie nicht rechtzeitig einen sicheren Zufluchtsort erreichen können, und der Räuber folgt ihnen auf seiner Jagd durch Sumpf und Moor, ja selbst durch das Wasser.

Der Wolf gibt dem Fuchse an Schlauheit, List, Verschlagenheit und Vorsicht nicht das geringste nach, übertrifft ihn vielmehr in allen diesen Stücken. In der Regel benimmt er sich den Umständen angemessen, überlegt, bevor er handelt, und weiß auch in bedrängter Lage noch den rechten Ausweg zu finden. Eine Beute beschleicht er mit ebensoviel Vorsicht wie List, selbst gejagt, kommt er äußerst bedachtsam herangetrabt. Sein Geruch, Gehör und Gesicht sind gleich vortrefflich. Es wird behauptet, daß er nicht bloß spüre, sondern auch auf große Strecken hin wittere. Ebenso versteht er genau, welchem Tiere eine Fährte angehört, die er zufällig auf seinen Streifereien gefunden hat. Er folgt dieser dann, ohne sich um andere zu bekümmern. Seine Feigheit, seine List und die Schärfe seiner Sinne zeigt sich bei seinen Überfällen. Er ist dabei überaus vorsichtig und behutsam, um ja seine Freiheit und sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen. Niemals verläßt er seinen Hinterhalt, ohne vorher genau ausgespürt zu haben, daß er auch sicher sei. Mit größter Vorsicht vermeidet er jedes Geräusch bei seinem Zuge.

Bei älteren Wölfen beginnt die Ranzzeit Ende Dezember und währt bis Mitte Januar, bei jüngeren tritt sie erst Ende Januar ein und währt bis Mitte Februar. Die liebesbrünstigen Männchen kämpfen dann untereinander auf Tod und Leben um die Weibchen. Nach einer Trächtigkeitsdauer von 63 bis 64 Tagen, welche also der unserer größeren Hunderassen genau entspricht, bringt die Wölfin an einem geschützten Plätzchen im tiefen Walde 3 bis 9, gewöhnlich 4 bis 6 Junge zur Welt. In Kurland wählt sie zu ihrem Wochenbette erhabene, dicht mit Holz bestandene Stellen in den großen Morasten, welche nicht leicht von Menschen oder Weidevieh betreten und von den Jägern Traden, das heißt Aufenthaltsorte der Wölfe, genannt werden. Im Süden Europas wölft sie in selbstgegrabenen Löchern unter Baumwurzeln oder auch wohl in einem erweiterten Fuchs- und Dachsbaue. Die Jungen bleiben auffallend lange blind, wachsen anfänglich langsam, später sehr rasch, betragen



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich ganz nach Art junger Hunde, spielen lustig miteinander und katzbalgen zuweilen unter lautem, auf weithin hörbarem Geheul und Gekläff. Die Wölfin behandelt sie mit aller Zärtlichkeit einer guten Hundemutter, beleckt und reinigt sie, säugt sie sehr lange, schafft reichliche, dem jeweiligen Stande des Wachstums entsprechende Nahrung für sie herbei, ist fortwährend ängstlich bestrebt, sie nicht zu verraten, und trägt sie, wenn ihr Mißtrauen erregt wurde oder Gefahr droht, im Maule nach einem anderen ihr sicher dünkenden Orte. (Brehms Tierleben, Dritte Auflage, 1890/1893.)

## DAS ARABISCHE PFERD

Nach allgemein gültigen Anforderungen der Araber muß das edle Pferd in sich vereinigen: ebenmäßigen Bau, kurze und bewegliche Ohren, schwere aber doch zierliche Knochen, ein fleischloses Gesicht, Nüstern „so weit wie der Rachen des Löwen", schöne dunkle, vorspringende Augen „an Ausdruck denen eines liebenden Weibes gleich", einen gekrümmten und langen Hals, breite Brust und breites Kreuz, schmalen Rücken, runde Hinterschenkel, sehr lange wahre und sehr kurze falsche Rippen, einen zusammengeschnürten Leib, lange Oberschenkel „wie die des Straußes es sind", mit Muskeln „wie das Kamel sie hat", einen schwarzen, einfarbigen Huf, eine feine und spärliche Mähne und einen reichbehaarten Schwanz, dick an der Wurzel und dünn gegen die Spitze hin. Es muß zeigen viererlei breit: die Stirn, die Brust, die Hüften und die Glieder, viererlei lang: den Hals, die Oberglieder, den Bauch und die Weichen, und viererlei kurz: das Kreuz, die Ohren, den Strahl und den Schwanz. Diese Eigenschaften beweisen, daß das Pferd von guter Rasse und schnell ist, denn es ähnelt dann in seinem Baue „dem Windhunde, der Taube und dem Kamele zugleich". Die Stute muß besitzen: „den Mut und die Kopfbreite des Wildschweins, die Anmut, das Auge und das Maul der Gazelle, die Fröhlichkeit und Klugheit der Antilope, den gedrungenen Bau und die Schnelligkeit des Straußes und die Schwanzkürze der Viper".

Ein Rassepferd kennt man aber auch noch an anderen Zeichen. Es frißt bloß aus seinem Futterbeutel. Ihm gefallen die Bäume, das Grün, der Schatten, das laufende Wasser, und zwar in so hohem Grade, daß es beim Anblicke dieser Gegenstände wiehert. Es trinkt nicht, bevor es das Wasser erregt hat, sei es mit dem Fuße oder sei es mit dem Maule. Seine Lippen sind stets geschlossen, die Augen und Ohren immer in Bewegung. Seinen Hals wirft es zur Rechten und zur Linken, als wollte es sprechen oder um etwas bitten. Ferner behauptet man, daß es nun und nimmermehr sich paare mit einem seiner Verwandten. — —

In den Augen der Araber ist das Pferd das edelste aller geschaffenen Tiere, genießt daher fast dieselbe Achtung wie ein vornehmer, größere als ein geringer Mann. Bei einem Volke, welches einen weiten Raum unseres Erdballs spärlich bevölkert, welches ungleich weniger an der Scholle klebt als wir Abendländer, dessen Hauptbeschäftigung die Viehzucht ist, muß das Roß notwendigerweise zur höchsten Würdigung gelangen. Das Pferd ist dem Araber notwendig zu seinem Leben, zu seinem Bestehen. Er vollbringt mit



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seiner Hilfe Wanderungen und Reisen, hütet auf ihm seine Herden, glänzt durch das Pferd in seinen Kämpfen, bei den Festen, bei den geselligen Vereinigungen, er lebt, liebt und stirbt auf seinem Rosse. Mit der Natur des Arabers, zumal des Beduinen, ist die Liebe zum Pferde unzertrennlich, er saugt die Achtung für dieses Tier schon mit der Muttermilch ein. Das edle Geschöpf ist der treueste Gefährte des Kriegers, der geachtetste Diener des Gewaltherrschers, der Liebling der Familie, und eben deshalb beobachtet es der Araber mit ängstlichem Fleiße, erlernt seine Sitten, seine Notwendigkeiten, besingt es in seinen Gedichten, erhebt es in seinen Liedern, findet in ihm den Stoff seiner angenehmsten Unterhaltung. „Als der Erschaffende das Roß erschaffen wollte", verkündigen die Schriftgelehrten, „sagte er zum Winde: ‚Von dir werde ich ein Wesen gebären lassen, bestimmt, meine Verehrer zu tragen. Dieses Wesen soll geliebt und geachtet sein von meinen Sklaven. Es soll gefürchtet werden von allen, welche meinen Geboten nicht nachstreben'. Und er schuf das Pferd und rief ihm zu: ‚Dich habe ich gemacht ohnegleichen. Alle Schätze der Erde liegen zwischen deinen Augen. Du wirst meine Feinde werfen unter deine Hufe, meine Freunde aber tragen auf deinem Rücken. Dieser soll der Sitz sein, von welchem Gebete zu mir emporsteigen. Auf der ganzen Erde sollst du glücklich sein und vorgezogen werden allen übrigen Geschöpfen, denn dir soll die Liebe werden des Herrn der Erde. Du sollst fliegen ohne Flügel und siegen ohne Schwert!" Aus dieser Meinung entspringt der Glaube, daß das edle Pferd nur in den Händen der Araber glücklich sein könne. Hierauf soll sich vormals die freilich jetzt nicht mehr allgemein verbreitete Weigerung begründet haben, Rosse an Andersgläubige abzulassen. Abd el Kader bestrafte, als er noch auf der Höhe seiner Macht stand, alle Gläubigen mit dem Tode, von denen ihm gesagt worden war, daß sie eines ihrer Pferde an Christen verkauft hätten.

Alle Araber glauben, daß die edlen Pferde schon seit Jahrtausenden sich in gleicher Vollkommenheit erhalten haben, wachen daher ängstlich über der Zucht ihrer Rosse. Hengste von guter Rasse werden sehr gesucht: die Stutenbesitzer durchreiten weite Strecken, um solche Hengste zum Beschälen zu erhalten. Als Gegengeschenk erhält der Hengstbesitzer eine gewisse Menge Gerste, ein Schaf, einen Schlauch voll Milch. Geld anzunehmen, gilt als schmachvoll, wer es tun wollte, würde sich dem Schimpfe aussetzen, „Verkäufer der Liebe des Pferdes" genannt zu werden. Nur wenn man einem vornehmen Araber zumutet, seinen edlen Hengst zum Beschälen einer gemeinen Stute zu leihen, hat er das Recht, die Bitte abzuschlagen. Während der Trächtigkeit wird das Pferd sehr sorgfältig behandelt, jedoch nur in den letzten Wochen geschont. Während des Wurfes müssen Zeugen zugegen sein, um die Echtheit des Fohlens zu bestätigen. Das Fohlen wird mit besonderer Sorgfalt erzogen und von Jugend auf wie ein Glied der Familie gehalten. Daher kommt es, daß die arabischen Pferde zu Haustieren geworden sind und ohne alle Furcht im Zelte des Herrn oder der Kinderstube geduldet werden können.

Mit dem 18. Monate beginnt die Erziehung des edlen Geschöpfes. Zuerst versucht sich ein Knabe im Reiten. Er führt das Pferd zur Tränke, zur Weide,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reinigt es und sorgt überhaupt für alle seine Bedürfnisse. Beide lernen zu gleicher Zeit: der Knabe wird ein Reiter, das Fohlen wird ein Reittier. Niemals aber wird der junge Araber das ihm anvertraute Füllen übernehmen, niemals ihm Dinge zumuten, welche es nicht leisten kann. Man überwacht jede Bewegung des Tieres, behandelt es mit Liebe und Zärtlichkeit, duldet aber niemals Widerstreben und Böswilligkeit. Erst wenn das Pferd sein zweites Lebensjahr überschritten hat, legt man ihm den Sattel auf, nach Ablauf des dritten Jahres gewöhnt man es allgemach daran, alle seine Kräfte zu gebrauchen. Erst wenn es das siebente Jahr erreicht hat, sieht man es als erzogen an, und deshalb sagt das arabische Sprichwort: „Sieben Jahre für meinen Bruder, sieben Jahre für mich und sieben Jahre für meinen Feind." Nirgends ist man von der Macht der Erziehung so durchdrungen wie in der Wüste. „Der Reiter bildet sein Pferd, wie der Ehemann sein Weib sich bildet", sagen die Araber. — —

Ergötzlich anzuhören sind die Lobeserhebungen, welche einem hochedlen Pferde gespendet werden. „Sage mir nicht, daß dieses Tier mein Pferd ist, sage, daß es mein Sohn ist! Es läuft schneller als der Sturmwind, schneller noch, als der Blick über die Ebene schweift. Es ist rein wie das Gold. Sein Auge ist klar und so scharf, daß es ein Härchen im Dunkeln sieht. Die Gazelle erreicht es im Laufe. Zu dem Adler sagt es: ‚Ich eile wie du dahin.' Wenn es das Jauchzen der Mädchen vernimmt, wiehert es vor Freude, und an dem Pfeifen der Kugeln erhebt sich sein Herz. Aus der Hand der Frauen erbettelt es sich Almosen, den Feind schlägt es mit den Hufen ins Gesicht. Wenn es laufen kann nach Herzenslust, vergießt es Tränen aus seinen Augen. Ihm gilt es gleich, ob der Himmel rein ist oder der Sturmwind das Licht der Sonne mit Staub verhüllt, denn es ist ein edles Roß, welches das Wüten des Sturmes verachtet. In dieser Welt gibt es kein zweites, welches ihm gleicht. Schnell wie eine Schwalbe eilt es dahin, so leicht ist es, daß es tanzen könnte auf der Brust deiner Geliebten, ohne sie zu belästigen. Sein Schritt ist so sanft, daß du im vollsten Laufe eine Tasse Kaffees auf seinem Rücken trinken kannst, ohne einen Tropfen zu verschütten. Es versteht alles wie ein Sohn Adams, nur daß ihm die Sprache fehlt." (Brehms Tierleben, dritte Auflage, 1890/1893.)

## ELEFANT UND LÖWE

Der Elefant, so unförmlich er scheint, gibt physiologische Gründe genug von seinem dem Menschen so ähnlichen Vorzuge vor allen lebendigen Tieren. Zwar ist sein Gehirn der Größe des Tieres nach nicht übermäßig, die Höhlen desselben aber und sein ganzer Bau ist dem menschlichen sehr ähnlich. „Ich war erstaunt," sagt Camper, „eine solche Ähnlichkeit zwischen der glandula pinealis, den nates und testes dieses Tiers mit denen in unserm Gehirn zu finden, wenn irgendwo ein sensorium commune statthaben kann, so muß es hier gesucht werden." Die Hirnschale ist im Verhältnis des Kopfes klein, weil die Nasenhöhle weit oberhalb dem Gehirn läuft und nicht nur die Stirn-, sondern auch andere Höhlen mit Luft anfüllt: denn um die schweren Kinnladen zu bewegen, wurden starke Muskeln und große Oberflächen er-



Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

fordert, die die bildende Mutter also, um dem Geschöpf eine untragbare Schwere zu ersparen, mit Luft anfüllte. Das große Gehirn liegt nicht oberhalb dem kleinen und drücket dasselbe nicht durch seine Schwere, die trennende Membrane steht senkrecht. Die zahlreichen Nerven des Tieres wenden sich großenteils zu den feinern Sinnen, und der Rüssel allein empfängt derselben soviel als sein ganzer ungeheurer Körper. Die Muskeln, die ihn bewegen, entspringen an der Stirn. Er ist ganz ohne Knorpel, das Werkzeug eines zarten Gefühls, eines feinen Geruchs und der leichtesten Bewegung. In ihm also vereinigen sich mehrere Sinne und berichtigen einander. Das geistvolle Auge des Elefanten, das auch am untern Augenlide dem Menschen und sonst keinem Tier gleicht, Haare und eine zarte Muskelbewegung hat, hat also die feinern fühlenden Sinne zu Nachbarn, und diese sind vom Geschmack, der sonst das Tier hinreißt, gesondert. Was bei andern, zumal fleischfressenden Tieren, der herrschende Teil des Gesichts zu sein pflegt, der Mund, ist hier unter die hervorragende Stirn, unter den erhöhten Rüssel tief heruntergesetzt und beinah verborgen. Noch kleiner ist seine Zunge. Die Waffen der Verteidigung, die er im Munde trägt, sind von den Werkzeugen der Nahrung unterschieden. Zur wilden Freßgier ist er also nicht gebildet. Sein Magen ist einfach und klein, so groß die Eingeweide sein mußten: ihn kann also wahrscheinlich nicht, wie das Raubtier, der wütende Hunger quälen. Friedlich und reinlich liest er die Kräuter, und weil Geruch und Mund voneinander getrennt sind, braucht er dazu mehr Behutsamkeit und Zeit. Zu eben der Behutsamkeit hat ihn die Natur im Trinken und in seinem ganzen schweren Körperbau gebildet. Dem Menschen gleich sind die Verhältnisse seiner Lebensalter, zu wachsen, zu blühn, zu sterben. Wie edel hat die Natur die tierischen Schneidezähne in Hauzähne verwandelt! und wie fein muß das Organ seines Gehörs sein, da er die menschliche Rede in feinen Unterscheidungen des Befehls und der Affekte versteht. Seine Ohren sind größer als bei einem andern Tier, dabei dünn und nach allen Seiten gebreitet, ihre Öffnung liegt hoch, und der ganze dennoch kleine Hinterkopf des Tieres ist eine Höhle des Widerhalls, mit Luft erfüllt. So wußte die Natur die Schwere des Geschöpfs zu erleichtern und die stärkste Muskelkraft mit der feinsten Ökonomie der Nerven zu paaren: ein König der Tiere an weiser Ruhe und verständiger Sinnesreinheit.

Der Löwe dagegen, welch ein anderer König der Tiere! Auf Muskeln hat es die Natur bei ihm gerichtet, auf Sanftmut und feine Verständigkeit nicht. Sein Gehirn machte sie klein und seine Nerven so schwach, als es dem Verhältnis nach selbst die Nerven der Katze nicht sind, die Muskeln dagegen dick und stark und setzte sie an ihren Knochen in eine solche Lage, daß aus ihnen zwar nicht die vielfachste und feinste Bewegung, aber desto mehr Kraft entstehen sollte. Ein eigner großer Muskel, der den Hals erhebt, ein Muskel des Vorderfußes, der zum Festhalten dient, ein Fußgelenk dicht an der Klaue, diese groß und krumm, daß ihre Spitze nie stumpf werden kann, weil sie nie die Erde berührt: solche wurden des Löwen Gaben. Sein Magen ist lang und stark gebogen, das Reiben desselben und also sein Hunger muß fürchterlich sein. Klein ist sein Herz, aber zart, und weit die Höhlen desselben,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

viel länger und weiter als beim Menschen. Auch die Wände seines Herzens sind doppelt so dünn und die Pulsadern doppelt so klein, daß das Blut des Löwen, sobald es aus dem Herzen tritt, schon viermal und in den Zweigen der 15ten Abteilungen hundertmal schneller läuft, als im Menschen. Das Herz des Elefanten dagegen schlägt ruhig, beinah wie bei kaltblütigen Tieren. Auch die Galle des Löwen ist groß und schwärzlich. Seine breite Zunge läuft vorn rund zu, mit Stacheln besetzt, die anderthalb Zoll lang, mitten auf dem Vorderteil liegen und ihre Spitzen hinterwärts richten. Daher sein gefährliches Lecken der Haut, das sogleich Blut hervortreibt und bei dem ihn Blutdurst befällt, wütender Durst auch nach dem Blut seines Wohltäters und Freundes. Ein Löwe, der einmal Menschenblut gekostet hat, läßt nicht leicht von dieser Beute, weil sein durchfurchter Gaum nach dieser Erquickung lechzt. Dabei gebiert die Löwin mehrere Jungen, die langsam wachsen: sie muß sie also lange nähren, und ihr mütterlicher Trieb, nebst eignem Hunger, reizt ihre Raubgier. Da die Zunge des Löwen scharf leckt und sein heißer Hunger ein Durst ist: so ist natürlich, daß ihn faules Aas nicht reizt. Das eigene Würgen und Aussaugen des frischen Blutes ist sein Königsgeschmack, und sein befremdendes Anstaunen oft seine ganze Königsgroßmut. Leise ist sein Schlaf, weil sein Blut warm und schnell ist, feige wird er, wenn er satt ist, weil er faulen Vorrat nicht brauchen kann, auch nicht an ihn denkt, und ihn also nur der gegenwärtige Hunger zur Tapferkeit treibt. Wohltätig hat die Natur seine Sinne gestumpft, sein Gesicht fürchtet das Feuer, da es auch den Glanz der Sonne nicht erträgt, er wittert nicht scharf, weil er auch der Lage seiner Muskeln nach nur zum mächtigen Sprunge, nicht zum Lauf gemacht ist und keine Fäulung ihn reizt. Die überdeckte gefurchte Stirn ist klein gegen den Unterteil des Gesichts, die Raubknochen und Freßmuskeln. Plump und lang ist seine Nase, eisern sein Nacken und Vorderfuß, ansehnlich seine Mähne und Schweifmuskeln, der Hinterleib hingegen ist schwächer und feiner. Die Natur hatte ihre furchtbaren Kräfte verbraucht und machte ihn im Geschlecht, auch sonst wenn ihn sein Blutdurst nicht quält, zu einem sanften und edlen Tier. (Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 1784/1791.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

# 3. DER MENSCH

## DAS AUGE

Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen tierischen Hilfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde, und so bildet sich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete.
Hierbei erinnern wir uns der alten ionischen Schule, welche mit so großer Bedeutsamkeit immer wiederholte: nur von Gleichem werde Gleiches erkannt, wie auch der Worte eines alten Mystikers, die wir in deutschen Reimen folgendermaßen ausdrücken möchten:

Wär nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt uns Göttliches entzücken?

Jene unmittelbare Verwandtschaft des Lichtes und des Auges wird niemand leugnen, aber sich beide zugleich als eins und dasselbe zu denken, hat mehr Schwierigkeit. Indessen wird es faßlicher, wenn man behauptet, im Auge wohne ein ruhendes Licht, das bei der mindesten Veranlassung von innen oder von außen erregt werde. Wir können in der Finsternis durch Forderungen der Einbildungskraft uns die hellsten Bilder hervorrufen. Im Traume erscheinen uns die Gegenstände wie am vollen Tage. Im wachenden Zustande wird uns die leiseste äußere Lichteinwirkung bemerkbar, ja, wenn das Organ einen mechanischen Anstoß erleidet, so springen Licht und Farben hervor. (Goethe, Zur Farbenlehre, 1810.)

## DAS HERZ

Man findet im Herzen keine Nerven, sondern es ist die reine Lebendigkeit der Irritabilität im Zentrum, als Muskel, der pulsiert. Als die absolute Bewegung, das natürliche lebendige Selbst, der Prozeß selbst, wird das Blut nicht bewegt, sondern ist die Bewegung. Daß es bewegt werde, dazu suchen die Physiologen allerhand Kräfte auf: „Der Herzmuskel stößt es zunächst aus, und da helfen die Wandungen der Arterien und Venen und der Druck der festen Teile, die es treiben; bei den Venen freilich hilft der Herzstoß nicht mehr, da muß es der Druck der Wandungen allein tun." Alle diese mechanischen Erklärungen der Physiologen sind aber unzureichend. Denn wo kommt dieser elastische Druck der Wandungen und des Herzens her? „Von dem Reiz des Blutes," antworten sie. Das Herz also bewegt hiernach das Blut, und die Blutsbewegung ist wieder das Bewegende des Herzens. Das ist aber ein Kreis, ein perpetuum mobile, das sogleich stillstehen müßte, weil die Kräfte in Gleichgewicht sind. Ebendarum ist vielmehr das Blut selbst das Prinzip der Bewegung, es ist der springende Punkt, durch den die Zusammenziehung der Arterien mit dem Nachlassen der Herzventrikel zusammenfällt.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese Selbstbewegung ist nichts Unbegreifliches, Unbekanntes, außer wenn Begreifen in dem Sinne genommen wird, daß etwas anderes, die Ursache, aufgezeigt werde, von der es bewirkt wird. Dies ist aber nur die äußere, das heißt gar keine Notwendigkeit. Die Ursache ist selbst wieder ein Ding, nach dessen Ursache wieder zu fragen ist, und so fort immer zu etwas anderem, in die schlechte Unendlichkeit, welche die Unfähigkeit ist, das Allgemeine, den Grund, das Einfache, welches die Einheit Entgegengesetzter ist und daher das Unbewegbare, das aber bewegt, zu denken und vorzustellen. Dies ist das Blut, das Subjekt, das, so gut als der Wille, eine Bewegung anfängt. Als die ganze Bewegung ist das Blut der Grund und die Bewegung selbst.

Der Blutlauf selbst ist einesteils als dieser allgemeine Kreislauf zu nehmen, wodurch jeder Teil diesen Zirkellauf nimmt, allein er ist ebenso etwas ganz in sich Elastisches, das nicht nur jener Zirkellauf ist. Schon ist der Lauf in verschiedenen Teilen überhaupt etwas verschieden: im Pfortadersystem ist er langsamer, innerhalb des Schädels ebenso als in den übrigen Teilen, in der Lunge hingegen beschleunigter. Bei einem panaricium hat die Arterie (radialis) hundert Pulsschläge in einer Minute, während die auf der gesundern Seite nur siebzig, gleichzeitig mit dem Pulse des Herzens hat. Ferner der Übergang der Arterien und Venen ineinander geschieht durch die feinsten Kanäle, Haargefäße, die zum Teil so fein sind, daß sie keine roten Blutkügelchen enthalten, sondern nur gelbliches Blutwasser. „Im Auge," sagt Sömmering, „scheint der Fall zu sein, daß die Arterien in feinere, kein rotes Blut mehr enthaltende Zweigchen fortgesetzt werden, die anfangs in eine gleiche Vene, endlich aber in rotes Blut führende Venchen übergehen." Hier geht also das Ding, das eigentlich Blut heißt, nicht über, sondern es ist eine Bewegung gesetzt, worin es verschwindet und wieder hervortritt, oder ein elastisches Erzittern, das nicht ein Fortgang ist. So ist der Übergang nicht oder selten, unmittelbar bemerklich. Ferner anastomosieren die Arterien besonders, auch die Venen, so häufig, teils in größern Ästen, teils bilden sie ganze große Gewebe, wo also gar keine eigentliche Zirkulation mehr denkbar ist. In den anastomosierenden Zweig treibt sich das Blut von beiden Seiten herein, es ist ein Gleichgewicht, das nicht ein Laufen nach einer Seite, sondern nur ein Erzittern in sich selbst ist. Bei einem Zweige könnte man etwa denken, daß hier die eine Richtung ein Übergewicht hat, allein bei mehreren ganzen Kränzen, Geweben von Anastomosen hebt eine Richtung die andere auf und macht die Bewegung zu einem allgemeinen Pulsieren in sich selbst. „Bei jeder geöffneten Schlagader spritzt das Blut im Augenblick der Zusammenziehung des Herzens viel weiter, als in dem Zeitpunkte der Erschlaffung desselben. Der Zeitpunkt der Zusammenziehung dauert in den Arterien etwas länger, als der Zeitpunkt der Ausdehnung. Umgekehrt verhält sich das Herz. Man muß sich das belebte Schlagadersystem aber nicht so vorstellen, als ob eine rundliche Blutwelle nach der andern sich fortbewegte, oder als stellte eine ihrer ganzen Länge nach entblößte Schlagader gleichsam eine Rosenkranzschnur vor. Sondern das Schlagadersystem erscheint in seiner ganzen Länge und in allen seinen Ästen immer zylindrisch, bei jedem Stoß des Herzens fein oszillierend, gleichförmig, doch kaum, und nur in größern Stämmen etwas



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

merklich, seitwärts erweitert, während des Zusammenziehens aber gleichsam verkürzt." So ist wohl Zirkulation, aber als oszillatorische vorhanden.
Die Unterscheidung des arteriellen und venösen Bluts kommt zu ihrer Realität in Lunge und Leber, es ist der Gegensatz des Streck- und Beugemuskels. Das arterielle Blut ist die hinausgehende, auflösende Tätigkeit: das venöse das Insichgehen, Lunge und Leber sind, als System, ihr eigentümliches Leben. Die Chemie zeigt den Unterschied so auf, daß das arterielle Blut mehr Sauerstoff enthalte und dadurch heller rot ist, venöses Blut gekohlenstoffter, das auch, in Sauerstoffgas geschüttet, heller rot wird, ein Unterschied, der nur das Ding, nicht ihre Natur und ihr Verhältnis im ganzen Systeme, ausdrückt.
Der allgemeine Prozeß ist diese Rückkehr des Selbsts aus seiner kometarischen, lunarischen und irdischen Laufbahn zu sich selbst, aus seinen Eingeweiden zu seiner Einheit. Diese Rückkehr ist dann seine allgemeine Verdauung, und so zurückgekehrt ist sein Dasein die Ruhe, das heißt, es kehrt zur Gestalt überhaupt zurück, die sein Resultat ist. Jener die Gestalt aufhebende Prozeß, der sich nur in Eingeweide entzweit, damit sich aber eben selbst gestaltet, ist der Ernährungsprozeß, dessen Produkt ebenso die Gestalt ist. Diese Ernährung besteht nun nicht darin, daß das arterielle Blut seinen sauergestofften Faserstoff absetze. Sondern die aushauchenden Gefäße der Arterien sind mehr Dunst, der verarbeitet ist: ein ganz allgemeines Nahrungsmittel, aus dem jeder einzelne Teil sich das Seine nimmt und das daraus macht, was er im Ganzen ist. Diese aus dem Blute geborne Lymphe ist das belebende Nahrungsmittel, oder vielmehr es ist die allgemeine Belebung, das Fürsichsein eines jeden Gliedes, um die unorganische Natur, den allgemeinen Organismus, in sich zu verwandeln. Das Blut führt nicht Materien zu, sondern ist die Belebung eines jeden Gliedes, dessen Form die Hauptsache ist, und dies tut nicht nur die Arterie, sondern eben das Blut als dieses Gedoppelte, als Vene und Arterie. So ist das Herz allenthalben und jeder Teil des Organismus nur die spezifizierte Kraft des Herzens selbst. (Hegel, Vorlesungen über die Naturphilosophie, gehalten 1820/1830.)

## SCHÖNHEIT DES MENSCHEN

Die Natur wählte immer das leichteste Verhältnis eins und zwei, setzte sie über und gegeneinander und immer die Glieder zusammen und in vertrauliche Nähe, die gemeinschaftlich sprechen sollten. Das edle eine Haupt steht auf dem freien festen Halse zwischen zwei Schultern, als den Balken des gliedervollen Gebäudes, das es beherrscht und übersieht. Es hat die schöne Ovallinie zur Form und trägt das Angesicht vor sich. Wie das Haupt auf den Schultern, so ruht im Angesichte die Stirn auf den beiden Bogen der Augenbrauen, wie ein Gedankenhimmel allein und oben. Zwischen den Augenbrauen tritt Seele und Stirn auf einen Punkt, und zu beiden Seiten wölbt sich der edelste Sinn, das Auge, abermals in der schönsten Linie der Ellipse. So steht die Nase und der Mund abermal zwischen zwei Blumengeländern, den Wangen, bis die Ellipse des Haupts sich mit dem festen Kinn schließt — kurz, man kann sich zwischen den sieben Buchstaben, die unser heiliges Antlitz bilden, keinen Stand und kein Verhältnis denken, was leichter zu fassen, zu sammeln, zu



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ordnen wäre, und zugleich so viel Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit darböte, als das schöne Zusammenstrahlen und Abwechseln

der Stirn
und der Augen,
der Nase
und der Wangen,
des Mundes

endlich, der auf dem Kinne ruht. Eines unterstützt, hebt, trägt das andere, fast wirds dem tastenden Gefühle schon, was es durchs Licht dem Auge so unendlich mehr ist, Antlitz. Offenbar nach eben dem Bau und den Gliedern derselben Verhältnisse ist der ganze Körper gebildet, daher die Wilden sich abermals auf Brust und Knie ein Menschenantlitz malen. Die beiden Warzen der Brust über dem Nabel, der Unterleib über den Füßen, wie die Brust unter den Fittichen der Arme, sind ein Verhältnis, jedes gehört zum andern, als eins oder Paar, und spricht zu und mit ihm, was es sprechen soll. Die Anzahl und Bildung der Finger, die, wie aus einem halben Kreise geschnitten, in einer Ordnung, die nicht vermehrt und vermindert, nicht versetzt noch verstümmelt werden kann, dastehn, bestätigt dasselbe, kurz, überall eine einfache und harmonische Weisheit, die in und für uns gefühlt, gemessen, geordnet, Umfang und Fülle beschränkt hat. Sie goß die Seele in ein tausendfach organisiertes, aber sehr einfach begrenztes, leicht zu umfassendes Maß, und machte Punkte der Vereinigung, wo und wie oft und auf wie zarterer Stelle sie sie machen konnte. So findet Auge das Auge, so drückt sich Mund an Mund und Brust an Brust und blickt und saugt in sich Odem der Liebe. Man verrücke die Züge des Gesichts, man verpflanze und wechsle Glieder — mit und ohne Auge muß man grausen, wie immer die kleinste Mißbildung zeigt. Was wir in der Optik und in den anordnenden Künsten überhaupt von feinen Gesetzen des Wohlstandes und der Wohlgestalt, des Eben- und Unebenmaßes entdecken werden, findet sein größtes Vorbild in dem edeln Werke, das überall, wie es scheint, der großen Mutter Liebling und Augenmerk war, in der Menschengestalt und Menschenschöne. (Herder, Plastik, 1778.)

## SCHLAFEN UND WACHEN IM MENSCHEN

Die Lebensäußerungen sind in der organischen Natur ausdrucksvoller, als in der unorganischen Natur, sie sind wieder bedeutender in der tierischen, als in der vegetabilischen Schöpfung. In der Tierwelt tritt die Vervollkommnung der Lebensäußerung vom Infusionstierchen bis zum Menschen in steigendem Grade hervor. Im vollendeten Menschen ist endlich die volle Verklärung des Lebens in dem Hervortreten der Vernunft gegeben. Die Vernunft spricht zur Welt, die Freiheit siegt über das materielle Dasein, der Körper selbst gehorcht der Vernunft. Alle Äußerungen des vorherrschend geistigen Lebens sind in der Vernunft zu einem Ganzen verschmolzen und ursprünglich in Einheit.

Wie die Natur durch die gesamte organische Schöpfung gleichsam allmählich



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die menschliche Bildung zu erreichen sucht, so entwickelt sich auch der individuelle Mensch wieder vom ersten Nu seiner Schöpfung allmählich aus der vorherrschenden Materialität hervor, bis sich die Vernunft vollkommen in ihm äußert.

Das polare Verhalten in der Natur tritt in der höheren Tierwelt und insbesondere im Menschen wieder zwischen seinem leiblichen und geistigen Dasein hervor. Hierauf beruhet der natürliche Wechsel zwischen Wachen und Schlafen.

Im Zustande des vollkommnen Schlafes äußert sich das Leben des Menschen nur in seinem Körper, das heißt es äußert sich vorzugsweise nur insoweit, als es sich auf die Erhaltung und Vervollkommnung des Körpers bezieht. Mit dem Erwachen tritt dagegen das körperliche Dasein wieder unter die Herrschaft der Vernunft zurück. Die Wahrnehmungen einerseits und die willkürliche, freie Bewegung andererseits sind die Äußerungen des vorherrschend geistigen Lebens, von dem zugleich die bloße materielle Existenz abhängig ist.

Die Zustände des Schlafens und des Wachens sind allgemeine Phänomene in der Natur, welche mit dem Verschwinden und Wiedererscheinen des Lichts in der innigsten Verbindung stehen. Die unorganische Natur schläft im Gegensatz gegen die organische, die Pflanzenwelt schläft im Gegensatz gegen die Tierwelt. Doch findet auch im festen Erdkern ein Erwachen statt, und auch die Pflanze wacht und schläft auf ihre Weise.

Im gesunden Schlafe schlägt der Puls zwar langsamer, aber die Arterie ist mehr gefüllt, der Mensch atmet nicht so oft, aber er atmet tiefer ein und aus. Die Exkretionen, insbesondere die Funktion der äußeren Haut, gehen in einem volleren Maße vor sich, eine angenehme Wärme verbreitet sich über den ganzen Körper. Beim Erwachen fühlt sich der Mensch gestärkt. Alle diese Erscheinungen deuten darauf hin, daß die Metamorphose in einem vollkommnern Maße vor sich geht, währenddes sich diejenigen Aktionen, die sich auf das geistige Leben beziehen, gleichsam nach innen zurückgezogen haben. — Vom gesunden Schlafe erwacht der Mensch nach einer gewissen Zeit oft plötzlich, oft auch erst allmählich, indem sich zuvor leise Träume einstellen, diese sind die Vorboten des Erwachens. (Johann Bernhardt Wilbrandt, Physiologie des Menschen, 1815.)

## MENSCH- UND TIERGESTALT

Es erscheint auf einmal die Gestalt und Zusammenordnung aller einzelnen Teile des Menschenleibes klar und harmonisch zusammenstimmend, wenn dieser, wie ihm gebühret, sich aufrecht stellt. Hierzu stimmet die Breite der Brust und des Beckens, durch welche Arme und Schenkel weiter auseinander gestellt werden, die Anfügung des Kopfes, dessen Einlenkungspunkt unter die Mitte seiner Masse verlegt ist, und welcher daher bei der aufrechten Stellung sich sehr leicht im Gleichgewicht auf der Wirbelsäule erhalten kann, die Stärke der Muskeln, welche Fuß und Schenkel ausdehnen, besonders der Waden- und Gesäßmuskeln, die höhere Anfügung der Biegemuskeln des



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unterschenkels, wodurch der Fuß ganz gerade gestreckt werden kann, die Verschiedenheit der Hände und Fußplatten, auf welchen letzteren der Schenkel scheitelrecht stehet, sowie die Stellung der Augen nach vornen.
An der aufrechten Menschengestalt ist auch sonst alles nach sinnvollstem Maß und Zahlenverhältnis angeordnet. Das Haupt mit dem zunächst zu ihm gehörigen, bis zur Mitte des Halses gehenden Apparat der Stimme erscheint als Siebenteil der ganzen Länge und erinnert hierdurch an jenes nach altem Gesetz geweihte Siebenteil der Woche, welches zur Ruhe und stillen Beschauung bestimmt ist. Denn in der Tat wird erst beim Menschen das Haupt zum ruhenden Sabbatsteile des Leibes, welcher von den niederen Arbeiten der andern Glieder vollkommen befreit ist. Seine zarten, verhältnismäßig schwachen, weit zurückstehenden Kinnladen können nicht wie der Schnabel des Vogels oder die Kinnladen des Säugetiers zum Fassen und Halten der Beute oder zum Abrupfen der Kräuter gebraucht werden, sondern sind nur fähig, die von den Händen für sie bereitete Speise aus diesen fertig und mühelos hinzunehmen. Übrigens fehlen dem Haupte des Menschen alle jene Verteidigungswaffen oder jenes Vorragen der Teile, wodurch diese zum Wühlen, Tasten oder rüsselartigen Umfassen fähig werden, und sein kleiner Mund, seine gar nicht vorstehenden Eckzähne machen ihn zum Beißen viel ungeschickter, als selbst den menschenähnlichsten Affen.
Am Leibe des Menschen sind alle Gegensätze aufs vollkommenste entwickelt. Jenem der Länge, bei welchem das Haupt als vollkommen Oberstes über den andern Teilen schwebt, sowie jenem zwischen dem Vorn und Hinten hält die Entwicklung der beiden Seiten ein vollkommenes Gleichgewicht, und außer jenen bereits erwähnten Zügen, an welche die aufrechte Stellung geknüpft ist, sind die beiden Hälften des Gehirns nach den Seiten hin voller und kräftiger entwickelt, als bei allen anderen Tieren, so daß der Gesamtumriß des Hirnes rund wird und alle innern Teile desselben weniger als irgendwo bloß in der Richtung der Länge, sondern ebensosehr nach jener der Breite zusammengeordnet sind. Wenn sich schon beim Affen durch die Stellung der Augen der nun am Kopf vollkommen entwickelte Gegensatz zwischen vorn und hinten andeutet, so wird indes auch dieser beim Menschen mit dem Gegensatz der beiden Seiten in ein besseres Gleichgewicht gestellt; denn die beim Affen häßlich genäherten Augen treten da unter der hohen breiten Stirne weiter auseinander, während das Ohr mehr in die Mitte des Schädels rückt. Endlich so tritt selbst das Gesicht, welches bei dem Vorwalten des Gegensatzes der Länge am Säugetiere schnauzenartig über die Linie der Stirn hinausraget, bei dem Menschen zurück und gibt den Teilen des Kopfes jenes Ebenmaß und Wechselverhältnis, worauf Schönheit und geistvoller Ausdruck des Antlitzes gegründet sind. Es gehet übrigens die Entgegensetzung beider Hälften bis ins Innerste des Menschenleibes hinein, und der eine Mittelpunkt seiner Lebenskräfte — das Herz —, auf eine vollkommene Polarität des Rechts und Links hindeutend, liegt nicht, wie bei andern Tieren, in der Mitte, sondern mehr links, hierbei schief auf dem Zwerchfell, die Spitze nach links gekehrt, aufstehend. — —
Der Mensch grenzet durch seinen Leib und dessen niederes Bedürfnis auf der



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einen Seite ebenso bestimmt und vielseitig an die Welt der Tiere, und zwar zunächst der Säugetiere, als auf der andern, einzig unter allen Wesen der sichtbaren Schöpfung, an eine Welt des Geistigen, deren erste Anfänge und geöffnete Pforten im Geist des Menschen gefunden werden und hier dem tiefer denkenden Sinne einen Blick in das dem leiblichen Auge unsichtbare Obere und das von der Gegenwart verhüllte Künftige tun lassen. Wenn wir zunächst nur den leiblichen Menschen betrachten, so wird dieser scheinbar ein geringes Vorrecht vor den angrenzenden Geschlechtern der Säugetiere besitzen. Die Übergänge von der äußeren Gestalt des Affen und ihrem inneren Baue scheinen nahe und leicht. Es wird dem Äußeren nach der Mensch vom Orang-Utang weniger verschieden gefunden, als der Elefant vom Rhinozeros, und dennoch beginnt von einer anderen Seite mit dem Menschen auf einmal eine so ganz verschiedene, neue, eigentümliche Stufe des inneren Seins und inneren Lebens, als es etwa die der plötzlich aus dunkler Glut hervorbrechenden leuchtenden Flamme gegen den Zustand der bloßen Rauch erzeugenden Erwärmung ist.

Der Mensch ist am wenigsten unter allen lebendigen Wesen unserer Sichtbarkeit auf ein einzelnes Land oder auf eine besondere Höhe des Bodens beschränkt. Er nennt nicht nur, wie der Affe, das üppige, dem trägen Genießen ergebene Land der Wendekreise oder wie das Rentier und der Eisbär den stillen, ernsten Norden oder wie die nur reine Gebirgsluft atmende Gemse und der Adler die Felsenwarte der Alpen seine Heimat, sondern seine Brust atmet aus der Luft der Gebirgshöhen ebenso wie aus jener der niederen Meeresküste fröhliches Behagen, sein Leib gehet beugsam und gewandt durch die verzehrende Hitze der Wendekreise ebenso unverletzt und gesund hindurch, als durch die, selbst den einheimischen Vogel tödlich lähmende Kälte des Polarkreises. Der Mensch ist mithin kein Wesen, das diesem oder jenem Lande oder Boden, sondern ein Wesen, das der ganzen Erde angehöret.

Aber diese nur für die Erde gültige Allgemein- und Weltbürgerart wäre noch kein ausschließendes Eigentumsrecht des Menschen; denn abgesehen von dem Walfisch, welcher unter der deckenden Hülle des Meeres die heiße Linie ebenso leicht durchwandert, als die äußersten, dem Wasser zugänglichen Tiefen der Pole, so trotzt der zum Menschen gewöhnte Hund ebenso kühn wie sein Herr dem Wechsel der Polarkälte und der Glühehitze der mohrischen Sandwüste, begleitet den Jäger ebenso munter zur Jagd der Gemse in die Region des ewigen Schnees und der leichten Alpenluft, als zur Jagd des Sümpfe liebenden Ebers, herunter in die schwere Luft der tieferen Ebene, und selbst das Schaf und das Schwein, sowie noch etliche Haustiere ziehen mit dem Menschen, von dem Wechsel des Luftkreises und des Sonnenstandes nur wenig angefochten, von einer neu gewählten Heimat in die andere.

Der eigentümliche, höhere Rang des Herrschers der Erde wird mithin auch schon im Äußerlichen, durch einen andern, höheren Weltbürgerblick bezeichnet. Der Mensch allein unter allen ihm etwa im Äußeren ähnlichen Wesen siehet und bemerket nicht bloß die Nahrung und das Getränke, deren der tierische Bauch zur Sättigung begehrt, oder andere auf der Erde weilende Gegenstände der leiblichen Lust und Furcht, sondern sein nach oben gekehrtes,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aufrichtiges Angesicht sieht den Himmel und seine glänzenden Welten: der Mensch ist ein nicht bloß der Erde, sondern dem Weltall zugehörendes Wesen.

Alles was das Auge siehet, das Ohr höret und die Sinne empfinden, das bildet und machet der Mensch in seinem Kreise und Maße den bildenden und wirkenden Kräften der sichtbaren Welt nach. Er wecket in dem längst verdorrten Holze die schlafende, der genügsamen Nacht das Licht der Sonne darstellende Flamme, seine Künste scheuchen aus der Tiefe des Metalles den hier seit uralten Zeiten ruhenden Donner auf, seine Stimme und der dem künstlichen Leibe der Töne Leben gebende Hauch oder seine die noch ungeborenen Seelen der Gefühle auf die Welt der Saiten herunterführende Hand weiß nicht bloß die Nachtigall und alle befiederten Sänger um ihre schönsten Einfälle zu täuschen und diese sich zuzueignen, sondern seine Melodien schweben, — hoch wie der Adler über dem Gipfel der Gebirge — über allen Tönen und Stimmen der uns hörbaren Welt. Ebenso bauet sich der Mensch mitten in das starre Eis des Winters einen warmen Sommer hinein, oder schaffet sich aus der schmachtenden Hitze des Sommers eine, wenn auch nur augenblickliche Kälte des Winters, er erzwinget aus der Mischung der ihm dienstbaren Stoffe die Gerüche der freien, äußeren Natur, weiß durch die von ihm gebändigten Wellen des Flüssigen seine Geschmacksnerven auf diese oder jene ihm gefällige Weise zu rühren, weiß das Harte weich, das Weiche hart zu machen, ein kleines Abbild des Meeres aus den benachbarten Quellen der Gebirge ins Tal zu locken und mitten in der Ebene künstliche Felsenwarten zu errichten. So schaffet der Mensch noch jetzt in seinem kleinen Maße dem Schöpfer nach und bekennet schon hierdurch, daß sein innerstes Wesen gleichen Geschlechts sei mit dem ewigen Ursprung aller Geschlechter der Dinge — ein zündender Funken, von oben gekommen und als Flamme nach oben eilend. (Gotthilf Heinrich Schubert, Allgemeine Naturgeschichte, 1826.)

## LANDSCHAFT UND LEIBLICHE BILDUNG

Latiums edle Stämme sind nicht untergegangen, noch durch die Beimischung fremden Blutes ihrer Eigentümlichkeit beraubt. Aus den schönen regelmäßigen Zügen der Bewohner des Albanergebirges, den großen schwarzen Augen, dem freien Blick, der gemessenen Bewegung eines schlanken, wohlgebildeten Körpers spricht noch immer der edle Stolz eines Volkes, das Rom seine Herrschaft gründen half und dann an derselben teilnahm. Die Haltung ist ebenso entfernt von tanzmeisterartiger Grazie, als von plumper Unbehilflichkeit, die Sprache klangreich und rhythmisch gemessen, die Mimik ausdrucksvoll, aber gemäßigt, die Kleidung malerisch, dem Körper eine Zierde, keine Verunstaltung. Überall formt die Natur den Menschen nach ihrem Bilde, aber eine vollkommnere Harmonie beider, als sie uns in dem Albanergebirge begegnet, ist nirgends bemerkbar. Der Reiz des Weibes liegt nicht in dem Geheimnis eines seelenvollen Auges, ebensowenig in der Milde des Ausdrucks, er entspringt nicht aus jenem Zuge aufopfernder Liebe, von dem Lavater sagt, daß er fähig sei, auch die häßlichste Frau zu veredeln, mit einem Worte, er ist



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht innerlicher Art, hat nicht in dem Gemüt seinen Ursprung und spricht nicht zu dem Gemüte: seine Quelle liegt vielmehr in der Harmonie der Form, in der Vollendung der Linien, er findet seinen vollen Ausdruck nicht in der Malerei, sondern nur im Marmorbilde. Die Bewohner der Apennintäler zeigen in ihrer ganzen Bildung den Einfluß eines anstrengungsreichen, mühseligen Gebirgslebens. Gedrungene Gestalt, nervige Glieder, ein mit schwarzem Lockenhaar dicht besetztes Haupt, niedere schmale Stirne, dichte gewölbte Augenbrauen bezeichnen den Sabiner, aber in dem Lande um Veroli und Alatri herrscht noch jener Ausdruck ungewöhnlicher Entschlossenheit, und die Kleidung aus Ziegen- und Schaffellen verrät die ganze Ursprünglichkeit des Gebirgslebens. In den Ebenen und ihren Städten ist kein bestimmtes Körpergesetz erkennbar. Der Bevölkerung von Rom fehlt jede vorherrschende Physiognomie. Alle Geschlechter der Erde scheinen an ihrer Bildung teilgenommen zu haben, und so ist die Stadt in der Tat, freilich in einem ganz andern Sinne, als worin die Alten den Ausdruck verstanden, das gemeinsame Eigentum des Erdballs. (Gerlach und Bachofen, Die Geschichte der Römer, 1851.)

## AUSTAUSCH DER NATURGABEN UNTER DEN VÖLKERN

Die Vorteile höherer Gliederung äußern sich aber einfach darin, daß verschieden begabte Völker bequemer das Beste austauschen können, was sie erworben haben. Die besten Erzeugnisse des Menschen sind aber seine glücklichen und beglückenden Gedanken, die, einmal gedacht, befruchtend oder tröstend fortwirken von Geschlecht zu Geschlecht durch Jahrtausende. Zu den beglückenden Gedanken gehören die Religionsschöpfungen, zu den glücklichen unter andern solche Erfindungen, die über unsern Haushalt und unsere Tagesgewohnheiten eine strenge Herrschaft behaupten. Was wir unter Zivilisation, Kultur, Gesittung verstehen, ist nichts anderes als eine Summe heller Gedanken, größtenteils von uns ererbt und asiatischen Ursprungs. Kein Kulturvolk steht hoch genug, daß es nicht etwas Neues selbst von sogenannten wilden Völkern sich aneignen könnte oder schon angeeignet hätte. Der Gebrauch der Gabeln beim Genuß der Speisen hat sich beispielsweise in Nord-Europa erst im 17. Jahrhundert verbreitet und wurde anfangs als eine sittenverderbliche Neuerung angesehen. Hätten uns dieses Tischgerät nicht schon die Völker des Altertums hinterlassen oder würden wir, wie die Chinesen, noch heutigen Tages uns der Eßstäbchen bedienen, so hätten unsere Seefahrer von den anthropophagen Fidschi-Insulanern die Gabel als eine Neuigkeit nach Europa bringen können. Durch den Umgang mit den Kelten Galliens war gar mancherlei für die Römer zu erlernen; denn von ihnen empfingen sie zuerst die Seife, und erfuhren sie, wie sich metallene Geschirre verzinnen und versilbern ließen. Vom keltischen Adel erlernten sie die Hetzjagd im freien Felde und unsere deutschen Vorfahren die Falkenbeize. Die alten Bewohner Britanniens dagegen hatten zuerst bei der Landwirtschaft mineralische Dünger, nämlich den Mergel angewendet und zufolge einer etwas dunklen Beschreibung bei Plinius das Getreide schon mit Maschinen und



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Pferdekraft geschnitten. Umgekehrt sollten erst nach Tacitus' Zeiten die kühnsten Seefahrer der Welt, die Normannen, mit dem Gebrauche der Segel bekannt werden.

An unsere wichtigsten narkotischen Genußmittel sind wir erst vor drei oder vier Jahrhunderten durch fremde Völker gewöhnt worden, an den Tee durch die Chinesen und an den Kaffee durch fromme Araber. Die erste Schokolade tranken spanische Eroberer aus der Hofküche des mexikanischen Kaisers Mocteuzoma oder Montezuma, und als im Jahre 1492 spanische Kundschafter aus dem Innern von Kuba zurückkehrten, erzählten sie dem Entdecker der Neuen Welt, daß die harmlosen Indianer der Insel zusammengerollte Krautblätter, welche sie Tabacos nannten, in den Mund steckten, um von dem andern entzündeten Ende her den Rauch einzuschlürfen. Waren auf den Antillen Zigarren in Gebrauch, so sahen Europäer bei den Rothäuten Nordamerikas den Tabak aus steinernen Pfeifen rauchen und im alten Peru, sowie anderwärts in Südamerika, ihn schnupfen.

Das Schlafen in aufgeknüpften Netzen ist eine Erfindung der Neuen Welt und unser Ausdruck Hängematte eine Übersetzung und zugleich Lautnachahmung des Wortes „hamaca" aus der Sprache der Urbevölkerung Haitis, welches das Französische als „hamac" noch treu bewahrt hat. Die Verwendung künstlicher Insekten beim Fischfang mit der Angel und die Wahl dieser Phantome je nach der erwünschten Fischart, der Jahreszeit oder dem Wetter haben die Engländer zuerst den Indianern an den Flüssen Guayanas abgelauscht, und von den roten Naturkindern Brasiliens wurden Portugiesen in der Zubereitung der Tapioca unterrichtet. Das einfachste und zugleich ein ungemein malerisches Männergewand, nämlich der Poncho, welcher im spanischen Amerika heutzutage allenthalben getragen wird, war die Volkstracht der tapferen Araukaner. Selbst im Bau von Fahrzeugen konnten wir erst in unsern Tagen von fälschlich mißachteten Völkern, wie den Eskimo, etwas lernen; denn ihre Kayaken wurden die Muster zu unsern Lustgondeln mit geschlossenen Räumen am Schnabel und Stern.

Wenn also selbst bei unseren reifen Zuständen ein Umgang mit jugendlichen Stämmen immer noch Nutzen trägt, wie entscheidend muß es für uns gewesen sein, als unsere Lehrjahre begannen, daß die Zugänglichkeit und Aufgeschlossenheit unsers Weltteiles den Zutritt der geistig bereicherten Völker Asiens und Afrikas erleichterte. Ein Mißkennen der Kulturgeschichte aber wäre es, wollte man schließen, daß die Europäer, weil sie einen reichgegliederten Weltteil bewohnten, notwendig durch ihre Leistungen zu allen Zeiten hätten hervorleuchten sollen. Für jene Franzosen, welche in den Höhlen der Dordogne hausten, mit Steinwerkzeugen das wilde Pferd um seines Fleisches willen jagten zu einer Zeit, wo der vorweltliche Elefant noch Nordeuropa durchschritt, war es völlig unerheblich, ob ihr Weltteil halbinselförmig gestaltet, sowie mit Sunden und Golfen reich gesegnet war. Auf den niedrigsten Stufen unserer Entwicklung, wo die Sorge für den täglichen Unterhalt fast den ausschließlichen Lebenszweck bildet, wo das einzige nicht tierische Bedürfnis, merkwürdigerweise ein ästhetisches, vorläufig nur darin Befriedigung sucht, daß etwa hübsche Muscheln, an eine Schnur gereiht,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Hals oder die Knöchel zieren sollen, haben weder wagerechte noch senkrechte Gliederungen oder andere geographische Charakterzüge irgendeinen Wert zur Besänftigung der rohen Menschennatur besessen.
Bestand die Gunst der Gliederung Europas in seiner Zugänglichkeit für fremde Kultur, so sind auch seine Bewohner, soweit unser geschichtliches Wissen zurückreicht, bis auf vier oder fünf Jahrhunderte rückwärts noch immer der empfangende Teil geblieben. Aus diesem Grunde war es wichtig, daß Europa als asiatische Halbinsel der Alten Welt angehörte; denn geräumige Ländermassen sind vorzugsweise reich an solchen Tier- und Pflanzenarten, die zu den Bewohnern in irgendeine gesellige Beziehung treten können, und wirklich stammt mehr als die Hälfte dessen, was den Gestaden des Mittelmeeres ihre landschaftlichen Zierden gewährt, aus dem Morgenlande. Nur der Weinstock, der Feigenbaum, der Lorbeer des Apoll, der Oleander werden bereits fossil in der Provence angetroffen. Die immergrüne Eiche, die Myrthe und die Pinie gehörten ebenfalls wohl unter die einheimischen Gewächse. Der Ölbaum dagegen, der auf der griechischen Insel Santorin unter einer sehr alten Lavaschicht angetroffen wird, kam erst mit hellenischen Ansiedlern 600 vor Christo zu Schiff nach Italien. Die Rebe, welche den südlichen Feuerwein spendet, wanderte von den Südabhängen des Kaukasus über Thrazien ein, ihr folgte der Fasan von den Ufern des Phasis und die Aprikose aus Armenien. Aus Persien kam die Platane, der Pfirsich, die Rose und die Lilie, während Melonen, Gurken und Kürbisse, lauter Steppenfrüchte, aus Turkistan erst spät durch die Hände der Slawen nach dem Abendlande gelangten. Dattelpalmen sahen die Hellenen zuerst in Phönizien, als unzertrennliche Begleiter der Araber wanderten sie in das eroberte Spanien und landeten mit sarazenischen Piraten an dem gefeierten Gestade zwischen Genua und Nizza. Aus dem semitischen Asien stammt auch die Zypresse, der Paradiesapfel, Kümmel und Senf, während Nordeuropa die Linse den Römern, die Erbse den Griechen verdankt. Von italienischen Gärtnern lernten unsere Vorfahren ihre wilde Schlehe durch Aufsetzen von Damaszener Reisern zur Zwetschge zu veredeln, und zu dem wilden Süßkirschenbaum kam von Cerasus am Pontus die Weichsel. Der Haushahn wanderte aus Indien über Persien zunächst nach Griechenland, und den Pfau brachten die hieramsalomonischen Indienfahrer aus Ophir, dem Abhira an der Indusmündung. Es waren also die östlichen Ländergebiete, welche ihr Füllhorn hauptsächlich über Südeuropa umstürzten, und im Vergleich zu ihren Gaben konnte die Neue Welt nur wenig mehr hinzufügen: eine einzige Getreideart, den Mais, eine einzige Knollenfrucht, die Kartoffel, als häufige Zierde südlicher Landschaften noch die Agave und die Feigendistel.
Aber nicht bloß Gaben der Ceres, nicht bloß die stillen Zierden unserer Gärten oder Haine, die lockenden Früchte unserer Obstreviere mußten erst aus dem Morgenlande nach dem Mittelmeere wandern, auch die höchsten, geistigen Schätze schlugen denselben Weg ein. Die Kunst, das gesprochene Wort in seine einzelnen Laute zu zerlegen und diese Laute durch Symbole sichtbar werden zu lassen, empfingen die Griechen zuerst aus Kleinasien. Durch ägyptische und assyrische Muster wurden sie zuerst angeregt, den Stein in



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bild- und Bauwerken zu beseelen. Endlich verbreiteten sich aus dem Orient, aus der Wüste zumal, wo Sonne und Gestirne durch reine Luft beständig ungetrübt strahlen und funkeln, fromme Begeisterung sich häufiger regt und Sehergabe leichter sich entzündet, verklärtere Religionen und durch sie eine merkliche Milderung der Sitten. Selbst vor wenig länger als tausend Jahren brachten uns noch die Araber aus Indien die scharfsinnigste Erfindung nach der Lautschrift, nämlich unsere neuen Zahlenzeichen und die Kunst, ihren Rang in der Dezimalordnung durch den Stellenwert zu bestimmen. (Oskar Peschel, Völkerkunde, 1874.)

## POLARMENSCHEN

In beiden Weltteilen gibt es eine Menschenart, die den äußersten Norden, gewöhnlich nur jenseits des sechzigsten Grades, bewohnt, von kleiner untersetzter Statur, mit großem Kopf, breitem Gesicht, kleinen Nasen und Augen, hervorstehenden Jochbeinen, gelbbrauner Farbe und schwarzem, schlichtem Haar. Ungeachtet dieser gemeinschaftlichen Bezeichnung aber finden wir unsere Lappländer und die Samojeden in dem nordwestlichen Asien von den Grönländern und Eskimos des andern Weltteils so wesentlich an Bildung, Sprache, Sitten und Lebensweise verschieden, daß es uns nicht einfallen kann, die letzteren aus Europa nach Grönland hinüberwandern zu lassen. Die kleinen Menschen unseres Weltteils bilden Hirtenvölker, deren einziges zahmes Vieh, die Rentiere, ihnen Nahrung und Kleidung geben und zugleich zum Zuge gebraucht werden. Unbegreiflich wäre es daher, wenn sie bei ihrer Wanderung in eine Weltgegend, wo sie das Rentier ebenso häufig, wie in ihrem Vaterlande in Herden von Zehntausenden erblicken mußten, nicht alsobald die alte Lebensweise fortgesetzt, diese Tiere eingefangen, vor ihre Schlitten gespannt, gezähmt und zu allen Bedürfnissen des Lebens angezogen hätten. Die Polarmenschen in Amerika sind aber lediglich Küstenbewohner, sie leben vom Fisch- und insbesondere vom Walfischfange und sind mit dem Aufenthalt im Wasser und seinen Gefahren so vertraut, daß sie gewissermaßen Amphibien genannt zu werden verdienten. Die südlichsten Punkte, wo man sie gefunden hat, sind: an der Westseite von Amerika die Gruppe der Fuchsinseln, die zwischen 52° und 54° nördlicher Breite liegt, und an der Ostseite die Insel Neufundland, die sich bis zum 50. Grade nördlicher Breite nach Süden erstreckt. Zwischen diesen beiden Punkten bewohnen sie die Küsten des Eismeeres, des Landes Labrador und der Halbinsel Grönland, nebst den Ufern der Baffinsbay und des nördlichen Teils der Hudsonbai.

Die Kälte ist diesen Polarmenschen so angemessen, daß sie den Aufenthalt in einem milderen Klima nicht lange vertragen. Der beschleunigte Umlauf der Säfte in ihrem kleineren Körper erhält den höheren Grad der Wärme darin, welcher sie instand setzt, gegen den furchtbarsten Grad des Frostes beinahe unempfindlich zu sein. Ihre phlogistische Nahrung, die aus Walfischfett, faulem Fleisch und faulen Fischen besteht, ist in jenen nordischen Ländern nicht nur nicht gefährlich, sondern vermehrt ebenfalls ihre innere Wärme, während das Fett, womit sie sich beschmieren, die Ausdünstung



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verhindert und die Haut geschmeidig, aber auch zugleich unempfindlich erhält. Man erstaunt, wie die Unreinlichkeit, bis auf den höchsten Grad getrieben, dort die Wirkung unserer pünktlichsten Sorge für die Reinlichkeit haben kann, die Ausschließung der frischen Luft aus den unterirdischen Gruben, die ihnen zum Winteraufenthalt dienen und worin eine vom Hauche vieler Hausgenossen verpestete Atmosphäre herrscht, ist das bewährteste Mittel, eine ihrem Körper zuträgliche Wärme hervorzubringen.
Ihre Kleidung, die aus Vogelfellen und Tierhäuten bereitet wird, und ihre wenigen Gerätschaften verraten den Fleiß und die Erfindsamkeit des langen, ruhigen Aufenthaltes im Hause. Eben diese Notwendigkeit des Himmelsstriches, die ihnen eine halbjährige Nacht und einen halbjährigen Tag zu durchleben befiehlt, hat auch vermutlich einigen Einfluß auf ihre milde, gesellige Stimmung und ihre Gesprächigkeit. Ihre eingeschränkten Bedürfnisse und die gewiß auch der Entfernung von der allbelebenden Sonne zuzuschreibende geringe Heftigkeit ihrer Leidenschaften scheinen es bewirkt zu haben, daß ihre Familienvereinigung beinahe patriarchalisch geblieben ist, daß sich keine angemaßte Autorität darin emporschwingt, daß kein bürgerlicher Zwang, außer etwa dem des Spottes und der Verachtung, den freien Willen eines jeden Einzelnen zügelt, daß kein Oberherr, kein Heerführer, kein Machthabender unter ihnen bekannt ist, und daß selbst der Kunstgriff, sich zum Angekok oder Zauberer zu erklären, noch kein regelmäßiges System des Betruges und der Unterjochung nach sich gezogen hat. Ihre Phantasie trägt den Abdruck des Bodens, den sie bewohnen, des Himmels über ihnen, der Schwäche ihrer Gestalt und der Farbe ihres Lebens. Unkriegerisch und unfähig, den stärkeren amerikanischen Wilden Widerstand zu leisten, sind sie nur in jenen nordwestlichen Gegenden elend und beklagenswert, wo die Wut dieser Unerbittlichen sie verfolgt und ihnen am äußersten Rande des Eismeeres kaum eine Stätte vergönnt. Dort, vereinzelt und zerstreuet, gezwungen, ihrer Lebensart in unterirdischen Löchern zu entsagen, erliegt endlich auch ihr Körper, so sehr er dem Norden angemessen scheint, der alles verzehrenden Kälte, Krankheit und Mangel werden das Los der einzelnen herumirrenden Familien, die endlich, wie jenes von Cook in Nortonssund gefundene Paar, wenn sie dem Tomahak der Amerikaner entgehen, dem Hungertode zur Beute werden müssen. In Grönland, wo kein anderes amerikanisches Volk sie stört und wo die norwegischen Ansiedler ihnen einst das Beispiel europäischer, freilich damals noch roher Künste gaben, haben sie sich am stärksten vermehrt. Dort herrscht in ihren häuslichen Einrichtungen gewissermaßen ein Sinn für die Bequemlichkeiten des Lebens, dort haben sie endlich seit 1721 an vielen Stellen durch die Bemühung dänischer Missionarien ihre Mythologie gegen ein Christentum, wie sie es fassen konnten, vertauscht. (Georg Forster, Geschichte der Reisen, 1791.)

## DER INDER

Der leichteste Erwerb der allerersten Lebensbedürfnisse bei bequemer Arbeit überhebt fast überall unter einem schönen Himmel der mühsameren An-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

strengungen und der Sorgen für den täglichen Unterhalt, hält dadurch den politischen Stürmen und Verheerungen und dem Druck des allgemeinen Despotismus, der hier wie ein Naturgesetz wirkt, welchem nicht zu entfliehen ist, das Gleichgewicht, in welchem der Mensch seine Existenz behaupten muß. Dennoch zeigt sich bei aller natürlichen Schwächlichkeit, Indolenz, Versunkenheit, Verweichlichung des Hindu im Lande weder Armut noch Mangel, noch Wildnis, Einöde, keine Leerheit von Menschen, Dörfern, Städten und so weiter, sondern von allem das Gegenteil, und zwar dies alles weder von heute und gestern her und nicht bloß als das Resultat einiger kurzen Jahrhunderte.

Der Pflug wie der Webstuhl sind hier uralte Erfindungen, die den Göttern zugeschrieben werden, in den Gesetzen des Menu sind sie schon bekannt und jene Kulturgewächse, Reis, Zuckerrohr, Wein und so weiter nach den Epopöen im Ramajan und Mahabarat die tägliche Speise der Krieger. Ebenso alt und nicht wie so viele unserer europäischen Produkte erst einheimisch geworden, sind die eigentümlich ausgezeichneten Gaben des Landes, gleichsam so viele in sich vollendetste Produkte, welche nur die unorganischen und organischen Kräfte, die Vegetation und so weiter hervorzubringen vermochten. Durch eine meistens bewußtlose Übereinstimmung aller Erdbewohner in der Anerkennung von deren vollendeten Art und Gestaltung, sind diese nun auch zu den ersten Gegenständen des Strebens der Völker fast über den ganzen Erdkreis geworden, so die Früchte, Gewürze, Balsame, Gedüfte, Diamanten, Perlen, die edelsten Farben, feinsten Faden, leichtesten, dauerndsten, schneeweißen Gespinste und so viele andere Gegenstände des Bedürfnisses, des Schmucks, der Annehmlichkeit. Der Reiz, der Gewinn, den ihr Überfluß darbietet und der Mangel derselben im Auslande, diese mußten bei der Weltstellung Indiens, bei der charakteristisch ausgezeichneten Zugänglichkeit des Landes im Innern, an den Küsten und gegen Vorderasien hin, sehr frühe einen lebendigen und wichtigen Völkerverkehr erzeugen. Durch die Natur bedingt, durch frühe Völkerentwicklung geweckt, durch milde und tolerante Gesetzgebung, Priesterkolonien, Pilgerfahrten gefördert, durch frühe Bildung unzähliger Staaten, Residenzen, Städte gewinnvoll gemacht, mußte er, seitdem Ausländer die Tore nach Indien gefunden und dahin Völker aus allen Weltgegenden zusammenströmten, schon in uralter Zeit zum größten Welthandel gedeihen.

Der Inder, im Besitz des fruchtbarsten und schönsten Vaterlandes, verließ es so wenig wie der Ägypter das Niltal oder wie der Chinese seine Erdscholle. Aber nicht, weil ihn, wie jenen, Wüsten umlagerten oder die matten Schwingen seiner Phantasie nicht über die Grenzen der Heimat hinüberzutragen vermochten, auch nicht, weil ihm, wie diesem, der Ausweg fast unmöglich und der Erwerb auf Grund und Boden sein Alles gewesen wäre, der den Chinesen noch heute fesselt und von jeder Wanderschaft engherzig zurückhält. Der Raum, in dem der Inder sich einheimisch, für den er sich geboren, dem er gewachsen zu sein fühlte, war von hinlänglichem Umfange (ein europäischer Erdteil) für seine höchste menschliche Ausbildung und von lieblichen Strömen nach allen Richtungen, wie Germanien und nicht bloß von Westen nach Osten wie China, durchzogen, an deren Ufern auf und ab zu wandern von den Mün-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dungen und Meeresküsten bis zu den Hochgebirgen nicht bloß einzelnen Individuen, sondern dem ganzen Volke durch die Religion als Pflichtgebot vorgeschrieben war und als Verdienst zugerechnet ward. Indiens Grenzen zu überschreiten, war im Volksgefühl kein hinreichender Grund vorhanden, und nur der fanatische Frömmling und der gewinnsüchtige Handelsmann tut dies noch heute. Nie ist das Volk, wie etwa Perser und Germanen, aus Indien ausgewandert, nie haben sie wie Chinesen, Mongolen, Habessinier, Russen und so weiter, Eroberungszüge über die Grenzen ihres Landes unternommen, nie wie Malaien, Araber, Phönizier, Griechen, Briten Kolonien in ferne Länder gesendet.

Gegen Norden setzte der hohe Wall des Himalaya eine Naturgrenze, gegen Westen konnte der Indus von keinem Anhänger des Brahma überschritten werden, ohne die Vorrechte seiner Kaste im Vaterlande zu verlieren. Im Vaterlande bleiben war Vorschrift für die drei obersten Kasten, nur der untern, den armen Sudras, war es gestattet zu leben, wo ihr Bedürfnis sie hinzog. Nach Ost und Süd hin war der Ozean die Begrenzung; wer ihn befuhr, wurde für unrein gehalten, und wer von dem Meere kommend das Land betrat, mußte als ein Wiedergeborener sich erst durch Opfer reinigen und entsühnen. Was auf diese Weise als Gesetz ausgesprochen ward, mochte es nun früherhin Gebrauch sein oder dem Gesetzgeber als zweckmäßig erscheinen, immer lag ein Naturgefühl zum Grunde, daß das Vaterland hinreiche, daß Indien eine Welt für sich, das Land der Mitte für den Hindu, Medyama, Medhya-Dehsa sei. (Carl Ritter, Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen, 1817/1818.)

## UNSTERBLICHE GEGENWART

Durchgängig und überall ist das echte Symbol der Natur der Kreis, weil er das Schema der Wiederkehr ist: diese ist in der Tat die allgemeinste Form in der Natur, welche sie in allem durchführt, vom Laufe der Gestirne an bis zum Tod und der Entstehung organischer Wesen, und wodurch allein in dem rastlosen Strom der Zeit und ihres Inhalts doch ein bestehendes Dasein, das ist eine Natur, möglich wird.

Wenn man im Herbst die kleine Welt der Insekten betrachtet und nun sieht, wie das eine sich sein Bett bereitet, um zu schlafen den langen erstarrenden Winterschlaf, das andere sich einspinnt, um als Puppe zu überwintern und einst im Frühling verjüngt und vervollkommnet zu erwachen, endlich die meisten, als welche ihre Ruhe in den Armen des Todes zu halten gedenken, bloß ihrem Ei sorgfältig die geeignete Lagerstätte anpassen, um einst aus diesem erneut hervorzugehen, — so ist dies die große Unsterblichkeitslehre der Natur, welche uns beibringen möchte, daß zwischen Schlaf und Tod kein radikaler Unterschied ist, sondern der eine so wenig wie der andere das Dasein gefährdet. Die Sorgfalt, mit der das Insekt eine Zelle oder Grube oder Nest bereitet, sein Ei hineinlegt, nebst Futter für die im kommenden Frühling daraus hervorgehende Larve, und dann ruhig stirbt, — gleicht ganz der Sorgfalt, mit der ein Mensch am Abend sein Kleid und sein Frühbrot für den



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kommenden Morgen bereitlegt und dann ruhig schlafen geht, und könnte im Grunde gar nicht statthaben, wenn nicht an sich und seinem Wesen nach das im Herbste sterbende Insekt mit dem im Frühling auskriechenden ebensowohl identisch wäre, wie der sich schlafenlegende Mensch mit dem aufstehenden.

Wenn wir nun nach diesen Betrachtungen zu uns selbst und unserem Geschlechte zurückkehren und dann den Blick vorwärts, weit hinaus in die Zukunft werfen, die künftigen Generationen mit den Millionen ihrer Individuen in der fremden Gestalt ihrer Sitten und Trachten uns zu vergegenwärtigen suchen, dann aber mit der Frage dazwischenfahren: Woher werden diese alle kommen? Wo sind sie jetzt? — Wo ist der reiche Schoß des weltenschwangeren Nichts, der sie noch birgt, die kommenden Geschlechter? — Wäre darauf nicht die lächelnde und wahre Antwort: wo anders sollen sie sein als dort, wo allein das Reale stets war und sein wird, in der Gegenwart und ihrem Inhalt, also bei dir, dem betörten Frager, der in diesem Verkennen seines eigenen Wesens dem Blatte am Baume gleicht, welches im Herbste welkend und im Begriff abzufallen jammert über seinen Untergang und sich nicht trösten lassen will durch den Hinblick auf das frische Grün, welches im Frühling den Baum bekleiden wird, sondern klagend spricht: „Das bin ja ich nicht! Das sind ganz andere Blätter!" — O, törichtes Blatt! Wohin willst du? Und woher sollen andere kommen? Wo ist das Nichts, des Schlund du fürchtest? — Erkenne doch dein eigenes Wesen, gerade das, was vom Durst nach Dasein so erfüllt ist, erkenne es wieder in der innern, geheimen, treibenden Kraft des Baumes, welche, stets eine und dieselbe, in allen Generationen von Blättern unberührt bleibt vom Entstehen und Vergehen. Ob die Fliege, die jetzt um mich summt, am Abend einschläft und morgen wieder summt, oder ob sie am Abend stirbt und im Frühjahr, aus ihrem Ei entstanden, eine andere Fliege summt, das ist an sich dieselbe Sache: daher aber ist die Erkenntnis, die solches als zwei grundverschiedene Dinge darstellt, keine unbedingte, sondern eine relative, eine Erkenntnis der Erscheinung, nicht der Dinge an sich: Die Fliege ist am Morgen wieder da, sie ist auch im Frühjahr wieder da. Was unterscheidet für sie den Winter von der Nacht?

So weilt alles nur einen Augenblick und eilt dem Tode zu. Die Pflanze und das Insekt sterben am Ende des Sommers, das Tier, der Mensch nach wenig Jahren: der Tod mäht unermüdlich. Desungeachtet aber, ja, als ob dem ganz und gar nicht so wäre, ist jederzeit alles da und an Ort und Stelle, eben als wenn alles unvergänglich wäre. Jederzeit grünt und blüht die Pflanze, schwirrt das Insekt, steht Tier und Mensch in unverwüstlicher Jugend da, und die schon tausendmal genossenen Kirschen haben wir jeden Sommer wieder vor uns. Auch die Völker stehen da als unsterbliche Individuen, wenn sie gleich bisweilen die Namen wechseln, sogar ist ihr Tun, Treiben und Leiden allezeit dasselbe, wenngleich die Geschichte stets etwas anderes zu erzählen vorgibt; denn diese ist wie das Kaleidoskop, welches bei jeder Wendung eine neue Konfiguration zeigt, während wir eigentlich immer dasselbe vor Augen haben. Was also dringt sich unwiderstehlicher auf als der Gedanke, daß jenes Entstehen und Vergehen nicht das eigentliche Wesen der Dinge treffe, sondern



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dieses davon unberührt bleibe, also unvergänglich sei, daher denn alles und jedes, was dasein will, wirklich fortwährend und ohne Ende da ist. Demgemäß sind in jedem gegebenen Zeitpunkt alle Tiergeschlechter von der Mücke bis zum Elefanten vollzählig beisammen. Sie haben sich bereits vieltausendmal erneuert und sind dieselben geblieben. Sie wissen nicht von anderen ihresgleichen, die vor ihnen gelebt oder nach ihnen leben werden: die Gattung ist es, die allezeit lebt und, im Bewußtsein der Unvergänglichkeit derselben und ihrer Identität mit ihr, sind die Individuen da und wohlgemut. Der Wille zum Leben erscheint sich in endloser Gegenwart, weil diese die Form des Lebens der Gattung ist, welche daher nicht altert, sondern immer jung bleibt. Der Tod ist für sie, was der Schlaf für das Individuum, oder was für das Auge das Winken ist, an dessen Abwesenheit die indischen Götter erkannt werden, wenn sie in Menschengestalt erscheinen. Wie durch den Eintritt der Nacht die Welt verschwindet, dabei jedoch keinen Augenblick zu sein aufhört, ebenso scheinbar vergeht Mensch und Tier durch den Tod, und ebenso ungestört besteht dabei ihr wahres Wesen fort. Nun denke man sich jenen Wechsel von Tod und Geburt in unendlich schnellen Vibrationen, und man hat die beharrliche Objektivation des Willens, die bleibenden Ideen der Wesen vor sich, feststehend wie der Regenbogen auf dem Wasserfall. Dies ist die zeitliche Unsterblichkeit. Infolge derselben ist, trotz Jahrtausenden des Todes und der Verwesung, noch nichts verlorengegangen, kein Atom der Materie, noch weniger etwas von dem innern Wesen, welches als die Natur sich darstellt. (Arthur Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung, 1844.)

## DIE LEBENSALTER

Das Leben äußert sich nicht als eine einfache Größe, die nur durch Vermehrung oder Verminderung verändert werden und steigen oder sinken könnte, sondern es umfaßt in mannigfaltigen Richtungen sich ergehende Kräfte und artet sich, wie in den verschiedenen Räumen, so auch in den verschiedenen Zeiten, den Lebensaltern verschieden, indem seine einzelnen Formen und Richtungen und deren gegenseitige Verhältnisse sich ändern. Der Wechsel des Lebens ist demnach keine einfache Zunahme und Abnahme, sondern eine Umgestaltung, eine Metamorphose. Die einzelnen Bildungen und Kräfte treten nicht gleichförmig und übereinstimmend hervor, sondern jede hat ihren eigentümlichen Lebenslauf. Die Bildung beginnt mit den wesentlichsten Organen und schreitet dann zu den untergeordneten fort: so bilden sich zuerst Kopf und Rumpf und nach einiger Zeit erst die Gliedmaßen, das Nervensystem entsteht am frühsten und erreicht das Ziel seines Wachstums eher als die plastischen und Bewegungssysteme, wie denn nach der Geburt der Kopf weniger wächst als Rumpf und Glieder, die Schädelhöhle weniger als das Gesicht, Auge und Ohr weniger als Mund und Nase, der Nerve weniger als Muskel und Knochen. Zuerst erwachsen die niedern Kräfte, und allmählich entwickeln sich die höhern: so wird das Gemeingefühl früher rege als die Sinnestätigkeit und diese früher als die Verstandestätigkeit. Die äußere Bildung geht der innern Ausbildung voraus: so wird die äußere Form früher



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gegeben als das innere Gewebe und der Umfang der Teile nimmt schneller zu als ihre Dichtigkeit und Schwere, wie denn der erwachsene Mensch noch nicht viermal größer ist, aber zwanzigmal mehr wiegt als das neugeborne Kind. Wenn die materielle Bildung, zum Beispiel des Gehirns und der Zeugungsorgane, der eigentümlichen Kraftäußerung vorausgeht, so findet sie auch früher ihre Grenze, während die Kraft noch steigt. — Der eine Teil hat gleich von Anfang an einen bedeutenden Umfang und wächst hierauf langsamer, so daß er dann im Verhältnis zu den übrigen Teilen nicht mehr so groß ist, wie ehedem. So beträgt die Größe des Kopfes bei dem einmonatlichen Embryo die Hälfte der ganzen Körperlänge, bei dem fünfmonatlichen $\frac{1}{3}$, bei der Geburt $\frac{1}{4}$, nach zwei Jahren $\frac{1}{5}$, nach fünf Jahren $\frac{1}{6}$, nach Beendigung des Wachstums endlich $\frac{1}{7}$ oder $\frac{1}{8}$, und so wachsen auch wieder die einzelnen Teile des Kopfes in eigentümlichen Proportionen, indem zum Beispiel das Gesicht im Verhältnis zum Hirnschädel anfangs sehr klein ist und dann mehr als dieser an Umfang zunimmt. — Wie die Zeugungskraft unbeschadet des Lebens im hohen Alter erlischt, so beenden auch einige Organe ihren Lebenslauf früher als die übrigen und scheiden zu bestimmten Zeiten aus dem Kreise des lebendigen Daseins. Dieses Absterben beginnt schon im Mutterleibe und setzt sich in der Kindheit und Jugend fort: bei dem Embryo verschwinden die Halskiemen, die Wolfschen Körper und die Allantois im zweiten Monate, die Darmblase im dritten, die Pupillarhaut im achten, die Wollhaare im neunten, bei der Geburt fangen die Nabelgefäße an zu verschrumpfen, während ein bisher wesentliches Organ, der Fruchtkuchen, samt den Eihäuten abgeworfen wird, um das siebente Jahr fallen die Milchzähne aus, und um die Zeit der Mannbarkeit verschwindet ein früher bedeutendes Organ in der Brusthöhle, die Thymus. Wenn im hohen Alter die ergrauten Haare und die abgenutzten Zähne nach dem Erlöschen ihrer Lebendigkeit nur noch mechanisch mit dem Körper zusammenhängen und teilweise ausfallen, so ist demnach ein solches Absterben dem letzten Zeitraume des Lebens nicht ausschließlich eigen.

Die Metamorphose überhaupt bezeichnet den Wechsel der Formen, unter welchen ein und dasselbe Wesen im Laufe der Zeit erscheint, und so bleibt denn auch das Leben bei allen seinen Umgestaltungen immer dasselbe und verfolgt unausgesetzt die ihm ursprünglich innewohnende Richtung. Da es sich überall durch Selbstbestimmung charakterisiert, so enthält es auch den Grund seines Wandels in sich selbst und geht dabei seinen bestimmten, nicht vom Zufalle veranlaßten Gang. Seine ganze Metamorphose, die Entfaltung neuer, sowie das Schwinden bisheriger Bildungen und Kräfte, beruht auf einem innern Grunde. Da es aber nur ein Nachbild des sich unbedingt selbst bestimmenden Weltorganismus innerhalb gewisser Schranken ist, so bedarf es zu seinem Bestande und Wechsel einer angemessenen Umgebung, nämlich des Mutterleibes vor der Geburt und der Außenwelt nach derselben. Diese passende Umgebung ist indes bloß die äußere Bedingung, unter welcher der innere Grund der Metamorphose sich betätigen kann, nicht das Wirkende selbst. Sie kann, je nachdem sie beschaffen ist, mehr oder minder fördernd auf das gesamte Leben oder auf einzelne Richtungen desselben wirken und



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

somit den individuellen Zustand modifizieren, aber der allgemeine Typus des Lebens behauptet sich, wie verschieden auch diese Einwirkungen sein mögen, wenn sie nur im allgemeinen das Bestehen des Lebens gestatten. So bildet sich der Embryo in allen seinen Organen aus, wenn er nur innerhalb des mütterlichen Körpers einen hinlänglichen Raum findet, und auf gleiche Weise geht der Mensch nach der Geburt durch die bestimmten Lebensalter hindurch, wie verschieden auch immer die Nahrung, die Beschaffenheit der Atmosphäre und andere Einwirkungen sein mögen.

Wenn die schaffende Naturkraft das individuelle Leben als ein Nachbild des Weltorganismus erzeugt, so muß dasselbe auch in einem organischen Zusammenhange mit diesem und namentlich mit den ihm zunächst liegenden Gliedern desselben stehen. Vermöge dieser Harmonie der Welt findet der Organismus außer sich, was er braucht. Er und seine Umgebung sind gegenseitig füreinander eingerichtet, so daß diese sein Leben ergänzt und die äußern Bedingungen seines Bestehens und seiner Ausbildung abgibt. Im Fruchthälter findet der Embryo innerhalb seines Eies ein sicheres, weiches, warmes, von Nahrungssaft strotzendes Lager, in welchem er sich frei entwickeln kann, und ebenso sind für ihn die Geburtswege vorbereitet, auf welchen er nach gewonnener Reife zum selbständigen Dasein geführt wird. Nach der Geburt findet er seine Nahrung in den Brüsten und seine Pflege in der Liebe der Mutter gesichert, und auf gleiche Weise entspricht die Außenwelt den Bedürfnissen und Kräften des Lebens während seines ganzen Verlaufs. Wie die Atmosphäre mit der Organisation genau übereinstimmt und die sich darbietenden Nahrungsmittel den Kräften der Verdauungsorgane angemessen sind, so findet der Sinn in den äußern Gegenständen eine Befriedigung seines Bedürfnisses, der Verstand in den Erscheinungen eine Verwirklichung seiner Gesetze, die Vernunft im Zusammenfassen der Erscheinungen eine Bestätigung ihrer Ideen, die Seele in der Natur einen Widerschein ihres eigenen Wesens. So hegt die Außenwelt das individuelle Leben als Glied des allgemeinen Lebens, überall ergänzend, anregend, das Bewußtsein und alle Kräfte weckend und die gesamte Entwicklung fördernd. In demselben Sinne steht auch das Leben in einer gewissen Übereinstimmung mit der Weltzeit, so daß es wechselweise nach außen oder nach innen sich kehrt, wie die Hemisphäre des Planeten der Sonne zu- oder abgewendet ist. — —

Wenn das Leben ein Abbild des unendlichen Weltorganismus im Endlichen ist, so muß es, da Raum und Zeit die unzertrennlichen Formen der Endlichkeit sind, auch in beiden Formen als organisch sich darstellen. Wie daher die verschiedenen Organe und die an ihnen wirkenden lebendigen Kräfte in ihrer Gesamtheit den Begriff des Organismus im Räumlichen und Gleichzeitigen verwirklichen, so legt sich auch im Laufe des Lebens das auseinander, was in dessen Begriffe enthalten ist, so daß jedes Lebensalter einen Teil dieses Begriffes verwirklicht, dieser selbst aber nur durch alle zusammengenommen zur vollen Wirksamkeit gebracht wird. Der Lebenslauf ist demnach ein Organismus in der Zeit. Die verschiedenen Lebensalter greifen als die Glieder dieses Organismus ineinander und vereinen sich zu einem Gesamtergebnisse. — — Am deutlichsten tritt dies Verhältnis vor unsere Augen bei einigen



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Insekten, in deren einfachem Leben die einzelnen Stufen desselben strenger sich scheiden, indem zum Beispiel im Embryo die Gestaltung und Ernährung durch pflanzliche Aufsaugung des Bildungsstoffs von außen her (aus dem Eie) vor sich geht, dann in der Raupe die dort gebildeten Organe wirken, das animale Leben erwacht, um Nahrung aufzunehmen, die Verdauung vorwaltet, und neben der Grundlage neuer Organe zugleich ein Vorrat von Bildungsstoff geschaffen wird, hierauf in der Puppe das animale Leben zurücktritt und während dieses schlafartigen Zustandes die innere Ausbildung fortschreitet, und der angesammelte Bildungsstoff zu Vollendung des Gliederbaues verwendet wird, im Schmetterlinge endlich das animale Leben in Sinnentätigkeit, Bewegung und Zeugung freier hervortritt. — Kein einzelnes Lebensalter faßt demnach die volle Bedeutung des Lebens in sich, sondern jedes einzelne hat nur seinen bestimmten Anteil daran, mithin auch seinen eigenen Wert. Daher darf man denn auch das Mittelalter nicht als das ausschließliche Ziel des Lebens betrachten; denn wenn es auch die der menschlichen Natur zukommenden Kräfte verhältnismäßig am vollständigsten darstellt, so hat es doch manche Vorzüge der früheren Zeiträume eingebüßt und den eigenen Wert des hohen Alters noch nicht erreicht. So finden auch die verschiedensten Lebensalter im Umgange miteinander gegenseitige Ergänzung: der Jüngere findet im Älteren einen Stützpunkt, und dieser gewinnt in jenem Anregung und Ermunterung, die sinnige Betrachtung des Kindes zeigt dem Gereiften das Bild einer Menschheit in ihrem Keime, und die Anschauung des im Greise herrschenden Friedens vergegenwärtigt uns die wahre Bedeutung des Lebens. (Karl Friedrich Burdach, Der Mensch nach den verschiedenen Seiten seiner Natur, 1837.)

## DER TOD

Wie dem Laufe der Sonne und der leuchtenden Gestirne, so ist dem leiblich gewordenen Lichte — dem organischen Leben — ein bestimmter und abgemessener Gang durch die Zeit. Was jetzt Winter und tote Polarnacht gewesen, wird nach einiger Zeit waches und lebendiges Licht des Tages und Sommers, was in dem Zusammenwirken der Gegensätze des organischen Leibes anjetzt Tod und Verwesung gewesen, wird nach einiger Zeit zum Lebensanfang und erneuertem organischen Wirken, und wo im Irdischen die beiden Gegensätze, das Obere und Untere, das Belebtere und das minder Belebte, das beweglich Flüssige und das Starre sich begegnen und erfassen, wird nach einiger Zeit das Untere der Natur des Oberen teilhaftig und endlich leiblich herrschend über jenes. So stirbt und endet nach dem Alten Bund das Leben, weil es nach der unteren Speise gelüstet.

Im allgemeinen sehen wir in dem Verlaufe des organischen Lebens das ursprünglich belebte Flüssige das Feste und Starre als Nahrung an sich ziehen, mit diesem sich überkleiden und so Gestalt und Wirksamkeit auf die gröbere Körperlichkeit gewinnen. Das Starre nimmt allmählich überhand, wird zuletzt vorherrschend über das Flüssige, und dieses Überhandnehmen der Festigkeit der einzelnen Teile, welche endlich in Härte übergehet, ist die gewöhnliche Ursache des Todes, sowie schon des Veraltens der organischen Wesen. —



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es ist die Region der Verwesung und des Todes am organischen Leibe, aus welcher nach einiger Zeit das neue Leben seinen Anfang nimmt, es ist das Verachtete und Geringste, das Verworfene und Zertretene, aus welchem nach einiger Zeit der neue Herrscher hervorgeht, welcher den alten entfernt und hinwegtreibet.

In der Zeugungsfähigkeit lieget und aus ihr erwachet der Keim des Todes. So wird die verzehrte Speise im Haus des Irdischen selber wieder zum verzehrenden Fresser, der vom Leben zum Bundesgenossen gewählte Tod, der Bündnisse spottend, macht sich selber zum Herrscher über seinen vorherigen, nur unwillig getragenen Herrn.

Speise jedoch von oberer, höherer, ewiger Natur, wenn sie in dem, welcher sie genommen, zum Herrschenden geworden, bringet den Tod nicht, sondern erhebet das untere Leben der Zeit zu dem oberen, in sich selber genugsam der Ewigkeit. (Gotthilf Heinrich Schubert, Allgemeine Naturgeschichte, 1826.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

# LANDSCHAFT

## 1. HEIMISCHES LAND

### ALPENLANDSCHAFT

Et in Arcadia ego. —Ich sah hinunter, über Hügel-Wellen, gegen einen milchgrünen See hin, durch Tannen und altersernste Fichten hindurch: Felsbrocken aller Art um mich, der Boden bunt von Blumen und Gräsern. Eine Herde bewegte, streckte und dehnte sich vor mir, einzelne Kühe und Gruppen ferner, im schärfsten Abendlichte, neben dem Nadelgehölz, andere näher, dunkler, alles in Ruhe und Abendsättigung. Die Uhr zeigte gegen halb Sechs. Der Stier der Herde war in den weißen schäumenden Bach getreten und ging langsam widerstrebend und nachgebend seinem stürzenden Laufe nach: so hatte er wohl eine Art von grimmigem Behagen. Zwei dunkelbraune Geschöpfe, bergamasker Herkunft, waren die Hirten: das Mädchen fast als Knabe gekleidet. Links Felsenhänge und Schneefelder über breiten Waldgürteln, rechts zwei ungeheure beeiste Zacken, hoch über mir, im Schleier des Sonnenduftes schwimmend —alles groß, still und hell. Die gesamte Schönheit wirkte zum Schaudern und zur stummen Anbetung des Augenblicks ihrer Offenbarung. Unwillkürlich, wie als ob es nichts Natürlicheres gäbe, stellte man sich in diese reine scharfe Lichtwelt, die gar nichts Sehnendes, Erwartendes, Vor- und Zurückblickendes hatte, griechische Heroen hinein. (Nietzsche, Menschliches Allzumenschliches II, 1879/1880.)

### DER GLOCKNER

Gewitter: Hier stand er vor uns, der Glockner, die Sonne deckend mit seinem Rücken, den Gipfel hoch im reinsten Abendäther, die Lenden umgürtet mit dem blaugrünen Eise der Gletscher. In des Abendstrahles Gold waren die östlichen Schneekuppen noch gekleidet. Weit hinab, bis an die Eiswände der Zirknitz, flimmerte noch der Saum des sinkenden Tages. Im Tale lag der Abend im silbergrauen Lichte. Schwarze Gewitterwolken rollten herab zu ihm über die südlichen Berge und paarten die Doppellichter mit malenden Schatten. Der goldene Streif verschwand an den Zinnen der Schneegipfel, die Dämmerung bleichte die Berge, die die Schatten des Abends allmählich bräunten, bis sie zugleich mit dem im täuschenden Abendlichte wachsenden Gipfel des Glockner im Dunkel der Nacht zerflossen. Nun war der Zauber aufgelöst. Wir kamen nach Heiligenblut. Nachdem wir am folgenden Tage dieses Pfarrdorf wieder verlassen und einige Stunden durch die überraschendsten Alpengegenden fortgewandelt waren, mußten wir eilen, die Salmshöhe zu gewinnen; denn Gewitterwolken rollten herein über die südlichen Alpengipfel. Mit dem drängenden Gefühle, mit welchem jedes belebte Wesen bange nach Schutz sucht, wenn



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Himmel sich zu Blitzen rüstet, eilten auch wir, in dieser Alpenwüste Schutz zu finden unter jenem Tempel, der hier dem Jupiter Sospes erbaut wurde. Wir eilten desto mehr, je weiter wir denselben noch von uns entfernt glaubten. Der erste Blitz fiel, und die Salmshöhe stand vor uns. Wir eilten hin zu diesem Fanum, wie Deukalion, da er der Flut entrann, und ganz mit dem eigennützigen Gefühle konnten wir hier wie vom sicheren Gestade aus hinabsehen auf unsere Gefährten, die zu lange weilten, und die wie vom Sturme geängstigte Boote dem Hafen zuruderten aus allen Kräften, während schon hinter ihnen die Blitze in die Felsen fuhren.

Gewitter auf Alpen gehören unter jene Feierlichkeiten des Lebens, die Sterblichen nur selten zuteil werden. Wir waren zwar hier, obschon bereits 1400 Klafter über der Meeresfläche, auf keiner freien Alpenhöhe, wir sahen hier nicht die Wolken unter unseren Füßen blitzen, wir standen aber selbst in den Wolken, die schwer über die Alpengipfel herüberrollten und Schnee und Eis in ihren Nebel hüllten. Verschwunden war der Glockner, zerronnen in Nebelwolken die eisigen Zinnen des Himmels, nur der Donner hallte an ihren nahen Wänden in hundertfachem Echo wider, und Blitze durchflammten die Wasserschichten, in welchen der Himmel über uns herabzustürzen drohte. Es währte nicht lange, dieses furchtbare Schauspiel, ein Windstoß vom Glockner her trieb das Gewitter hinaus aus dem Salmstal. Noch lagen die Leiterberge unten gehüllt in die Nacht des Gewitters, als der Glockner wieder dastand in ätherischer Reinheit, blendend weiß vom neu gefallenen Schnee erhob er sich über den meergrünen Gletscher, an dem wir standen. Der Sonne Abendglanz umsäumte seine westliche Schulter; ein leichtes lüftiges Blau beschattete ihn im Norden und zog sich herab in seine Furchen, gaukelnde Wölkchen umschwammen ihn und verschwanden an seiner Spitze. Grell stach der graugrüne Schiefer in einzelnen Felspartien hervor aus dem Silber des Schnees, und über den beryllnen Gletscher türmten die braunroten Stoßwände sich im Vordergrunde empor. In der reinen Klarheit der Alpenluft nach einem gesunkenen Gewitter vermochte das Auge nicht, die Pracht dieses magischen Kolorits lange zu ertragen, es sehnte sich nach Ruhe, es wandte sich unwillkürlich hin über das fahle Alpengrün auf die nahen Nebel, die den Karlkamp und den Manloiden noch umhüllten. Jetzt bildete ein Regenbogen sich auf dem schwarzgrauen Grunde der Wolken, die die Leiterberge deckten: die vierfachen Schenkel des Doppelbogens ruhten auf der doppelten Reihe beschneiter Alpen. In siebenfachem Feuer opalisierten ihre eisigen Gipfel, die Goldzeche und der Leiterberg schienen Riesenopale vom brennendsten Farbenspiele —und feierlich lag unter ihnen das Braun und Grau und Fahl des tieferen Tales in des ziehenden Gewitters Abendstille, die nur das Rollen des fernen Donners weckte.

Auf dem Gipfel: O der vernichtenden Aussicht! Ich saß am Kreuze, das ich fest umschlungen hielt mit meinem Arme, und zitterte, als ich den halben Erdball unter mir sah. Mir schien das Kreuz zu wanken und der ganze nadelförmige Gipfel, auf dem ich saß, ich glaubte zu fühlen, wie die Erde sich drehe. Im heitersten Azur, in dem dunkelsten Schwarzblau, das blau von schwarz noch scheidet, sah ich hier den Himmel die Erde umfassen in der feierlichsten Stille.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Erde lag im freisten Ätherlichte unter ihm. Ich sah den strahlenden Silbergürtel von Schnee und Eis an Europens Jungfrau.
Ich sah die ersten Stellen, die nach der Schöpfung das Meer verließ: sie tragen jetzt noch Wasser in Eisgestalt auf ihren Höhen, ich sah die tausend und tausend Täler alle unter mir, durch die Meere hin eilten in ihre unermeßlichen Tiefen, ich sah die Berge alle, die sie dämmten, ich sah der Flüße Lauf herab vom Äther, ich sah wie durch ein Fernrohr ein Planetenstück, ich sah die Wesen nicht, die es bewohnen.
Als ob ich glücklicher gewesen wäre, als es ein Sterblicher je verdiente, hüllte die Erde sich jetzt unter mir in Nebelschleier. Tief aus den schwarzblauen Tälern allen, die wie dunkle Flecken in des Mondes Bild verstreut in den Strahlen der Eisgebirge unter mir lagen, hoben in tausendfältigen Gestalten die Nebel sich. Sie stiegen empor in die Regionen des ewigen Schnees, den Winden zum Spiele, die ballten sie zusammen über den Gletschern und fesselten sie in Eis. Aber aus allen Tälern stiegen die Nebel herauf wie Rauchwolken, wenn der Ätna und Hekla in Flammen steht. Die Erde schien zu brennen unter mir — in wenigen Minuten verschwand sie in Nebelrauch. (Joseph August Schultes, Brief von 1806.)

## SCHWÄRMERBESUCH IN SALZBURG

Es ging in einen fröhlichen Abend über, die Täler breiteten sich rechts und links, als wären sie das eigentliche Reich, das unendlich gelobte Land. Langsam wie Geister hob sich hier und da ein Berg und sank allmählich in seinem blitzenden Schneemantel wieder unter. Mit der Nacht waren wir in Salzburg, es war schauerlich, die glattgesprengten Felsen himmelhoch über den Häusern hervorragen zu sehen, die wie ein Erdhimmel über der Stadt schwebten im Sternenlicht, — und die Laternen, die da all mit den Leutlein durch die Straßen fackelten, und endlich die vier Hörner, die schmetternd vom Kirchturm den Abendsegen bliesen, da tönte alles Gestein und gab das Lied vielfältig zurück. — Die Nacht hatte in dieser Fremde ihren Zaubermantel über uns geworfen, wir wußten nicht, wie das war, daß alles sich beugte und wankte, das ganze Firmament schien zu atmen, ich war über alles glücklich, du weißt ja wie das ist, wenn man aus sich selber, wo man so lange gesonnen und gesponnen, heraustritt ganz ins Freie.
Wie kann ich dir nun von diesem Reichtum erzählen, der sich am andern Tag vor uns ausbreitete? — wo sich der Vorhang allmählich vor Gottes Herrlichkeit teilet und man sich nur verwundert, daß alles so einfach ist in seiner Größe. Nicht einen, aber hundert Berge sieht man von der Wurzel bis zum Haupt ganz frei, von keinem Gegenstand bedeckt, es jauchzt und triumphiert ewig da Oben, die Gewitter schweben wie Raubvögel zwischen den Klüften, verdunkeln einen Augenblick mit ihren breiten Fittichen die Sonne, das geht so schnell und doch so ernst, es war auch alles begeistert. In den kühnsten Sprüngen von den Bergen herab bis zu den Seen ließ sich der Übermut aus, tausend Gaukeleien wurden ins Steingerüst gerufen, so verlebten wir wie die Priesterschaft der Ceres bei Brot, Milch und Honig ein paar schöne Tage. Zu



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihrem Andenken wurde nicht zuletzt ein Granatschmuck von mir auseinandergebrochen, jeder nahm sich einen Stein und den Namen eines Berges, den man von hier aus sehen konnte, und nennen sich die Ritter vom Granatorden, gestiftet auf dem Watzmann bei Salzburg. (Bettina v. Arnim, Brief an Goethe, 1809.)

## DIE SAGE VOM UNTERSBERG

Zwischen Salzburg, Reichenhall und Berchtesgaden erhebt sich dunkel, breit und mächtig mit schroffen Hängen der Untersberg (Wunderberg). Seine sechstausend Fuß erhabene Hochfläche ist schwer zu besteigen und auch schwer zu beschreiben wegen der Zerklüftung des Kalkgebirgs in unzählige kleine Kanten und Trichter. Dazwischen wachsen höchstens noch Legföhren und Wachholdergebüsch und bieten neue Hemmnisse. Die Wasser versinken, so daß nur ihr unterirdisches Rauschen vernommen wird. Eben diese Neigung zur Höhlenbildung, zum Einschlucken aller Quellen mag die Vorstellung gefördert haben, im Innern seien mächtige große Räume mit unterirdischen Wiesen, wovon Einzelne, die hinein verirrt und glücklich wieder zu Tag gekommen, der Welt Mitteilung gemacht hätten. Außen übersieht man von der Höhe die Ebene im Norden mit ihren Seespiegeln, während im übrigen uns das Hochgebirg mit seinen grünen Matten, zerrissenen Wänden, „steinernen Meeren", Schneegipfeln und Schneefeldern (die „übergossene Alp") umgibt und von seinen tief eingesenkten Seen wenigstens den schmalen grünen Königssee zeigt. Immerhin ist die Stellung des Untersbergs so abgesondert, daß er schon deswegen verdient, den Thron des versunkenen Kaisers oder Gottes zu umfangen.

Nach dem Brixener Volksbuch (1782) ist nicht der Kaiser allein in den Berg verzückt, sondern mit ihm ein ganzes Gefolge von fürstlichen und vornehmen Herrn, die da mit ihm auf einer schönen Wiese hin- und hergehen. Der Kaiser trägt Krone und Zepter, hat einen langen grauen Bart, der das goldene Bruststück seiner Kleidung ganz und gar bedeckt. An Fest- und Ehrentagen wird dieser Bart in zwei Teile geteilt und jeder mit einem kostbaren Perlenband umwunden. Warum Kaiser Karl sich aber da aufhält und was seines Tuns ist, weiß niemand und steht bei den Geheimnissen Gottes.

Noch bedeutsamer ist die Fassung, wonach der Kaiser an einem Tisch sitzt, um welchen sein Bart schon mehr denn zweimal herumgewachsen ist. „Sowie der Bart zum drittenmal das letzte Ende erreicht haben wird, tritt dieser Welt letzte Zeit ein. Der Antichrist erscheint, auf den Feldern von ‚Wals' kommt es zur Schlacht. Die Engelsposaunen ertönen und der jüngste Tag ist angebrochen". Daß es der jüngste Tag ist, das wird wohl seine Richtigkeit haben, wenn auch nicht alle Fassungen es gleich bestimmt aussprechen. Man weiß zum Teil nur, daß auf dem Walserfeld eine schreckliche Schlacht geschehen wird, wo alles hinzuläuft und ein so furchtbares Blutbad sein wird, daß den Streitenden das Blut vom Fußboden in die Schuhe rinnt. Da werden die bösen Menschen von den guten erschlagen werden. Auf diesem Walserfeld steht ein ausgedorrter Birnbaum zum Andenken dieser letzten Schlacht. Schon dreimal wurde er umgehauen, aber seine Wurzel schlug immer aus, daß er wiederum anfing zu grünen und ein vollkommener Baum ward. Viele Jahre bleibt er



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch dürr stehen, wann er aber zu grünen anhebt, wird die gräßliche Schlacht bald eintreten, und wann er Früchte trägt, wird sie anheben. Dann wird der Bayerfürst sein Wappenschild daran hängen und niemand wissen, was es zu bedeuten hat. (Julius Braun, Historische Landschaften, 1867.)

## DAS BERNER OBERLAND

Die Natur des Landes machte einen Unterschied. Wenn man von Bern Uechtland hinaufzieht, erheben sich auf beiden Seiten des Tals der Aare viele Burghalden und nicht unbeträchtliche Berge, zwischen welchen aus lieblichen Tälern viele befruchtende Wasser hervorfließen. Bei Thun steht ein See, bei hundertundzwanzig Klafter tief und wie fast alle helvetischen Wasser stürmisch. Die Berge des östlichen Ufers laufen an den großen Stock der hohen Alpen, im Westen wälzen unter dem Namen der Kander viele vereinigte Alpenwasser unglaubliche Lasten von Sand und Steinen daher, wodurch sie längs dem Eingang der Täler ein Feld aufhäufen. Voran am Gebirg stellt sich das Stockhorn dar, Markstein der Alpen gegen das niedrigere Uechtland, 6767 Fuß über das Meer. An seinem Fuß fließt aus den Tälern ihres Namens die Sibne. Jenseits der Sibne sieht man das Niesenhorn aus einer finsteren Waldung das zugespitzte Haupt bei achtzig Fuß über Stockhorn erheben, meist aus einem Wolkenkranz emporsteigend. An seinem Fuß führt die Kander aus Frutigental und Kandersteig die wilden Wasser hervor. Von dem Niesen steigt aus dem See und jenem Schuttfeld ein sanfter Berg, der Abendberg, anmutig auf, die Wellen brechen an seinem Fuß, die Herden grasen seinen Rücken, er endigt, fast wo der See, in einem lebhaft grünen Tal. Durch dieses wallt in mächtigen Fluten die Aare in den Thuner See aus dem von Brienz. Der Brienzer See füllt einen sehr tiefen Abgrund am Fuß hoher Berge. Je näher man den hohen Alpen kommt, um so mehr dringt in die Gemüter ein ungewöhnliches Gefühl der Größe der Natur, der Gedanke ihres den Anfang des menschlichen Geschlechts um unzählbare Jahrtausende übersteigenden Alters und ein gewisser Eindruck von unbeweglich-fester Gründung bringt auf das melancholische Gefühl des Nichts unserer körperlichen Form, zugleich erhebt sich die Seele, als wollte sie höheren Adel toter Größe entgegensetzen. In diesen Gedanken kommt man in das Oberhosli Tal und am schaudervollen Rand finsterer Tiefen auf gebrochenen, zerrissenen Pfaden, steigend und staunend, aus dem Boden der Fruchtbäume den Tannenwald hinauf durch den gelben Enzian zu Arfeln und Bergrosen, zum Serenbaum, zu den würzhaften, aber niedrigen Blumen der Schafweide, bis an steilen Wänden ungetreuer, glatter Wasen Grenze scheint für die Nahrung des Viehes und für die Neugier des Menschen, sintemal über demselben unermeßliche Schneelasten die lebende Natur unterjochen und jahrtausendaltes Eis Jungfrauhorn, Finsteraarhorn, Wetterhorn, Schreckhorn, Vieschaarhorn, einsame Firne dieses Alpenstockes, verhüllt. Aus einem Eisgewölbe ergießt sich die lautere Aare. So weit, breit und hoch das Auge blickt, ist Eis, tief in der Kluft blinken die größten Kristalle, kaum flieht hier eine Gemse, und wohnt in dem Fels unzugänglich ein Lämmergeier, die Menschen haben ein paar Pfade, sonst ist ganze Tagreisen keine Spur des Fußes,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

man wird leicht in Eisschründe verschlungen und vom Stoß des wachsenden Gletschers unter Eis und Felsenschutt nach mehreren Geschlechtsaltern endlich starr hervorgesenkt. So liegt alles Erdreich bis an den Gemmi begraben, der Gemmi steht nackend, wie verwittert, Giftkraut ist hier fast erfreulich, weil es doch sein Pflanzenleben hat. Von der Höhe des Daubensees und von dem Engstelenalpgletscher führt an einer kahlen Felsenwand ein langer Pfad, oft von den Felsen gebrochen, oft von Wassern gehöhlt, hinab nach Adelboden. Zwischen dem langen Eistal und jenen Ufern des Thunersees, in den Bergen, welche dort am Niesenhorn und Stockhorn, westwärts in geringeren Höhen gegen den Lenanischen See enden, liegt das Oberland, eine unglaubliche Menge neben- und ineinander laufender Täler, wo die Saue, die Simme, die Kander, der Engstelenbach und beide Lutschinen, aus vielen Bächen groß, den wilden, ungleichen Strom und Runs, jegliche aus ihrem Tal, in die Aare oder den Thuner See führen. So hoch in das Gebirg, als Gras fortkommen mag, wohnen Hirten und Herden. (Johannes von Müller, Die Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft, 1786.)

## BASEL IM KRANZ VON VOGESEN, SCHWARZWALD UND JURA

Mein Haus steht auf Quaderstücken mitten im Rheine, der immer noch hell, scharf und schnell in unaufhörlichen Wirbeln und Strudeln an mir vorübereilt, nachdem er durch die vierzehn Joche der schönen breiten Brücke nahebei durchgerauscht und gerade gegen mir über einen brausenden Bach oder Kanal aus den Wiesen aufgenommen. Vor meinen Fenstern liegt Klein-Basel, dahinter das schöne blaue Gebirg des Schwarzwaldes mit seinen Gipfeln, dem blauen Feldberg und Bölchen, hinter denen, etwas tiefer ins Land hinein, die Donau entspringt. Links habe ich Hüningen mit einem Stücke der Vogesen, rechts das Rheintal mit den ausgefressenen Scharten des Jura und im Halbkreise der Stadt den Chor des Münsters unter Bäumen und die zwei alten Türme bei der Brücke, mit denen Basel angefangen, dicht dabei die Treppe, wo St. Ursula mit den elftausend Jungfrauen heraufstieg, als sie auf der Rheinfahrt hier angelangt. Die Stadt selbst besteht aus drei Städten ineinander eingeschachtelt. Die innerste und älteste ist nicht größer als Koblenz, längs dem Rheine noch mit ihren alten Mauern und Türmen umgeben. Darum liegt eine zweite Stadt aus späterer Zeit um jene hergebaut, wieder mit Mauern und Türmen, Wällen, Gräben und Bastionen versehen. Um diese wieder hat sich nun die dritte angesetzt in mehreren Vorstädten, die längs allen Hauptstraßen ins Feld hinausgehen. Was ich von dem altertümlichen Charakter der Stadt gesagt, gilt hauptsächlich von jener ersten, da die anderen eben wie alle modernen Städte aussehen. Jener Altstadt ist, wie man sieht, der eigentliche Stock der Bürgerschaft größtenteils treu geblieben, und da alles von Anfang herein solid gebaut gewesen, so hat sich das meiste noch bis auf diesen Tag erhalten. In der Mitte der Stadt steht das Münster auf einem hohen Damme mit Quadern in den Rhein gebaut, der mit aller Gewalt hier anschlägt und die Fundamente unterhöhlt, weswegen auch früher der erste Chor eingestürzt. Das jetzige, am Anfange des elften Jahrhunderts gebaut, ist ganz im damaligen sogenannten romanischen Stile, ohne alle Vermischung. Das Portal



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

am östlichen Seitenchor mit seinen vier kleinen und drei großen Nischen für die christlichen Tugenden und Heiligenbilder, durch verzierte Platten auf kleinen Säulchen ruhend getrennt, das Holzschnittartige der kleinen Figuren und das Magere der größeren, die schief geschlitzten und weit gesperrten Augen, die kreuzweise übereinander geschürzten Tuniken, die eckige Beugung der Ellbogen mit Bezeichnung aller Adern auf den Händen, das Ägyptische in der Stellung der doppelten Reihen von Personen über der Türe, die gewundenen oder vierfach verwachsenen Säulchen und die Kapitäle aus ineinandergewundenen Tiergestalten, die bandförmig verflochtenen Verzierungen um die runden Bogen, alles sieht aus wie ein Bild einer Bibel der Merowingischen Zeit und wie die griechischen Mosaiken. Die Vorderseite ist in demselben größtenteils noch ganz reinen Stile recht angenehm und in schönen Verhältnissen gebaut, und der Ritter St. Georg, auf dem Rosse der Heymonskinder, wie er den Drachen tötet, auf der einen und St. Martin, wie er dem Bettler den Mantel reicht, auf der andern Seite, gibt dem sonst nüchternen Ganzen ein phantastisches Ansehen. Nach oben geht es dann ganz allmählich und durch die Türme vom rechten zum linken immer steigend ins Gotische über, aber ein solches, das allzu kompakt und eng geschlossen im ganzen keinen angenehmen Eindruck macht. Man sieht, es hat bei dem ganzen Bau eine richtige und vorsichtige Berechnung der Kräfte zugrunde gelegen, man hat nicht mehr angefangen, als man zu bestreiten gewußt, und so ist das Ganze, wenn auch etwas eng und herb, doch fertig geworden. — —

Das Rathaus ist auch noch ganz im unverkümmerten gotischen Stile, außen mit Bogenwerk, krausen Zinnen mit den Schilden der Eidgenossenschaft an ihnen und Türmchen verziert, inwendig ein viereckiger Hof rundum umbaut, inwendig und auswendig mit Bildern aus der Bibel von Hans Bock, Holbeins Nachfolger, gemalt. Recht hübsche alte Brunnen sind auch noch hier zu sehen, besonders der auf dem Fischmarkt, ein anderer mit dem Bauerntanze, den ich irgendwo im Holzschnitte gesehen. Dicht daneben läßt sich auch die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit den geschwollenen Steinungeheuern und den Rocaillengeranken erblicken und andere mit kleinen runden Kuppeln auf römischen Säulchen. In der Stadt selbst liegt hinter der Leonhardskirche unter einer alten, an die Mauer angebauten Burg, aus dem 14. Jahrhundert etwa, die Ruine einer noch älteren, Leineck genannt, die man beide seither noch immer in Ruhe gelassen. Die Häuser haben meist ein gutes, massives Ansehen, entweder oben Zinnen mit Bogen unterbaut, oder das schweizerische, drei Fuß vorstehende Dach, an der Unterseite ehemals meist bemalt, jetzt nur sauber mit Ölfarbe angestrichen, was viel besser schließt, als unsere nur schmal vorspringenden Steildächer. Die Fenster, meist alle in alter Weise: ein oder zwei größere über zwei kleine Seitenfenster vorspringend, oder auf sechs dicht nebeneinander zwei große unter vier kleine abwechselnd verteilt, die Fenstersteine oft mit Säulchen verziert, immer wenigstens gehohlkehlt, in den Fenstern, wie selbst am Rathause, noch häufig die runden Scheiben, und unten meist aus Eisen solid und zierlich geschmiedete, vortretende Gerämse, oben aus Holz fleißig geschnitzte Guckkasten, die Tür oft im Spitzbogen und alle Ecken und Durchzüge meist in Quadersteinen fest gefügt.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Schweiz hat seit Jahrhunderten wie ein großer Steindamm vorgelegen und die Fluten des Krieges abgewiesen, darum, während so viele, besonders französische Überschwemmungen zerstörend über unsere Länder hingegangen und alles mit weggeschwemmt und hingerissen, ist hier still Wasser geblieben, wo nichts von seinem Orte gerückt, selbst die Revolution hat sie im ganzen hier wenigstens nicht viel beschwert. Darum blieb so vieles unberührt, was anderwärts drunter und drüber gestürzt worden. Ich habe im kleinen Privatgarten hinter dem Hause Kastanien, Buchen, Linden gesehen, die schon Jahrhunderte dort gestanden, mitten auf dem Felde habe ich Linden von vier Fuß Durchmesser gefunden, die mit ihrem Schatten ein großes Stück des Ackers unbrauchbar machten, vielleicht zehn Generationen haben den Acker besessen, und keiner hat doch den Baum umhauen wollen, obgleich an seinem Holze zu gewinnen war. — —

Die Umgegend der Stadt ist recht angenehm, an den kleinen Wassern stehen viele Landhäuser mit Gärten und vielen schattigen grünen, mit Epheu bewachsenen Bäumen. Der Rhein selbst ist meist überall, besonders aufwärts, mit Weiden, Eichen, Buchen, Fichten, Tannen und Haseln bewachsen, so daß man, weil überall kein Leinenpfad ist, kaum an ihn herangelangen kann. Hinter der Stadt landeinwärts erheben sich kleine Hügel von Nagelflüh, fruchtbar und wohlgebaut. Da hat man von Strecke zu Strecke kleine Gehölze von Laub und Nadelholz aufgespart, das nächste das von St. Margarethen, wo man auf Stadt und Land und Fluß hinunter und in das scharfgeklüftete Schwarzwaldgebirge hinübersieht. Jenseits über Klein-Basel sind ähnliche Hügel und auf eine Stunde Weges hohe Kalksteinberge. Da hat man unter sich den vielfach gewundenen Strom, gegenüber der hügelige Sundgau und Saßgau, die große zehn Stunden breite Pforte nach Frankreich hinüber zwischen den Wällen der Vogesen, die man bis Vesoul und Langres verfolgen kann, und dem Jura, der sich in flachen schartigen Rücken gegen Neuenburg hinzieht. Auf dem Hörnli über Basel ist besonders der Blick in das obere Rheintal gar schön. Unter der Stadt, zwei Stunden und mehr, auf dem Berg bei Emeldingen, ist die schöne, fruchtbare, begrünte Ebene, der Rhein mit seinen Inseln und der bewaldete Jura gar anmutig zu sehen. Dieser Jura selbst ist gar schön und dicht bewachsen, hat schöne Täler und eine ganze Reihe Schlösser auf den Hügeln. Ich habe sehr viele Sonnenuntergänge hier gesehen. Meistens ist nur der mittlere Raum zwischen den beiden Gebirgen heiter, da die Wolken an ihnen denselben Zug wie die Gewitter zu halten scheinen. Eben darum weil die Aussicht in die Weite dadurch etwas beschränkt wird und die Schneeberge selten sichtbar sind, wird das Lichtspiel um so schöner, und die Vogesen durch die Ferne selbst wie ein Gewölk geworden, scheinen kaum dicht genug zu sein, um die Sonne ordentlich zu verhüllen.

In dem Winkel hier herum am Rheinübergang hat sich allerhand Volk zusammengedrängt und ist dort sitzen geblieben, so daß Märkte und andere Gelegenheiten, wo viele Leute zusammenkommen, recht merkwürdig, der Gesichter wegen, sind. In der Nähe sitzen die Sundgauer, das ist ein vollblutiges, hitziges, heftiges Volk, gleich zum Zuschlagen bereit, dabei versteckt, denen man daher hier in ihren fleischfarbenen oder mennigroten Röcken nicht viel



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gutes zutraut. Dagegen sind die Markgräfler gegenüber ein stilles, sanftes, gutmütiges, angenehmes Volk von schönem, hellem Blut und mit einer allgemeinen Familienähnlichkeit, als ob sie alle Verwandte wären. Die Breisgauer sind wieder andere Leute, groß und stark und echte Alemannen. Die Brundrutter auch wieder ein eigner Schlag, und die aus dem hiesigen Bistume ein gesunder, starker, lebhafter und etwas grobzügeriger Schlag, als die jenseits. Obgleich die Reformation alle Heiligen abgesetzt, hat sich doch hier der heilige Urbanus, der Weinpatron, in seinem Kredit erhalten. Nahe bei meiner Wohnung steht er in Stein auf einem Brunnen, da haben sie ihm in voriger Woche, wo sein Tag gefeiert wird, eine schön brodierte Toga und die Inful angezogen, worin er sich wegen etwas kurzer Taille gar wunderlich ausgenommen, alles mit Blumen schön umhangen, und am Abend ist die Nachbarschaft mit Musik dahingezogen, sie haben allerlei dabei verlesen und darauf die Nacht auf Abschlag der künftigen Weinlese einen Teil der vorigen untergebracht. Das war seit fünfundzwanzig Jahren in der Revolution unterblieben, jetzt haben sie's wieder angefangen. So hat sich noch viel anderes von alten Gebräuchen erhalten, sie schließen auch noch die Stadttore bei der Predigt, und die Ratsdiener gehen noch immer in ihren rechts schwarzen, links weißen Mänteln. Die neue Art sieht man an den vielen Pfählen und Polizeivorschriften: „Unter so vielen Franken Strafe, das oder jenes nicht zu tun, den oder jenen Weg nicht zu begehen," ich habe jedoch die meisten ohne Schaden begangen. (Görres, Brief von 1820.)

## HEIDELBERG

Ich sah Heidelberg an einem völlig klaren Morgen, der durch eine angenehme Luft zugleich kühl und erquicklich war. Die Stadt in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung hat, man darf sagen, etwas Ideales, das man sich erst recht deutlich machen kann, wenn man mit der Landschaftsmalerei bekannt ist, und wenn man weiß, was denkende Künstler aus der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben. Ich ging in Erinnerung früherer Zeiten über die schöne Brücke und am rechten Ufer des Neckars hinauf. Etwas weiter oben, wenn man zurücksieht, sieht man die Stadt und die ganze Lage in ihrem schönsten Verhältnisse. Sie ist in der Länge auf einem schmalen Raum zwischen den Bergen und dem Flusse gebauet, das obere Tor schließt sich unmittelbar an die Felsen an, an deren Fuß nur die Landstraße nach Neckargemünd die nötige Breite hat. Über dem Tore steht das alte verfallene Schloß in seinen großen und ernsten Halbruinen. Den Weg hinauf bezeichnet, durch Bäume und Büsche blickend, eine Straße kleiner Häuser, die einen sehr angenehmen Anblick gewährt, indem man die Verbindung des alten Schlosses und der Stadt bewohnt und belebt sieht. Darunter zeigt sich die Masse einer wohlgebauten Kirche und so weiter die Stadt mit ihren Häusern und Türmen, über die sich ein völlig bewachsener Berg erhebt, höher als der Schloßberg, indem er in großen Partien den roten Felsen, aus dem er besteht, sehen läßt. Wirft man den Blick auf den Fluß hinaufwärts, so sieht man eine große Fläche davon zu Gunsten einer Mühle, die gleich unter dem unteren Tore liegt, zu einer schönen Fläche gestemmt, indessen der übrige Strom über abgerundete



Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Granitbänke in dieser Jahreszeit seicht dahin und nach der Brücke zu fließt, welche, im echten guten Sinne gebaut, dem Ganzen eine edle Würde verleiht. Die Statue des Kurfürsten, die hier mit doppeltem Recht steht, so wie die Statue der Minerva von der anderen Seite, wünscht man um einen Bogen weiter nach der Mitte zu, wo sie am Anfang der horizontalen Brücke, um so viel höher, sich viel besser und freier in der Luft zeigen würden. Allein bei näherer Betrachtung der Konstruktion möchte sich finden, daß die starken Pfeiler, auf welchen die Statuen stehen, hier zur Festigkeit der Brücke nötig sind, da denn die Schönheit wie billig der Notwendigkeit weichen mußte.

Der Granit, der an dem Wege heraussteht, machte mir mit seinen Feldspatkristallen einen angenehmen Eindruck. Wenn man diese Steinarten an so ganz entfernten Orten gekannt hat und wiederfindet, so machen sie einen angenehmen Eindruck des stillen und großen Verhältnisses der Grundlagen unserer bewohnten Welt gegeneinander. Daß der Granit noch so ganz kurz an einer großen Plaine hervorspringt und spätere Gebirgsarten im Rücken hat, ist ein Fall, der mehr vorkommt, besonders ist der vom Roßtrapp merkwürdig. Zwischen dem Brocken und zwischen diesen ungeheuern Granitfelsen, die so weit vorliegen, finden sich verschiedene Arten Porphyre, Kieselschiefer und so weiter. Doch ich kehre vom rauhen Harz in diese heitere Gegend gern und geschwind zurück und sehe durch diese Granitfelsen eine schöne Straße geebnet, ich sehe hohe Mauern aufgeführt, um das Erdreich der untersten Weinberge zusammenzuhalten, die sich auf dieser rechten Seite des Flusses den Berg hinauf, gegen die Sonne gekehrt, verbreiten.

Ich ging in die Stadt zurück und sodann zum Obertore hinaus. Hier hat die Lage und Gegend keinen malerischen, aber einen sehr natürlich schönen Anblick. Gegenüber sieht man nun die hohen, gut gebauten Weinberge, an deren Mauer man erst hingehen muß, in ihrer ganzen Ausdehnung. — — Die Sonne machte Licht und Schatten so wie die Farben deutlich, wenige Wolken stiegen auf.

Die Brücke zeigt sich von hier aus in einer Schönheit, wie vielleicht keine Brücke der Welt. Durch die Bogen sieht man den Neckar nach den flachen Rheingegenden fließen und über ihr die lichtblauen Gebirge jenseit des Rheins in der Ferne. An der rechten Seite schließt ein bewachsner Fels mit rötlichen Seiten, der sich mit der Region der Weinberge verbindet, die Aussicht.

Gegen Abend ging ich nach der Plaine zu, erst an den Weinbergen hin, dann auf die große Chaussee herunter bis dahin, wo man Rohrbach sehen kann. Hier wird die Lage von Heidelberg doppelt interessant, da man die wohlgebauten Weinberge im Rücken, die herrliche fruchtbare Plaine bis gegen den Rhein und dann die überrheinischen blauen Gebirge in ihrer ganzen Reihe vor sich sieht. (Goethe, Aus einer Reise in die Schweiz, 1797.)

## DER RHEINGAU

Wir eilten in die reiche, frohe Natur, indem wir auf der Höhe des Hügels, Weinberge links, frischgeackerte Fruchtfelder rechts, dem Johannisberg zugingen. Die Grenze des Weinbaues bezeichnet zugleich die Grenze des aufgeschwemm-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ten Erdreichs, wo die Äcker anfangen, zeigt sich die ursprüngliche Gebirgsart. Es ist ein Quarz, dem Tonschiefer verwandt, der sich in Platten und Prismen zu trennen pflegt.

Man kann nicht unterlassen, links hinterwärts nach dem Fluß und nach denen ihn an beiden Ufern begleitenden Landschaften und Wohnlichkeiten umzuschauen, die, im einzelnen schon bekannt, mit größerem Anteil im ganzen überblickt werden.

Überrascht wird man aber doch, wenn man auf den Altan des Johannisberger Schlosses tritt. Denn wollte man auch alle Orte und Gegenstände wiederholen, so würde sich doch nur dasjenige allenfalls in der Folge dem Gedächtnis darstellen, was man hier auf einmal übersieht, wenn man, auf demselben Flecke stehend, den Kopf nur rechts und links wendet. Denn von Biebrich bis Bingen ist alles einem gesunden oder bewaffneten Auge sichtbar: der Rhein, mit denen daran gegürteten Ortschaften, mit Inselauen, jenseitigen Ufern und ansteigenden Gefilden, links oben die blauen Gipfel des Altkins und Feldbergs, gerade vor uns der Rücken des Donnersbergs! Er leitet das Auge nach der Gegend, woher die Nahe fließt. Rechts unten liegt Bingen, daneben die ahnungsvolle Bergschlucht, wohin sich der Rhein verliert.

Die uns im Rücken verweilende Abendsonne beleuchtete diese mannigfaltigen Gegenstände an der uns zugekehrten Seite. Leichte, seltsam streifenweis vom Horizont nach dem Zenit strebende Wolken unterbrachen die allgemeine Klarheit des Bildes, wechselnde Sonnenblicke lenkten jetzt die Aufmerksamkeit bald da-, bald dorthin, und das Auge ward stellenweise mit einzelner frischer Anmut ergötzt. Der Zustand des Schlosses selbst störte nicht diese angenehmen Eindrücke. Leer stehts, ohne Hausgerät, aber nicht verdorben.

Bei untergehender Sonne bedeckte sich der Himmel von allen Seiten mit bunten, immer auf den Horizont sich beziehenden, pfeilförmigen Streifen, sie verkündigten eine Wetterveränderung, über welche die Nacht entscheiden wird. — —

Der Morgenhimmel, erst völlig umwölkt, erheiterte sich bei fortdauerndem Nordwind. Nachdem wir in Geisenheim bei einem Handelsmanne ein altes Gemälde gesehen, ging der Weg aufwärts durch einen Eichenbusch, welcher alle vierzehn Jahre zum Behuf der Gerberei abgetrieben wird. Hier findet sich das Quarzgestein wieder und weiter oben eine Art von Rotliegendem. Rechts blickt man in ein tiefes, von alten und jungen Eichen vollgedrängtes Bergtal hinab, die Türme und Dächer eines alten Klosters zeigen sich, von dem reichsten Grün ganz eingeschlossen, in wildem, einsamem Grunde — eine Lage, übereinstimmend mit dem Namen dieser heiligen Stätte: denn man nennt sie noch immer Not Gottes, obgleich das Wunderbild, das dem Ritter hier seine Not zujammerte, in die Kirche von Rüdesheim versetzt worden. Völlig unwirtbar erschiene diese Stelle noch jetzt, hätte man nicht einen kleinen Teil der angrenzenden Höhe gerodet und dem Feldbau gewidmet.

Aufwärts dann, eine hochgelegene, bebaute Fläche hin, geht der Weg, bis man endlich auf den Niederwald gelangt, wo eine gerade, lange, breite Fahrstraße vornehme Anlagen verkündigt. Am Ende derselben steht ein Jagdschloß mit Nebengebäuden. Schon vor dem Hofraum, besser von einem Türmchen, sieht



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

man in der ungeheuren Schlucht den Rhein abwärtsfließen. Lorch, Dreieckshausen, Bacharach sind hüben und drüben zu sehen, und mir war in diesem Blick der Anfang einer neuen Gegend und der völlige Abschluß des Rheingaues gegeben.

Auf einem Spaziergang durch den Wald gelangte man zu verschiedenen Aussichten und endlich zu einem auf einer Felskuppe des Vorgebirgs liegenden Altan, von welchem eine der schönsten Übersichten genossen wird: tief unter uns die Strömung des Binger Lochs, oberhalb derselben den Mäuseturm, die Nahe, durch die Brücke von Bingen herfließend, aufwärts der Bergrücken der Rochuskapelle und was dem angehört — eine große, in allen Teilen mannigfaltige Ansicht. Wendet sich das Auge zurück und unterwärts, so sehen wir das verfallene Schloß Ehrenfels zu unseren Füßen.

Durch eine große, wohlbestandne Waldstrecke gelangt man zu dem gegen Norden gerichteten runden Tempel. Hier blickt man von neuem rheinaufwärts und findet Anlaß, alles zu summieren, was man diese Tage her gesehen und wieder gesehen hat. Wir sind mit den Gegenständen im einzelnen wohl bekannt und so läßt sich durch das Fernrohr, ja sogar mit bloßen Augen, manches Besondere nah und fern schauen und bemerken.

Wer sich in der Folge bemühte, den Niederwald besser darzustellen, müßte im Auge behalten, wie das Grundgebirge von Wiesbaden her immer mehr an den Rhein heranrückt, den Strom in die westliche Richtung drängt und nun die Felsen des Niederwaldes die Grenzen sind, wo er seinen nördlichen Weg wieder antreten kann.

Der steile Fußpfad nach Rüdesheim hinab führt durch die herrlichsten Weinberge, welche mit ihrem lebhaften Grün in regelmäßigen Reihen, wie mit wohlgewirkten Teppichen, manche sich an- und übereinander drängende Hügel bekleiden. (Goethe, Am Rhein, Main und Neckar, 1816/1817.)

## KOBLENZ UM 1770

Da thronte jenseits über dem Strome die alte Bergfeste Ehrenbreitstein mit ihren altertümlichen, malerischen Türmen und Bauten, und der Bergfeste zur Rechten und Linken zog sich die grüne Kette der Rebhügel den Fluß entlang — aufwärts bis zu den Burgtürmen von Lahnstein und den Bergen von Rhense und Stolzenfels, abwärts in langem Bogen bis zur alten Andernach. Zu Füßen der schirmenden Landesfeste, dicht am Strome, ruhte das kurfürstliche Schloß, an das sich der eine oder andere adelige Ansitz der Hofherrn anreihte. Zwei Gotteshäuser lagen mitten in dem Rheine auf Inseln, rings von seinen Wassern umspielt, aufwärts das adelige Benediktiner Frauenkloster Oberwörth, abwärts das altberühmte Cisterzienser Kloster Niederwörth, das eine Reliquie seines Ordensstifters, des heiligen Bernhards, bewahrte, eine Erinnerung an jene Tage, da er hier den Gottesdienst, als er das Kreuz am Rheine predigte, gefeiert. Dann diesseits links am „deutschen Eck", wo Rhein und Mosel, der Alpensohn und die lotharingische Jungfrau, sich vermählen, das Deutschherrenhaus, ein Denkmal der alten katholischen Frömmigkeit des Landes. Nur eine Meile die Mosel aufwärts auf dem jenseitigen Ufer liegt das Stamm-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schloß der Bassenheime, die den deutschen Orden zuerst in der heiligen Stadt gestiftet. An das deutsche Ordenshaus schloß sich die Stiftskirche St. Kastors, karolingische Denkmäler bewahrend, würdig an; denn auch sie, in ihrem romanischen Stile, ist eine ehrwürdige Zeugin jener alten heiligen Begeisterung und Kunst der rheinischen Stämme, die so viele Dome und Gotteshäuser wundervoller Kunst die Ufer des Flusses entlang, von seiner Wiege in den Alpen bis hinab zu den volkreichen Städten der Niederlande, als Denkmale ihrer Gottesfurcht hoch zum Himmel hinan gebaut. Mit dieser Kirche, die durch ihre Erinnerungen und ihre Kunstwerke ein wahres Heiligtum unserer rheinischen und deutschen Geschichte bildet, verband sich ein großer Kreuzgang, reich mit alten Bildwerken verziert. Der altersgrauen, tausendjährigen Kirche zur Seite, auf dem Kastorhof und in der St. Kastorstraße, standen längs Mosel und Rhein die Wohnungen der Kapitelherren des Kollegiatstiftes und unweit davon ein Seminarium und ein von der frommen Mildtätigkeit der Vorzeit mit Einkünften reichlich versehenes Waisenhaus.

Weiter landeinwärts, im Rücken der Stadt, wo die Rhein- und Moselberge sich verbinden und einen die beiden Täler weithin beherrschenden Vorsprung bilden, dort, wo nun die Feste Constantin die Höhe krönt, damals der Beatusberg genannt, erhob sich dem Ehrenbreitstein gegenüber mit der herrlichsten Aussicht eine andere Feste — geistlicher Betrachtung und Selbstbeherrschung geweiht —, eine wohlgebaute Karthause. Ein Bürger von Koblenz, der nach dem gelobten Lande gepilgert, hatte die Stationen des Leidensweges den Beatusberg hinan gestiftet. Oben, unmittelbar unter der Karthause, weithin den Rhein auf und ab sichtbar, erhob sich eine heilige Grabkapelle zum heiligen Kreuz, nach dem Vorbilde des heiligen Grabes zu Jerusalem erbaut.

Und wie in diesem Abbilde des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation das Geistliche mit dem Weltlichen sich innigst verband und verschlang, wie die kriegerische Feste, der Ehrenbreitstein, mit seinem mörderischen Geschütz auf dem rechten Rheinufer und die heilige Stätte fastender und betender Karthäuser auf dem linken friedlich zueinander herübersahen und das geistliche Fürstenschloß und die gewerbsame Bürgerwelt der Stadt bewachten: den gleichen gemischten Charakter trug auch das Leben, das sich in jenen Zeiten auf dem Flusse und an seinen Ufern vor den Augen hin bewegte. Bald fuhren von Holland kommend die stattlichen Handelsschiffe rheinaufwärts, von dreißig und vierzig Pferden gezogen, bald glitten die großen Flöße von unabsehbarer Länge stromabwärts, eine kleine Welt für sich, mit Hütten wie ein Dorf versehen, von 150 und 200 Ruderknechten bedient, und von vier Steuerleuten auf vier hohen Tribünen geleitet, bald wieder bewegten sich die Bittgänge der Gläubigen in langen Zügen die Ufer entlang, oder die Pilger kamen, heilige Lieder singend, auf grüngeschmückten Schifflein mit Kreuz und Fahnen den Fluß hinabgeschwommen. Sie hatten das Grab der heiligen Hildegard oder das Gnadenbild zu Bornhofen begrüßt und zogen hinab, ihre Andacht bei dem Grabe der heiligen drei Könige in Köln zu verrichten oder die Heiligtümer in dem Dome Karls des Großen zu Aachen oder an hundert anderen Wallfahrtsorten des Landes zu verehren. Und wieder zogen kaiserliche Truppen mit klingendem Spiel und dem Reichsadler in der Fahne aus den österreichischen



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vorlanden am Bodensee und dem Oberrhein das Tal hinab in die österreichischen Niederlande, oder die Kurfürsten begaben sich mit stattlichem Gefolge nach Frankfurt, dort den Kaiser zu küren, während die Kaufherren mit ihren Waren von den Messen von Frankfurt und Nürnberg heimkehrten. (Guido Görres, Joseph von Görres, 1851.)

## DAS OBERE DONAUTAL

Verglichen mit dem Mittelrhein, ist die Donau auf dieser Strecke ein noch jugendlicher Strom. Rasch eilt sie dahin, bei hohem Wasserstande stattliche Fluten wälzend, das für die Schiffahrt brauchbare Rinnsal aber ist meist ziemlich eng. Der Haupteindruck ist noch der frischer, jugendlicher Kraft gegenüber dem ruhig gleitenden, die Städte und Länder verbindenden Rhein.
Das Tal der Donau hat noch große sumpfige Niederungen und wird noch vielfach von stattlichen Wäldern begleitet. Wie ehedem, liegt das Zisterzienserkloster Kaisheim etwas abseits des Verkehres an dem großen Forste, die Benediktinerklöster dagegen meist an dem Strom, in der Regel ziemlich entfernt von den Städten. Diese Lage der Klöster läßt, da sich ihre Umgebung meist nicht wesentlich änderte, heute noch rasch die verschiedene kulturgeschichtliche Mission erkennen, die ihre Gründer ins Auge faßten. Eigenartig wirkt in dem auch gegenwärtig noch höchst bescheidenen Dorfe die feine Kunst der kleinen romanischen Kirche, die gerade in dieser Umgebung zeigt, wie die hochgebildete Klosterschule die Kunst aufs Land, selbst in das kleine Dorf trug. Es gibt hier noch Ruinen, die nicht oder nur wenig die moderne Kultur berührte, kleine Städte, die noch ein klares Bild mittelalterlicher Stadtanlage bieten und reizvoll mit größeren kontrastieren, die von einer bedeutenden Vergangenheit erzählen, aber auch von einer tüchtigen Gegenwart. — —
Alte, zuweilen recht stolze Herrenhäuser und Schlösser sind, wie bei Leipheim oder Günzburg, eine Zierde der Stadt, stehen oft aber auch allein oder bei kleineren wie bei größeren Orten, die einst unter ihrem Schutze gediehen. Dies erinnert dann, zumal durch Denkmäler der Pfarrkirche, häufig daran, wie der Adel die Kunst der Stadt dem Lande vermittelte. Wie interessant weisen hier darauf allein schon Namen wie Knörringen, Burtenbach, Weißenhorn, Glött!
Den wirkungsvollsten Gegensatz zu den weitgedehnten Landschaften bildet die Strecke zwischen Weltenburg und Prüfening, auf der die Donau den Jura durchbricht. Kloster Weltenburg liegt, wohlgeborgen durch die umgebenden Höhen, ganz im Walde versteckt, durch den Strom hart an den Berg gedrängt. Von den waldigen Höhen beider Seiten sieht der Wanderer in die breite Schlucht, deren steile Wände direkt aus dem Strom aufsteigen. Stets überraschen neue Bilder der romantischen, enggeschlossenen, an charakteristischen Formen reichen Landschaft.
Bei Kelheim erweitert sich das Tal. Auf das Mündungsdreieck von Altmühl und Donau wurde die kleine Stadt gebaut, über welcher der stolze Bau der Befreiungshalle weit in das Stromtal hinein und in das Land hinaus sieht.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einen großen Zug erhält hier die Gegend, besonders durch den Blick ins Altmühltal, mit dem hohen, langen Steinrücken auf dessen linkem Ufer. Dann wird das Tal freier, anmutiger, behält durch den Strom aber doch durchweg etwas Großes, Bedeutendes. Zuweilen treten die Höhen näher an den Strom, da und dort fallen sie in steilen Wänden ab, deren Steinbrüche bei Kapelberg einst das treffliche Material zum Regensburger Dom lieferten.
Rasch wechseln jetzt die Bilder durch die Krümmungen des Stromes, die kleinen Nebentäler, die mannigfaltigen Formen der Hügel und Felsen, und durch manche Siedelung. Zu kurzer Rast lädt der hübsche Platz vor Abbach ein, wo ein stattlicher bayerischer Löwe im Schatten einer großen Felswand ruht. Eine monumentale Inschrift an dieser berichtet den Bau der Straße unter der Regierung Karl Theodors im Jahre 1794.
Ein echt deutsches Strombild bietet sich an den Felsen bei Oberndorf, wenn man stromaufwärts gegen Abbach sich wendet. Der Markt mit seiner Hauptstraße ist zwischen die Donau und den Hügel eingeengt, auf dem etwas höher die Kirche liegt, über der der mächtige runde Burgturm weithin sichtbar ist.
Bei Regensburg ändert sich der Charakter der Landschaft. Bis hinab gegen Vilshofen gewährt das flache, rechte Ufer weite Ausblicke nach Süden, während sich am linken Ufer Hügel hinziehen, hinter denen die Höhen des Bayrischen Waldes aufsteigen, um so stattlicher, je weiter wir stromabwärts kommen. Seine ganze Schönheit offenbart dieser Gegensatz gleich bei der Walhalla. Aus dem majestätischen Säulengang des deutschen Ehrentempels sehen wir nördlich in das Waldtal, aus der südlichen Vorhalle dagegen in die großzügige, weite Ebene. Der Blick aus der Halle des griechischen Tempels nach Süden regt zu tieferem Erfassen der einfachen Schönheit unserer Ebenen an, die auch die Wahl des griechischen Tempels für diesen Platz berechtigt erscheinen läßt, wenngleich es uns zuerst vorkommt, als ob die bayerischen Kirchtürme ein wenig verwundert zu ihm aufschauten. Die Aussicht aus der westlichen Halle stellt durch den Blick auf die Ruine Donaustauf dem einfachen, klassisch Schönen das romantische Ideal gegenüber. Eine unvergleichliche Umgebung für dieses Denkmal reinen, großen Schönheitssinnes und wärmster Liebe und Verehrung für das deutsche Vaterland.
Mit Bogenberg treten am linken Ufer die Höhen hart an den Strom, und vor der stattlichen, spätgotischen Wallfahrtskirche sieht man südlich weit in die Ebene, nördlich in das scharfgerissene Tal des Bogen, während westlich Straubing liegt, ein wichtiger Zeuge städtischer, und Oberaltaich auch ein bedeutender Vertreter klösterlicher Bildung.
Ein Kloster, nämlich Metten, ist auch der nächste kunstgeschichtlich wichtige Punkt des Tales. Auf der anderen Seite der Donau aber liegt, imposant aus der weiten Ebene emporsteigend, auf bewaldeter Höhe die Burgruine Natternberg. Wir steigen auf dem tief eingefurchten alten Burgweg im Dickicht jungen Buchenwaldes empor, um vor den Mauern der alten Burg, welche die Schweden zerstörten, die herrliche Aussicht in die weite Ebene zu genießen, die hier eigenen Reiz durch die Donau und den gegen Norden abschließenden Bayerischen Wald erhält, als dessen wichtigen Zugangsort jenseits des Stromes, so hübsch an den Fuß der Berge gelagert, wir Deggendorf liegen sehen. Den



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

malerischen Reiz der Landschaft um Metten zeigt besonders der Weg vom Kloster über das „Himmelreich" nach Deggendorf. In dem Hügelland geht es sich so lustig bergauf und bergab. Schöne Wälder, frische Wiesen wechseln, einzelne Gehöfte liegen am Wege, prächtige Ausblicke bieten sich in das vielgewundene Donautal bis zu den Türmen Niederaltaichs und nach den Höhen des Bayerischen Waldes.

Die schöne Umgegend des Klosters, in der noch manche reizvoll im Walde geborgene Kapelle, wie etwa Uttobrunn, an den Sinn der Brüder für die Natur erinnert, führte schon 1414 einen Mettener Mönch dazu, seine Bildchen, die er in eine jetzt auf der Münchener Bibliothek verwahrte Regel des hl. Benedikt malte, künstlerisch anziehend durch die reiche Hügellandschaft zu gestalten. Der Duft der fernen Berge in diesen kleinen Landschaften zeigt, wie fein dieser Klosterbruder beobachtete, wenn er von den Höhen weit in die Ebene und hinüber nach dem Bayerischen Wald sah.

Was in diesen Miniaturen schüchtern keimt, blüht frisch auf in den Hintergrundslandschaften, die in der Kunststadt Regensburg der tüchtige Meister Berthold Furtmeyr 1481 in die Missale für den Salzburger Erzbischof Bernhard von Rohr malte, das sich jetzt gleichfalls auf der Münchener Bibliothek befindet. Auch der deutsche Maler, der zuerst die Landschaft selbständig im Tafelbild behandelte, entstammt dem Donautal, der Regensburger Albrecht Altdorfer. Diese Künstler des späten 15. und des frühen 16. Jahrhunderts schließen sich nicht mehr so einfach an die Natur ihrer Umgebung, wie der naive Klosterbruder von Metten, aber doch sehen wir allenthalben, wie sehr ihnen die heimatliche Natur ans Herz gewachsen war und ihre Phantasie bestimmte.

Kurz vor Vilshofen nähern sich beiderseits die Höhen der Donau. Auf dem linken Ufer liegt hier auf waldiger Höhe die Ruine Hilgartsberg. Die erste Burg auf diesem das Tal vorzüglich beherrschenden Platze soll Kaiser Heinrich II. gebaut haben, der in der Geschichte des Donautales vielfach bedeutend hervortritt. Das Schloß war im Besitze der Grafen von Sulzbach und Ortenburg, dann der bayerischen Herzöge, im 17. Jahrhundert kam es an die Fugger zu Kirchberg und Weißenhorn. Zerstört wurde das Schloß 1742 im österreichischen Erbfolgekrieg.

Architektonisch Merkwürdiges bietet die Ruine nicht mehr, abgesehen etwa von der kleinen romanischen Apsis einer Kapelle, aber sie ist noch eine echte Ruine, der ungeschmälerte Besitz dessen, der heraufsteigt, um zwischen den alten zerbröckelnden Mauern vergangener Zeiten zu gedenken, sich zu freuen an dem frischen Grün, das auf den verwitterten, grauen Steinen wächst, an dem Walde hinter der Burg, den prachtvollen Fernblicken, besonders südwestlich gegen das flache, rechte Donauufer, oder an dem Einblick in das enge Bachtal mit der kleinen Mühle und dem verfallenen Bauernhaus, das aussieht, als habe an ihm Altdorfer Studien gemacht für seine Bilder der heiligen Nacht. — —

Auf ihrer letzten Strecke in Bayern ist die Donau schon recht stattlich. Kleine Inseln liegen in dem Strom, aus dem da und dort Steinblöcke emporragen. An den Ufern ziehen sich Hügel mit Wiesen, Feldern und Wäldern, durch



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tiefe Taleinschnitte unterbrochen, belebt durch kleine Dörfer und einzelne Höfe. An der bedeutenden Straße von West nach Ost, die Passau uns ins Gedächtnis ruft, haben wir auch hier noch das idyllische Bild der friedlichen, in sich geschlossenen Existenz eines Bauernlandes, das der Verkehr auf dem Strom gar nicht zu beunruhigen scheint.
Kurz vor Passau ändert sich das Bild durch die steilen Wände des linken Ufers, das Anrücken der Höhen des Inntales und das tief eingeschnittene Tal der Ilz. Herrlich ist der Platz, wo sich die drei Flüsse vereinen und dann der nun großartige Strom in weitem Bogen durch das festgeschlossene Tal nach Osten dahinfließt.
Die Höhenlage Passaus auf der engen Landzunge von Donau und Inn nimmt das geistliche Viertel ein. Hier steht der Dom, das alte und das neue bischöfliche Palais, sowie die stattlichen Häuser des Klerus, westlich liegt das große Kloster St. Nikolaus, östlich der mächtige Bau der Jesuiten, dann folgt die alte Abtei Niedermünster. Etwas tiefer zieht sich längs der Donau die Hauptstraße der bürgerlichen Stadt hin, die sich beim neuen bischöflichen Palais mit der Straße vom Domberg verbindet. Kleinere Straßen führen zur Donau und zum Inn. Gegen die Donau öffnet sich die Stadt beim Rathaus. Jenseits des Inns liegt die Innstadt. Überall, zumal in die Straßen an der Donau, sieht von den Höhen des linken Stromufers die stolze bischöfliche Feste Oberhaus herein, welche die Stadt völlig beherrscht. (Berthold Riehl, Bayerns Donautal, 1912.)

## DIE DONAU VON LINZ BIS WIEN

Das Stück der Donau, das man zwischen Linz und Wien befährt, ist ohne Zweifel der herrlichste Teil des ganzen großen Flusses; denn es haben sich hier Natur und menschliche Kultur in einem so hohen Grade bemüht, die Ufer und Anlande reich zu schmücken, wie sonst nirgends mehr auf der ganzen 400 Meilen weiten Strecke des Flußlaufes. Und all das Schöne und Große, all das Anmutige und Interessante, alle die historischen Monumente und die von der Natur geschmückten Landschaften in der kurzen Zeit eines halben Tages an geistigen und leiblichen Augen vorübergehen zu lassen, scheint ein zauberischer Traum und versetzt den empfänglichen Geist in einen entzückenden Rausch.
Die Römer, als sie hier noch saßen, haben freilich nichts von diesem Rausche gekannt, und ihnen erschien ein Aufenthalt an den Donauufern wohl nicht anders als wie ein sehr schwerer und drückender Traum. Gerade an dieser schönsten Strecke der Donau hin bis Vindobona hatten sie ihre vorzüglichsten Kampfplätze und Schlachtfelder mit den Germanen. Das linke Ufer der Donau nannten sie Frons Germaniae, die Stirn Deutschlands, und das rechte, das sie besetzt hielten, die Supercilia Isthri, die Augenbrauen der Donau. Und wie mochten ihre Erzählungen wohl klingen, wenn sie von diesen äußersten, kalten Nordgrenzen ihres schönen Reiches Briefe an die Ihrigen nach Italien schickten und ihnen Schilderungen machten von den Runzeln, Auswüchsen, Zacken, Felsen und Hörnern der rauhen Stirn Germaniens, oder von



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den dichten und wilden Waldungen und den Schilfsümpfen der Augenbrauen des Isther?
Wahrlich, wenn irgendwo, so ist hier auch ein Erdfleck um die Wandlung der Dinge und den Umschwung der Begebenheiten zu bewundern. Die Augenbrauen der Donau sind gelichtet unter dem Beile und dem Pfluge, diesen Schermessern der Kultur. Die Häupter der ungebändigten Auerochsen fängt man nun wie zahme Fische aus dem Grunde des Flusses. Die Gefilde sind mit dem reichsten und schönsten Anbaue bedeckt, und von den Waldungen blieb nur so viel, als der Mensch gern hat zur Würze und Hebung des milderen Ausdrucks der Wiesen und Ackerfluren. Die Stirn Deutschlands und das, was sonst äußerste Grenze war, bildet nun den innersten Kern eines großen Reiches und der verworfene Baustein ist zum Eck- und Grundstein geworden, denn hier liegt das Fundament und die Wiege der österreichischen Länder. — —
Die Donau fließt bei Linz von Bergen eingeengt in einem ungeteilten Strome. Unterhalb der Stadt aber fängt sie bald an, sich ausbreitend viele große und kleine Inseln zu umfassen und sich in viele Arme zu spalten, von denen indes gewöhnlich einer als die Hauptader betrachtet werden kann. Dies geht so fort bis in die Gegend des berühmten Strudels bei Grein, wo dann wieder alle Gewässer vereinigt in demselben Kanale zehn Meilen weit fortpulsieren, bis sie bei der Stadt Krems sich durch die Gebirge und Engpässe durchgearbeitet haben, ebeneres Land betreten und ihre Insel- und Armbildung wieder beginnen, was sie dann bis über Wien hinaus fortsetzen. — —
Die Donau fließt direkt von Westen nach Osten, und da nun die Sonne in der Regel mehr im Süden steht, so werden die nach Süden gekehrten Fronten der Schlösser, Städte und Berge der nördlichen Wand in der Regel besser beleuchtet sein, als die Fronten der südlichen Wand, die häufig zu gewissen Tages- und Jahreszeiten dunkle Schatten auf die Donau werfen.
Für uns war es, als wir bei Wallsee anlangten, noch Morgen, und dies schöne Schloß am rechten Donauufer war noch in seiner schönsten Beleuchtung aus Osten oder Südosten zu sehen. Auf senkrecht abfallenden Felsen, welche die Donau in leidenschaftlicher Umarmung rauschend umströmt, erhebt sich dies prachtvolle Rittergebäude. Auf der anderen Seite sieht es sich von schönen üppigen Gefilden, wie von friedliebenden, arbeitsamen Untertanen umlagert, und fern, in den Hintergrund zurückgedrängt, stehen die Berge, die Häupter von dunklen Waldungen umschattet. — —
Da liegt der Nibelungenhort in der Donau, da ziehen die Nibelungenhelden an ihren Ufern herab. König Etzel zieht herauf ihnen entgegen. Die Gewitterwolken stoßen aneinander, und die Blitze und Klänge der Hunnenschlachten tönen im Donautale wider. Karl der Große dringt siegreich herab und kehrt triumphierend zurück. Da kauern sogar noch die Geister der römischen Zenturionen und Grenzkommandanten in zahllosen Scharen am Ufer, und die italienischen Weiber kommen weinend und den Germanen fluchend herbei, um den Tausenden ihrer hier gefallenen Geliebten einen Kranz zu winden. Dann wieder ziehen deutsche Bebauer, Franken, Bayern und Schwaben singend den Fluß herunter. Auf ihren Schiffen haben sie der Ceres und



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Bacchus Altäre errichtet, um sie und ihre Mysterien in fremde Lande zu tragen. Aber der Ungarn wilde Schwadronen stürzen über das alles herein, über das alles hinaus, und durch die Donauschluchten brechend, bringen sie Trauer und Wüste wie eine mächtige Flut über die entferntesten Völker. Zwölf Könige der Ungarn reiten herauf — zwölf Kaiser der Deutschen marschieren hinab und spielen durch Jahrhunderte hindurch das blutige Spiel mit den eisernen Würfeln des Krieges. Bald rückten sie ihre Grenzen hinaus, bald wichen sie zurück. Doch mitten zwischen all diesem Schwanken, welch neuer Wechsel, welche mächtigen Klänge, welche frommen Gesänge? Hunderttausend und aberhunderttausend Männer, Ritter aus Norden und Westen wallen den Strom in wenigen Jahrhunderten hinab in ferne Zonen, um des Erlösers Grab mit Tränen und Blut zu netzen, und die Ritter der Donau stoßen ihre Nachen vom Ufer und schließen dem Zuge sich an, die Clams — die Dietrichsteins — die Prüschenken — die Schweinpöke — die Breuner — die Salaburger — die Persenberge und wie alle die uralten deutschen Geschlechter hießen, die an diesen Hügeln der Donau einst blühten und jetzt schon zum Teil wie Blumen verwelkt sind, zum Teil noch grünen wie Eichen. Wie reich, wie herrlich diese Fahrten der Kreuzheere nach dem Osten! Wie schrecklich, wie furchtbar darauf aber die Antwort des Orients, die er der Donau hinüber sendet! Die Janitscharen überbringen sie nach Wien. Doch man nimmt sie nicht an, man läßt sie nicht ein, und wieder ein paar Blätter des Buches werden vom Sturme gewendet, und siehe, Deutschland steht siegreich da, gebietend fast bis zur Mündung des Stromes. — —

Dem Wörther Felsen gegenüber ragen andere hohe Riffe tief ins Wasser hervor und tragen auf ihrer festen Stirn die Ruine des alten Schlosses Werfenstein empor. Schon römischer Schutt soll hier mit dem des deutschen Mittelalters sich mischen.

Die Felsen von Werfenstein schließen sich an die mächtigen Wände und schroffen Abhänge, von denen sie nur ein kleiner Teil sind, und die sich nun in dunkler Enge etwa auf die Länge einer halben Stunde einander gegenüberstehen. Mitten in dieser Schlucht, die man sich indes immerhin nicht allzu schmal denken darf, schießt der Strom, mit unaufhaltsamer Gewalt sich fortwälzend, dahin. Einzelne besonders sich auszeichnende Felsen haben eigene Namen empfangen, so der „Hausstein", das „Hasenohr", und andere sind wieder von Schlössern und Ruinen besetzt, zum Beispiel von den Schlössern Struden und Sarmingstein. Noch weit über das Kreuz des Wörther Felsens hinaus ragt der Turm der Kirche St. Nicola, mitten in dem Engpaß auf hohem Felsen gelegen und weithin den Schutz des heiligen Nikolaus, des Schutzpatrons der Schiffenden, verheißend. Dieser Kirche zu Füßen, in dem Flecken gleichen Namens, zeigt sich ein altes, schon im Jahre 1144 gestiftetes Hospital für Verunglückte und Kranke, die das wilde Wasser hier sonst häufiger als jetzt liefern mochte.

Die beim Strudel zusammengepreßten Gewässer empfangen in der Schlucht eine solche Richtung, daß ihre Hauptmasse gerade auf den oben genannten Hausstein zuströmt. Sie prallt hier an und wird zurückgeworfen, zugleich aber auch durch die nachfolgenden Gewässer wieder herumgedreht und weiter



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gestoßen. Auf diese Weise entsteht dann hinter dem Strudel in einer Entfernung von 1000 Schritten der berühmte „Wirbel". Da an einer und derselben Stelle zwei verschiedene und entgegengesetzte Richtungen nicht zugleich im Wasser sein können, so ist es natürlich, daß jene rückwärts herumgedrehte Linie des Wirbels sich zugleich auch spiralförmig nach unten schlingt — ohne Zweifel werden die zurückgeprallten Gewässer von den neu ankommenden auch hinabgedrückt — und dann unter dem ersten Anfange der Krümmung durchgeht, wodurch sich auch die in die Tiefe hinabziehende Kraft des Wirbels erklärt. — —

Am Rheine liegt die ganze mittelalterliche Zeit in Trümmern, und es scheint zwischen ihr und der Neuzeit eine große Kluft zu sein. An der Donau dagegen hat sich das Mittelalter mit der Neuzeit verschwistert und seine Formen mit in diese hinübergebracht. Wie wir am Hofe des großen Donaukaisers in Wien alte Gewohnheiten in Übung sahen und alte Kostüme und altes Zeremoniell dort erblickten, so ist es auch am Hofe des alten Flußgottes selber. Da erscheinen Äbte und Prälaten in ihren reichen Abteien, alte ritterliche Familien in ihren unzerstörten Schlössern. Teils mag die Reformation am Rheine vieles verwischt, teils mag auch die Nachbarschaft Frankreichs das Alte schneller in Schutt gelegt haben. Eine so gründliche Verwüstung, wie die eines Teils der Rheingebiete unter Ludwig XIV., haben die Donaugegenden nicht erlitten. Der Einfall der Türken, der ungefähr zu derselben Zeit stattfand, war freilich eine sehr schmerzliche, aber doch rasch vorübergehende Episode, und während das schöne Heidelberger Schloß seit jenem Franzoseneinfalle in Trümmern liegt, blieben ähnliche Schlösser hier an der Donau seit jenem Türkeneinfalle noch in Ganzheit dastehen.

Die schöne Abtei Mölk oder, um uns besser und richtiger auszudrücken, die prachtvollen Paläste und Kathedralen dieses unvergleichlichen Prälatensitzes liegen oder besser stolzieren und thronen auf einem Granitrücken, der mit geschmückten Abhängen gegen die Donau hin abfällt. Auf jeder Seite des Hügels zieht sich ein Fluß heran und schüttet sein Wasser in die Donau, auf der einen die Mölk, auf der anderen die Bilach, und ihre Täler legen sich wiesen- und ackerreich der sie beherrschenden Chorherren-Abtei zu Füßen. — —

Die Donau ist hier im Erzherzogtume Österreich mehr als sonst in irgendeinem Teile ihres Laufes die Hauptlebensader des umliegenden Landes, von dem alle Nebenadern ausgingen, das Hauptrückgrat, an dem sich das ganze Gerippe des Landes ansetzte. Hier liegen die reichen Stifter, welche die Täler hinaufwärts bebauten und beherrschten, — hier liegen auch die ersten deutschen Kolonien, welche die Seitentäler dann weiter besamten, — hier liegen die Hauptschlösser, die der Feind zuerst erstürmen mußte, wenn er das übrige bewältigen wollte, — hier liegt Willendorf, von wo aus der heilige Wallfahrtsort Maria-Zell im Gebirge gestiftet wurde, — hier liegen die kleinen Handelshäfen, welche die Bergbewohner des Innern von jeher mit der Welt in Berührung setzen, — hier an der Donau liegt auch der Ort Weißenkirchen, wo die erste österreichische Rebe gepflanzt wurde, die dann ihre Schößlinge und Triebe durch das ganze Land ranken ließ. Von der Donau her erwarteten die Nachbarn stets ihre Wohltäter, ihre Herrscher, ihre Religionshelden, alles



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heil, aber auch alles Unheil; denn hier liegen auch die festen Burgen, von denen aus die Tataren, Hunnen, Ungarn und Türken, sich seitwärts verbreitend, das Land verwüsteten, oder in denen wilde Raubritter hausten, die Plager und Zwingherren der Bauern und Kaufleute weit und breit. Da liegt die Teufelsmauer unweit Mölk, welche, der Volkssage nach, der Böse baute, um damit den Fluß zu sperren, und in ihrer Nähe sieht man die Schlösser Schönbühel und Aggstein, bei denen der Geschichte nach den Raubrittern das wirklich gelang, was der Teufel selber nur vergebens versuchte. Der Ritter Schreckenwald zog hier in dieser wilden Gegend eine Kette über die Donau und plünderte und brandschatzte die vorüberfahrenden Schiffe. Auf diesem Schlosse hatte der genannte Ritter sein „Rosengärtlein", wie er einen tiefen Abgrund nannte, in welches er durch eine eiserne Türe die gefangenen Reisenden über Felsen hinabstürzte. Hier auf demselben Schlosse herrschte im dreizehnten Jahrhundert eine andere Personifizierung des Bösen, der weit und breit gefürchtete Hadmar der Khuenringer, dessen Sohn Albert den Menschen nicht Wohltaten genug glaubte spenden zu können, um die Missetaten des Vaters einigermaßen zu sühnen. Auch die berühmte Familie der Swelenpeckher hatte Schlösser in dieser Gegend, und in Schönebühel wohnte einst ein Markward von Schonenpuchele.

Und endlich liegen hier auch unterhalb Mölk, der berühmtesten Donauabtei, die Ruinen Dürrensteins, des berühmtesten und besungensten Donauschlosses. Die Donau macht kurz vor diesem Punkte eine Krümmung und kurz nachher wieder eine, und das Schloß zeigt sich daher, auf grausigen Felszacken thronend, ziemlich plötzlich, und da es im Rücken wieder von Felszacken und Bergmauern umschlossen wird, so erscheint es, trotzdem daß es an dem länderverbindenden Strome liegt, sehr isoliert und wie in einer felsigen Einöde liegend. König Richard, als er in diesem Gefängnis saß, mag daher wirklich nicht wenig gelitten haben. Nur wenn er nach der östlichen Seite hin etwa sein Zimmer hatte, konnte er einige Aussicht in die Ferne genießen. Doch führte diese Aussicht seine Blicke gerade in das Herz von Österreich, das ihm verhaßt sein mußte. Nach der Gegend von England hin, wohin seine Sehnsucht stand, war die Aussicht am allerbeschränktesten. — —

Hinter Dürrenstein nun, wenn man um die Ecke nach Mautern zu herumkommt, steht das letzte schöne Bild in der herrlichen Gemäldegalerie, die wir durchliefen, und in der es so unerschöpflich viel Schönes zu sehen gibt, daß man ein Argus mit hundert Augen sein müßte, wenn man alles darin entdecken wollte. Dieses Bild zeigt eine reiche, üppige Landschaft in der Art von Claude Lorrain. Zur Rechten und Linken der Donau liegen die kleinen freundlichen Städte Stein, Mautern und Krems, lauter alte und im Nibelungenliede bereits besungene Orte, hier in den Propyläen der Tempelhallen des Donaugottes versammelt. Von einem Orte zum anderen zieht sich über die Donau hin eine Schiffsbrücke, auf der ganzen Strecke von Linz her die erste. Vorn, aus dem Fenster eines Hauses, das weit in die Donau hinausgreift, blicken ein paar Mönche auf das unruhige Treiben auf dem vorüberrauschenden Dampfschiffe hin. Eine über den Fluß hinausgehende Terrasse des Hauses ist mit Blumen besetzt. Im Hintergrunde sieht man die Prachtgebäude des dritten großen



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Donaustiftes Gottweih auf einem 700 Fuß hohen Berge hervorragen. Sie bedecken, wie die Burgen von Zion, den ganzen, ziemlich breiten Rücken dieses Berges, der mitten in einer weit und breit ausgedehnten schönen Ebene liegt. Weingärten bekränzen überall die Hügel, welche sich zu den Seiten der kleinen Städte erheben. Im Vordergrunde und in der Mitte auf dem sich krümmenden Flusse bewegen sich Schiffe hin und her. — —
Die schöne Abtei Gottweih bleibt noch lange als letzter Trost für all das Verlorene sichtbar. Diese ganze Gegend, die ihr tributpflichtig ist, beherrscht sie auch mit ihrem erlabenden Anblicke. Selbst über die Spitzen des Weidengestrüppes der Auen und Inseln bei Hollenburg sahen wir ihre fernen Gebäude noch dahinziehen und endlich am grauen Horizonte wie ein fernes Gewölkchen verschwinden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das schöne Wien breitete sich unter unseren Füßen aus. Es war ein herrlicher, ruhiger, klarer Sonnentag. Wir hörten und sahen alles deutlich, was in der Stadt passierte, sogar den Gesang der kleinen Kanarienvögel, die in dem Fenster irgendeines Palastes gefangen saßen, und deren Gesang bis zu uns empor schmetterte, und dann die kleinen Schmetterlinge, die von Dach zu Dach über die Stadt hin irrten, um wieder ein Stückchen Wiese jenseits dieses für sie so öden Gebietes zu suchen. Das Glacis, welches mit einem breiten, grünen Ringe den inneren Kern der Stadt Wien umgibt, verleiht diesem Panorama seinen vornehmsten Schmuck; denn es bewirkt das Zerfallen des ganzen Gemäldes in mehrere malerische Partien und erlaubt es, daß die schönen Häuserreihen der daranstoßenden Vorstädte sich nicht bloß mit den Dächern, sondern in ihrer ganzen Größe präsentieren können. Sie liegen rund herum am Rande des grünen Glacis, wie weiße Blumen in einem grünen Kranze. Die Turmwächter riefen uns alle Namen der Marktplätze, Straßen, Häuser und Paläste zu, die wir hier überblicken konnten, zeigten uns die Donau, die karpathischen Vorberge, die steierischen Alpen und die Wege und Stege, die nach Deutschland, Böhmen, Mähren und Italien führen, und „das da ist, bitt' ich, die Landstraße nach Ungarn hinunterzu", — und ich sah, daß das Stoff genug sei, von einem so eigentümlichen Katheder herab eine prophetische Predigt zu halten. (J. G. Kohl, Hundert Tage auf Reisen in den Österreichischen Staaten, 1842.)

## BÖHMEN

Böhmen ist von der Natur selbst nach außen hin zu einem vielfach abgeschlossenen, nach innen zu einem höchst eigentümlichen Ländereinzelwesen gestempelt. Von drei Seiten mit hohen Gebirgsmauern eingefaßt, stellt es sich dar als ein Terrassenland mit vorherrschender Kesselform. Es ist — — auf höchst merkwürdige Weise von seinen Nachbarländern abgeschlossen und steht mit seinem großartigen Bergsaume da wie eine Insel auf dem Festlande.
Blicken wir nun in das Innere, so zeigt sich die bemerkenswerte Eigenheit, daß fast jeder Kreis wieder ein eigenes Becken, eine eigene Terrasse für sich bildet und die Gestalt des Ganzen im kleinen wiederholt. Randgebirge, Hoch-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und Tiefebenen, die wieder von Hügelreihen durchschnitten sind, enge Schluchten mit weiten Tälern abwechselnd — eine Mannigfaltigkeit der Formen, wie man sie sich im sächsischen Flachlande und märkischen Sande nicht träumen läßt. Welche Gegensätze, und wie nah oft zusammengerückt! Hier begegnet dem Auge des Reisenden eine großartig wilde Natur von Granitblöcken, dürren Heideflächen und schwarzem Moorgrunde, aus vormaligem Seeboden und uraltem Bruche treten soeben erst einige Wiesen hervor, die Ackerfelder mit ihren von Granittrümmern gebildeten Zäunen sind eben erst dem widerstrebenden Felsboden abgerungen worden und schauen aus den dunkeln Tannenwäldern wie grüne Oasen hervor. Der Eigentümer hat sich selbst die Baumstämme zu seiner Wohnung gefällt, und rings um dieselbe lagert sich patriarchalisch sein Besitztum von Wiese, Acker und Wald, alles zusammen. Die kleine Herde weidet, von seinen Kindern bewacht, in der Nähe, kein Laut von dem geräuschvollen Treiben des Weltlebens dringt in diese Stille. Sieht man dazu noch im Böhmerwalde die vom Winde gefällten Baumstämme unbenutzt vermodern, weil hier noch kein Bedürfnis vorhanden ist, das Holz weiter als aus der nächsten Umgebung zu holen: so erscheinen die Bewohner wie eben sich ansiedelnde Anbauer einer neuen Welt. — —
Indem sich aber die Natur des böhmischen Landes, von dieser Seite betrachtet, noch völlig neu, jugendlich frisch und einer großen Entwicklung fähig darstellt, so erinnern andererseits die vielen Trümmer alter Burgen, die uralten Städte und Dörfer, die fruchtbaren, seit Jahrhunderten durchfurchten Ackerfluren, die Denkmäler gewonnener und verlorener Schlachten an die reiche geschichtliche Vergangenheit, welche das Land bereits hinter sich hat. — —
Bei dem Anblicke der zahlreichen Eisenwerke, Maschinenwerkstätten, Leinwand-, Porzellan-, Glas- und Kattunfabriken fühlt man sich ganz in der industriellen Gegenwart, und wiederum bei dem Anblicke der zahlreichen Mineralquellen, die heiß und kalt aus verborgener Tiefe hervorsprudeln, der sonderbaren Gasquellen, die in aufschäumenden Bläschen dem mineralischen Moore entströmen, der Klingsteinberge und Basaltkegel, welche einzeln und massenweis die Erdrinde durchbrochen haben, da wird man ganz in die Vergangenheit zurückgeworfen, in die alten grauen Zeiten, wo Neptuns Gesellen und Plutos Geister in heißem Kampfe entbrannten. Seit Jahrhunderten, wer weiß wie vielen, entströmen diese Gase und Heilwasser der mütterlichen Erde und werden aus verborgener Tiefe heraufkommen, wer weiß wie lange? Man ist bei dem Anblicke des gewaltigen Karlsbader Sprudels noch immer in dem Falle jenes Bauern, der die Küche zu sehen wünschte, wo man das heiße Wasser koche. Das vulkanische Produkt, der Basalt, spielt in keinem Lande eine solche Hauptrolle, wie in Böhmen. Der Donnersberg bei Milleschau, dieser Riesensohn vulkanischer Gewalten, ist mit seiner Höhe von 2641 Fuß der höchste Basaltberg, den wir kennen.
Mit dieser vulkanischen Natur des Landes stimmt vielfach seine Geschichte überein, auch diese hat etwas Abenteuerliches, Pittoreskes, Gewaltiges. Man denke an Ottokar, Huß, Cziska (Tschischka), Wallenstein! Ein plötzliches Aufleuchten, aber auch ebenso plötzliche Finsternis, gewaltige Kräfte, das gewohnte Gleis des Lebens kühn durchbrechend und über die gemeine Ober-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fläche hoch emporragend, aber stoßweise, zerstörend, revolutionär. (A. W. Grube, Skizzen böhmischer Kulturbilder, 1844.)

## DER BLÖCKENSTEINERSEE

Wenn sich der Wanderer von der alten Stadt und dem Schlosse Krumau, dieser grauen Witwe der verblichenen Rosenberger, westwärts wendet, so wird ihm zwischen unscheinbaren Hügeln bald hier, bald da ein Stück Dämmerblau hereinscheinen, Gruß und Zeichen von draußenziehendem Gebirgslande, bis er endlich nach Ersteigung eines Kammes nicht wieder einen anderen vor sich sieht, wie den ganzen Vormittag, sondern mit eins die ganze blaue Wand von Süd nach Norden streichend, einsam und traurig. Sie schneidet einfärbig mit breitem lotrechtem Bande den Abendhimmel und schließt ein Tal, aus dem ihn wieder die Wasser der Moldau anglänzen, die er in Krumau verließ, nur sind sie hier noch jugendlicher und näher ihrem Ursprunge. — — Dichte Waldbestände der eintönigen Fichte und Föhre führen stundenlang vorerst aus dem Moldautale empor, dann folgt, dem Seebache sacht entgegensteigend, offenes Land, — aber es ist eine wilde Lagerung zerrissener Gründe, aus nichts bestehend, als tiefschwarzer Erde, dem dunklen Totenbette tausendjähriger Vegetation, worauf viele einzelne Granitkugeln liegen, wie bleiche Schädel von ihrer Unterlage sich abhebend, da sie vom Regen bloßgelegt, gewaschen und rund gerieben sind. — Ferner liegt noch da und dort das weiße Gerippe eines gestürzten Baumes und angeschwemmte Klötze. Der Seebach führt braunes Eisenwasser, aber so klar, daß im Sonnenscheine der weiße Grundsand glitzert, wie lauter rötlich heraufflimmernde Goldkörner. Keine Spur von Menschenhand, jungfräuliches Schweigen.

Ein dichter Anflug junger Fichten nimmt uns nach einer Stunde Wanderung auf, und von dem schwarzen Sammet seines Grundes herausgetreten, steht man an der noch schwärzeren Seefläche.

Ein Gefühl der tiefsten Einsamkeit überkam mich jedesmal unbesieglich, sooft und gern ich zu dem märchenhaften See hinaufstieg. Ein gespanntes Tuch ohne eine einzige Falte, liegt er weich zwischen dem harten Geklippe, gesäumt von einem dichten Fichtenbande, dunkel und ernst, daraus manch einzelner Urstamm den ästelosen Schaft emporstreckt, wie eine einzelne altertümliche Säule. Gegenüber diesem Waldbande steigt ein Felsentheater lotrecht auf wie eine graue Mauer, nach jeder Richtung denselben Ernst der Farbe breitend, nur geschnitten durch zarte Streifen grünen Mooses und sparsam bewachsen von Schwarzföhren, die aber von solcher Höhe so klein herabsehen, wie Rosmarinkräutlein. Auch brechen sie häufig aus Mangel des Grundes los und stürzen in den See hinab, daher man, über ihn hinschauend, der jenseitigen Wand entlang in gräßlicher Verwirrung die alten ausgebleichten Stämme liegen sieht, in traurigem, weiß leuchtendem Verhack die dunklen Wasser säumend. Rechts treibt die Seewand einen mächtigen Granitgiebel empor, Blockenstein geheißen, links schweift sie sich in ein sanftes Dach herum, von hohem Tannenwald bestanden und mit einem grünen Tuche des feinsten Mooses überhüllet.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Da in diesem Becken buchstäblich nie ein Wind weht, so ruht das Wasser unbeweglich, und der Wald und die grauen Felsen und der Himmel schauen aus seiner Tiefe heraus wie aus einem ungeheuern schwarzen Glasspiegel. Über ihm steht ein Fleckchen der tiefen, eintönigen Himmelsbläue. Man kann hier tagelang weilen und sinnen, und kein Laut stört die durch das Gemüt sinkenden Gedanken, als etwa der Fall einer Tannenfrucht oder der kurze Schrei eines Geiers.

Oft entstieg mir ein und derselbe Gedanke, wenn ich an diesen Gestaden saß: — als sei es ein unheimlich Naturauge, das mich hier ansehe — tiefschwarz — überragt von der Stirne und Braue der Felsen, gesäumt von der Wimper dunkler Tannen — drin das Wasser regungslos, wie eine versteinerte Träne.

Rings um diesen See, vorzüglich gegen Bayern ab, liegen schwere Wälder, manche nie besuchte einsame Talkrümme samt ihren Bächlein zwischen den breiten Rücken führend, manche Felsenwand schiebend mit den tausend an der Sonne glänzenden Flittern und manche Waldwiese dem Tagesglanze unterbreitend, einen schimmernden Versammlungssaal des mannigfachsten Wildes. (Adalbert Stifter, Der Hochwald, 1841.)

## DER SPREEWALD

Der Spreewald ist ein mehrere Geviertmeilen großes Gebiet zwischen Kottbus und Lübben in der preußischen Provinz Brandenburg, in welchem sich die Spree in ein Netz zahlloser Arme und Wasseradern zerspaltet. Auf der langen Strecke von neun Meilen zeigt sich der träge rinnende Fluß in ersichtlicher Verlegenheit über den einzuschlagenden Weg, indem er bald hier- bald dorthin einen Zweig abschickt. Die dadurch entstehenden Inseln von zum Teil fast vollkommener Ebene sind großenteils reich bewaldet und außerdem mit Wiesen und Feldfluren bedeckt. Der Spreewald ist eine Fläche, auf welcher der Gebrauch des Wagens ebenso unnötig wie unmöglich ist, er bildet ein vielfach sich verzweigendes Kanalsystem, dessen Arme einem Blattadernetz gleich hundertfältig ineinander einmünden. Es ist ein Venedig des Waldes. Der Jäger beschleicht das Wild im Nachen, den er mit lautlosen Ruderschlägen lenkt, wie das Vieh im Nachen zur Weide und das Heu in die Speicher geführt wird. Nur wenn der Winter die flüssigen Wege gefestigt hat, ist die Holzabfuhr auf dem Eise möglich. Auf dem Nachen fahren die Kinder zur Schule, die Alten zur Kirche. Alle unsere deutschen Laubbäume sind hier in Prachtexemplaren heimisch, auf etwas trocknen Stellen findet sich sogar Nadelholz ein. Auf kleinen natürlichen Erhöhungen liegen im Schatten mächtiger Bäume die ländlichen Güter, wie kleine Burgen von einem Wallgraben umflossen. (E. A. Roßmäßler, Der Wald, 1871.)

## FLANDERN

Die unabsehlichen Gefilde von Flandern, Hennegau und Artois liegen ausgebreitet da und verlaufen sich in die dunkelblaue Ferne, wo nur die hohen Kirchtürme von Bergen, Dünkirchen, Fürne, Ypern und anderen Städten



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wunderbar hinausragen und ein Gefühl von Sicherheit und ruhiger Wohnung in dieser schattigen, mit unendlichem Reichtum abwechselnder Formen geschmückten Gegend einflößen. O, dies ist das Land der lieblichen, der kühlen Schatten! Hier begrenzen die hochbewipfelten, schlanken Ulmen, Espen, Pappeln, Linden, Eichen und Weiden jedes Feld und jeden Weg, jeden Graben und jeden Kanal, hier laufen sie meilenweit fort in majestätischen Alleen, bekleiden die Heerstraßen oder sammeln sich in Gruppen auf den weiten Ebenen und den Anhöhen, um die zerstreuten Hütten und um die stillen Dörfer. Der Teppich der Wiesen ist in diesen nassen Tagen herrlich grün geworden, die Weizenäcker schimmern mit einer wahrhaften Smaragdfarbe, die Knospen der Bäume wollen trotz dem kalten Hauch der Nordwinde ihren Reichtum nicht länger verschließen, die Kirsch- und Birn- und Äpfelbäume in den Gärten, die Pfirsich- und Aprikosenbäume an den Mauern öffnen mitten im Regen ihre Blüten. Bei dieser üppigen Pracht des Frühlings entbehrten wir dennoch den Anblick der Dünen und des Meeres, den uns der Nebel neidisch verhüllte. Jener unermeßliche blaue Horizont, der sich an die Wölbung des azurnen Himmels anschließt, muß der hiesigen Aussicht eine erhabene Vollkommenheit geben, die nur in wenigen Punkten unserer Erde erreicht werden kann. (Georg Forster, Ansichten vom Niederrhein, 1791/1794.)

## HOLLAND

Holland ist in eine zahllose Menge kleiner Stücke, die sogenannten Polder abgeteilt. Jeder dieser Polder hat seine eigene mehr oder weniger bekannte Geschichte. Man weiß ungefähr, wie alt er ist, wann er dem Meere abgewonnen wurde, wie er so allmählich heranwuchs, und zu welcher Zeit er umdeicht und dem Pfluge übergeben wurde. Fast jedes Stück Boden hat ein verschiedenes Alter und eine verschiedene Geschichte. Ganz Holland wurde so gleichsam mühselig, wie ein Schachbrett, Scholle für Scholle zusammengestückt und aufgebaut. Polder wurde an Polder gereiht, wie in einem Bienenkorbe Zelle an Zelle. — —

Wilde phantastische Urwälder, worin ohne authentische Anhaltspunkte der historische Forscher ratlos schweift, gibt es hier nicht. Jeder Baum ist von Menschenhänden vor fünfzig, hundert oder zweihundert Jahren gepflanzt und unter menschlicher Aufsicht erwachsen. Und ist ja ein Gehölz oder ein Wäldchen da, so ist es ebenfalls ein künstlich angelegtes, das seine Geschichte, sein eigenes Archiv hat. Selbst die Berge des Landes, die Dünen sind zum Teil Schöpfungen des Menschen, absichtlich da oder dort, zu der und der Zeit, so oder so hoch emporgetempelt. Die Inseln, welche in den Flüssen oder an der Küste liegen, sowie die Halbinseln und Vorgebirge hat der Mensch planmäßig zurechtgeschnitten. Der Mensch hat sie den wildwaltenden Kräften der Natur, die anderswo nach ihrem blinden Gutdünken den Ländern ihre Physiognomie und äußere Umgebung gaben, entzogen und sie in diese oder jene Form gegossen, wie ein Erzgießer die Teile seiner Statue, und hält sie auch in dieser Form fest. Die Wege, nicht nur die Chausseen und großen Landstraßen, sondern auch selbst die kleinen Fußwege und Feldsteige, von deren



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Entstehung und Alter bei uns niemand etwas zu sagen weiß, und die bei uns der Zufall gebildet zu haben scheint, die aber in den Niederlanden planmäßig ausgesteckt, vermessen und mit Kiesel sorgfältig gepflastert oder von Klinkers gebaut sind, haben ihre Geschichte. Jeder dieser kleinen Fußsteige hat viel Nachdenkens, viele Kosten, deren Beschaffung von mancherlei Hindernissen begleitet war, veranlaßt. Ein holländischer Dorfbewohner erzählte mir einmal von der Entstehung eines seinem Dorfe sehr nützlichen Klinkerfußweges, der gar nicht habe zustande kommen wollen, erstlich weil die Dorfbewohner über seine Richtung nicht einig werden konnten und auch die dazu nötigen Landabschnitte nicht hergeben wollten, der sehr viele verwickelte Verhandlungen und Beratungen verursachte, und der endlich mit Hilfe eines großmütigen und das nötige Geld vorschießenden, jetzt längst verstorbenen reichen Mannes gesegneten Andenkens doch gebaut ward.

Wie auf dem Festlande, so zeugt in den Niederlanden auch beim Wasser alles von historisch dokumentierter Wirksamkeit des Menschen. Wie die Sandberge, die Wälder, die Inseln, der ganze Boden auf sein Geheiß so oder so erwachsen sind, so standen auch die Gewässer unter seiner beständigen Kontrolle, ergossen sich auf sein Geheiß in dieser oder jener Richtung. Die Wasserwerke der Holländer, ihre Kanäle und Schleusen sind wahre Riesenarbeiten, an denen zuweilen ganze Geschlechter der Menschen wie an den Pyramiden Ägyptens tätig waren, und die sie nach vielfachen Anstrengungen, deren historische Darstellung das Talent eines Geschichtsschreibers ebenso in Anspruch nehmen würde, wie die einer militärischen Expedition oder einer Völkerwanderung, zustande brachten. Alle diese langwierigen Gebilde sind sichtbar in den Boden des Landes hineingewachsen, so wie die Dokumente ihrer Entstehung in den Archiven der Nation aufbewahrt werden. Selbst die großen Ströme des Landes, die jetzt ganz freie Schöpfungen der Natur zu sein scheinen, datieren zuweilen von einer menschlichen Tätigkeit her und führen in ihrem Ursprunge auf ein historisches Ereignis zurück. Ein Drusus oder Germanicus war es, der einen Graben ausschaufeln ließ, und ein großer Strom, wie die Yssel oder Merwe, entstand daraus.

Auch die Seen und Binnenmeere des Landes sind in ihrer Bildung nicht unerforschlich wie die Seen der Alpen. Man weiß vielmehr von den meisten anzugeben, wie und wann sie entstanden, ob sie von Menschen selber als Kanäle speisende Bassins angelegt wurden, und zu welcher Zeit sie so oder so weit getrocknet, ausgepumpt oder beschränkt wurden. — Weil der Boden hier überall dem Menschen so teuer und wertvoll war, so sind denn auch die verderblichen Ein- und Übergriffe des Meeres seit Jahrhunderten von den Menschen beobachtet worden, und solche Ereignisse haben sich sehr lebhaft dem Gedächtnis der Nation eingeprägt. Man weiß die Geschichte jedes Meerbusens und jeder kleinen, auf den Karten verzeichneten Bucht. Man überwacht beständig die Bewegungen und Tendenzen des flüssigen Elements und hält Buch und Rechnung darüber, an welcher Stelle es geneigt sein möchte, sich zurückzuziehen, an welcher es eine drohende Miene zu verderblichen Versuchen angenommen hat.

Während wir daher bei uns nur in den Städten und Gebäuden Zeugen der



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vergangenheit sehen, legt in Holland eigentlich alles ein solches Zeugnis ab. Jede Insel, jeder Polder, jedes Vorgebirge des Landes ist ein Monument langwieriger und mutvoller Bestrebungen, schönen menschlichen Fleißes, ein Produkt der Weisheit längst entschlafener kluger Männer. (J. G. Kohl, Reisen in den Niederlanden, 1850.)

## AMSTERDAM

Wir standen auf dem Werft der Admiralität, uns zur Seite stand das prächtige Arsenal, ein Quadrat von mehr als zweihundert Fuß, auf achtzehntausend Pfählen ruhend und ganz mit Wasser umflossen. Schon waren wir durch seine drei Stockwerke gestiegen und hatten die aufgespeicherten Vorräte für ganze Flotten gesehen. In bewundernswürdiger Ordnung lagen hier mit den Zeichen jedes besondern Kriegsschiffs in vielen Kammern die Ankertaue und kleineren Seile, die Schiffblöcke und Segel, das grobe Geschütz mit seinen Munitionen, die Flinten, Pistolen und kurzen Waffen, die Laternen, Kompasse, Flaggen, mit einem Worte alles, bis auf die geringsten Bedürfnisse der Ausrüstung. Vor uns breitete sich die unermeßliche Wasserfläche des Hafens aus, und in dämmernder Ferne blinkte der Sand des flachen, jenseitigen Ufers. Weit hinabwärts zur Linken hob sich der Wald von vielen tausend Mastbäumen der Kauffahrer, die Sonnenstrahlen spielten auf ihrem glänzenden Firnis. Am Ufer und nah und fern auf der Reede lagen teils abgetakelt und ohne Masten, teils im stolzesten Aufputz mit der Flagge, die im Winde flatterte, und dem langen, schmalen Wimpel am obersten Gipfel der Stengen, die größeren und kleineren Schiffe der holländischen Seemacht. Wir ehrten das Bewußtsein, womit uns der Hafenmeister die schwimmenden Schlösser zeigte und mit Namen nannte, deren Donner noch zuletzt so rühmlich für Holland auf Doggersbank erscholl. Mit ihm bestiegen wir den „Moritz" von vierundsiebzig Kanonen, ein neues Schiff, das schon im Wasser lag, und staunend durchsuchten wir alle Räume, wandelten umher auf den Verdecken und betrachteten den Wunderbau dieser ungeheuren Maschine. Zur Rechten lagen die Schiffe der Ostindischen Kompagnie bis nach der Insel Osterburg, wo ihre Werfte sind. Die ankommenden und auslaufenden Fahrzeuge samt den kleinen rudernden Booten belebten die Szene. In mehreren großen und kleinen Gruppen ging und stand die zehntausendköpfige Menge von Zuschauern, ein buntes Gewühl von See- und Landoffizieren in ihren Uniformen, von Zimmerleuten in ihrem schmutzigen Schifferkostüme, von müßigen umhertobenden Knaben, von ehrsamen Amsterdamer Bürgern und Frauen, von Fremden endlich, die aus allen Ländern hier zusammentreffen.

Endlich naht der entscheidende Augenblick heran. Man stellt uns vorn an den Kiel der neuen Fregatte, so nah daran, daß der geteerte Bauch über unseren Köpfen schwebt. Völlig sicher stehen wir da und bewundern diese Kunst der Menschen, die jeden Gedanken von Gefahr entfernt. Könnte das Schiff umwerfen, statt abzulaufen, so lägen hier Hunderte von uns zerschellt. Jetzt werden die Blöcke weggeschlagen, worauf es noch ruht, jetzt treibt man hinten einen Keil unter, um es dort höher zu heben, man kappt das Tau, woran es noch befestigt war — und nun, als fühlte der ungeheure Körper ein



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eigenes Leben, nun fängt er an, erst langsam und unmerklich, bald aber schneller sich zu bewegen, schon krachen unter ihm die kleinen, untergelegten Bretter, und sieh, jetzt gleitet er mit immer zunehmender Geschwindigkeit ins Meer! Tief taucht sich der Schnabel ein, bis das Wasser die ganze Masse trägt, ebenso tief versinkt jetzt wieder das Hinterteil, die Fluten laufen hoch am Ufer hinauf, und die umliegenden Schiffe schwanken hin und her. Es jauchzt und frohlockt die Menge der Waghälse, die auf dem neuen Triton über unsern Köpfen wegfahren, sie schwenken ihre Hüte, und ein lauteres Jubelgeschrei vom Lande übertönt ihre Stimmen. — —

Nicht dem Auge allein, sondern auch dem Verstand erscheint Amsterdam von der Wasserseite in seinem höchsten Glanze. Ich stelle mich in Gedanken in die Mitte des Hafens und betrachte links und rechts die Gruppen von vielen hundert Schiffen aus allen Gegenden von Europa, ich folge mit einem flüchtigen Blick den Küsten, die sich nach Alkmaar und Enkhuisen erstrecken und auf der anderen Seite hin den Busen des Texels bilden. Die Stadt mit ihren Werften, Docken, Lagerhäusern und Fabrikgebäuden, das Gewühl des fleißigen Bienenschwarmes längs dem unabsehlichen Ufer, auf den Straßen und den Kanälen, die zauberähnliche Bewegung so vieler segelnder Schiffe und Boote auf dem Südersee und der rastlose Umschwung der Tausende von Windmühlen um mich her, — welch ein unbeschreibliches Leben, welche Grenzenlosigkeit in diesem Anblick! — —

In einer kleinen Stadt fällt das Gewühl mehr auf, als hier, wo man Raum hat, einander auszuweichen, allein es gibt auch in Amsterdam Gegenden, wo man sich nur mit Mühe durch das Gewimmel in den engen Gassen durchdrängen kann. Den ganzen Tag herrscht überall ein unaufhörliches Getöse, die unzähligen Equipagen der Bürgermeister und Ratsherren, Staatsbeamten, Direktoren der Ostindischen Kompagnie, Ärzte und üppig gewordenen Reichen, der ununterbrochene Warentransport und die deshalb so oft aufgezogenen Zugbrücken sperren den Weg und verursachen ein beständiges Rufen und Gerassel, vom frühen Morgen an schreien Männer und Weiber auf allen Straßen mancherlei Sachen zu verkaufen aus, die Kirchtürme haben Glockenspiel, und des Abends wandern Leiermänner und singende Weiber umher. (Georg Forster, Ansichten vom Niederrhein, 1791/1794.)

## NIEDERLAND AN DER NORDSEE

Wie im Hochgebirge der Berg zum Berg unwiderstehlich lockt, wie es uns in den Vorhügeln keine Ruhe läßt, daß wir vom Hügel zum Berg, dann hinauf zu Grat, Kamm und Spitze, bis endlich zu den Schneegipfeln vordringen möchten, so lockt auch in verwandtem Zauber ein Mündungstrichter zum freien Meeresrand und die offene Küste zur hohen See. Wir möchten wohl lieber gleich eine friesische Seefahrt nach Holland machen, statt einer Wanderung. In der Tat wäre eine solche Fahrt höchst anziehend und lehrreich. Sie dürfte aber nicht in der Elbmündung beginnen, sondern an der Nordwestküste Schleswigs bei den nordfriesischen Inseln, wo wir neben den Überresten des



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alten Friesentums zuletzt auf Nordstrand auch schon eine holländische Einwanderung des 17. Jahrhunderts fänden, dann schifften wir hinüber nach Helgoland, dem sagenhaften äußersten Vorposten der Nordfriesen, dann nach Wangerooge und nun weiter von Insel zu Insel durch die ganze Kette bis zum Texel. Dieser überaus merkwürdige Inselweg würde uns niederdeutsches und niederländisches Wesen aufs innigste verbunden zeigen, aber auch zugleich in seiner äußersten Abgeschlossenheit von festländischer Kulturentwicklung. Auf der Küste zwischen Elbe und Ems hemmen die Naturwege der Flüsse fort und fort unseren Gang von Ost nach Westen und ziehen uns südwärts zum Binnenlande zurück oder nordwärts weit übers Meer hinaus, hier dagegen erkennen wir, daß niederdeutsche und niederländische Friesen doch einer gemeinsamen Straße gefolgt sind, dem Meere. Das Meer ist der einzige Naturweg, welcher alle Friesenstämme verbindet, als ein echtes Küsten- und Inselvolk. Allein auch dieser Weg ist jetzt nur eine ideale Linie, die nicht in den Kursbüchern für Reisende verzeichnet steht und schwieriger und umständlicher zu bereisen wäre, als irgendein anderer deutscher Weg nach Holland.

So zieht er denn diesmal auch nur als ein Phantasiebild mit den zum Meere hinaussegelnden Schiffen an unserm Geist vorüber, wir erreichen auf unserer Elbfahrt das linke Ufer, übersteigen den hohen Damm und befinden uns nun im Lande Kehdingen auf echt niedersächsischem Boden. Die Wassergräben, Graften, rings um die Gehöfte erinnern uns bereits an die holländischen Grachten, und zum ersten Male betritt unser Fuß hier einen mit Backsteinen gepflasterten Feldweg, das Vorspiel der holländischen Klinkerwege. Dies und ähnliches sind verwandte Einrichtungen, welche zunächst nur durch die verwandte Natur des Bodens bedingt zu sein brauchen.

Wir wandern der Elbmündung parallel zur Oste und setzen bei Geversdorf über diesen Fluß, der uns seinerseits gleichfalls jene Verwandtschaft holländisch-niederdeutscher Bodenbildung naherückt. Die Breite des Wassers überrascht uns. Der Binnenländer hätte bei einem Flüßchen von so kurzem Laufe eine Brücke, wohl gar einen Steg erwartet, allein die Oste ist hier an 600 Fuß breit und trägt mit der Flut schon Seeschiffe. Wir lernen also zum erstenmal jene Küstengewässer des Moor- und Marschlandes kennen, die auf der Karte gar klein und verächtlich aussehen, verfehlt aber der Fußwanderer, welcher sich seinen Weg selber sucht, Ort und Zeit zur Überfahrt, so kann ihm ihre stille Tücke ebenso schwer zu schaffen machen, wie ein tobender Bergstrom im Hochgebirge. Das ist dann wieder eine gute Lehre für Holland.

Jenseits der Oste beginnt das Land Hadeln, gleichfalls noch ein Stück echten Sachsenlandes. Betrachten wir zunächst den hohen Damm längs der Elbmündung. Er steigt bis zu 40 Fuß und bietet nicht nur unsern Füßen einen Weg, sondern auch unsern Gedanken einen Wegweiser gen Westen. Es ist gar lustig oben auf dem Damm zu gehen, „op dem Dieck", wie die Leute sagen, und auch der Holländer sagt Dijk gleich dem Niederdeutschen, während der Oberdeutsche nur aus Büchern weiß, daß Deich einen Damm bedeutet. Technisch genau heißt aber der Oberteil des Deiches „die Kappe",



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kap bei den Holländern. Wir sehen an der Innenseite des Dammes ein tiefes Wasserloch, den Überrest eines alten Dammbruches: es ist ein „Kolk". Und dieses Wort versetzt uns samt Gracht und Diek mit einem Schlage nach Amsterdam und ruft uns dortige Straßen- und Platznamen ins Gedächtnis, welche wir auf dem selbstgeschaffenen friesischen Wege schon im niedersächsischen Vorlande deuten lernen. Je weiter wir dann nach den Deichen fragen und den damit zusammenhängenden Gebilden des Bodens, um so fremdartigere Ausdrücke berühren unser oberdeutsches Ohr. Wir hören da von Stakwerken, Schlickfängern, Poldern, Heldern und ähnlichen Dingen, allein wir brauchen nur unser holländisches Taschenwörterbuch nachzuschlagen, es gibt uns in den meisten Fällen guten Bescheid. Umgekehrt wird uns nachher in den Niederlanden manche bildliche Redensart des Holländers klar werden, wenn wir uns dessen erinnern, was wir vom Deichwesen auf dem Wege durch die Elb- und Wesermarschen gelernt haben. So sagt zum Beispiel der Holländer de spa steken (den Spaten stechen) und meint damit das Land verlassen oder einen Beruf aufgeben. Schon die Leute an der Elbmündung können uns aber den Sinn des Wortes aus ihrem alten Spatenrecht beim Deichbau erklären. Wer nicht beim Deichbau helfen will, der sticht seinen Spaten zum Wahrzeichen in das mit der Deichpflicht belastete Grundstück. Hiermit gibt er aber zugleich den Grundbesitz selber auf, denn „wer nicht will deichen, muß weichen". Warum uns aber das Holländische gerade auf dem Deiche so weit nach Osten entgegenkommt, hat seinen Grund wohl mit darin, daß die Holländer unsere alten Lehrmeister im Deichbau waren und zu diesem Zwecke schon im 10. und 11. Jahrhundert von den Erzbischöfen von Bremen in das Land zwischen Weser und Elbe berufen wurden.

Hinter den hohen Deichen des Landes Hadeln liegt eine baumreiche Ebene. Man hat diesen Baumwuchs oft gepriesen, vorab die stattlichen Erlen, Pappeln, Weiden. Sie sind hochschüssig, üppig, saftig im Laub, aber leicht und schwammig im Holze, und eben in ihren leichten, schlanken, rasch aufgeschossenen Formen unterscheiden sie sich sofort von den langsamer, karger, aber fester, runder und voller gewachsenen Bäumen des Binnenlandes. Sie zeigen uns zum erstenmal im wirklichen Vorbilde, was wir im gemalten Bilde so oft gesehen haben: die bis zur Manieriertheit hochschüssigen Bäume des Samt-Breughel, die Bäume der holländischen Alleen. Es ist ein Typus, der sich nicht leicht unterscheidend beschreiben läßt, ein Landschaftsmaler aber würde ihn sofort mit wenigen Bleistiftstrichen charakteristisch aufs Papier werfen, und man würde sagen: solche Bäume, vergleichbar einem jungen Manne, der so plötzlich in die Höhe wächst, daß er mit der Breite nicht nachkommen kann, stehen im Haag oder bei Utrecht oder Amsterdam, die Originale aber standen diesmal bei Otterndorf im Lande Hadeln.

Wer jedoch meint, eine Landschaft mit gar keinem Baum sei noch viel holländischer, als eine Landschaft mit recht hohen Bäumen, der hat auch wiederum recht und braucht dann nur aus Hadeln in das Nachbarland Wursten zu gehen, so findet er auch hier schon diesseit der Weser baumlose Flächen genug, wo der ewige Wind jeden aufsteigenden Strauch zerzaust und niederhält, und er kann westwärts längs der Küste eine lange Kette ähnlicher Szenerien ver-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

folgen bis zum Bourtanger Moos, wo das Auge stellenweise nicht einmal einen Strauch mehr über den Boden sich erheben sieht, dem Wanderer zum Wahrzeichen, daß er jetzt wirklich auf echt nordostholländischem Boden angelangt sei. (W. H. Riehl, Wanderbuch, 1869.)

## DÜNEN

Die Kreidefelsen Rügens und Englands bestehen bekanntlich aus den kalkigen Resten eines zum Teil noch formlosen Tierlebens, die Koralleninseln des Indischen Ozeans aus den Polstern unterseeischer Polypenstämme, die Dünen, deren lange Kette die Küste unserer Meere umgibt, bestehen aus Sand. Es sind eben in der Natur wie im Menschenleben oft die unscheinbarsten Mittel, welche die größten Wirkungen hervorbringen. — Aber es genügt nicht, das Sein zu erkennen, wir fragen billig nach dem Werden. Und während nun freilich nur die dürftigen, aus gewaltiger Tiefe geschöpften Proben des Meergrundes eine Kunde geben, ob und wie etwa noch gegenwärtig sich Kreide bilde, während auch das Wachstum der Korallenbänke nur für eine durch Jahrzehnte und Jahrhunderte fortgesetzte Beobachtung unzweifelhaft wahrnehmbar wird, so entstehen dagegen die Dünen fast unmittelbar vor unseren Blicken. — —

Die Entstehung der Dünen läßt sich auch bei stiller See beobachten. Denn ununterbrochen wühlen die Wasser den leichten Sand des Grundes auf, und indem sich jede Welle damit belädt, tragen sie ihn weiter und weiter, bis die letzte am Ufer hinanrollend ihn fallen läßt. Zwar reißt die zurückströmende ihn zum Teil wieder mit sich fort, aber ehe er noch das Meer erreicht, begegnet er einer zweiten mit Sand geschwängerten Woge, die ihn zum zweiten Male die Böschung hinaufschiebt, und so wiederholt sich endlos dieses Spiel, ein glitzerndes Körnchen ans andere reihend. Feucht und schwer, wie eine triefende Decke, liegt der Sand auf dem Strande, der Fuß würde darüber hinschreiten können, ohne einzusinken. Aber allmählich, wenn mit der eintretenden Ebbe die Wogen sich zurückziehen, ändert sich das Bild. Der Strand „läuft trocken". Indem unter dem Strahle der Sonne die Feuchtigkeit verdunstet, welche die Atome zusammenkittete, lösen sich dieselben voneinander, und vom Winde emporgehoben, treiben sie schwirrend über das Gestade hin. Wäre das letztere völlig eben, so würde auch der Meersand sich in völlig ebener Schicht darüber breiten. Aber jede Ungleichheit des Bodens verändert oder hemmt die Bewegung, ein bloßer Krautbüschel, ein Kiesel, die geringste Erhebung zwingt den Wind, seinen Staub sinken zu lassen, und nun setzt sich unscheinbar ein Häufchen oder eine Linie Sandes auf der Fläche an, gleichsam die Skizze, die Grundlinie der werdenden Düne. Hat sie heute nur die Länge oder Breite eines Fingers, so wird sie in einer Woche fußhoch aufgewachsen sein, und nach Monaten zeigt sich schon ein Hügel, ein kleines Tal. Das ist in einfachen Zügen die Geschichte jeder Düne. Der Bewohner des Binnenlandes aber kann sich eine ihr wenigstens nahekommende Vorstellung machen, wenn im Winter der Sturm die Flocken wirbelnd über das Blachfeld treibt und auch hier ein Busch oder ein Block den ersten Ansatzpunkt für hochansteigende Schneewehen abgibt.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Durchwandert man diese merkwürdigen Sandregionen, so ergreift ein seltsam beklemmendes Gefühl das Gemüt. Einförmig und einsam ziehen die hagern Rücken, die hohlen Täler dahin, kaum daß an feuchter Stelle ein frischerer Pflanzenwuchs das Auge erfreut, und fängt sich die Glut der Sommersonne in diesen Gassen und Kesseln, so mag man sich jener Stelle des Dantischen Inferno erinnern, wo die Sünder in tiefem leben- und schattenlosen Sande irren, indes vom Himmel Feuerfunken niederfallen, „wie Schnee bei stiller Luft auf einer Alpe fällt". Nur eins bringt Bewegung in die Öde, das ist der Wind. Jeder Lufthauch spielt mit dem losen, lockern Geriesel, und erhebt sich der Wind stärker, steigert er sich zum Sturm, dann entwickeln sich wahrhafte Wüstenszenen. Dröhnend scheint die Erde zu beben. Aber mitten durch Sturm und Brandung hört man das rasselnde Zusammenschlagen der Dünenhalme und das Wirbeln des Sandes, der verfinsternd den Luftraum erfüllt und hagelartig herabschlägt. Und nicht nur Sand und Staub — alles, was der Wind erraffen kann, Kies, Muscheln, Scherben reißt er empor und mit sich fort in mächtigen Tromben und Wolken, um weithin das Land mit der chaotischen Saat zu überschütten. So wird die Düne flüchtig. Sie wandert, und wandernd begräbt sie, ohne eigentlich zu vernichten, Felsen und Bäume, Brunnen und Teiche, Felder und Wälder, Dörfer und Städte. Denn derart ist die Beweglichkeit der Düne, daß selbst, wenn die Wogen den Fuß derselben unterwaschen und wieder ins Meer ziehen, der Gipfel nichtsdestoweniger gegen das Festland vorrückt. Von einer Seite schon zerstört und zerfallend, verschlingt sie noch auf der anderen, gleich jenen gefräßigen Reptilien, die zerstückt und zerschnitten dennoch von ihrer Beute nicht lassen.

Wie viele Strecken fruchtbaren Erdreichs auf solche Weise im Laufe der Jahrhunderte verlorengegangen sind, wird nur annähernd abgeschätzt werden können, da die Schnelligkeit, mit welcher die Dünen vordringen, an den verschiedenen Küsten sehr verschieden ist. Während dieselbe an der Nordsee im allgemeinen jährlich nicht über 2 Ruten beträgt, rückte das gewaltige Dünenfeld zwischen den Mündungen des Adour und der Gironde mit einer jährlichen Geschwindigkeit von 20 bis 25 Meter vor. Der Hergang aber war und ist dabei allezeit der gleiche: das Meer zernagt die Küste, löst sie auf und schiebt dann die ungeheure Sandwelle wie ein bewegliches Gebirge vor sich her. — Es liegt fast etwas Dämonisches in dieser Erscheinung, und wohl begreift sich die Erbitterung, mit welcher der Mensch gegen den unfaßbaren, unentfliehbaren Feind ankämpft. Gerade die Chronik der deutschen Küsten und Inseln weiß zu berichten von diesem verzweifelten Ringen. Schritt für Schritt wurden da die Felder, die Häuser verteidigt, und wenn nichts mehr zu retten war, suchte man wenigstens noch die Kirchen zu halten. Man wollte die heilige Stätte nicht preisgeben, und nachdem längst die Pforten versperrt waren, stieg die Gemeinde noch durch das Fenster ins Gotteshaus, und der Geistliche predigte statt von der Kanzel von einem Sandhügel, bis zuletzt nichts übrigblieb, als den Bau abzubrechen und vielleicht für ein neues Jahrhundert auf gesicherterer Stelle wieder aufzurichten.

Dennoch hat die Natur auch hier nicht alle Hilfe versagt. Ihr Werk ist vielmehr ein gedoppeltes, denn sie setzt den Sand nicht nur in Bewegung, son-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dern sie gebietet auch über Mittel, ihn wieder zurückzuhalten, und als ein solches dient nun eben die Strandvegetation. Daß diese zum Teil den Winter überdauert und sogar dem stärksten Sturme widersteht, stimmt zu den bereits gegebenen Andeutungen. Aber ihre merkwürdigste und wichtigste Eigentümlichkeit ist die zähe Kraft, mit welcher sie sich des Bodens bemächtigt. Wer sollte glauben, daß ein einziger dieser Halme oft 10 Fuß tief in denselben hinabsteigt und mit allen seinen Fasern einen um das Dreifache größeren Raum umspinnt? Und doch ist dies noch nicht das Höchste. Wieder andere jener Pflanzen bilden, wenn ihr Stengel im Sande versinkt, denselben in Wurzeln um und drängen unzerstörbar immer von neuem hinauf und hinaus, auch das kleinste Kraut noch schlägt eine Masche ein, und indem sich von dem Innern und von der Oberfläche her allenthalben die lebendigen Triebe hilfreich begegnen, wird am Ende Tal und Hügel von zahllosen Fäden durchwirkt und Sandkorn an Sandkorn gebunden.

Nun ist ein nährender Boden für höher organisierte Pflanzen geschaffen, und die Düne, statt den Anwohner feindlich zu bedrohen, bietet ihm jetzt, da sie befestigt oder „gedämpft" ist, den sichersten Damm gegen Versandung wie gegen Überschwemmung. Es ist bekannt, daß ganz Nordholland von den Mündungen des Rheins bis zum Eingange des Zuydersees auf diese Weise durch einen Dünengürtel geschützt wird. — Eben deshalb aber bleibt es eine unerläßliche Arbeit des Küstenbauers, jene Vegetation auf alle Sandgestade, denen sie fehlt, zu übertragen. Was das alte römische Sprichwort als das Vergeblichste alles Vergeblichen bezeichnete: „den Meerstrand pflügen", „in den Meerstrand säen" (littus arare, arenae mandare semina), das geschieht hier wirklich und das muß geschehen, wenn der Mensch nicht sich und die Scholle, auf die er sein Dasein gegründet, ununterbrochen gefährdet sehen will. Allerdings gilt es dabei immer ein Aufgebot aller Geduld und alles Scharfsinns, und oft mißlingen wiederholte Versuche, zumal selbst feuchtere Dünen nicht leicht eine vollständige Besserung gestatten. Wo es dagegen gelingt, den Dünenstrand völlig zu dämpfen, und der Seewind nicht seine ganze Stärke übt, da machen jene ersteren den Sand bindenden und bereitenden Halme bald einem reicheren, kräftigeren Pflanzenwuchse Platz. Es kommen Ginster, Wachholder, Stecheichen, strauchartige Birken, und nicht selten erhebt sich noch über diese ein Wald von Nadelholz, in dessen Schutze Saaten reifen und Wiesen grünen, selbst manche edlere Frucht gedeiht.

So ruft hier der schaffende Fleiß des Menschen Leben hervor und so — müssen wir endlich hinzusetzen — stellt er oft mit Mühe wieder her, was frühere Geschlechter unnachdenklich verwüsteten. Man weiß, daß Friedrich Wilhelm I. von Preußen in einer Geldverlegenheit den größten Teil des Kiefernwaldes niederschlagen ließ, der die ganze Landzunge der frischen Nehrung von Danzig bis Pillau bedeckte. Diese „Finanzoperation" trug dem Könige 200 000 Taler ein, aber nun stürzte sich der Sand in das frische Haff, vernichtete die Fischereien, hemmte die Schiffahrt, begrub die Dörfer, und noch jetzt ist man seiner nicht wieder Herr geworden. Nach dem Berichte Starings, eines holländischen Gelehrten, entstand eine der größten Dünen Frieslands lediglich als Folge der Zerstörung einer einzigen großen Eiche. Mit dem



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Falle derselben war eine Bresche in den anschließenden Waldsaum gelegt, der Sand drang ein und verschüttete allmählich jede Spur eines Baumwuchses. Ebenso erzählen Urkunden des späteren Mittelalters von ausgedehnten Jagdforsten im Gebiete der „Landes". Dieselben wurden im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts ausgerottet, und von Stund an war das Unheil jener Küste entschieden. Jedoch ist nun eben dort auch wieder in einem glänzenden Beispiele gezeigt worden, wie der Mensch mit Geschick und Ausdauer den Winken der Natur folgend, die Wunden zu heilen vermag, die er ihr im blinden Eifer der Zerstörung geschlagen. Es ist der Name des edlen Brémontier, an den sich diese neue Epoche der „Landes" knüpft. In den Jahren 1787 bis 1793 hatte er zuerst die Möglichkeit erwiesen, die Dünen zu dämpfen, indem er mit eigener Hand und geringem Kostenaufwande gegen 200 Hektaren beweglichen Sandes festigte. Sein Vorgang ermutigte zur Nachfolge, und nur durch eine verhältnismäßig kurze Unterbrechung aufgehalten sind, die Arbeiten seit einigen Jahren vollständig zu Ende geführt. Die Dünen der Gascogne, einst der Schrecken des Landes, sind jetzt mit dichtem Tannengrün bedeckt: ihr Schmuck und ihr Reichtum. (Hermann Masius, Geographisches Lesebuch, 1874.)

## DAS „FEHN"

Wie auf den Torfgräber der Moorbauer folgte, so folgt wohl dem Moorbauer der „Fehntjer", der Kolonist des „Fehn". Denn mit diesem altfriesischen Worte, das ursprünglich so viel als Sumpf bedeutet und auch in dem Namen Finnlands wiederkehrt, werden endlich jene großen Anlagen der holländischen und niederdeutschen Küstenmoore bezeichnet, die in der Tat beweisen, daß hier die Natur einen Schatz der Fruchtbarkeit verborgen hat, der nur der hebenden Hand wartet, um mit reichem Gewinne zu lohnen. — Zwar sind, wie bemerkt, auch die Moore der Vendée längst für den Anbau gewonnen. Gleich einzelnen weißen Marksteinen schimmern da die Meierhöfe aus der einförmigen, labyrinthisch vom Wasser durchschnittenen Ebene, und es ist ein anziehendes Schauspiel, wenn am Morgen eines Sommersonntages aus all diesen Oasen die kleinen Kähne hervorschlüpfen, alle dem fernen Turme des Kirchdorfs zustrebend. Sie führen die Frauen und Mädchen zur Messe, während die Burschen, die bequeme Fahrt verschmähend, den hohen Springstock in der Hand, über Moor und Feld und Gräben demselben Ziel entgegeneilen.

Allein wie freundlich immer, das deutsche Fehn ist nicht bloß ein freundlicheres, sondern ein achtungsgebietenderes Bild. Hier ist das Moor in der Tat überwunden. Die schwarze Erde ist bis zum Grunde abgebrannt, abgeschwemmt, abgetragen, die Wasser, in breitem Bett gesammelt, ergießen sich in den Fluß oder ins Meer, und nachdem so in einer Arbeit von Menschenaltern gleichsam die Urgestalt der Erde wieder aufgedeckt worden, hat eine wirkliche Neuschöpfung begonnen. Allerdings finden sich solcher Fehne auf deutschem Boden verhältnismäßig erst wenige. Unser Boot gleitet vielleicht stundenlang zwischen engen, dunklen Ufern dahin, ohne daß ein Laut oder eine Gestalt des Lebens die stygische Fahrt unterbräche. Da plötzlich



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

— wir täuschen uns nicht! — taucht drüben mitten im Blachfeld ein Mast empor, ein Mast mit Wimpel und Segel, bald ein zweiter, ein dritter — noch ein Augenblick, — noch eine Wendung — und vor uns dehnt sich eine breite Wasserstraße, mit Fahrzeugen aller Art bedeckt. Es ist der Kanal des Fehn, die sogenannte „Wieke".

Und nun, als habe uns ein Zauberschlag in eine neue Welt versetzt, ziehen in wechselnden Bildern Schleusenwerke und Schöpfmühlen, Zugbrücken und Kais, üppige Felder und Wiesen und Herden dem Auge vorüber. Bald erheben sich große Stapelplätze, wo Berge Torfs lagern, aus nahen Werften dröhnt Gehämmer, über hohen Schloten wirbelt der Dampf, und durch die Luft streichen — befreundete Boten — Flüge von Tauben und Schwalben. Aber jetzt teilt sich der Kanal. Rechts und links, gleich dem Geäder eines Blattes, springen in scharfen Linien die „Inwieken" die Seitenkanäle aus, und hier bauet sie selber, die Moorstadt sich auf: schmucke, ja vornehme Häuser, von blühendem Weißdorn umgeben, von Linden überschattet im Wasser der „Vart", des Hauptkanals, sich spiegelnd. In ihnen wohnt das älteste Geschlecht, das längst den vollen Segen von der Arbeit der Väter und Vorväter geerntet hat. Hinter ihnen, weiter hinaus, folgen die bescheideneren Wohnungen derer, die einst die Diener jener waren: holländisch saubere Ziegelbauten, mit weiten Toren und räumigem Gehöft. Draußen endlich die Hütten der jüngsten Ansiedler, der Arbeiter, klein und eng, aber auch vor ihrer Schwelle liegt im Wasser ein Torfkahn, und hier wie dort rühriges Leben, emsiger Fleiß. — Das ist das Fehn, und so erzählt es gleichsam selbst seine Geschichte. Aber es zeigt dem erstaunten Blicke nur Bilder in aufsteigender Linie: „auf den Fehnen gibt es keine Armen", auch der Kätner, wenn er mit seinem Schiffchen an den Häuserfronten der „Herren" vorüberfährt, braucht ihnen den Wohlstand nicht zu neiden, sondern darf hoffend in diesem Spiegel die Zukunft des eigenen Besitztums ahnen. Ja, selbst wenn das Moor seine Hoffnung täuschte, würde ihm doch noch allzeit das Tor zum Meere offen stehen. Denn das ist nun das Eigentümliche der Fehne und darin liegt eine Bürgschaft ihrer dauernden Blüte, daß derselbe Kanal, dem diese einsam im Moore versteckten Stätten ihr Entstehen und Bestehen verdanken, sie auch unmittelbar am großen Weltverkehre teilnehmen läßt. Wer das Torfschiff zu lenken versteht, der lernt bald auch das Steuer des Kauffahrers regieren und pflügt vielleicht jahrzehntelang die See, um erst altersmüde heimzukehren und ruhig zu genießen, was er draußen in Gefahr und Kampf gewann. Daher werden Fehne zugleich zu Pflanzschulen eines tüchtigen Schiffsvolkes, und jede Art seemännischer Industrie und Bildung findet auf ihnen Pflege. Bereits überläßt auf einzelnen derselben je länger je mehr die jüngere kräftigere Bevölkerung den Anbau der Scholle anderen schwächeren Händen, so daß Fehne dieser Art gleichsam nur die Filiale großer Seestädte sind und der eigentliche Lebensquell derselben zuweilen jenseits des Ozeans gesucht werden muß. In anderen und entlegeneren Gründungen dagegen ist und bleibt der Ackerbau das gesegnete Fundament ihres Gedeihens.

Wir wiederholen: es gibt solcher Fehne auf deutschem Boden nicht eben viele. Man zählt deren im Oldenburgischen fünf, im Arembergischen einen, in Ost-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

friesland zwanzig, während im Gebiete von Bremen, dessen Erzbischöfe schon in sehr früher Zeit die Ränder des Moors zu kolonisieren suchten, der Name „Fehn" überhaupt nicht gebräuchlich ist und die betreffenden Anlagen schon zufolge der sie durchziehenden Landstraßen einen abweichenden Charakter tragen. Unter ihnen ist Papenburg an der Ems für das älteste und größte bekannt. Ein weitblickender, opferfähiger Mann, Dietrich von Veelen, hat es ins Leben gerufen. Als er im Jahre 1675 den Gedanken der Anlage faßte, fand er außer der verfallenen Sumpfburg jenes Namens nichts als einige elende, mitten im Moor verlorene Hütten vor, und da niemand Lust trug, sich an dem hoffnungslosen Unternehmen zu beteiligen, vermochte er nur erst durch Versprechungen großer Freiheiten eine Schar holländischer Kolonisten herbeizuziehen. Von dem Augenblicke an begann das Moor zu verschwinden. Jetzt, nachdem fast zwei Jahrhunderte vergangen, erhebt sich an der Stelle jener Torfhütten auf einem Umfange von zwei Stunden eine Stadt, die 780 Häuser und 3 Kirchen zählt, die eine Navigationsschule und eine Handelsflotte von mehr als 180 größeren und kleineren Schiffen besitzt und sich immer steigenden Wachstums erfreut.

Ja, man hat berechnet, daß die Gemeinde von Papenburg in ihren noch unbearbeiteten Moorfeldern, — den Kubikfuß des schwarzen Schlamms zu einem Pfennig angenommen — noch ein Vermögen von mehreren Millionen Talern unter der Erde stehen habe. (Hermann Masius, Geographisches Lesebuch, 1874.)

## REISE IN DEN BALTISCHEN MARKEN

Wir hatten uns endlich aus dem altfränkischen, inhaltreichen, schmackhaften, kompakten, deutschen Kerne der Stadt Riga langsam hervorgearbeitet und trabten nun etwas rascher in der neuen, buntfarbigen, schmucken, lockeren, weitläufigen Schale der Vorstädte, welche die Russen der alten, finsteren, gotischen Stadt wie einen mit unechtem Golde gestickten Mantel umgelegt haben. Das Pflaster wurde besser, die Pferde lebendiger, und es dauerte denn auch nicht lange, so rollten wir munter und flink zur letzten Sastawa der Rigaischen Vorstadt hinaus, in die russischen Kohlgärten, die sich weithin dehnten, hinein und endlich mitten auf das flache Feld. Ich blickte noch einige Male auf das alte Riga zurück, das allmählich mehr und mehr aus unserem Horizonte verschwand. Die Häuser verloren sich zuerst in dem dichten Nebel, der die Stadt überzog. Nur die goldenen Kuppeln der St. Peterskirche und dann der hohe Turm des Doms ragten noch darüber hervor und bezeichneten den Wohnort der 50 000 Rigenser. Endlich verschlang auch diese hohen Riesen ein niedriges Gebüsch, in das wir einbogen. Wir fuhren lange darin hin, und als wir wieder daraus hervortauchten, war auch die letzte Spur von Riga verwischt, und wir befanden uns in einer dem Anscheine nach völlig öden Wüstenei. — —

Sand und wieder Sand, Heide, Sumpf und Wald waren die einzigen einförmigen und stets wiederkehrenden Abwechselungen, die sich unseren Augen zum Genusse darboten, und so waren wir denn hier sehr geneigt, derjenigen von den verschiedenen ethymologischen Ableitungen des Namens Livland



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Vorzug zu geben, welche denselben als „Sandland" interpretiert, und wir protestierten mit Eifer gegen die Meinung derjenigen, welche der alte livländische Chronist zitiert, wenn er sagt: „Einige glauben, daß der Name Livland vom niedersächsischen „Blief", das heißt „bleibe" herkomme. Denn weil Livland, sagen sie, seiner Fruchtbarkeit halber den Fremdlingen, so hineinkommen, so wohl gefallen, daß wenige Lust gehabt, wieder wegzuziehen, sei es gleich anfangs von den Deutschen „Bliefland" genannt worden. Andere aber sagen, daß Livland so viel sei als „Lewesland" das ist „liebes Land", da dies schöne, fruchtbare und gastfreie Land sich eine besondere Liebe bei den hierher Verschlagenen erwerbe". Es ist, als wenn sich dieser Weg gerade das ungenießbarste Stück von ganz Livland ausgesucht hätte. Die Ufer der Düna hat er im Rücken, das prächtige und überall interessante Meer läßt er zur Linken, und an dem livländischen Paradiese, der sogenannten livländischen Schweiz, führt er zur Rechten vorüber.

Was diese letztere Gegend betrifft, so nennt man so die Ufer und Anlande der Aa in der Mitte ihres Laufes, die Umgegend der Stadt Wenden und der Rittergüter Kremon, Treiden und Segewolde. Was uns die Dorpater Studenten von dieser Gegend erzählten, klang lieblich. Die Aalandschaft ist hier von Hügeln umgeben, die zum Teil mit Birken, zum Teil mit alten Eichen geschmückt sind. Die freundliche Stadt Wenden liegt in einer Weitung des Tales wie ein lächelndes Kind in der Wiege. Der kleine Fluß Aa zieht sich wie ein silbernes Band am Saume der Hügel hin.

Bei Wenden sieht man auch noch heutigen Tages die Ruinen des alten berühmten Ordensschlosses, welches so lange, als der Schwertritterorden existierte, der Hauptsitz desselben und die Residenz seines Meisters war, wie Marienburg in Preußen als Residenz des deutschen Hochmeisters dasselbe für den deutschen Orden vorstellte. Schon im Jahre 1207, kurze Zeit nachdem der Rigaische Bischof Albert „einigen Brüdern des Krieges Christi" ein Drittel von Livland verliehen hatte, hieß Wenden, von den Letten „Zehs" genannt, das Hauptschloß des Ordens, dessen erste Meister Winhold von Rohrbach und Volquin waren, „das Haus der heiligen Marie und ihrer Ordensbrüderschaft". Das Schloß war groß und in seiner Einrichtung dem von Marienburg ähnlich. Es kamen hier die Gebietiger und Komture des Schwertritterordens zusammen, verhandelten alle wichtigen Angelegenheiten ihrer Gesellschaften und wählten ihre Meister oder entsetzten sie. Der „berühmteste und glückseligste" aller hier residierenden Heermeister, von den livländischen Geschichtsschreibern der Große genannt, der die Ordensprovinzen 40 Jahre lang weise regierte und tapfer beschützte, ein deutscher Held, der die Russen zu wiederholten Malen schlug und dem Lande eine lange segensreiche Ruhe verschaffte, Walther von Plettenberg, erbaute diejenigen großen Türme und Monumente, die wir bei Wenden noch heutigen Tages in Trümmern liegen sehen.

Nach Plettenbergs Tode 1535 brach jene betrübte, in Livland so viele Trümmer schaffende Periode über das Land herein. Unzählige Male zogen die Russen mit großen Heerhaufen ins Land, zerstörten die Schlösser und Städte und verwüsteten die Gegend weit und breit im Jahre 1576 so schrecklich, daß man,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie die livländischen Chronisten sagen, auf dem ganzen Striche von Pernau bis Riga weder einen Hund bellen, noch einen Hahn krähen hörte.
Für Schloß und Stadt Wenden war das Jahr 1577, in welchem der russische Zar Iwan Wassiliewitsch II. beides zerstörte, das betrübteste in ihrer Geschichte. Der Bericht dieser Zerstörung und vorgängigen Belagerung von Wenden ist so tragisch und interessant, wie alle Erzählungen von dem Untergange der livländischen Schlösser. Die Russen lagen mit einem großen Heere vor dem Schlosse, in welchem nur ein kleines Häuflein Deutscher versammelt war, das aber immer mehr und mehr zusammenschmolz, bei dem lange fortgesetzten Bombardement der Russen eine Schutzwehr nach der anderen verlor und sich endlich, um nicht den Feinden in die Hände zu fallen, dazu entschloß, sich mit samt dem Schlosse in die Luft zu sprengen. Dieser Entschluß wurde fast einmütiglich gefaßt, und selbst die Geistlichen, welche gegenwärtig waren, widersprachen nicht, sondern erteilten vielmehr ihren Segen dazu, und 300 Personen beiderlei Geschlechts, darunter auch viele auf das Schloß geflüchtete Greise und Kinder, nahmen das Abendmahl und begaben sich, als die Russen abermals zu einem entscheidenden Sturme auf die von vielen Breschen durchlöcherten Schloßmauern heranrückten, in einen Turm, dessen Souterrains mit Pulver gefüllt waren. Man hatte die Waffen, die unnütz geworden waren, beiseite gelegt, und alles lag betend auf den Knien, als die Russen hereindrangen. In diesem Momente zündete Heinrich Boismann, ein Rittmeister, durch ein Fenster des Turmes das Pulver an, worauf alles mit Jungfrauen, Kindern, Rittern und Greisen in die Luft flog. Der einzige, der nachher noch lebendig gefunden wurde, war eben jener Rittmeister Boismann. Man brachte ihn noch redend vor den russischen Zaren, der ihn zu sehen wünschte und vor dessen Augen er verschied. Sein Leichnam wurde gespießt. Wie das Pulver jener Helden damals die Mauern zerrissen, so liegen sie noch in diesem Augenblicke zerstreut.
Ganz auf dieselbe Weise wie Wenden wurde später auch Marienburg in die Luft gesprengt. Bei der glorreichen Verteidigung dieses inmitten eines kleinen Sees gelegenen Schlosses gegen Scheremetiew, den Feldherrn Peters des Großen, waren am Ende nur noch der Kommandant des Schlosses, ein von Vietinghoff, und zwei andere Ritter übriggeblieben. Diese drei, als sie keine Rettung mehr sahen, zogen den Tod der russischen Gefangenschaft vor und sprengten sich mitsamt den anstürmenden Russen in die Luft. Die Stadt Marienburg wurde bei dieser Gelegenheit so radikal von den Russen verwüstet, daß sie seitdem nicht wieder aus der Asche erstanden ist. Auch das ruinierte Schloß liegt noch in demselben Zustande, in welchen es das ehrenwerte Pulver jener drei Ritter versetzte. Das Ende und der Verfall der meisten livländischen Schlösser war eine solche Protestation des Deutschtums gegen das Russentum, und man muß dem Lande, nachdem man seine Geschichte gelesen, das Zeugnis geben, daß fast kein Quadratschuh desselben, Kurland ausgenommen, sich auf eine feige und verächtliche Weise den Russen unterworfen hat.
Viele Gasthöfe, die freundlichen und gastfreien Sitze alter reicher Familien, sind häufig in der Wendenschen Landschaft zerstreut, und nicht minder gesellige Pastoratshöfe sieht man hier und da ihren Kirchtürmen zur Seite liegen.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Uns zur Seite führte ein kleiner Nebenweg, der nach Kremon, Treiden und Segewolde, welche drei Güter alle in freundlicher Nachbarschaft beieinander liegen, ab. Ich sah den Weg mit hundert alten und frischen Wagenspuren sich über die Wiese hinschlängeln und dann in einiger Entfernung um einen Hügel herumbiegen, wo er verschwand. Wie gern wäre ich auch hier links abgebogen und hätte in leichter Kalesche den alten Spuren noch eine neue hinzugefügt. Denn solche Wege führen in Livland allemal zu hübschen Gärten, zu schönen Schlössern, zu reichbesetzten Tafeln, zu lustigen Tänzen, zu huldreichen Damen, zu gastfreien und liebenswürdigen Leuten und zu feinen, gebildeten Kreisen. — —

Wir kamen in Wolmar erst gegen Abend an. Das Städtchen war jetzt freundlich und friedlich anzuschauen. Die Straßen waren gerade und breit, die Häuser reinlich und schmuck. Aus allen Fenstern schimmerte der Schein geselliger Flämmchen. (J. G. Kohl, Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen, 1841.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

## 2. FREMDES LAND

### DER KREML IN MOSKAU

Wir besuchten zuerst den Kreml, den größten Stolz und das Paladium der Hauptstadt und der ganzen Nation, die alte Zarenburg, an deren festen Mauern in aufeinanderfolgenden Jahrhunderten die Tataren, Polen und Franzosen nicht ohne glückliche Erfolge und unglückliche Endresultate ihre Kräfte versuchten und ihren Ehrgeiz befriedigten.

Kein Punkt in der Nähe des Kreml eignet sich besser, die ganze fabelhafte Pracht der Türme und Kuppeln des Kreml mit einem Blick zu übersehen, als das Südufer der Moskwa, östlich von der Moskwabrücke. Über dem breiten Moskwaspiegel, den glänzenden Moskwakais und der schönen hohen Moskwabrücke erheben sich die weißen Mauern des Kreml mit ihren zahlreichen mittelalterlichen und teilweise rein gotischen Mauertürmen, die größtenteils alle unter der Regierung Iwans III. Wassiliewitsch gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aufgeführt wurden. Mauern und Mauertürme sind mit Zinnen und Schießscharten versehen, und ihre Stärke ruft bald die Überzeugung hervor, daß sie zum Schutze der größten Heiligtümer und historischen Reliquien der Nation dastehen. Innerhalb dieser festen, kriegerischen Ringmauer stehen die Bauwerke und Monumente, an denen sich seit der Gründung Moskaus sieben Jahrhunderte verewigten, und in denen fast alle älteren Nationalheiligtümer, die bis auf unsere Zeit gekommen, eingeschlossen sind. Im Vordergrunde erheben sich die goldenen Kuppeln der prachtvollen Kathedralen zur Verkündigung und zur Himmelfahrt Mariä, der Kathedrale des Erzengels Michael und die der zahlreichen anderen Kirchen und Klöster, unter denen die elf Kuppeln der Kirche des Erlösers hinter dem goldenen Gitter und die acht dunkelblau und goldenen Kuppeln des Tschudowaklosters alle übrigen an Glanz überstrahlen. Um die Mitte dieser Gruppe von Kirchen und glänzenden Kuppeln strebt mächtiger als alle anderen der schlanke Glockenturm des Iwan weliki mit seiner seltsamen Zwiebelkuppel und seinem hohen Kreuz in die Höhe und bildet von dieser Seite auch ungefähr den Mittelpunkt der ganzen wirren Masse von Gebäuden und Türmen, zwischen denen die Überreste des kolossalen alten Zarenpalastes fast verschwinden und sich kaum der neue Kaiserpalast vor dem Tschudowakloster bemerklich machen kann. Den Hintergrund dieser Kirchen, Klöster und Paläste bilden die Kuppeln und Dächer der riesenmäßigen Gebäude auf der Nordseite des Kreml: des Senats und des alten und neuen Arsenals, über die überall noch die schlanken, gotischen Mauertürme der Nordwestseite der Ringmauer hervorragen.

Sind schon allein die Formen fähig, durch ihre Gedrängtheit und ihren teilweise barocken Baustil einen seltsamen Eindruck hervorzurufen, so wird dieser doch noch ins überraschend Wunderbare gesteigert durch die blendenden Farben, die aufs mannigfaltigste und in den schroffsten Gegensätzen an den Gebäuden des Kreml verschwendet sind. Wie sieben Jahrhunderte hier sich in ihren Formen erschöpften und diese Formen planlos untereinander würfelten, so sind die sieben Farben des Regenbogens planlos an diesen planlosen



Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gruppen von Türmen und Palästen nebeneinander gestellt. Viele dieser Gegensätze sind gemildert im Verlauf der Zeiten, aber neben den dunklen Türmen und dem alternden Mauerwerk nehmen sich die blendend weißen Steinmassen der dicht nebenanstehenden spätern Bauten und Renovationen um so barocker aus. Will man einmal alles gehaltene Maß überschreiten und dadurch die extremsten Wirkungen hervorrufen, so ist der Kreml ein unübertroffenes Muster. Kirchen mit weißen Wänden und blutrot bemalten Pilastern, Bogen und Friesen, mit schimmernd grünen Dächern und lasurblauen und glänzend goldenen Kuppeln sind hier noch einfache Gebäude. Kein Wunder, daß der Name schon ein Zauberwort ist, bei dem aller Patriotismus und alles Selbstgefühl eines Russen erwacht.

Auch abgesehen von dem gedrängten Turmwalde der Stadt, die sich dem Kreml nach beiden Seiten ins Unübersehbare anschließt, wird schwerlich irgendein Punkt in Europa einen solchen Anblick aufzuweisen haben. Scheint doch in Mannigfaltigkeit und barocker Zusammenstellung der Formen der Kreml sogar alle Pracht des Orients hinter sich zurückzulassen, und dadurch, daß Europa mit Asien in ihm vereinigt ist, beiden den Rang abzulaufen. Vielleicht ist der Kreml gerade durch diese tolerante, kombinatorische Richtung vorzugsweise erhaben über alle ähnlichen Schöpfungen der Welt. Die alte Baukunst der Griechen und Römer und die mittelalterliche der Deutschen bewegt sich in scharfgezogenen Gesetzen und Grenzen, über die sich das gelehrte neunzehnte Jahrhundert ebenso im klaren glaubt, wie die künstlerisch schaffende Vergangenheit mit sich über dieselben einig sein mußte. Überall hat sich die ideenarme, unfruchtbare, aber desto konsequenter reflektierende Nachwelt diese schaffenden Gesetze zu einem unvergänglichen Nationalverdienst angerechnet, und von den in nationaler Zerrissenheit versunkenen Nachgeborenen haben die Edelsten gehofft, das erloschene, einheitliche Volksgefühl wieder anfeuern zu können an der Begeisterung für die Kunstschöpfungen einer reicheren Zeit. Beim Anblick des Kreml würde man den patriotischen Russen in Verlegenheit setzen, wenn man von ihm wissen wollte, welches die nationalen Verdienste an diesem Nationalheiligtum seien. Europa und Asien haben zum Aufbau des Kreml ihre Beiträge geliefert, und kein Volk ist leer ausgegangen, von dem die alte Zarenmacht direkte oder indirekte Kunde erhielt. An ein und demselben Gebäude ruht auf byzantinischen Bogen ein gotisch-deutsches Dach, über der mongolischen Kuppel erhebt sich der türkische Halbmond, und griechische Säulen stehen zwecklos vor einer Wand, die überfüllt ist mit dem allen Geschmack höhnenden Zopf. — — Vielleicht ist nur der alte, jetzt meist abgetragene und in fremdem Stil wieder hergestellte Zarenpalast eine volkstümliche Schöpfung gewesen, denn nur das Dach des einzigen Restes, den man aus Pietät gegen das Andenken Peters des Großen hat stehen lassen, erinnert an das eines russischen Bauernhauses. Gerade als ob dies einzige volkstümliche Element störend in die Harmonie der übrigen fremden eingegriffen habe. Nur in der Kombination und Verschmelzung dieser möglichst verschiedenartigen fremden Elemente und in der Pracht und den schroffen Gegensätzen der Farben, mit denen man auch den barocksten Zusammenstellungen den Schein einer gemeinsamen bunten



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einheit zu geben gewußt hat, liegt eine Richtung angedeutet, die in dieser Entschiedenheit unter keinem anderen europäischen Volke anzutreffen ist. (J. H. Blasius, Reise im Europäischen Rußland, 1844.)

## PETERSBURGER WINTERTAGE UND SOMMERNÄCHTE

Gewöhnlich geht das Leben im Petersburger Winter, es mag nun regnen oder schneien, frieren oder tauen, seinen alten gewohnten Gang. Tag für Tag knistern die Birkenbäume im Ofen, einen Tag um den anderen rutschen die Schlitten in den Straßen herum, beständig werden die öffentlichen Wärmestuben für die armen Leute geheizt und regelmäßig die öffentlichen Feuer auf der Straße, in der Nähe der Theater, für die Kutscher unterhalten. Nur wenn die Kälte ausnahmsweise zu außerordentlicher Höhe steigt, treten bedeutende Veränderungen in der Bewegung auf den Straßen ein und im Anblick des Ganzen. Wenn es heißt: „das Thermometer ist auf 20 Grad herabgesunken", dann spitzt man die Ohren, beobachtet den Wärmemesser und zählt die Grade. Bei 23 bis 24 Grad wird die Polizei wach, die Offiziere machen Tag und Nacht die Runde, um die Schildwachen und Butschniks wach zu halten und die im Schlafe Überraschten auf der Stelle tüchtig strafen zu lassen; denn der Schlaf ist in diesem Falle das sicherste Mittel zu einem sanften Hinübergleiten aus dieser Welt in jene. Mit 25 Grad hören die Theater auf, weil nicht mehr die nötigen Sicherheitsmittel für die Schauspieler und für die Kutscher getroffen werden können. Die Fußgänger, die sonst in Petersburg einen ziemlich bedächtigen Schritt haben, laufen alsdann so eilig, als hätten sie die wichtigsten Geschäfte, und die Schlitten, die schon vorher ziemlich flink sich bewegten, fliegen nun im Galopp über den schreienden Schnee. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber gewiß ist, daß 20 Grad Kälte in Petersburg unendlich mehr bedeuten und weit schädlicher wirken, als bei uns. Gesichter bekommt man dann gar nicht mehr auf den Straßen zu sehen, denn alles hat sich die Pelze über Kopf und Hut gezogen. Die Furcht Augen, Ohren und Nase durch den Frost zu verlieren, beängstigt jeden, und da sich das Abfrieren durch kein unangenehmes Gefühl vorher ankündigt, so hat man genug zu denken, daß man nicht eine der verschiedenen Extremitäten des Körpers vergesse, sondern zuzeiten etwas reibe. „Väterchen, deine Nase!" erinnert der Vorübergehende den Entgegenkommenden und reibt ihm ohne Umstände seine kreideweiße Nase mit Schnee ein. Mit den Augen hat man ebenfalls viel zu tun, weil sie alle Augenblicke zusammenfrieren. Man tappt dann in die erste beste Haustür hinein und bittet die Leute auf ein paar Augenblicke um ein Plätzchen am Ofen, indem man dann hinterher eine zertaute Träne des Dankes dafür vergießt.

Die Kälte Petersburgs ist allerdings viel empfindlicher als die unserige, aber die Petersburger, wie alle Nordländer überhaupt, sind auch viel empfindlicher für die Kälte. Alle Ausländer, selbst Italiener, Spanier und Franzosen, sind bei weitem kühner und weniger zärtlich. — —

Die höchsten Kältegrade fallen gewöhnlich nur bei heiterm ruhigen Wetter ein, und das prachtvolle Petersburg hat daher in der Regel bei 30 Grad Kälte



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seinen „schönsten, heitersten" Tag. Der Himmel ist hell, die Sonne leuchtet brillant, und zwar um so brillanter, da ihre Strahlen durch Millionen kleiner blinkender Eiskristalle hindurchschießen, mit denen die Luft gleich einem Diamantstaub erfüllt ist. Aus allen Häusern und selbst aus den geheizten Kirchen wirbeln dicke Rauchsäulen, die in der ätherklaren Luft so dicht erscheinen, als ob in jedem Hause eine Dampfmaschine stände, und dabei in allerlei Farben spielen. Schnee und Eis auf den Straßen und der Newa sind weiß und reinlich, als wäre alles aus Zucker gebacken. Die ganze Stadt hat das zierlichste Gewand von der Farbe der Unschuld, und sämtliche Dächer blitzen von einer gleichmäßigen Lage schimmernden Kristallstaubes. Alles Wasser gefriert, wie man es ausgießt, und die Brunnen, die Pferdetränken, die Schöpfanstalten, die Wasserfuhrleute und ihre Wagen, die Wäscherinnen an den Kanälen — alles erscheint weiß mit Eis inkrustiert. In den Straßen zeigt alles, um dem Tode zu entgehen, das regste Leben. Alles rennt und jagt so hastig, weil jedem der Sensenmann buchstäblich auf den Fersen sitzt. Der getretene Schnee knistert und heult die sonderbarsten Melodien, und selbst alle anderen Klänge und Laute nehmen in dieser kalten Atmosphäre anderen Ausdruck an, beständig zieht ein leises Rauschen oder ein säuselndes Brummen durch die Luft, das von all dem erklingenden Schnee und Eise kommt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die (Sommer-) Nächte sind gelind und wunderbar hell, und die Petersburger, die sich aus pomphaften Schlittenfahrten weniger machen als wir, weil der Schlitten bei ihnen mehr ein notwendiges Hausmöbel ist, als ein Luxusartikel, wie bei uns, schwelgen dann in der Lust des Gondelfahrens um so mehr, da sie ihnen nur kurze Zeit vergönnt ist. In den schönen warmen Monaten Juni und Juli sind die Newaarme Tag und Nacht mit segelnden und rudernden, großen und kleinen Schiffen und Gondeln übersät, die nicht rasten, beständig die reizendsten Gemälde dem Auge darzustellen, und alles, was Venedigs Kanäle mit ihren Gondeln Zauberisches haben mögen, ist unbedeutend im Vergleich mit dem malerischen Leben, das sich hier in dem jetzt so gelinden Norden entfaltet. Man denke sich eine Atmosphäre, von den schmeichlerischsten Zephiren durchsäuselt, warm und mild, ohne daß die Pfeile des Apollo lästig fallen, als wenn die Wärme von den entfernten Sternen käme, zauberisch klar und hell, ohne daß doch die Quelle alles Lichtes über dem Horizonte sichtbar, eine Nacht, in der sich nichts verbirgt und nichts schlummert, weder die zwitschernden Vögel, noch die wachenden Menschen, noch die sichtbaren Pflanzen, deren Farben nicht verbleichen, kurz, eine Nacht mit allen Reizen der Nächte und doch mit aller Bequemlichkeit des Tages, als strahlte überall der helle frische Tag hinter dem übergehangenen prächtigen Gewande der Nacht hervor, einen Strom, der sich spielend in eine Menge von Armen teilt und wieder zu großen Massen vereint, der sanft, klar und majestätisch fließt, dabei einen Archipelagus von Inseln, dessen eine Hälfte mit prachtvollen Palästen besternt, und die andere mit wundervollen Gärten, geschmackvollen Pavillons und luxuriösen Einsiedeleien geschmückt ist, dann das große Meer vor den Toren der Stadt und dicht bei jeder der sechs Mündungen der Flüsse.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dieses alles denke man sich von Tausenden von Gondeln belebt und mit Schiffen durchwebt — segelkundige Engländer, die sich auch in Leitung ihrer kleinen, zierlichen Barken ihres Übergewichts über alles andere auf dem feuchten Elemente Schwimmende erfreuen, deutsche Bürger, die sich mit ihren Familien in der Nacht der Freude überlassen, um die Sorgen des Tages zu vergessen, russisches Volk, das seine harmoniereichen Lieder über das Wasser hinmurmeln läßt, die Reichen und Großen des Reichs, von den Chören ihrer Sklaven begleitet, die jene zauberische Hornmusik ertönen lassen, Matrosen und Schiffsvolk von allen seefahrenden Nationen, das Wunder der hellen Nächte anstaunend — man denke sich dieses alles lebhaft, oder man setze sich in eine der hübschen Gondeln, umkreise mit ihr die Inseln und Inselchen, und man wird vergebens eine Stadt auf dem Erdenrunde suchen, die etwas gewähren könnte, das sich mit den Reizen dieser Sommernachtsgondelfahrten Petersburgs vergleichen ließe. (J. A. Kohl, Petersburg in Bildern und Skizzen, 1841.)

## KONSTANTINOPEL

Konstantinopel mit seinen Außenwerken von den südlichsten Dardanellenschlössern und ihren kolossalen Feuerschlünden bis zu den verwüstungspeienden Kunstvulkanen, die den Eingang in den Bosporus am Pontus Euxinus hüten, ist die großartigste und unbezwingbarste Naturfestung des Erdbodens, wenn mannhafter Sinn innerhalb der Schutzwehren und eine wohlbemannte Seemacht, zu Verteidigung und Angriff gleich gerüstet, außerhalb die Wache halten.

Waren Babel und Ninive, auch nach Verlust sämtlicher Provinzen und nur auf den Umfang ihrer Stadtmauern beschränkt, noch gefürchtete Reiche, so kann auch Konstantinopel mit seinem 60 deutsche Meilen langen und mit allen Bedingungen stattlichen Daseins vollauf gesegneten Festungsrayon zwischen dem Ägäischen und dem Schwarzen Meere in der europäischen Politik seine Bedeutung nicht verlieren, wenn sich auch die Länder am Nil, am Euphrat, am Orontes mit ganz Anatolien östlich vom Taurus von der Zentralgewalt am Bosporus trennen, und selbst in Europa alles, was hinter dem Hämus und der Rhodope liegt, aus dem Verband der Hörigkeit treten und zu eigenem Leben erwachen sollte. Die Sicherheitsquelle, der Stolz und die Wonne des Byzantinischen Kalifats — das Goldhorn und das Bosporusparadies im Mittelpunkte — blieben selbst bei dieser Schmälerung der Reichsgrenze noch unberührt.

Wären die Ufer dieses riesigen Mäanders zwar auf beiden Seiten der Strömung grün und waldgeschmückt, trügen sie aber, flach und geradlinig, wie der künstlich gegrabene Kaiserkanal von Nanking, die Pontusflut an einem ebenfalls flach eingerandeten Goldhorn vorüber in die Propontis von Marmora herein, so könnten sie der eindringenden Seemacht des Feindes zwar dieselbe Wehrkraft entgegenstellen und dem inwärts liegenden Stambul den nämlichen Grad von Sicherheit wie jetzt gewähren, aber das byzantinische Tempe wären sie nicht, und statt des wonnigen, ewig neuen Entzückens aus wechsel-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vollem Bilderspiel sänke bei seinem Anblick die Melancholie des still und monoton vorüberschleichenden Nils in das Gemüt des Wanderers herab.
Der geheimnisvolle Reiz von Stambul liegt nicht in der Architektur der Stadt oder überhaupt in den künstlichen Zutaten, durch welche der gesittete Mensch seinen Wohnplatz zu verschönern sucht. Der Reiz liegt in der wundervollen Gestaltung der Höhenzüge, die zu beiden Seiten des Stromes der Glückseligkeit, in lieblich-harmonischem Wellengekreisel anschwellend und fächerartig auseinanderfallend, die Landschaft zwischen dem Pontus Euxinus und dem Goldenen Horn füllen.
Hier hat die Natur alles allein getan, und wir halten es für doppelt schwer, wo nicht gar für unmöglich, zum Lob ihrer Schöpfungen in Wort und Farbenton, besonders jenen Lesern gegenüber, welche das zauberhafte Bild nicht selbst gesehen haben, das richtige Maß zu finden.
Das große, einerseits tief in die anatolische Waldzone, andererseits weit in das thrazische Hügelland hineingreifende Panorama im ganzen Umfang zu erfassen, ist nicht das Ziel. Auch die Namen aller kleinen und großen Ortschaften, aller Lustschlösser, Baumparadiese und Schattenhalden im lebenvollen Riesentempel von Byzanz einregistriert zu lesen, wird man nicht erwarten. Wer klug ist und Geschmack besitzt, soll hier nur wenig, und auch nur das Wenige in kurzen Sätzen sagen. Duft und Blumenflor der Terrassengärten, die dunkeln Fruchtbaumgruppen und ihr Frühlingsblütenmeer, die langen Zeilen hochwipfeliger Zypressen, das Rasengrün und die luftige Pracht der Pinien und aus hellaubigem Geschlinge von den Höhen herabwinkenden Riesenplatanen, die wonnige Abendkühle, das Vollmondlicht, wie es im milden Widerschein vom Wasserspiegel aufhüpfend durch die Fenster aloeduftender Diwansäle reicher Byzantiner fällt, und dicht unterhalb in sanft einschlummerndem Gemurmel die Bosporusflut vorüberrauscht, mag sich die warme Phantasie des Lesers selber malen.
Genug, wenn man ihm sagt, am besten aber, wenn er aus dem Pontus beim hohen Felsentor hereinschiffend, das entzückende Naturgezimmer der Mäanderhöhen mit seinem Blick verfolgt, wie sie bald rundkuppig, bald in langer Schwingung, bald lieblich eingemuldet und sanft anschwellend, bald straff und kühn — jedoch ohne Maß und Harmonie zu stören in die Höhe strebend und durch herbstlich fahl aus Immergrün hervorleuchtendes Gestein das Auge labend die launigen Windungen des ungleich breiten, aber allzeit voll und tief rauschenden Silberstroms bis in den Hintergrund des Horizonts begleiten, und nach einer raschen Uferkrümmung plötzlich in der Ferne, nicht auf einmal und in der ganzen Fülle, sondern langsam und wie aus leise zurückweichenden Kulissen hervortretend, in weichem Morgendunst die stolze Kalifenstadt erscheint. Zuerst hebt sich vor dem trunkenen Blick des im Morgendunkel des anatolischen Waldrandes dahinsegelnden Fremdlings, gleichsam zwischen dem Bosporusspiegel und dem blauen Luftmeer schwebend, das Serail des Großherrn mit den schlanken Spitztürmen der Moscheen Hagia Sofia und Sultan Ahmed am Hippodrom hervor, nach wenigen Minuten rückt links ein Streifen vom asiatischen Skutari und rechts auf der europäischen Seite das über rasch auffahrende Höhen hingegossene und vom Gold der Morgensonne schimmernd



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

angeblitzte Pera in die Szene herein, ersteres durch einen breiten Wasserarm, letzteres scheinbar durch ein Segment des hellen Luftstromes vom Mittelbilde abgetrennt — drei Nebelbilder, deren Züge mit jeder Fadenlänge des fortrollenden Dampfers lebendiger werden und sich in schönerem Ebenmaß gestalten.

Der Wanderer erschrickt beinah vor Freude und Überraschung, wenn sich rechts zwischen dem sanft anschwellenden Serailpromontorium und den steilen Perahöhen plötzlich eine weite Mündung auftut und neben der reißenden Bosporusströmung, von einem unermeßlichen, amphitheatralisch aufsteigenden und hoch herabblickenden Häusergewoge umgeben, ein dicht gedrängter Mastenwald mit einem leicht hinfliegenden Gondelheer die tief in das Land hineindringende stille Wasserfläche deckt. Das ist das „Goldhorn" der Alten, der Seehafen von Stambul, der Marktplatz dreier Weltteile, der Sitz des Reichtums, der Üppigkeit, des Neides und der eifersüchtigsten Begehrlichkeit aller Völker, welchen ohne Unterschied des Bekenntnisses Macht und Genuß als die höchsten Güter und als letztes Ziel irdischer Bestrebungen im Sinne liegen. Als Ankerplatz ist es nach jedermanns Geständnis einer der schönsten, größten und gesichertsten der ganzen Welt und zugleich von solcher Tiefe, daß sich die schwersten Kriegsschiffe überall dicht ans Ufer legen und ihr Fallbrett gleichsam auf die Türschwellen der Hafenhäuser werfen können.

Eigentlich ist das Goldene Horn kein Seehafen im gewöhnlichen Sinn des Worts, es ist vielmehr ein schlanker Meerbusen, ein Golf der niedlichsten Gestaltung, ein stummes Nachbild des in ewiger Aufregung tosenden Bosporus. An seiner Mündung zwischen dem Serailhorn und dem Felsenvorsprung von Topchana ist er 500 Klafter breit. In der Mitte wie das Urbild selbst launenhaft gewunden und ungleich ausgeweitet, bis zur innersten stark gekrümmten Spitze aber, wo zwei unversiegbare Süßwasserbäche einströmen, nach gewöhnlichen Angaben über 4000 Klafter, das ist nicht viel weniger als zwei volle Wegstunden lang, und von der Natur so wohltätig eingerichtet, daß sich kein Flußschlamm an den Grund legt, und selbst der Gesamtschmutz aller Einwohner der Altstadt wie der riesigen Vorstädte der reinigenden Strömung weichen muß, die bei der Serailspitze hereindringt, den Golf umkreist und bei Topchana wieder mit dem Bosporus zusammenrinnt.

Das Riesige in Anlage, Bau und Umriß von Konstantinopel tritt erst von diesem Standpunkt aus in voller Majestät hervor. Es sind drei wesentlich verschiedene, voneinander abgetrennte und — wenn der Ausdruck gestattet ist — alle drei ihr eigenes Leben atmende Stadtpersönlichkeiten, die aber doch wieder ein notwendiges, sich gegenseitig ausbauendes und wie von einer einzigen, allen gemeinschaftlichen Seele belebtes Ganze bilden, wie kein zweites in der Welt gefunden wird. Es ist die politische Trinität von Byzanz, und ihr Anblick für sich allein schon Lohnes genug für die weite Fahrt aus dem Abendlande. (J. Ph. Fallmerayer, Konstantinopel und seine Umgebungen, 1853.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Als der Morgen dämmerte, rafften wir uns auf und begannen um halb sechs Uhr unsere Wanderung fortzusetzen. Die letzten Trümmerabhänge waren in Zeit von einer halben Stunde überschritten, und wir betraten wieder die Grenze des ewigen Schnees ohngefähr an der nämlichen Stelle als das vorige Mal, nachdem wir noch einen Teil entbehrlicher Gegenstände an den letzten Steinmassen zurückgelegt hatten. Die Schneeregion hatte aber eine für uns nicht günstige Veränderung erfahren, durch die eingetretene größere Wärme war der frischgefallene Schnee, dessen Gegenwart uns bei dem früheren Versuche in etwas zustatten gekommen war, angeschmolzen und vergletschert, so daß schon gleich von unten auf, trotz der noch geringen Neigung des Abhanges, das Aushauen von Stufen beginnen mußte. Dies erschwerte das Fortkommen und nahm unsere Kräfte gleich anfangs in vollem Maße in Anspruch. Einen der Bauern hatten wir schon beim Nachtlager zurücklassen müssen, weil er sich unwohl fühlte, zwei andere wurden nacheinander beim Ersteigen des Gletscherabhanges marode, blieben anfangs liegen, zogen sich aber später auch zum Nachtlager hinab. Ohne uns dadurch im geringsten aufhalten zu lassen, verfolgten wir übrigen, durch die überwundenen Schwierigkeiten mehr ermutigt als niedergeschlagen, rastlos unser Ziel. Bald kamen wir auch wieder an den großen Spalt, welcher den oberen Rand des Gletscherabhanges bezeichnet, auf dem wir hinangestiegen waren, und um zehn Uhr befanden wir uns schon wieder da, wo wir das vorige Mal um die Mittagsstunde gewesen waren, nämlich auf der großen Schneefläche, welche die erste mächtige Stufe auf dem Eishaupte des Ararat bezeichnet. Wir sahen aus der Entfernung von etwa einer Werst das am 19. September errichtete Kreuz, aber es erschien mir, vielleicht eben seiner schwarzen Farbe wegen, so ungewöhnlich klein, daß ich wohl daran verzweifeln mußte, es aus der Ebene des Araxes mit einem gewöhnlichen Fernrohr wieder zu finden und zu erkennen.

In der Richtung zum Gipfel hatten wir einen kürzeren, aber steileren Abhang vor uns als den zurückgelegten, und zwischen ihm und der äußersten Kuppe schien nur noch ein kleinerer Anberg zu liegen. Nach einer kurzen Ruhe überschritten wir, stets mit Hilfe ausgehauener Stufen, den ersten Abhang, den steilsten von allen, und nach ihm auch noch die nächste Erhöhung, statt aber nun das allendliche Ziel unserer Mühen unmittelbar vor uns zu sehen, hatte sich noch eine ganze Reihe von Hügeln entwickelt und uns sogar den Blick auf den Gipfel verdeckt. Dies schlug unseren Mut ein wenig nieder, der keinen Augenblick gewankt hatte, solange wir die zu überwindenden Schwierigkeiten zu überblicken glaubten, und unsere Kräfte, von der harten Arbeit an den Stufen mitgenommen, schienen der Erreichung des unsichtbar gewordenen Zieles kaum mehr gewachsen. Doch ein Überschlag des Getanen und dessen, was zu tun noch übrigsein konnte, die Nähe der hintereinander hervortretenden Erhöhungen, ein Blick auf meine rüstigen Gefährten verscheuchten die Sorgen, und mutig vorwärts! klang es in meiner Brust. Wir überschritten ohne Aufenthalt noch ein paar Hügel, da wehte Gipfelluft, ich trat hinter einem der Schneebuckel des Abhanges hervor und — der äußerste



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kegel, die höchste Kuppe des Ararat lag unverkennbar vor meinen freudetrunkenen Blicken. Noch ein letztes Aufgebot unserer Kräfte war nötig, nur noch eine Eisfläche mittels Stufen zu ersteigen, und wir standen auf dem Gipfel des Ararat um ein Viertel nach drei Uhr des 27. Septembers 1829! — Mein erstes Streben und Genießen war Ruhe, ich breitete meinen Mantel unter mir aus und setzte mich nieder. Ich befand mich auf einer schwach gewölbten, fast kreisförmigen Fläche von ohngefähr 200 Schritt im Umkreise, die am Rande nach allen Seiten hin ziemlich steil abfiel, besonders aber gegen Süd- und Nordost. Es war das starre, von ewigem Eise gebildete, durch keinen Felsen, keinen Stein unterbrochene Silberhaupt des alten Ararat. In der Richtung gegen Osten lief dieser Gipfel sanfter aus, als nach irgendeiner anderen, und stand hier mittels einer flachen, jedoch gleichfalls von ewigem Eise bedeckten Einsenkung mit einem zweiten, um etwas niedrigeren Gipfel in Verbindung. — —

Von dem Gipfel aus hatte ich einen weit ausgedehnten Gesichtskreis, in welchem aber der ungeheuren Distanzen wegen nur größere Massen deutlicher unterschieden werden konnten. Das ganze Tal des Araxes deckte ein grauer Nebelduft, durch welchen hindurch Erivan und Sardarabad nur als dunkle handgroße Flächen erschienen, deutlicher zeigten sich im Süden die Hügel, hinter denen Bajased liegen sollte. In Nord-Nordwest prangte das zackichte Haupt des Alaghés, in seinen Vertiefungen mit bedeutenden Schneemassen bedeckt — eine wahrscheinlich unerreichbare Felsenkrone. Zunächst um den Ararat, besonders in Südost und weit entfernt auch gegen West, eine Menge kleiner Berge, meist von kegelförmiger Zuspitzung und mit Vertiefungen in der Mitte, ehemaligen kleinen Vulkanen nicht unähnlich, dann in Ost-Südost der Kleine Ararat, dessen Haupt sich hier nicht mehr als die einfache Spitze eines Kegels zeigte, wie es von der Ebene aus erscheint, sondern wie die Fläche einer abgestutzten viereckigen Pyramide, auf den Ecken und in der Mitte mit größeren und kleineren Felsenerhöhungen versehen. Was mich aber zu sehen überraschte, war ein großes Stück des Sees Goktschai, das als schöne dunkelblau schimmernde Fläche in Nordost hinter der hohen Bergkette sehr deutlich hervortrat, die den See von Süden her unmittelbar einschließt und so hoch ist, daß ich nimmer geglaubt hätte, vom Gipfel des Ararat über sie hinweg in den von ihr verdeckten Wasserspiegel blicken zu können. — —

Nach einem Aufenthalte von etwa dreiviertel Stunden mußten wir auf die Rückkehr bedacht sein, nahmen zuvor nur noch einen Imbiß an Brot und brachten von dem bis dahin mitgenommenen Rebensafte dem Vater Noah dankbar eine kleine Spende. Es ging dann die Abhänge rasch nacheinander hinab vermittels der tiefen Stufen, die beim Hinansteigen ins Eis gehauen waren, doch war das Herabsteigen auch sehr ermüdend und für mich in den Knien besonders schmerzhaft. Wir eilten aber, weil die Sonne schon tief stand und, bevor wir noch die Schneefläche des großen Kreuzes erreicht hatten, schon unter den Horizont getreten war. Ein herrliches Schauspiel war es, erst die dunkelen Schatten zu sehen, welche die in West unter uns liegenden Berge in die Ebene warfen, dann die tiefe Nacht, welche alle Täler umfing und sich am Ararat immer höher und höher hinanzog, während nur noch sein



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beeister Gipfel von den Strahlen der untergegangenen Sonne beleuchtet ward. Bald aber streiften sie auch über ihn hinaus und würden unseren Pfad in ein für unser Herabkommen gefährliches Dunkel geworfen haben, wenn nicht auf der anderen Seite des Firmaments die himmlische Leuchte der Nacht zu unserem Troste aufgegangen wäre, unsere Tritte klar und lieblich zu erhellen.

So erreichten wir ohne Unfall um halb sieben Uhr abends den Ort unseres Nachtlagers, wo ein fröhliches Feuer von dem zurückgelassenen Holze angemacht, ein kleines Nachtmahl bereitet und eine ebenso heitere, warme Nacht verbracht wurde, als die vorige gewesen war. Auch fanden wir daselbst unsere zurückgebliebenen Begleiter vor, samt den Sachen, die wir dort gelassen hatten. Des anderen Tages um sechs Uhr gingen wir wieder aus, erreichten um halb neun Uhr Kip-Ghioll, wo die Lasttiere unserer warteten, und um die Mittagsstunde des 28. Septembers zogen wir glücklich in St. Jakob ein, wie vor 4000 Jahren der Erzvater Noah „mit seinen Söhnen und mit seinem Weibe und mit seiner Söhne Weibern" vom Berge Ararat herabgezogen war, und brachten des Tages nach unserer Heimkehr in sonntäglicher Andacht dem Herrn die Opfer unseres Dankes vielleicht nicht weit von der Stelle dar, wo Noah „dem Herrn einen Altar gebaut und Brandopfer darauf geopfert hat". (Friedrich Parrot, Reise zum Ararat, 1834.)

## JERUSALEM

„Warum denn Allah dieses Jahr gar nicht mehr regnen lasse", fragten den Fremdling gleich am anderen Tage nach seiner Niederlassung im Hause Meschullam die bekümmerten Fellahweiber des Ölbergdorfes. Wahr ist es freilich, daß außer der Regenzeit eine unglaubliche Fülle Lichtes auf Jerusalem niederströmt. Das tiefe Prachtblau des Zionhimmels kennt selbst Italien nicht. Wer nur vom traurigen Deutschland, von seinen braunen Mooren und von seinem dichten Nebel weiß, mag es kaum glauben, daß die Luft um Jerusalem durch ihre Dünne, ihre Durchsichtigkeit und ihre Helle in ungewöhnlichem Maße selbst die Entfernungen aufzuheben scheint. So nahe liegen, wenn man vom Kamm des Ölbergs hinuntersieht, der Jordan und das Tote Meer, daß man über Hügel, Steingeröll und Stürze kühn hinunterlangen, die eine Hand in die salzgeschwängerte Flut von Sodom tauchen, mit der anderen aber ein Tamariskenrohr am grüngesäumten Jordanufer brechen möchte, und doch mag die Entfernung der beiden genannten Punkte von Jerusalem in gerader Linie wenigstens drei deutsche Meilen oder 36 000 Schritte sein. Doch die Sättigung verfolgt den Menschen überall, und ich fürchte, kein Genuß, kein Glück, keine Freude, von welcher Natur sie immer sei, vermöchte das menschliche Gemüt vor dem größten Feinde aller Seligkeit, der Langenweile und dem Überdruß zu schirmen. „Alles ist mir gelungen, den höchsten Gipfel irdischer Größe habe ich erstiegen," sagte Septimius Severus, „und doch bin ich mißvergnügt". Ermüdet uns am Ende nicht selbst das Schöne, und kann der Mensch anders als in Sturm und Wechsel glücklich sein?

Der 28. November endlich störte die eintönige und stille Klarheit der hiero-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

solymitanischen Sommerluft. Das erstemal seit dem Frühlingsschauer brauste nach Mitternacht der Sturmwind über Jerusalem und zog nach kurzem Sonnenmorgen als Vorbote der langersehnten Herbstfluten graues Gewölke vom Mittelmeer quer über Palästina gegen die transjordanische Wüste hin. Doch der erste Guß war nur flüchtig, und nach unergiebigem, lauem Regenstreif brannte die Mittagssonne noch drückender als am vorigen Tage auf die mehr aufgeregte als gesättigte Pflanzenwelt herab. Noch fünf volle Tage neckte uns Allah und reizte bald durch einige Wassertropfen in heißer Glut, bald durch flüchtige Wolkenzüge und scharfe Lüfte, bald durch windiges Abendgrau und leeres Sausen unsere Ungeduld. Reichlich, stark und nachhaltig regnete es erst am 3. Dezember, und der sechste desselben Monats war für Palästina nach langer schwerer Prüfung ein Tag des Segens, der Belohnung in der wonnevollsten Seligkeit. Trübe, stürmisch und traurig brach der Morgen dieses Tages an, und nicht mehr als plus 12° zeigte der Wärmemesser um 8 Uhr früh. Regenlust und Sonne stritten aber noch bis 3 Uhr Nachmittag, wo es auf einmal mit Windesbraut und Wolkeneile finster vom Meer herüberzog und ohne Rast in vollen Güssen auf Jerusalem niederrauschte. Wie sich im Hofraum vor der Zimmertür die offenen Behälter füllten! Wie es durch die Innerröhren von den glatten Dachterrassen in die bauchige Zisterne sprudelt und mit Sturmeshauch westlich an die Fenster rasselt, ohne Ermüdung, ohne Pause, bis Mitternacht! Das Wonnegefühl, wie es während dieser himmlischen Bescherung durch die Adern strömte, drückt sich nicht in Worten aus, und nur wer selbst unter den sengenden Gluten des morgenländischen Sonnenhimmels geschmachtet und die Last seiner Monotonie empfunden hat, kann ohne Ärgernis vom Seligkeitsrausch solcher Szenen hören. Trocken, warm, gutgekleidet und wohlgenährt saß ich allein in der heimischen Stube bei Büchern, Plänen und Papier, und neben der Lampe stand als Labsal für die Tagesmühe der warme Grog, während es draußen prasselnd und sausend in nächtlichem Dunkel über Jerusalem vorüberging. Der Schlummer hatte in diesem Augenblick physischer Aufregung keine Macht.

Die Fülle des Regens in jener Nacht war so dicht und so reichlich, daß der hoch- und viereckig aufgemauerte offene Behälter an der Außenwand des Zimmers am anderen Morgen überrann, und im geräumigen Ziehbrunnen, dem eigentlichen Flüssigkeitsmagazin für das ganze Haus und für das ganze Jahr, zur Freude aller, die es sahen, der wohltätige Segen auf eine bedeutende Höhe heraufgestiegen war. Am Himmel hing aber nach jener Regennacht noch finsteres Gewölke in dichten Lagen, und die spät an demselben Tage von neuem niederrauschende Wasserflut sagte klar genug, daß in der Redeweise des dankbaren Morgenländers die „Barmherzigkeit" noch nicht zu Ende war. Um aber nun auch die Jordansaue, das Tote Meer, das Gebirge Moab, die Steinwüste und das quadranguläre Jerusalem selbst im grauen Wolkenüberhang zu sehen, ging ich während der Regenpause im Laufe desselben Tages voll neugierigen Verlangens auf den Ölbergkamm hinauf. Die Szene war völlig neu und wie im bunten Kaleidoskop hatte sich Licht- und Farbenspiel der Landschaft, besonders in der nächsten Umgebung der Stadt, völlig umgewandelt. Es war wie ein plötzliches Erwachen der Natur aus langem Schlaf, und überall drängte



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich der grüne Frühlingsschmuck mit Kraft aus dem Schoße der Erde hervor. Besonders heiter und lustig anzusehen in ihrem Smaragdgrün waren der frische Rasen und die sichtlich sprossende junge Saat auf den außer der Ringmauer liegenden Halden des Zionberges, auf den Höhen oberhalb der Siloambrunnen und auf den sanft auseinanderfallenden Nordflügeln der wenige Tage früher noch so dürren Kidronsschlucht. Selbst der Reichtum an Ölbäumen war in der genannten Gegend des Tales scheinbar angewachsen, der Regen hatte ja die vertrocknete Rinde gelabt und vom mattgrünen Laubwerk den Sommerstaub weggespült.

Und doch war es nur das erste Aufflimmern der Natur und ihrer frischen Zeugungskraft! Am dritten Tage nach der Segensflut war schon keine Wolke mehr am tiefblauen, reingefegten Firmament, und die Sonnenscheibe hing wieder in voller Pracht über dem grüngeschmückten Jerusalem. Erst der 9. Dezember — das Vorgefühl verriet es schon im Morgengrau — sollte der eigentliche Tag des Glückes und der belohnenden Freude sein. Im frischen Hauch der Morgenluft und über Strömen von Wonnegefühl ging ich zum nahen Damaskustor hinaus, rechts an der nördlichen Stadtmauer fort, dann links über die mit Saaten, Weinreben und fruchtbeladenen Ölbäumen reichbepflanzten Abhänge zur Sohle der hier noch flachmuldigen Kidronsschlucht hinab und auf der anderen Seite den gewohnten Pfad hinauf zum Lusttheater auf dem langen Ölbergkamm.

Wer nur nach Gold und Ehren dürstet oder gemütlos, kalt und stumpf die Reize der Natur verachtet, wird freilich über solchen Schwindel lachen. Wer aber, wie es jetzt häufig geschieht, jedes freudige Entzücken als sündhaft und jede naturfröhliche Regung des Herzens als Beleidigung Gottes ersticken will, den müßte es vollends empören, wenn man in noch leidenschaftlicheren Ergüssen als früher über die wieder aufgefrischte Landschaftspracht von Jerusalem reden wollte. Nie war aber das Grün so warm, die Luft so durchsichtigt, das Blut im Körper so leicht, und niemals, weder vor oder nachher, habe ich ein Lichtmeer gesehen, wie es an diesem Tage in diamantenem Wellenspiel über dem Toten Meere, über Transjordanien und über Edom wogte. Selbst die Steinwüste gegen Moab hin hatte ihren Hochzeitsschmuck angetan. Mehr wollen wir schon aus Furcht vor Ärgernis nicht sagen, und frostige Leser mögen sich mit dem Geständnis begnügen, daß Einer noch jetzt in bedrängten Augenblicken vom Reichtum und vom seligen Schwindel jenes Tages zehrt. So lieblich hatten der Höhenzug und die drei Gipfelkuppeln des Ölberges mit ihren zahmen Einsattelungen noch nie geschienen, ein Spiegelbild im größten Stil und — was sonderbar — mit je 100 Schritten der Fortbewegung regelmäßig ein neues Zauberbild! Das schönste wohl auf der mittleren Schwellung, wo unter Rebgelände, umgeben von Feigen-, Granaten- und Ölbäumen, die wettergelben Trümmer der Himmelfahrtskirche liegen und wilder Safran mit der brennend gelben Blütenkrone des Leontodon Taraxacum einsam zwischen dem Gesteine winkt. Über vier Stunden lang ward an dieser Freudenstätte meditiert, gewandelt und geschwelgt, und erst in der Einsamkeit und Stille der Mittagsstunde, im Vollgefühl des seligsten Friedens und von fremder Neugier unbelästigt, außerhalb des Dorfes über die rasch abstürzende dritte Hügelkuppe auf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Sattelweg von Bethania hinabgestiegen. Wie man dort in straffer Wegkrümmung gegen die Kidronsschlucht (Tal Josaphat) heraustritt, überrascht den Blick des Wanderers auf einmal, wie ein magisches Ungetüm, hoch über der jenseitigen Talwand hängend der Tempelberg mit dem fahlen Gestein seiner riesigen Unterlage, mit dem Lasur seiner bleigedeckten Kuppel und mit dem blauen Firmament im Hintergrund. Um die Magie der Szene zu vollenden, schweben links vom Tempelberg der Zion, rechts der Bezethahügel, beide durch Lichtsunde vom Mittelbau getrennt, wie zwei Seitennebenbilder in der Luft. Der Herodestempel, mit seinen gigantischen Säulengängen und Terrassen auf schwindelnder Höhe aufgetürmt, mußte, von diesem Punkte aus gesehen, von unglaublicher Wirkung sein. Rauschte auch damals wenigstens in der Regenzeit der Kidronbach sprudelnd und lustig die tiefe Schlucht herunter, so ist doch heute alles verschwunden, oben die stolzen Tempelterrassen und die quadrangulären Säulengänge, unten der Talschatten und der plätschernde Regenbach.
Die Öde mit dem alten Riesengemäuer und dem niedlichen Saracenbau darüber ist allein geblieben. Und so unwiederbringlich, scheint es, sind die Adern des Wildbachs Kidron abgestorben, und so durstig war zugleich der Boden von der langen Sommerglut, daß selbst die fruchtbaren Güsse der letzten Tage auch nicht die leiseste Spur rinnender Feuchtigkeit in der Engschlucht zurückgelassen haben. Die Pflanze, die Erde, die verborgenen und offenen Zisternen, Wasserlager und Kanäle der Stadt und Umgegend hatten alles aufgetrunken, was der Himmel in seiner Milde gespendet hatte. Während einer Reihe von Jahren, sagte uns ein europäischer Bewohner der Heiligen Stadt, habe er weder zur Winterzeit, noch im Frühling, noch im Herbst Wasser im ausgetrockneten Kidronbett gesehen, obgleich im März 1846 mehrere Stunden lang sogar Schnee auf dem Ölberge lag, und in den von Jerusalem entfernteren Tälern zur Zeit der Frühlingsregen und Schneeschmelze nicht selten tiefe und reißende Gießbachfluten den Wanderer bedrohen und den Verkehr der Landschaft unterbrechen. Nur der Heiligen Stadt — sei es Zorn des Himmels oder List und Bosheit der Menschen — ist das erquickende Labsal vorüberrauschenden Wellenspiels versagt! (J. Ph. Fallmerayer, Vier Wochen in Jerusalem, 1851.)

## SANDWÜSTE IN DER SAHARA

Obgleich auch der folgende Tag (13. Juni) unter der Herrschaft des Südwindes stand, brachen wir kurz nach Mittag auf und bestanden noch einen siebenstündigen rastlosen und harten Kampf mit den in ununterbrochener Folge sich uns entgegenstellenden Dünenketten. Das war die Wüste, wie sie typisch in der Vorstellung der meisten Europäer lebt, aber glücklicherweise nur in einzelnen Gegenden erscheint und dann freilich bei Mensch und Tier die Anspannung aller Kräfte in Anspruch nimmt. Mühsam erklimmt man die Kette, um von der Höhe derselben aus eine unabsehbare Reihe von Hindernissen gleicher Art zu überblicken. Prüfend sucht man den leichtesten Übergang, in der Hoffnung, daß der Sand, wie es hier und da der Fall ist, tragfähig sein möge. Doch tief sinkt das Kamel ein, und wenn es sich mühsam auf die



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Höhe der Kante gearbeitet hat, ist vielleicht der jenseitige Abfall so jäh, daß das ungeschickte Tier der Schwere seines Körpers und seiner Last keinen Widerstand zu leisten vermag und entweder selbst stürzt oder doch die Ladung in den Sand wirft. Oft genug muß das Tier entlastet werden, um die Schwierigkeit überwinden zu können, und der Mensch hat zu aller Mühe und Hitze noch die Gepäckstücke der Ladung einzeln an den Fuß der Düne zu schleppen.
In beständigem Zickzack und endloser Eintönigkeit geht es Düne auf Düne ab. Unwillkürlich erhofft man von der Höhe jeder einzelnen die Aussicht auf eine günstigere Bodengestaltung, erschöpft kommt man oben an und richtet das ermüdete Auge prüfend in die Ferne, um denselben Anblick zu haben und die Hoffnung auf den Ausblick von der nächsten Dünenhöhe zu verschieben. Immer wieder hofft man, und immer wieder folgt die Enttäuschung. Ist der Tag klar, so wagt man kaum um sich zu blicken, um das geblendete Auge vor der rückstrahlenden, glänzenden Fläche zu bewahren, weht der Wind, so ist man in eine Sandatmosphäre gehüllt, dichter als ein englischer oder holländischer Nebel, und vermag das brennende verklebte Auge kaum zu öffnen. Das Interesse an der eigenartigen Umgebung, der überwältigende Eindruck dieses Sandmeeres, der an Großartigkeit dem des Meeres nicht nachsteht, denselben an majestätischer Ruhe aber übertrifft, schwächt sich allmählich und geht im Kampfe mit der Natur unter.
Erst hier lernt man die Bedeutung des Kamels richtig würdigen, erst hier wird uns dasselbe zum wahren Schiffe der Wüste, wie es bald auf der Höhe der Sandwogen erscheint, bald in der Tiefe verschwindet, und wie es allein den Menschen befähigt, die Sahara zu durchreisen. Sprachlos, wie bei allen übergroßen physischen Anstrengungen, ringt man mechanisch weiter, vergeblich sinnend über die geheimnisvolle Gewalt, welche den Menschen treibt, um den spärlichsten Lohn sich im ewigen Kampfe mit den hindernden Gewalten der Natur abzumühen und fast unbewußt der Weiterentwicklung des ganzen Menschengeschlechtes zu dienen.
Kein Pfad führt begreiflicherweise durch diesen Dünengürtel, und selbst dem scharfen Auge der Wüstenbewohner bieten die ihre Umrisse beständig wechselnden Sandhügel keine Anhaltspunkte, die als Merkzeichen des Weges dienen könnten. Nur die seltenen Felsen, welche seit Jahrtausenden den Angriffen des Sandes getrotzt haben und starr und finster ihre schwarzen Häupter über die wogende und wechselnde Umgebung emporheben, bilden in diesem Sandmeere die leitenden und rettenden Leuchttürme.
Die Dünen wurden höher und schwieriger am Nachmittage des 13. und am Vormittage des 14. Juni und die von unserer Südrichtung abweichenden Zickzackbewegungen dadurch immer ausgiebiger und zeitraubender. Wenn wir anfangs von dieser Südrichtung nach Osten abgewichen waren, so wurde dies bald durch eine Abweichung nach Westen ausgeglichen. Nachdem wir uns am Morgen des letztgenannten Tages drei Stunden lang abgemüht hatten, erblickten wir zwei bis drei Stunden östlich vom Wege eine Felsgruppe, deren Namen unser Chabir, obgleich er zum vierzehnten Male nach Bornu reiste, nicht kannte und vor uns im Süden eine andere namens Etjukoi, auf deren westliche Grenze wir zu marschierten. Noch ehe wir dieselbe erreichten, ras-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

teten wir nach weiteren zwei Stunden im Interesse unserer Tiere, welche abends zuvor keine Nahrung erhalten hatten, zwischen zwei Dünenreihen, wo etwas Nissi und Sebat wuchs. Am Nachmittage ließen wir zwei Stunden nach unserem Aufbruche die Etjukoi-Gruppe, welche ihre finsteren Felsen kaum höher als 40 Meter aus dem Sande emporstreckt, östlich hart am Wege, setzten unseren Kampf mit den Dünen, die an Höhe und starren Formen abzunehmen begannen, fort und lagerten nach siebenstündigem Marsche in äußerster Erschöpfung zur Nachtruhe.

Der Abend entschädigt reichlich für die Qual des Tages. Der Sandwind schweigt, der unverhüllte Himmel erscheint klar und tiefdunkel und besät sich mit Gestirnen, deren Glanz wir in ähnlichem Grade bei uns nur in seltenen Winternächten zu bewundern Gelegenheit haben. Eine tiefe Ruhe lagert sich über den Schauplatz der mühseligen Tagesarbeit, des tosenden Windes und des wirbelnden Flugsandes. In wunderbarer Schärfe und Klarheit zeichnen sich die Konturen der mannigfach gestalteten Sandberge auf dem klaren Grunde der Atmosphäre, phantastisch überragt dazwischen ein dunkler Felsen die hellen Hügel, eine lichte Färbung am fernen Horizonte verkündet den Aufgang des Mondes, der bald als silberne, glänzende Kugel durch den Äther schwebt, so leicht und heiter, daß man jeden Augenblick meint, er müsse eine schnellere, hüpfende Bewegung annehmen. Scharfe Lichter und Schatten bringen dann eine geheimnisvolle Mannigfaltigkeit in die vielgestaltigen Dünen, viel reicher und schöner, als das Licht des Tages es vermochte.

Das ist auch die beste Zeit zum Reisen, und wenn die Nacht nicht des nordischen Menschen Freund ist, so ist sie durch Mondenschein oder klaren Sternenhimmel, durch Kühle und Windstille der beste des Wüstenreisenden.

Als wir einige Stunden nach Mitternacht am 15. Juni wieder aufbrachen, lag im Mondlicht, klarer und schärfer als auf der Tageshöhe möglich gewesen wäre, ein einzelner Felsen als Wegweiser vor uns, den wir nach zwei Stunden Südsüdwestrichtung erreichten, und der sich in der Nähe als das höchste Anfangsglied einer Reihe von ähnlich gestalteten isolierten Felsen herausstellte. Die einzelnen Glieder dieser Kette, welche von Ost nach West verläuft, sind durch ansehnliche Zwischenräume voneinander getrennt und haben alle eine abgerundete, kuppelförmige Gestalt, welche wenigstens dem höchsten, der allein in größerer Entfernung sichtbar ist, den Namen Ngai Zigir, das heißt Krug der Hyäne gegeben hat.

Wir marschierten östlich an ihm vorüber und erblickten mit dem beginnenden Morgen vor uns die ansehnlichen Berge von Dibbela, von denen wir durch eine hochgewölbte Ebene getrennt waren. Wir durchschnitten diese in Südrichtung, ließen in ihrem südlichen Teile nahe den Bergen unsere Tiere sich im Vorübergehen an der üppigen Weide laben, ohne jedoch zu rasten, und überschritten nach sechsstündigem Marsche den sich im Ganzen von Westnordwest nach Ostsüdost erstreckenden Gebirgszug in Südwestrichtung. Der Paß trennt das Gebirge in zwei Teile, von denen der nordwestliche, dessen Berge sich nach Nordwest und nach West erstrecken, unter dem Namen Jeriram zusammengefaßt wird, während dem südöstlichen der Name Dibbela zukommt. Jenseit der Hauptkette befanden wir uns vor einer zweiten, unbedeutenderen, welche



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich von der Dibbela-Masse nach Westen abzweigt und von der ersteren durch eine mächtige Sandansammlung getrennt ist. Allmählich wieder in die südliche Richtung zurückfallend, überschritten wir die letztere Kette nahe ihrem westlichen Ende, überwanden die auch südlich von ihr angesammelten Sandmassen und stiegen in die Oase hinab, an deren südöstlichem Rande wir inmitten schattiger Dumpalmen lagerten. (Gustav Nachtigal, Sahara und Sudan, 1879/1891.)

## DAS MEER AM ÄQUATOR

Glänzend taucht in dieser Gegend am Morgen die Sonne aus dem Meere auf und vergoldet die den Horizont umlagernden Wolken, welche bald hierauf in großartigen und mannigfaltigen Gruppen dem Zuschauer Kontinente mit hohen Gebirgen und Tälern, mit Vulkanen und Meeren, mythologische und andere wundersame Gebilde der Phantasie vor Augen zu führen scheinen. Allmählich rückt das Gestirn des Tages an dem ätherisch blauen Himmel aufwärts, die feuchten grauen Nebel fallen nieder, das Meer ruht oder steigt und fällt sanft mit spiegelglatter Oberfläche in einem regelmäßigen Pulsschlag. Mittags erhebt sich eine fahle, blaß schimmernde Wolke, der Herold eines plötzlich hereinbrechenden Gewitters, das mit einem Male die ruhige Szene unterbricht. Donner und Blitz scheinen den Planeten spalten zu wollen, doch bald hebt ein schwerer, salzig schmeckender Platzregen, unter brausenden Wirbelwinden herabstürzend, das Toben der Elemente auf, und mehrere halbkreisförmige Regenbogen, gleich bunten Triumphbögen über den Ozean ausgespannt und auf der gekräuselten Oberfläche des Wassers vervielfältigt, geben die friedliche Beendigung des großen Naturschauspiels kund. Sobald Luft und Meer wieder zur Ruhe und zum Gleichgewicht zurückgekehrt sind, zeigt der Himmel von neuem seine durchsichtige Bläue, Herden von fliegenden Fischen schwingen sich scherzend über die Oberfläche der Gewässer hin, und die buntfarbigsten Bewohner des Ozeans, unter ihnen der Haifisch mit seinen beiden unzertrennlichen Gefährten, steigen aus dem in der Tiefe von hundert Fuß noch durchsichtigen Elemente herauf. Sonderbar gestaltete Medusen, die blasenförmige Fregatte mit blauen, ätzenden Bartfäden, lange, schlangenähnliche Stränge aneinandergeketteter Salpen treiben sorglos dahin, und viele andere der mannigfaltigsten kleinen Seetiere ziehen langsam, ein Spiel der Wogen, an dem bewegungslosen Schiffe vorüber. Taucht die Sonne allmählich an dem bewölkten Horizonte hinab, so kleiden sich Meer und Himmel in ein neues, über alle Beschreibung erhabenes Prachtgewand. Das brennendste Rot, Gelb, Violett glänzen in unendlichen Schattierungen und Kontrasten verschwenderisch an dem azurnen Grunde des Firmaments und strahlen noch bunter von der Oberfläche des Wassers zurück. Unter anhaltendem Wetterleuchten am grauenden Horizonte nimmt der Tag Abschied, während sich der Mond aus dem unabsehbaren Ozean still und feierlich in den nebellosen, oberen Weltraum erhebt. Bewegliche Winde kühlen die Atmosphäre ab, häufige, besonders von Süden her fallende Sternschnuppen erhellen magisch die Luft, das dunkelblaue Firmament, sich mit den Gestirnen auf dem ruhigen Gewässer abspiegelnd, stellt das Bild des ganzen Sternengewölbes dar, und der Ozean, selbst



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von dem leisesten Lüftchen der Nacht bewegt, verwandelt sich in ein still wogendes Feuermeer. (K. Ph. F. v. Martius, Reise in Brasilien, 1823/1828.)

## PLASTISCHE LANDSCHAFT DES SÜDENS

Im allgemeinen trägt das Land im Süden — und dies ist, was den Nordländer anfangs am meisten verwirrt — ein einförmiges, gleichartiges, ernstes Kolorit. Die Natur malt hier monochromatisch, und zwar mit bräunlich gelbem Grundton: Himmel und Erde, Pflanzen und Berge, Vorder- und Hintergrund, alles wird, wie bei pompejanischen Bildern, von der einen, traurig stillen, tiefgesättigten Felsenfarbe beherrscht. Die Vegetation, von dunklem, blauem Ansehen, schließt sich an die rotbraun brennenden Bergwände an, als gehörte sie zu ihnen, die staubig gelbe Ebene trägt die rotfarbenen Halme der reifenden Feldfrucht, zwischen den bleigrauen Oliven liegen warme braune Erdflecke offen, weißliche Steinpfade schlängeln sich zwischen blaugrünen Kaktushecken, auf denen dicker Kalkstaub ruht, in rötlichem Goldton glänzen die Säulen, die Travertinblöcke, die Backsteinmauern der Ruinen, Städte, Schlösser und Wallfahrtskapellen gleichen in Farbe und Ansehen ganz dem hohen Fels, aus dem sie hervorgewachsen scheinen, nichts hebt sich selbständig hervor, selbst nicht das junge Laub in wasserreichen Tälern, alles, selbst der Azur des Himmels und des Meeres, die Abendröte, das Landhaus, der Baum, das Gemäuer, so fein und individuell auch sonst die Lokalfarbe sein mag, ordnet sich der strengen Harmonie unter, dem Sonnenton, in dessen Stimmung alles versenkt ist. So weit das Auge reicht, ist alles tot und gleichgültig in der Farbe, starr und leblos in der Form. Es ist eine stilvolle, ganz plastische, scheinbar seelenlose Landschaft.

Wie aber nach Goethes schöner Bemerkung die unbestimmte, durch organische Kochung bezwungene Farbe eine höhere Stufe bezeichnet, als die reine Elementarfarbe, wie bei Vögeln das gemischte gelbgraue Gefieder organisch edler ist, als das schreiende Rot, Grün und Gelb der Papageien, so drückt auch die verschmolzene Einheit des gedämpften Grundtones, sowie der bewegungslose Umriß und das plastisch-architektonische Linienmaß in Vegetation und Boden eine reichere und energischere Anlage und eine weiter reichende Schöpferkraft aus. Was dem nordischen Naturschwärmer als kalt und arm erscheint, ist daher vielmehr Fülle der wirkenden Natur, die bis zu reiner und ganzer Darstellung ihrer selbst gelangte. In ihrer Stille ist sie sich selbst klar genug, die Phantasie braucht ihr nichts mehr zu leihen, vor dem Auge, das sehen gelernt hat, liegt sie wie eine Sammlung von plastischen Bildern da, eher ernst als freudig, oder vielmehr auch in der höchsten Freude durch einen Zug von Wehmut gedämpft, bei der höchsten Erregung durch ein eingebornes Maß beherrscht. Zu sentimentaler Auffassung aber gibt sie keinen Anlaß, da täuscht den Kranken nichts durch Mitempfindung, da klingt kein Echo unbeschreiblicher Seelenstimmung wieder. Der ganze und gesunde Mensch geht auf diesem Boden in Leidenschaft und Ruhe den mannigfachen Zwecken des Lebens nach, haßt und liebt, ergreift oder umschleicht den Gegenstand seiner Begierde, hilft und beneidet, bemitleidet und mordet, und blickt auf die umgebende Natur



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nur, insofern sie ihm nützlich oder schädlich, gegen ihn karg oder freigebig ist. Die ihm am meisten Frucht liefert und ihn am wenigsten stört und beunruhigt, ist ihm die schönste. Daß die Alten den romantischen Hang zum Naturleben als solchen nicht kannten, ist seit den Ausführungen Schillers, Hegels und Vischers ein allgemein anerkannter Satz. Sie waren eben selbst noch ganz Natur. Sie wandelten als plastische Menschen auf einem Boden, der die ungebrochene Einheit des Gemütes nicht störte, sondern trug und erhielt. Der personifizierende Mythus hatte mit rascher Tätigkeit die ganze Natur in eine ideale Menschenwelt verwandelt und sie nicht nahe, gleichsam nicht zu Worte kommen lassen. Als später die religiöse Produktion erlosch, war das mythische Gebäude schon so vollendet und befestigt, daß sich den Künstlern und Dichtern wie dem ganzen Volke statt der Natur nur die farbigen Göttergestalten und die fixierten, bildlichen Redewendungen boten. Die reale Welt war von einer zweiten mythischen Welt gleichsam überbaut und durch sie dem Blick entzogen. (Viktor Hehn, Italien, 1867.)

## WIRKUNG DER SÜDFRANZÖSISCHEN LANDSCHAFT AUF HÖLDERLIN

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, bin indes in Frankreich gewesen und habe die traurige einsame Erde gesehen, die Hütten des südlichen Frankreichs und einzelne Schönheiten, Männer und Frauen, die in der Angst des patriotischen Zweifels und des Hungers erwachsen sind. Das gewaltige Element, das Feuer des Himmels und die Stille der Menschen, ihr Leben in der Natur und ihre Eingeschränktheit und Zufriedenheit hat mich beständig ergriffen, und wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen, daß mich Apollo geschlagen.

In den Gegenden, die an die Vendée grenzen, hat mich das Wilde, Kriegerische interessiert, das rein Männliche, dem das Lebenslicht unmittelbar wird in den Augen und Gliedern, und das im Todesgefühle sich wie in einer Virtuosität fühlt und seinen Durst zu wissen erfüllt. Das Athletische der südlischen Menschen, in den Ruinen des antiken Geistes, machte mich mit dem eigentlichen Wesen der Griechen bekannter, ich lernte ihre Natur und ihre Weisheit kennen, ihren Körper, die Art, wie sie in ihrem Klima wuchsen, und die Regel, womit sie den übermütigen Genius vor des Elementes Gewalt behüteten. Dies bestimmte ihre Popularität, ihre Art, fremde Naturen anzunehmen und sich ihnen mitzuteilen. Darum haben sie ihr eigentümlich Individuelles, das lebendig erscheint, sofern der höchste Verstand im griechischen Sinne Reflexionskraft ist, und dies wird uns begreiflich, wenn wir den heroischen Körper der Griechen begreifen, sie ist Zärtlichkeit, wie unsere Popularität.

Der Anblick der Antiken hat mir einen Eindruck gegeben, der mir nicht allein die Griechen verständlicher macht, sondern überhaupt das Höchste der Kunst, die auch in der höchsten Bewegung und Phänomenalisierung der Begriffe und alles ernstlich Gemeinten dennoch alles stehend und für sich selbst erhält, so daß die Sicherheit in diesem Sinne die höchste Art des Zeichens ist. Es war mir nötig, nach manchen Erschütterungen und Rührungen der Seele mich festzusetzen auf einige Zeit, und ich lebe indessen in meiner Vaterstadt.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die heimatliche Natur ergreift mich um so mächtiger, je mehr ich sie studiere. Das Gewitter, nicht nur in seiner höchsten Erscheinung, sondern in eben dieser Ansicht, als Macht und als Gestalt, in den übrigen Formen des Himmels, das Licht in seinem Wirken, nationell und als Prinzip und Schicksalsweise bildend, daß uns etwas heilig ist, sein Gang im Kommen und Gehen, das Charakteristische der Wälder und das Zusammentreffen in einer Gegend von verschiedenen Charakteren der Natur, daß alle heiligen Orte der Erde zusammen sind um einen Ort, und das philosophische Licht um mein Fenster ist jetzt meine Freude, daß ich behalten möge, wie ich gekommen bin, bis hierher! Mein Lieber! ich denke, daß wir die Dichter bis auf unsere Zeit nicht kommentieren werden, sondern daß die Sangart überhaupt wird einen anderen Charakter nehmen, und daß wir darum nicht aufkommen, weil wir, seit den Griechen, wieder anfangen, vaterländisch und natürlich, eigentlich originell zu singen. Schreibe doch nur mir bald. Ich brauche Deine reinen Töne. Die Psyche unter Freunden, das Entstehen des Gedankens im Gespräch und Brief ist Künstlern nötig. Sonst haben wir keinen für uns selbst, sondern er gehöret dem heiligen Bilde, das wir bilden. Lebe recht wohl! (Hölderlin, Brief von 1802.)

## AN DER GARONNE

Unsere Abreise von Bordeaux fiel in die letzten Tage des Märzmonats. Die Luft war warm wie bei uns im Juni, alles grünte und blühte rings umher in üppiger Frühlingspracht, die Weinreben allein sahen noch winterlich aus. Durch eine sehr angenehme, fruchtbare Gegend, auf guten, obgleich ein wenig sandigen Wegen erreichten wir noch in der Abenddämmerung das am Ufer der Garonne liegende Städtchen Langon. Da wir uns indessen hier in einer Fähre übersetzen lassen mußten, so beschlossen wir, die Nacht dort zu bleiben. — — Festlich gekleidet sahen wir am nächsten Morgen in aller Frühe die Bewohner des Städtchens zur Kirche gehen. Es war Palmsonntag, alle trugen grüne Zweige in den Händen, um sie dem kirchlichen Gebrauche des Tages gemäß vom Priester weihen zu lassen. Eine echte Frühlingsfeier an diesem wunderschönen Morgen. Auf dem Markte standen große Körbe voll der herrlichsten Blumen zum Verkaufe ausgestellt. Hyazinthen, Tazetten, Jonquillen von seltner Schönheit, in höchster Farbenpracht, dufteten und glänzten uns entgegen. Von der Fähre entzückte uns die Aussicht auf das malerisch am Abhange eines sanft sich erhebenden Hügels gebaute Städtchen und auf die wie ein fruchtbarer großer Garten es rings umgebenden Anhöhen. Blühende Obstbäume und Hecken, Kornfelder, die fast schon Ähren trieben, prangten von allen Seiten zwischen eben knospenden Weinreben. Aus fernen und nahen Dörfern tönte feierliches Glockengeläute durch das unaufhörliche Singen und Zwitschern der Vögel, die sich lustig im Sonnenscheine herumtummelten und ihre Nester beschickten.

Nach Tische setzten wir unseren Weg weiter fort durch das an mannigfaltigem Reiz sich immer gleichbleibende herrliche Land. Die edelsten Arten des Bordeauxer Weines wachsen in der Gegend, durch welche wir an diesem Tage kamen, und gewähren den Bewohnern die auf dem Lande so erfreulich anzu-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sehende Wohlhabenheit, die wir bis jetzt in Frankreich oft vermißten. Der Abend war schön wie der Morgen, und damit nichts die Freude dieses Tages uns störe, so fanden wir auch in der kleinen Stadt Agen alles so bequem und gut, als wir es nur immer wünschen konnten, obgleich die Stadt und das Haus von Fremden wimmelten, die der morgen dort beginnende Jahrmarkt hingezogen hatte.

Schöne Alleen ziehen sich rings um die Stadt, welche die wohlhabenden Bewohner des Orts nach französischer Sitte fleißig zum Spazierengehen benutzen. Diesen Abend nahm das fröhliche Treiben und Leben und Singen auf den Straßen und in den Alleen kein Ende bis tief in die mondhelle Nacht hinein. — Die Gegend hinter Agen verschönert sich beinahe mit jedem Schritt. Wir bemerkten jetzt weniger Weinberge, dafür aber die herrlichsten Weizenfelder und eine unglaubliche Menge prächtiger Obstbäume. Große Pfirsich- und Aprikosenbäume stehen hier am Wege, gleich den Apfelbäumen an der Bergstraße. Wie betrunken summten taumelnde Bienen in dem Meer von Blütenduft, uns ging es fast nicht besser, denn die reiche Fülle, der liebliche Reiz dieser himmlischschönen Gegend ist unbeschreiblich.

Croquelardit, ein kleines Dörfchen, ist die erste Station von Agen aus. Es hat eine entzückende Lage am Ufer der hier weit schmäleren, lieblich sich windenden Garonne. Fruchtbar angebaute Hügel, über welche höhere Felsen ihr stolzes Haupt kühner erheben, umgeben den kleinen Ort, und die Gegend gewinnt bei aller Fruchtbarkeit einen ernsten Charakter. Dunkle Ruinen uralter Schlösser drohen von den Gipfeln steiler Felsen herab, und friedliche, von blühenden Gärten umgebene Hütten schmiegen sich an die Abhänge bis hinunter ans Ufer des silberhellen Stromes.

Alles verkündete uns hier schon die Nähe der spanischen Grenze. Von den Anhöhen, über welche der Weg uns führte, erblickten wir oft die den Horizont kränzenden Pyrenäen in blauer, duftiger Ferne. Selbst die Kleidung der Bewohner des Landes hat ein fremdes spanisches Ansehen. Die Männer tragen viel weite, runde Mäntel, große, vorn aufgeschlagene Hüte und darunter ein farbiges Netz, so begegnen sie uns oft auf hohen Maultieren reitend. Die Volkssprache in Languedoc nähert sich auch mehr der spanischen, sie hat einen schönen, volltönenden Klang, war uns leider aber ganz unverständlich und ist es auch jedem in dieser Provinz nicht einheimischen Franzosen. Je weiter wir kamen, je herrlicher wurden die Umgebungen, so daß wir bei Malanze nicht länger im Wagen ausdauern mochten und zu Fuß eine Strecke vorausgingen, während die Pferde gewechselt wurden. Zwischen hohen Weinbergen zieht sich der Weg beträchtlich in die Höhe, wir verließen ihn und verfolgten einen seitwärts hinaufführenden Fußsteig, auf dem wir zu unserer großen Freude vielleicht den interessantesten Punkt dieser Gegend erreichten. Wir standen auf einem Rebenhügel und blickten hinab in eins der lieblichsten, blühendsten Täler voll zerstreut liegender kleiner Hütten, durchströmt von einem silberhellen, ziemlich bedeutenden Fluß. Es war wieder die Garonne, wie wir späterhin erfuhren. An der anderen Seite des Tales, uns gegenüber, erhebt ein steiler Felsen drohend das Haupt, das die dunkle Ruine eines Schlosses oder eines Klosters wie eine Krone ziert. Gern hätten wir von einer alten, freund-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Frau, die neben uns ihre Reben aufband, etwas über die Gegend und die Ruine erfragt, aber es war unmöglich, uns mit ihr zu verständigen, nicht einmal den Namen des Stromes konnten wir in ihrem Munde verstehen, so durchaus unähnlich war ihre Sprache der französischen.
Ein schnell aufsteigendes Gewitter nötigte uns, früher als wir es wünschten den Wagen aufzusuchen, den wir in einiger Entfernung auf der Chaussee haltend erblickten. Doch zog der Regen bald vorüber und alles strahlte und duftete, von ihm erfrischt, nur um so herrlicher. (Johanna Schopenhauer, Erinnerungen von einer Reise, 1813/1817.)

## PARIS 1840

Das heutige Paris ist gleich merkwürdig wie das des Mittelalters gegliedert. Alles gruppiert sich, gestaltet sich, wie ein Kristall. Die innere Bewegung moralischer Mächte verteilt die Häusermasse, ordnet diese Welt von Mauern und Dächern und bildet sie zu ihrem Körper. Auch hier zerfällt alles in eine Doppelmasse, Paris, die Hauptstadt Frankreichs, auf dem linken, Paris, die Hauptstadt der Welt, auf dem rechten Flußufer. Dort, jenseits der Seine, sind alle Anstalten, von denen aus Frankreich beherrscht, erleuchtet, erzogen wird, dort ist alles französisch und national. Dort sollen die Gräber und Denkmäler der Helden des Volkes zwischen den Säulen des Pantheons sich sammeln, dort pflegen verwundete Krieger ihr Alter im Invalidenpalast, dort sind die Schulen der Jugendbildung, die Rechtsschule, die Schule der Medizin, die Militärschule, die polytechnische Schule, die Sorbonne, das Collège de France, das anatomische Amphitheater, die Säle, wo über Botanik, über Mineralogie und alle Zweige der Naturwissenschaft gelesen wird, die Krankenhäuser, die Paläste der Pairs und der Deputierten, die fünf Akademien, die Münze, der Staatsrat und alle inneren Ministerien, das der Justiz, der öffentlichen Arbeiten, des Innern. Richten wir unsere Schritte in die gegenüberliegende Stadt, dann wird alles glänzend, ausländisch, reich, von dort aus tauscht Paris mit der Welt, empfängt alles Seltene und Reizende, sammelt es und entsendet aus. Dort auf den Boulevards begegnen uns nicht bloß Mohren und Mulatten und die Löwen in gelben Handschuhen, sondern wir stehen an der Türe des Palastes der auswärtigen Angelegenheiten, wo Herr Thiers den Orient und Neapel und den Königswechsel in Berlin und die Karte der ganzen Erde studiert, dort, in der Rivolistraße, wenden sich die Abgesandten von Martinique und Guadeloupe an den Seeminister, dort wohnt der Handel und spekuliert die Börse, die reichen Geldleute, universal eben durch ihr Geld und meist ausländischer Abkunft, wie Rothschild und Aquedo, öffnen dort an bestimmten Wochentagen ihre glänzenden Salons in der Rue Laffitte und der Chaussee d'Antin, die unzähligen Engländer, die immer nach Paris wandern, füllen dort beinahe eine ganze Stadtgegend, dort ist der ägyptische Obelisk und die Säule aus dem Erz deutscher Kanonen, dort ist das Königsschloß der Tuilerien und das große Museum des Louvre. Ein Eigentum der ganzen Menschheit und von Bedeutung für die Welt, wie die Schätze des Louvre, sind die der großen Bibliothek, während die kleineren öffentlichen Bibliotheken, wie die des Mazarin und die Ste. Gene-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vière, die nur das Inland benutzt, alle dem linken Ufer zufielen. Selbst die politischen Ideenspaltungen haben sich hier räumlich in Massen geschieden. Auf dem linken Ufer haben sich die rein nationalen Parteien, die altfranzösische im Faubourg St. Germain, die demokratische oder die Partei völliger Gleichheit, welche Idee allen romanischen Nationen tief innewohnt, im Quartier Latin niedergelassen. Die mittlere oder die gemäßigt konstitutionelle Partei, die nicht national, aber deshalb nicht die minder mächtige ist, denn die Richtung der modernen Geschichte geht auf Aufhebung alles national Besonderen, unterstützt den König, den Handel, das Gewerbe, die maßvolle Freiheit von allen den Stadtteilen aus, die die Seine nicht von den Tuilerien scheidet, und dort ist die wahre Heimat der Nationalgarde. Einzig und keiner anderen Stadt angehörig ist der Zug der Boulevards, der die nördliche Hauptstadt von einem Ende bis zum anderen, von der Bastille bis zur Madeleine quer durchschneidet, ein breiter und stolzer Strom von Wundern des Luxus, leuchtenden Gasflammen und geschmückten Frauen. Aus jenen Wällen, die Paris gegen die Welt schirmten und von ihr schieden, baute die Zeit, die überall Schranken umstürzt, einen hohen glänzenden Weg, von dem die geistgebietende Stadt fern in die Welt sieht, und von wo sie von ihr gesehen wird. Von allen Theatern ist nur ein einziges in der südlichen Stadt, das Odéon, und merkwürdigerweise war gerade dieses, solange es bestand, nationalem Ruhm geweiht, zur Verherrlichung der französischen Geschichte bestimmt, dort erschien der kleine Korporal auf der Bühne, sowie die Juliusrevolution, und alles, was in dem Herzen der Zuschauer an echt volkstümlichen Gefühlen wohnte, erwachte zu stürmischem Entzücken.

Es ist übrigens auffallend, daß gar keine eigentliche Verbindungsader von einer der beiden großen Stadthälften zur anderen führt. Keine der großen Straßen mündet auf eine der Brücken: der Zug der Häuser, die Breite der Paläste läuft dem Flusse entlang, und wer vom Palais Royal kommt und sich nach einer der Brücken richtet, windet sich hier durch das Tor der Tuilerien, dort durch den Hof des Louvre, durch die engen Gäßchen um die Kirche St. Germain L'Auxerrois, ohne daß ihn das Gewühl in einem breiten Strombette nach dem jenseitigen Paris fortwälzte. Die Rue St. Honoré, eine der wichtigsten, wenn auch nicht schönsten Straßen, nimmt hier, wie alles übrige, eine dem Fluße parallele Richtung. So entschieden sind dieses und jenes Paris besondere Ganze.

Schon durch diese so organische Bildung ist Paris die herrlichste aller Städte; denn wenn auch bei allen übrigen ein inneres Leben Prinzip der Gestaltung ward, so ist die Organisation unvollkommen, nicht klar durchbrechend, oft gestört und unentwickelt. Paris aber ist gegliedert wie der menschliche Körper, hier hat es seinen Arm, dort sein Herz, dort sein Auge. Auch die französische Geschichte ist durch ihren unerschütterlichen logischen Fortgang die merkwürdigste der modernen Welt, folgerecht steigt die Entwicklung aus Entwicklung, hängt Ring an Ring, immer gedanken- und naturgemäß. Das letzte zu erklären, muß man die ganze Kette bis zum ersten durchlaufen, zur rechten Zeit in bestimmter Zeit stirbt und wird alles geboren. Wer die Ursachen der Revolution aufdecken will, muß ihren Quellen bis Ludwig XIV., Richelieu und Ludwig XI. nachgehen, und die absolute Monarchie, deren Gründung und



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

höchste Blüte er dort findet, leitet ihn abermals in das Mittelalter und dieses auf die ersten Faktoren und Volksbestandteile, auf den deutschen Urstaat, das Christentum und die römischen Gallier. Ganz Frankreich ist als Staat und Volk ein merkwürdiger Organismus, überall beseelt und mit überall gegenwärtiger Einheit, von dem nichts zu trennen ist, wo das Blut immerfort in das Herz strömt und von ihm ausgestoßen wird. Wie gefallen, wie voll Auflösung und ohne staatsbildende Kraft stehen wir dagegen da!

Auch im Innern von Paris sind viel einzelne Punkte, wo, was die Zeit und die Menschen zum Teil in fremdartigen Zwecken und absichtslos bauten, durch irgendeine geheimnisvoll ordnende Kraft zur Äußerung eines Vernunftinhalts, zum Sinnbild wurde. So der herrliche Konkordienplatz, eine der schönsten Stätten der Welt. Zierlich, wie ein Saal, abends hell beleuchtet, wie ein Fest, mit glattem Asphaltgetäfel belegt, den acht kolossalen Standbildern der Städte Frankreichs zu Füßen liegend, halb ländlich von Bäumen umgeben, geschmückt mit Rostralsäulen von vergoldeter Bronze und zwei schäumenden und prachtvollen Springbrunnen, sehen von den vier Seiten die Tuilerien, der Triumphbogen Napoleons, die attische Madeleine und der Palast der Deputiertenkammer auf ihn hin. Die Tuilerien oder das Königstum, die Deputiertenkammer oder die Volksfreiheit, die Madeleine oder die Religion, der Triumphbogen oder Krieg und Heer! Diese vier sittlichen Gewalten, auf dem Platz der Eintracht zusammentreffend, und als Siegel ihres Bundes jene Säule der Wüste, der geheimnisvolle Obelisk der Pharaonen, das unergründliche Rätsel und Sinnbild, das man schaudernd ansieht, ohne zu begreifen, ein Wächter, uralt und noch immer aufrecht, zeichenbedeckt und bestellt, den Bund vielleicht unvereinbarer und empörerischer Geistesgesetze zu hüten!

Merkwürdige, wunderreiche Stadt! Ich überschaue dich und höre dein Leben, riesenhafter Körper aus Stein, mit gemauerten Rippen, mit Adern, die man Straßen nennt. Eine Million Herzen schlagen in dir, klopfen in Freude und Sehnsucht und banger Erwartung, stocken vor Schmerz, voll Verzweiflung, erweitern sich in Hoffnung, verzehren sich in Täuschung, flammen auf in Leidenschaft! Wieviel heiße Augenblicke seliger Liebe, wieviel Tropfen bitteren Hasses, wieviel Fäden wechselnden Geschickes und selbstgesponnener Tat — ein furchtbares, ein staunenswertes Gewebe! Ein Roman, dessen Inhalt das Leben, dessen Held der Mensch, dessen Preis und Opfer das Herz ist! Wer zählt oder ordnet die Gedanken, die an dieser Stätte geboren wurden, die Verwicklungen, die Wirkungen, Folgen und Gründe? Wer verfolgt im Geiste, was hier erklang und sich bewegte, das Liebliche und Gräßliche, den Witz und den Fluch, die leichte Rede und Schmeichelei und Blick und Tränen und Gefühl, das jeder Tag zeugte und fortführte? Zerflossen wie ein Gewölk, verweht wie das Lüftchen, geboren und verwelkt wie die Frühlingsblume, verhallt wie der Klang der läutenden Glocke! — —

Unter allen durch Geschichte und Schönheit geweihten Punkten des modernen Europa, die mein wandernder Fuß betreten, ließ mir vielleicht das feierlichste Gedächtnis erfahrungsweise jener Raum, der zwischen Pont Neuf und Pont Royal in der Mitte liegt und den Fluß und seine beiden Ufer in sich faßt. Abends beim Heimgange wandle ich gedankenvoll und mit genußreich



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heftenden Blicken über die Asphaltplatten des Pont Royal, die eben und fast elastisch ohne Gefüge sich fortgießend, wie der glatte Boden der Säle des Reichen den Fuß beflügeln und die Fesseln der schweren Erde, deren Kinder und Sklaven wir sind, von uns nehmen. Oder ich lehne lange an der Brüstung und blicke hinaus, und hinter mir schweben die Frauen am Arme der Männer vorüber, nur vernehmlich durch das seidene Flüstern ihrer Gewänder und den süßen Duft, der wie Blumen sie umweht. Der Blick dringt hier in das Innere, in den Busen der Stadt, der sich entblößt. Was sind öffentliche Plätze, was sind lang geöffnete Straßen, was sind Ansichten von hohen Standpunkten! Sie streifen nur die Oberfläche, das nach außen Gewandte, und immer nur die eine Seite, die in demselben Augenblick sich darstellt, wo die entgegengesetzte sich verbirgt, und umgekehrt. Hier aber hat der Fluß sich ein Bette gebrochen, sich einen Spalt geöffnet mitten durch die Weltstadt — als hättest du einen menschlichen Körper mitten durchgeschnitten und er lebte doch, und du sähest den Zusammenhang der Fasern, der Adern, Organe — und seiner Nymphe folgen schaugierige und staunende Augen. Wie ein See mit unruhig gekrümmten Ufern, schlummert hier die Seine vor mir und ein großes längliches Rundgemälde hält sie ausgebreitet. Es verengt sich in der Ferne, die Häuserreihen, schwarzen Ufermassen gleich, nähern sich im Zickzack der Felsrippen und schließen sich da, wo die Insel den Fluß spaltet und über deren Spitze der Pont Neuf geht, fast zusammen. (Viktor Hehn, Reisetagebuch, 1839/1840.)

## GENUA

Genua. — Ich habe mir diese Stadt, ihre Landhäuser und Lustgärten und den weiten Umkreis ihrer bewohnten Höhen und Hänge eine gute Weile angesehen; endlich muß ich sagen: ich sehe Gesichter aus vergangenen Geschlechtern — diese Gegend ist mit den Abbildern kühner und selbstherrlicher Menschen übersäet. Sie haben gelebt und haben fortleben wollen — das sagen sie mir mit ihren Häusern, gebaut und geschmückt für Jahrhunderte und nicht für die flüchtige Stunde, sie waren dem Leben gut, so böse sie oft gegen sich gewesen sein mögen. Ich sehe immer den Bauenden, wie er mit seinen Blicken auf allem fern und nah um ihn her Gebauten ruht und ebenso auf Stadt, Meer und Gebirgslinien, wie er mit diesem Blick Gewalt und Eroberung ausübt: alles dies will er s e i n e m Plane einfügen und zuletzt zu seinem Eigentume machen, dadurch, daß es ein Stück desselben wird. Diese ganze Gegend ist mit dieser prachtvollen, unersättlichen Selbstsucht der Besitz- und Beutelust überwachsen, und wie diese Menschen in der Ferne keine Grenzen anerkannten und in ihrem Durste nach Neuem eine neue Welt neben die alte hinstellten, so empörte sich auch in der Heimat immer noch jeder gegen jeden und erfand eine Weise, seine Überlegenheit auszudrücken und zwischen sich und seinen Nachbar seine persönliche Unendlichkeit dazwischen zu legen. Jeder eroberte sich seine Heimat noch einmal für sich, indem er sie mit seinen architektonischen Gedanken überwältigte und gleichsam zur Augenweide seines Hauses umschuf. Im Norden imponiert das Gesetz und die allgemeine Lust an Gesetzlichkeit und Gehorsam, wenn man die Bauweise der Städte ansieht: man errät



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dabei jenes innerliche Sich-Gleichsetzen, Sich-Einordnen, welches die Seele aller Bauenden beherrscht haben muß. Hier aber findest du, um jede Ecke biegend, einen Menschen für sich, der das Meer, das Abenteuer und den Orient kennt, einen Menschen, welcher dem Gesetz und dem Nachbar wie einer Art von Langerweile abhold ist und der alles schon Begründete, Alte mit neidischen Blicken mißt: er möchte, mit einer wundervollen Verschmitztheit der Phantasie, dies alles mindestens in Gedanken noch einmal neu gründen, seine Hand darauf, seinen Sinn hineinlegen — sei es auch nur für den Augenblick eines sonnigen Nachmittags, wo seine unersättliche und melancholische Seele einmal Sattheit fühlt und seinem Auge nur Eigenes und nichts Fremdes mehr sich zeigen darf. (Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft, 1881/1882.)

## ALPEN UND RIVIERA

Wenn der Nordeuropäer, der Barbar im antiken Sinne des Wortes, einen der Alpenpässe, die nach Süden führen, übersteigt, dann empfängt ihn eine neue, anders gebildete Welt — der Kreis der Uferländer des Mittelländischen Meeres, zu denen nicht bloß die Campagna von Rom und die Insel des Aetna, nicht bloß die Vorgebirge Griechenlands und die aus dem blauen Meer in Nähe und Ferne auftauchenden Cykladen, sondern auch das dürre, felsige Palästina, die Sinaihalbinsel und die arabischen und libyschen Wüsten gehören. Wer sich das ganze Gefühl, die Überraschung dieses Gegensatzes geben will, der eile im Hochsommer unmittelbar aus der Schweiz auf der Eisenbahn nach Genua und Nizza und befahre die Uferstraße zwischen den beiden genannten Städten — la riviera di ponenta, die jetzt zum Teil französisch ist. Welch ein Kontrast! In der Schweiz — da herrschen Wasser und Wiese, die Täler sind mit hellem, saftigem Grün gefüllt, überall von den Bergen strömen pfeilschnelle Bäche, arbeiten wild an Steinblöcken und Tannenwurzeln vorüber, stürzen in Kaskaden stäubend über die Felswand, sammeln sich zu Seen und gehen dann als mächtige Flüsse in alle Welt. In den Schweizer Schluchten ist die Welt eng, ewig brausen dort die Dämonen bösen Wetters, und wer nach mühsamem Steigen auf einem Gipfel klare Luft und freie Aussicht trifft, der kann von Glück sagen. In der Schweiz trifft der Wanderer überall liebliche, umschlossene Landschaftsszenen, voll idyllischen Friedens, und ruft wohl aus: Diesen Fleck Erde möcht ich zur Heimat erwählen, hier meine Hütte bauen, hier meine Tage beschließen! Er bedenkt nicht, daß alles Idyllische sich schnell erschöpft und geistlos wird, daß in diesen hohen Gegenden bald der Winter kommt, der das Tal mit Schnee verschüttet und selbst den Wasserfall in starrende Eisnadeln verwandelt. Dann, in den dunklen, kalten Monaten, lebt der Mensch in hölzernen, mit Schnitzwerk und alten geistlichen Sprüchen verzierten, braunen Wohnungen und trägt Sorge, das Dach wohl mit Steinen zu belasten, daß es der Sturm, der in diesen Berglöchern fürchterlich rast, nicht mit sich fortführe. Die Schweiz ist das Land sauberer, ordentlicher, wohl berechneter Hauswirtschaft, die Heimat knochiger, realistisch denkender Menschen, die schon frühe den romantischen Adel und mit ihm manchen idealen Zug und alle Phantasiegebilde unter sich ausgerottet und sich bürgerlich-republikanisch, nach Gemeinden und



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kantonen eingerichtet haben. Hart und gewaltsam sind in diesem Lande auch die Hochgebirge aufgetürmt, hoch oben öde und sumpfige, mit kurzem Gras bewachsene, bald geneigte, bald in sich muldenförmig vertiefte Flächen tragend, von ihren oberen Kanten laufen die traurigen Halden, lange Streifen grauen Steingerölles, ins Tal, Nebel und Wolken hängen an den Flanken und Steinrippen, wie die Wolle am Bauch des Widders, senken sich in den schwarzen Fichtengürteln nieder und steigen wieder verhüllend und wogend aufwärts zu den kalten Schneekuppen. Ein Bild form- und schrankenloser Gewalten, beängstigende Zeugen uralter elementarer Kämpfe und Naturrevolutionen! — Von diesem weißen und grünen Winterlande sieht man sich tags darauf, dort wo sich der Abhang der Seealpen zum Mittelländischen Meere niedersenkt, in ein braunes Sonnen- und Lichtland, in ein Land, wo der Naturgeist in Formen gebunden ist, versetzt und fühlt jenseits der See die Gegenwart der lechzenden, farbenglühenden Wüste. Hier herrscht das Himmelsgestirn schon gewaltig, nach dem sich Goethe sehnte und dem zu Ehren er jenen Bettelknaben mit in seinen Wagen nahm. Hier ist das wandelbare Wetter, dessen Launen wir Nordländer fürchten, schon in das Gesetz der Jahreszeiten gefaßt: Der Sommer ist heiß und trocken, mit dem ersten Gewitter im Herbst beginnen erquickende Regenschauer. Nicht in den Sommer, wie bei uns, sondern in den Herbst und Frühling, ja, in den Winter fällt das Leben der Vegetation. Breite Flußbetten, dicht voll Kies- und Kalkgeröll, ohne einen Tropfen Wasser, ziehen quer aus den Bergen dem Meere zu, den Weg säumen riesige Agaven mit halbabgebrochenen blauen Blättern und baumartigen Blütenspindeln, Stachelkraut aller Art, vom Staube unkenntlich, hängt an der Mauer und bricht aus den Ritzen heißer Felswände. Führt die weiße, blendende Chaussee im Auf- und Absteigen auf einen höheren Punkt, dann zeichnet sich tief unten im Lichtglanz eine gezackte Landzunge, eine schwimmende runde Insel, ein vorspringendes Vorgebirge, es kommt ein kaum merklicher Erquickungshauch vom Meere aufwärts, und Gruppen von pinus maritima, ganz leise rauschend, spenden wie in einem Tempel ihren Weihrauch. Den Charakter des Sommers, des Naturlebens als einer unempfundenen, milden, harmonischen Notwendigkeit, trägt auch Sitte, Körperbildung und Wohnung der Menschen. Die Bevölkerung führt ein Gärtnerleben, pflanzt, gräbt und schneitelt, mauert Terrassen an felsigen Abhängen hin und bewegt in der Abenddämmerung den Brunnenschwengel auf und ab, um die Kanäle zwischen den Beeten und um die Stämme der Fruchtbäume herum mit Wasser zu füllen. Wie Vogelnester drängen sich die runden Ortschaften zusammen, bald unten in der Marina im Grunde halbkreisförmiger Golfe, bald hoch oben auf den Gipfeln der Vorberge, drinnen die Häuser mit zerbröckelnden Steintreppen, offenen Fensterhöhlen, feuchten Mauern und dunklen Räumen, auf den Gassen aber, an den Hecken, längs des Weges geht das Menschenleben vor sich, jedem Blick offen, in mannigfachen Verrichtungen, in wechselnden Szenen, bald naiv rührend, bald lächerlich, wohl auch anstößig durch Natürlichkeit. Männer in spitzen Hüten, ernst und braun, mitunter launig und ausgelassen, immer aber maßvoll, reizende halb oder ganz nackte Buben, mit verwildertem Haar, ähnlich den Engelknaben auf Raffaels Madonna von Foligno, Frauen schreitend mit dem Korbe auf dem Haupte, voll



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Würde und Haltung, mit Augen ausdrucksvoll, fremdblickend, schwarz wie die Nacht. Es sind Kinder eines sonnigen Landes, träge und leidenschaftlich zugleich, ebenso fleißig als sorglos. Von ihrer Hand sind alle die Ölgärten gepflanzt und unterhalten, die diese ganze Küste wie ein endloses, graues schwellendes Meer bedecken, und der Ölbaum fordert viel Arbeit — Auflockerung des Bodens, Reinigung, Beschneidung, Vorsicht bei Lese der Früchte. Aber nicht nur Gärtner sind die Bewohner dieser in lauter Buchten und Vorgebirgen fortlaufenden Küste, sondern auch Fischer und Schiffer, sie flicken und trocknen ihre Netze, sie zimmern an den Balken halbfertiger Böte auf dem kiesigen Ufersande. Von hier aus gingen im Mittelalter neue Argonautenfahrten an den Bosporus und in den Pontus Euxinus, in einem dieser Borgo's ward Columbus geboren, dieselbe prophetische Unschuld des Glaubens, die den Entdecker der neuen Welt beseelte, hat in unseren Tagen auch seinen Landsmann Garibaldi getrieben, mit zwei Schiffen und einem Häuflein Freiwilliger ein Königreich zu erobern und einen auf Pflege der Militärmacht gegründeten Thron zu stürzen. Sie sind listige Rechner und Händler, diese Abkömmlinge der alten Ligurier, aber auch ahnungsvoll und schwärmerisch. Daß ihre Riviera so volkreich ist, daß an ihr die Ortschaften so ununterbrochen sich folgen, während allen übrigen Strandgegenden des Mittelmeeres die Furcht vor den Seeräubern die öde, verlassene Physiognomie gab, das hat die Stadt bewirkt, die im Mittelalter sich zu ihrem Haupt emporschwang und sie mit ihren mächtigen Flotten deckte — Genova la Superba, der Edelstein an diesem weiten, kostbaren, von Spezia bis Nizza gebogenen Küstenreif. (Viktor Hehn, Italien, 1867.)

## VENEDIG

Dieses Geschlecht hat sich nicht zum Spaß auf diese Inseln geflüchtet, es war keine Willkür, welche die Folgenden trieb, sich mit ihnen zu vereinigen: die Not lehrte sie, ihre Sicherheit in der unvorteilhaftesten Lage suchen, die ihnen nachher so vorteilhaft ward und sie klug machte, als noch die ganze nördliche Welt im Düstern gefangen lag, ihre Vermehrung, ihr Reichtum war notwendige Folge. Nun drängten sich die Wohnungen enger und enger, Sand und Sumpf wurden durch Felsen ersetzt, die Häuser suchten die Luft, wie Bäume, die geschlossen stehen, sie mußten an Höhe zu gewinnen suchen, was ihnen an Breite abging. Auf jede Spanne des Bodens geizig und gleich anfangs in enge Räume gedrängt, ließen sie zu Gassen nicht mehr Breite, als nötig war, eine Hausreihe von der gegenüberstehenden zu trennen und dem Bürger notdürftige Durchgänge zu erhalten. Übrigens war ihnen das Wasser statt Straße, Platz und Spaziergang. Der Venezianer mußte eine neue Art von Geschöpf werden, wie man denn auch Venedig nur mit sich selbst vergleichen kann. Der große, schlangenförmig gewundene Kanal weicht keiner Straße in der Welt, dem Raum vor dem Markusplatze kann wohl nichts an die Seite gesetzt werden: ich meine den großen Wasserspiegel, der diesseits von dem eigentlichen Venedig im halben Mond umfaßt wird. Über der Wasserfläche sieht man links die Insel San Giorgio Maggiore, etwas weiter rechts die Giudecca und ihren Kanal, noch weiter rechts die Dogane und die Einfahrt in den Canale Grande, wo uns gleich



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein paar ungeheure Marmortempel entgegenleuchten. Dies sind mit wenigen Zügen die Hauptgegenstände, die uns in die Augen fallen, wenn wir zwischen den zwei Säulen des Markusplatzes hervortreten.

Nach Tische eilte ich, mir erst einen Eindruck des Ganzen zu versichern, und warf mich, ohne Begleiter, nur die Himmelsgegenden merkend, ins Labyrinth der Stadt, welche, obgleich durchaus von Kanälen und Kanälchen durchschnitten, durch Brücken und Brückchen wieder zusammenhängt. Die Enge und Gedrängtheit des Ganzen denkt man nicht, ohne es gesehen zu haben. Gewöhnlich kann man die Breite der Gasse mit ausgereckten Armen entweder ganz oder beinahe messen, in den engsten stößt man schon mit den Ellbogen an, wenn man die Hände in die Seite stemmt. Es gibt wohl breitere, auch hie und da ein Plätzchen, verhältnismäßig aber kann alles enge genannt werden.

Ich fand leicht den großen Kanal und die Hauptbrücke Rialto. Sie besteht aus einem einzigen Bogen von weißem Marmor. Von oben herunter ist es eine große Ansicht: der Kanal gesät voll Schiffe, die alles Bedürfnis vom festen Lande herbeiführen und hier hauptsächlich anlegen und ausladen, dazwischen wimmelt es von Gondeln. Besonders heute, als am Michaelisfeste, gab es einen Anblick wunderschön lebendig, doch um diesen einigermaßen darzustellen, muß ich etwas weiter ausholen.

Die beiden Hauptteile von Venedig, welche der große Kanal trennt, werden durch die einzige Brücke Rialto miteinander verbunden, doch ist auch für mehrere Kommunikation gesorgt, welche in offenen Barken an bestimmten Überfahrtspunkten geschieht. Nun sah es heute sehr gut aus, als die wohlgekleideten, doch mit einem schwarzen Schleier bedeckten Frauen sich, viele zusammen, übersetzen ließen, um zu der Kirche des gefeierten Erzengels zu gelangen. Ich verließ die Brücke und begab mich an einen solchen Überfahrtspunkt, die Aussteigenden genau zu betrachten. Ich habe sehr schöne Gesichter und Gestalten darunter gefunden.

Nachdem ich müde geworden, setzte ich mich in eine Gondel, die engen Gassen verlassend, und fuhr, mir das entgegengesetzte Schauspiel zu bereiten, den nördlichen Teil des großen Kanals durch, um die Insel der heiligen Klara, in die Lagunen, den Kanal der Giudecca herein, bis gegen den Markusplatz und war nun auf einmal ein Mitherr des Adriatischen Meeres, wie jeder Venezianer sich fühlt, wenn er sich in seine Gondel legt. Ich gedachte dabei meines guten Vaters in Ehren, der nichts Besseres wußte, als von diesen Dingen zu erzählen. Wird mirs nicht auch so gehen? Alles, was mich umgibt, ist würdig, ein großes respektables Werk versammelter Menschenkraft, ein herrliches Monument, nicht eines Gebieters, sondern eines Volks. Und wenn auch ihre Lagunen sich nach und nach ausfüllen, böse Dünste über dem Sumpfe schweben, ihr Handel geschwächt, ihre Macht gesunken ist, so wird die ganze Anlage der Republik und ihr Wesen nicht einen Augenblick dem Beobachter weniger ehrwürdig sein. Sie unterliegt der Zeit, wie alles, was ein erscheinendes Dasein hat. — —

Heute habe ich abermals meinen Begriff von Venedig erweitert, indem ich mir den Plan verschaffte. Als ich ihn einigermaßen studiert, bestieg ich den Markusturm, wo sich dem Auge ein einziges Schauspiel darstellt. Es war um Mittag und heller Sonnenschein, daß ich ohne Perspektiv Nähen und Fernen genau



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erkennen konnte. Die Flut bedeckte die Lagunen, und als ich den Blick nach dem sogenannten Lido wandte — es ist ein schmaler Erdstreif, der die Lagunen schließt — sah ich zum erstenmal das Meer und einige Segel darauf. In den Lagunen selbst liegen Galeeren und Fregatten, die zum Ritter Emo stoßen sollten, der den Algierern den Krieg macht, die aber wegen ungünstiger Winde liegen bleiben. Die Paduanischen und Vicentinischen Berge und das Tiroler Gebirge schließen zwischen Abend und Mitternacht das Bild ganz trefflich schön. (Goethe, Italienische Reise, 1816/1817.)

## DIE LANDSCHAFT VON LATIUM

Wie von dem Gipfel des arkadischen Berges Lycäus ganz Morea überblickt wird, so umfaßt auf der Höhe des Monte caro das Auge alles Land an beiden Seiten des Tibers, welcher mit seinen zwei Armen wie mit Silberfäden den grünen Plan der heiligen Insel umsäumt, von dem pelasgischen Cäre im Norden bis zu den pontinischen Sümpfen, und mag selbst Circes Felsenwohnung erreichen, wenn ihr göttlicher Vater sie mit seinen letzten Strahlen erleuchtet. Auf dieser weiten Strecke — — erhebt sich kein Gegenstand zu bemerkbarer Höhe. Nichts unterbricht die Einförmigkeit der Linien. Der Boden der Kampagna scheint nach dem Ufer hin immer flacher und erhält zuletzt in dem Spiegel des Tyrrhenischen Meeres seine natürliche Fortsetzung. Ja, so unmerklich ist der Übergang vom Land zur See, und so sehr gleichen die stumpfen Hügel der weiten Ebene den langgedehnten Wogen eines mäßig erregten Meeres, daß sich unter unseren Augen das Bild jener Zeit zu erneuern scheint, da die Flut den Apennin bespülte und der albanische Krater als einsame Insel darüber hervorragte, wie heute noch die Feuerberge von Ischia und Stromboli über dem Tyrrhenischen Meere. Im äußersten Westen begrenzen die Felsufer Korsikas den Horizont. So mochte Papirius Masso, als er, der erste aller römischen Feldherren, auf dem Albanerberg seinen Triumph hielt, die Umrisse des Landes erkennen, dessen Besiegung er feierte. Aber zunächst zu unseren Füßen zeigt sich ein belebtes Schauspiel. Die Kreisform des Berges öffnet sich, die dem Meere angekehrte Seite des Kegels ist eingestürzt, und der Rand des oberen Kraters fortgeführt. Wo die Massen sich von dem Gebirgsstocke losrissen, blieb eine breite tiefgehöhlte Kluft zurück, jetzt ein waldiger Bergabhang, über welchen, den vorhandenen Pflasterresten nach zu urteilen, die Triumphalstraße in Schlangenwindung zu dem Tempel hinanstieg. Zu den Füßen des Waldabhangs schuf sich die vulkanische Gewalt neue Werkstätten. Hier gestalteten sich, als hätte sich die ganze Kraft des Feuers auf einen Punkt geworfen, drei gewaltige, länglichrunde Kratere, deren Abgrund sich, nachdem ihr Feuer erloschen, aus unsichtbaren Quellen zu tiefen Seen mit Wasser anfüllte. Jetzt ist der eine derselben zu einem herrlichen Wiesentale, der Vall Aricia, umgestaltet. — — Die Seen von Nemi und von Albano verleihen durch ihre grauen, schroff abfallenden Lavaränder, ihre dunklen Wasserspiegel und durch das üppige Waldesgrün, aus dem sie hervorschauen, der ganzen Landschaft den Ausdruck feierlicher Ruhe und jenen stillen Ernst, den die Alten an den irdischen Wohnsitzen ihrer Götter besonders verehrten. „In lucis



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ipsam solitudinem adoramus." Regungslos ruht das Wasser, durch die hohen Felsränder gegen den Zutritt heftiger Windstöße gesichert. Kein Fluß strömt ein, keiner aus, um der Szene Bewegung zu verleihen und die Erscheinungen der verschiedenen Stufen unter sich zu verbinden. — — Aus den drei großen Krateröffnungen von Aricia, Nemi, Alba ergossen sich die Lavaströme, welche die römische Kampagna nach allen Richtungen durchfurchen. Einer der mächtigsten zieht sich nach Nordwest bis zum Grabmal der Cäcilia Metella an der Appischen Straße, wo die Lava als festes, schwarzgraues Gestein gebrochen wird, ein zweiter in entschieden westlicher Richtung nach Ardea hin. Kleinere Kratere, früher tätige Feuerstätten, später Seen, jetzt zum Teil ausgetrocknete Erdvertiefungen, umsäumen die Westseite des Gebirgs in einem weiten Halbkreise. — — Zwischen den Hügeln, welche die Westseite des Albanersees einschließen, und dem Rande des großen Kraters, auf welchem Tusculum sich hinzieht, führt ein tiefes Tal, die Vallis Albana, durchschnitten von der latinischen Straße, in das Innere des Bergkegels. An seiner Mündung liegt Marino, das alte Castrimonium. Weiter nach rechts über die Talebene hinaus fällt der Blick auf die dunkeln Felsen der Burg von Tusculum. Sie bilden den äußersten Vorsprung des nordwestlichen Kraterrandes und scheinen wie ein mächtiges Vorwerk den Zugang der Vallis Albana zu verteidigen. Über sie hinweg in gerader Linie der See von Arabii, dann die hundert Windungen des Anio, der bei Tibur aus seinen Schluchten hervorbricht, zuletzt das Gebirge in terrassenförmiger Erhebung: die corniculanischen Hügel zwischen Tiber und Anio als unterste Stufe, darüber der Monte Genaro, Lucretilis, zuletzt das Hochgebirge von Aieti mit der Leonessa, deren breiter Gipfel sich schön von dem blauen Äther abhebt. Aber nur hastig überfliegt das Auge diese Höhen, um in die Ebene zurückzueilen und sich an Rom zu sättigen, das es längst schon suchte. Auf dem linken Tiberufer lagert sich die Stadt, umgürtet von den turmreichen rötlichen Mauern Aurelians, die sie aber nur zum kleinsten Teile ausfüllt. Der Diktator, welcher auf der Spitze des Albanerbergs das Bundesopfer schlachtete, konnte auf der kapitolinischen Anhöhe den Jupiterkoloß entdecken, den Sp. Carvilius aus den ehernen Rüstungen der besiegten Samniten errichtete. Verschwunden ist dieses Werk, von dem noch Plinius mit Bewunderung spricht. An seine Stelle tritt ein Siegeszeichen anderer Art, das nicht weniger stolz und vielleicht mit größerer Zukunft in den Äther emporragt, das Kreuz der Peterskuppel, in dem sich über dem Grabe des größten Apostels Himmel und Erde die Hand zu reichen scheinen. — Lassen wir das Auge dieselbe Richtung weiter nach Norden verfolgen, so trifft es zuerst das Gebiet von Veji, dann die ciminischen Hügel, einer leichten Wolke ähnlich, in deren Verschlingung sich das mächtige Becken des Sees von Bracciano verbirgt, zuletzt, 27 Miglien von der Stadt entfernt, den einsamen Soracte, der, wie eine Insel den Meeresspiegel, so die weite Ebene Südetruriens überragt und in seinen Umrissen eine Wiederholung des circeischen Vorgebirges zu sein scheint. Es schließt sich das Bild nach Norden. Im Nordost wird die Aussicht durch die Höhe des Monte Pila unterbrochen. Nur die Berge von Quadagnolo überragen die hohe Burg von Präneste. Auf dem östlichen Kraterrande wird zuerst der Algidus sichtbar, eine freistehende, dichtbewaldete Höhe, deren alter Name sich in dem Stretto



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

del Aglio, einem Hohlwege zu seinen Füßen, durch welchen die latinische Straße aus dem Innern des Berges in die Ebene hinaustritt, bis auf diesen Tag erhalten hat. Dem Algidus zur Seite der Mons Artemisius, in der heutigen Sprache Monte Arriano genannt. Jenseits dieser Anhöhen auf den äußersten Hügelvorsprüngen die Städte Velletri, Cività Lavinia, das alte Lanuvium, und im Westen Albano, alle drei Vorposten gleich in die Kampagne hinausgerückt. Zuletzt verliert sich das Auge in der Einförmigkeit der volscischen Ebene, welche im Osten durch die schroff abfallende Bergwand von Norba und Sermoneta begrenzt wird. — Das ist das Rundgemälde, welches sich auf der Höhe von Monte Cavo unserem Blick darbietet, ein Schauspiel von wunderbarer, unerklärlicher Wirkung. Die Größe der Natur, die Größe des Menschen, und in beiden die Herrlichkeit Gottes, das ist es, was den Beschauer erfüllt. Kein Teil Italiens kann sich an erhabenem Ernst mit Latium messen. An Reichtum und Üppigkeit der Natur übertrifft es der Süden unzweifelhaft, an Großartigkeit der Formen, an Feierlichkeit und Würde des Charakters steht er ihm ebenso entschieden nach. Es gibt eine Natur, deren schwelgericshe Üppigkeit die Sinnlichkeit reizt und dadurch den Menschen zuletzt dem edleren Streben entfremdet, es gibt aber daneben eine andere, die durch die Harmonie ihrer Erscheinung, durch die Einfalt und Strenge ihrer Linien den Geist an Zucht gewöhnt und die sinnliche Kraft eines Volkes, ohne sie in ihrer Entwicklung zu hemmen, doch zugleich einem höheren geistigen Gesetze unterordnet. Solcher Art ist das Land um Rom, und solcher Art war auch sein altes Volk, Körper voll kräftiger Sinnlichkeit, Geister voll Zucht, in Allem Fülle und in Allem Maß, die schönste Harmonie des Lebens. (Gerlach und Bachofen, Die Geschichte der Römer, 1851.)

## FORUM

Welch eine öde weite Ebene, hoch von Ruinen, Gärten, Tempeln umgeben, mit gestürzten Säulenhäuptern und mit aufrechten einsamen Säulen und mit Bäumen und einer stummen Wüste bedeckt! Der aufgewühlte Schutt aus dem ausgegossenen Aschenkruge der Zeit — und die Scherben einer großen Welt umhergeworfen! Er ging vor drei Tempelsäulen, die die Erde bis an die Brust hinuntergezogen hatte, vorbei und durch den breiten Triumphbogen des Septimius Severus hindurch; rechts standen verbundene Säulen ohne ihren Tempel, links an einer Christenkirche die tief in den Bodensatz der Zeit getauchte Säulenreihe eines alten Heidentempels, am Ende der Siegesbogen des Titus und vor ihm in der öden waldigen Mitte ein Springwasser, in ein Granitbecken sich gießend. Er ging dieser Quelle zu, um die Ebene zu überschauen, aus welcher sonst die Donnermonate der Erde aufzogen, aber wie über eine ausgebrannte Sonne ging er darüber, welche finstre tote Erden umhängen. O, der Mensch, der Menschtraum! riefs unaufhörlich um ihn. Er stand an der Granitschale gegen das Coliseo gekehrt, dessen Gebirgsrücken hoch in Mondlicht stand, mit den tiefen Klüften, die ihm die Sense der Zeit eingehauen — scharf standen die zerrissenen Bogen von Neros goldenem Hause wie mörderische Hauer daneben. — Der Palatinische Berg grünte voll Gärten, und auf zerbrochenen



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tempeldächern nagte der blühende Totenkranz aus Epheu, und noch glühten lebendige Ranunkeln um eingesenkte Kapitäler. — Die Quelle murmelte geschwätzig und ewig, und die Sterne schaueten fest herunter mit unverrgänglichen Strahlen auf die stille Walstatt, worüber der Winter der Zeit gegangen, ohne einen Frühling nachzuführen — die feurige Weltseele war aufgeflogen, und der kalte zerstückte Riese lag umher, auseinandergerissen waren die Riesenspeichen des Schwungrads, das einmal der Strom der Zeiten selber trieb. — Und noch dazu goß der Mond sein Licht wie ätzendes Silberwasser auf die nackten Säulen und wollte das Coliseo und die Tempel und alles auflösen in ihre eigenen Schatten! (Jean Paul, Titan, 1800/1803.)

## NEAPEL

Die Stadt selbst sieht man hier am wahrsten und besten, sie ist so recht ein Sitz des Vergnügens, voll Adel, voll der lebhaftesten Menschen, rundum in Schönheit und Fruchtbarkeit! Zu strenger und erhabener Weisheit ists fast nicht möglich, hier zu gelangen. Zur Linken die reizende Küste von Sorrent, dann die Fahrt nach Elysium Sizilien, dann die Insel der Freuden des Tiberius, Capri, dann die unendlichen Gewässer breit und offen, wo sich das Auge verliert, und daneben und darüber hin die alten Feuerauswürfe der Insel Ischia und Trocida, und den entzückenden Strich Hügel des Pausilipp, und das Gebirg der Kamaldolenser, welche bezaubernde Mannigfaltigkeit! Darunter wieder das Gemisch von unzählbaren Felsenhütten von Neapel, wo eine halbe Million Menschen sich gütlich tun, und bei uns, hinter dem schüchternen Portici, in schrecklicher Majestät Vesuv. Ein echter wonneschäumender Becher rundum dieser große Meerbusen!
Hier schwimmt alles und schwebt in Lust, im Wasser, am Ufer und auf den Straßen. Die Feuermassen scheinen dies Land der Sonne näher zu rücken, es sieht ganz anders als die übrige Welt aus. Gewiß waren alle Planeten ehemals selbst Sonnen und sind nun ausgebrannt, und Neapel ist noch ein Rest jener stolzen Zeiten. Man glaubt in der Venus, im Merkur, einem höheren Planeten zu wohnen. Immerwährender Frühling, Schönheit und Fruchtbarkeit von Meer und Land, und Gesundheit von Wasser und Luft! (Heinse, Ardinghello und die glückseligen Inseln, 1785.)

## SEGESTA

Um den berühmten Tempel von Segesta zu sehen, machten wir uns mit dem Stern Orion auf und ritten in der purpurnen Morgendämmerung neun Miglien weit seitab durch öde und kahle Bergdistrikte. Es verkündigt hier die Frühe eben jener schönste Stern unseres Himmels, ein echt sizilianisches Gestirn, dessen Mythe in Messina spielt. Ich hatte diesen Stern oft genug in Korsika bewundert, wo ihn das Volk die drei Könige aus dem Morgenlande oder die drei Magier nennt, aber in Sizilien erschien er mir erst in seiner vollen himmlischen Pracht, wie ein Kandelaber der Götter, welchen die Horen im Azur anzünden. Seine Lampen flimmen und flammen wie in bengalischem Feuer, dann wittert die



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Luft, und der Ost quillt von einem krokusfarbenen Schein, die Berge fangen an zu atmen, sie heben und senken die Nebel wie Schwingen, dann wird es purpurrot über dem Meer, und alle Lüfte rauchen von Purpurdampf. Der Orion aber verlöscht seine Kerzen, nach welcher seligen Götternacht!

Da ist nun der Tempel von Segesta! Schon drei Miglien weit sahen wir ihn vor uns, ein schöner Anblick, weil er, kaum Ruine zu nennen, sondern ganz aufrecht, mit allen Säulen und beiden Frontonen, einsam an der braunen Bergseite steht und die wilde Gegend still und majestätisch überschaut. Der Weg, welcher dorthin führt, ein wenig betretener Hirtenpfad, war eine Miglie weit mit Aloeblumen besetzt. Wohl hunderte zu beiden Seiten erhoben aus ihrem riesigen Blättergerüst die zwanzig Fuß hohen Blumenschafte und bildeten eine Allee, durch welche die Perspektive geradezu auf den Tempel führte. Dies berühmte Heiligtum steht auf einem nackten Hügel. Die gelbbraune, von dürren Disteln bedeckte und von Ziegen umweidete Bergwildnis, die Einsamkeit, die Erinnerung an die alten trojanischen Sagen, die schönen Verse des Virgil, endlich jene Kriege der Segestaner mit Selinunt, welche die Expedition der Athener gegen Syrakus und so große geschichtliche Folgen nach sich zogen, beschäftigen hier die Phantasie. Die poetische Öde ringsumher übertrifft noch jene von Pästum. Überall sagenvolle Atmosphäre und nebelsame Gestalt von Mythen oder von Historie. Wenn man auf dem alten Theater sitzt, so ist der Blick in die blonde Wildnis zauberhaft und von tief tragischem Ernst. Man übersieht hier den Golf von Castellamare, dort die prächtigen Berge von Alcamo, zu Füßen aber liegt ein verwildertes Tal, welches der fabelhafte Fluß Krimisos durchirrt, drüben steht der graualabasterne Berg von Calatafimi, einer Stadt, die schwarz und eintönig seinen Gipfel bedeckt. Wendet man sich westwärts, so blickt über die gelben Hügel herauf ein blauduftiges, phantastisches Berghaupt. Dies ist der schöne Berg Eryx, der einst den Tempel der Venus trug. Auch das Ägadische Meer schimmert dort hyazinthenfarb hervor und lockt den Blick nach Karthago und die Phantasie in die punischen Kriege zurück. (Ferdinand Gregorovius, Siciliana, 1861.)

## GIRGENTI

So ein herrlicher Frühlingsblick wie der heutige, bei aufgehender Sonne, ward uns freilich nie durchs ganze Leben. Auf dem hohen, uralten Burgraume liegt das neue Girgenti, in einem Umfang, groß genug, um Einwohner zu fassen. Aus unseren Fenstern erblicken wir den weiten und breiten sanften Abhang der ehemaligen Stadt, ganz von Gärten und Weinbergen bedeckt, unter deren Grün man kaum eine Spur ehemaliger großer bevölkerter Stadtquartiere vermuten dürfte. Nur gegen das mittägige Ende dieser grünenden und blühenden Fläche sieht man den Tempel der Concordia hervorragen, im Osten die wenigen Trümmer des Junotempels, die übrigen, mit den genannten in grader Linie gelegenen Trümmer anderer heiliger Gebäude bemerkt das Auge nicht von oben, sondern eilt weiter südwärts nach der Strandfläche, die sich noch eine halbe Stunde bis gegen das Meer erstreckt. Versagt ward heute, uns in jene so herrlich grünenden, blühenden, fruchtversprechenden Räume zwischen Zweige



Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und Ranken hinabzubegeben; denn unser Führer, ein kleiner guter Weltgeistlicher, ersuchte uns, vor allen Dingen diesen Tag der Stadt zu widmen. Erst ließ er uns die ganz wohlgebauten Straßen beschauen, dann führte er uns auf höhere Punkte, wo sich der Anblick durch größere Weite und Breite noch mehr verherrlichte, sodann zum Kunstgenuß in die Hauptkirche. Diese enthält einen wohlerhaltenen Sarkophag, zum Altar gerettet: Hippolyt mit seinen Jagdgesellen und Pferden wird von der Amme Phädras aufgehalten, die ihm ein Täfelchen zustellen will. Hier war die Hauptabsicht, schöne Jünglinge darzustellen, deswegen auch die Alte, ganz klein und zwergenhaft, als ein Nebenwerk, das nicht stören soll, dazwischen gebildet ist. Mich dünkt, von halberhabener Arbeit nichts Herrlicheres gesehen zu haben, zugleich vollkommen erhalten. Es soll mir einstweilen als ein Beispiel der anmutigsten Zeit griechischer Kunst gelten.

In frühere Epochen wurden wir zurückgeführt durch Betrachtung einer köstlichen Vase von bedeutender Größe und vollkommener Erhaltung. Ferner schienen sich manche Reste der Baukunst in der neuen Kirche hie und da untergesteckt zu haben. — —

Auch den ganzen Abend wußte unser Führer die Ungeduld zu besänftigen, die uns hinabwärts trieb, indem er uns abermals auf die Höhe zu herrlichen Aussichtspunkten führte und uns dabei die Übersicht der Lage gab aller der Merkwürdigkeiten, die wir morgen in der Nähe sehen sollten.

Mit Sonnenaufgang wandelten wir nun hinunter, wo sich bei jedem Schritt die Umgebung malerischer anließ. Mit dem Bewußtsein, daß es zu unserem Besten gereiche, führte uns der kleine Mann unaufhaltsam quer durch die reiche Vegetation, an tausend Einzelheiten vorüber, wovon jede das Lokal zu idyllischen Szenen darbot. Hierzu trägt die Ungleichheit des Bodens gar vieles bei, der sich wellenförmig über verborgene Ruinen hinbewegt, die um so eher mit fruchtbarer Erde überdeckt werden konnten, als die vormaligen Gebäude aus einem leichten Muscheltuff bestanden. Und so gelangten wir an das östl che Ende der Stadt, wo die Trümmer des Junotempels jährlich mehr verfallen, weil eben der lockere Stein von Luft und Witterung aufgezehrt wird.

Der Tempel steht gegenwärtig auf einem verwitterten Felsen. Von hier aus erstreckten sich die Stadtmauern gerade westwärts auf einem Kalklager hin, welches senkrecht über dem flachen Strande, den das Meer, früher und später, nachdem es diese Felsen gebildet und ihren Fuß bespült, verlassen hatte. Teils aus den Felsen gehauen, teils aus denselben erbaut waren die Mauern, hinter welchen die Reihe der Tempel hervorragte. Kein Wunder also, daß der untere, der aufsteigende und der höchste Teil von Girgenti zusammen von dem Meere her einen bedeutenden Anblick gewährte.

Der Tempel der Concordia hat so vielen Jahrhunderten widerstanden, seine schlanke Baukunst nähert ihn schon unserem Maßstabe des Schönen und Gefälligen: er verhält sich zu denen von Pästum wie Göttergestalt zum Riesenbilde. Ich will mich nicht beklagen, daß der neuere löbliche Vorsatz, diese Monumente zu erhalten, geschmacklos ausgeführt worden, indem man die Lücken mit blendend weißem Gips ausbesserte, dadurch steht dieses Monument auch auf gewisse Weise zertrümmert vor dem Auge, wie leicht wäre es ge-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wesen, dem Gips die Farbe des verwitterten Steins zu geben. Sieht man freilich den so leicht sich bröckelnden Muschelkalk der Säulen und Mauern, so wundert man sich, daß er noch so lange gehalten. Aber die Erbauer, hoffend auf eine ähnliche Nachkommenschaft, hatten damals Vorkehrung getroffen: man findet noch Überreste eines feinen Tünchs an den Säulen, der zugleich dem Auge schmeicheln und die Dauer verbürgen sollte.

Die nächste Station ward sodann bei den Ruinen des Jupitertempels gehalten. Dieser liegt weit gestreckt wie die Knochenmasse eines Riesengerippes, inner- und unterhalb mehrerer kleinen Besitzungen, von Zäunen durchschnitten, von höheren und niederen Pflanzen durchwachsen. Alles Gebildete ist aus diesen Schutthaufen verschwunden außer einem ungeheueren Triglyph und einem Stück einer demselben proportionierten Halbsäule. Jenen maß ich mit ausgespannten Armen und konnte ihn nicht erklaftern, von der Kannelierung der Säule hingegen kann dies einen Begriff geben, daß ich, darin stehend, dieselbe als eine kleine Nische ausfüllte, mit beiden Schultern anstoßend. Zweiundzwanzig Männer, im Kreise nebeneinander gestellt, würden ungefähr die Peripherie einer solche Säule bilden.

Der Tempel des Herkules hingegen ließ noch Spuren vormaliger Symmetrie entdecken. Die zwei Säulenreihen, die den Tempel hüben und drüben begleiteten, lagen in gleicher Richtung, wie auf einmal zusammenhingelegt, von Norden nach Süden, jene einen Hügel hinaufwärts, diese hinabwärts. Der Hügel mochte aus der zerfallenen Zelle entstanden sein. Die Säulen, wahrscheinlich durch das Gebälk zusammengehalten, stürzten auf einmal, vielleicht durch Sturmwut niedergestreckt, und sie liegen noch regelmäßig, in die Stücke, aus denen sie zusammengesetzt waren, zerfallen.

Der Tempel des Äskulap, von dem schönsten Johannisbrotbaum beschattet und in ein kleines feldwirtschaftliches Haus beinahe eingemauert, bietet ein freundliches Bild.

Nun stiegen wir zum Grabmal Therons hinab und erfreuten uns der Gegenwart dieses so oft nachgebildet gesehenen Monuments, besonders da es uns zum Vorgrunde diente einer wundersamen Ansicht; denn man schaute von Westen nach Osten an dem Felslager hin, auf welchem die lückenhaften Stadtmauern so wie durch sie und über ihnen die Reste der Tempel zu sehen waren. — —

Auf eine schöne Anstalt der alten mächtigen Stadt machte mich mein Führer aufmerksam. In den Felsen und Gemäuermassen, welche Girgenti zum Bollwerk dienten, finden sich Gräber, wahrscheinlich den Tapfern und Guten zur Ruhestätte bestimmt. Wo konnten diese schöner, zu eigener Glorie und zu ewig lebendiger Nacheifrung beigesetzt werden!

In dem weiten Raume zwischen den Mauern und dem Meere finden sich noch die Reste eines kleinen Tempels als christliche Kapelle erhalten. Auch hier sind Halbsäulen mit den Quaderstücken der Mauer aufs schönste verbunden und beides ineinander gearbeitet, höchst erfreulich dem Auge. Man glaubt genau den Punkt zu fühlen, wo die dorische Ordnung ihr vollendetes Maß erhalten hat.

Manches unscheinbare Denkmal des Altertums ward obenhin angesehen, sodann mit mehr Aufmerksamkeit die jetzige Art, den Weizen unter der Erde in



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

großen ausgemauerten Gewölben zu verwahren. Über den bürgerlichen und kirchlichen Zustand erzählte mir der gute Alte gar manches. Ich hörte von nichts, was nur einigermaßen in Aufnahme wäre. Das Gespräch schickte sich recht gut zu den unaufhaltsam verwitternden Trümmern. (Goethe, Italienische Reise, 1816/1817.)

## CYANE

Es führte von der Neapolis die helorische Straße durch den Sumpf Lysimelia und Syraka, und eine Brücke über den Anapus, auf dessen anderer Seite sich der Flügel Polychne erhebt. Auf ihm stand der Tempel des olympischen Zeus und ein Ort, Olympikon genannt. Diese Gegend ist aus der Kriegsgeschichte von Syrakus bekannt genug, denn sowohl die Athener, als zu wiederholten Malen die Karthager lagerten sich um das Olympikon bis hinauf nach dem Becken der Quelle Cyane, und jedesmal raffte die aus dem Sumpf aufsteigende Pest die Heere hin. Die wenigen zersplitterten Säulen, welche noch von dem Olympikon auf jenem nun ganz öden Hügel stehen geblieben sind, sieht man auf Miglienweite, sie und jene Säule am Brunnen degli Ingegneri sind heute die einzigen frei stehenden Säulenreste, die auf dem Stadtgebiet von Syrakus in die Augen fallen.

Um dorthin und nach dem Anapus zu gelangen, schifft man von der Insel in einer Barke über den herrlichen großen Hafen und läßt sich dann in den versumpften Fluß rudern. Er mündet unterhalb einer Brücke ins Meer. Je weiter man ihn hinauffährt, desto mehr verengt er sich, bis ihn zuletzt die Barke im vollen Sinne des Wortes ausfüllt. Die Ruder werden deshalb weggelegt, die Bootsleute stoßen den Kahn teils mit mächtigen Rohrstangen fort, teils ziehen sie ihn stark angestrengt am Tau weiter. Zu beiden Seiten ist der Fluß mit zwanzig Fuß hohem Schilf von prächtiger Fülle dicht bewachsen, um diese beinahe armdicken Rohre schlingen sich Wasserlianen wie um Bäume, und Ranken blühender Gewächse ringeln sich in wildverworrenen Girlanden herüber und hinüber. Der mystische Geruch der Wildnis und des Wassers dringt so scharf auf die Sinne ein, wie die schwüle, unbewegte Luft. Man glaubt sich hier in eine tropische Flußlandschaft versetzt, so erstaunlich ist die Fülle des Pflanzenwuchses. Dabei flattern Hunderte von fremden, buntbeschwingten Wasservögeln umher, oder sie streifen spielend über die Wellen wie die Schwalben. Der Anapus teilt sich bald oberhalb der helorischen Straße, oder es strömt vielmehr in ihn jene klassische blaue Cyane ein, welche dem runden klaren Wasserbecken La Pisma entspringt. Nach der Sage warf sich hier die Nymphe Cyane dem Pluton entgegen, als er Proserpina zur Unterwelt hinabführte, und sie ward hierauf in die kornblumenblaue Quelle verwandelt. Alljährlich kamen die Syrakusier an die Cyane und feierten das Gedächtnisfest Proserpinas durch Opfer, da im Namen des Volks ein Stier und eine Kuh in den Teich des Quells versenkt ward. Wahrlich, dies Lokal ist ganz wunderbar, so von dem verschattenden, immer flüsternden Rohricht mitten auf der Welle umwölbt, sitzt man da wie im Traume, in die lieblichste Mythe versenkt. Wie wurden mir da alle jene Reliefs alter Sarkophage, welche den Raub der Proserpina darstellen, lebendig, wie Arabesken umschwebten mich hier diese reizenden Gebilde grie-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

chischer Phantasie! Und wie hat nun Ceres diese fischwimmelnde Quelle zum Lohn für ihr Tränen um Proserpina geschmückt! An ihren ewig grünenden Ufern wächst die seltsame Papyrusstaude! Es ist der einzige Ort in Europa, wo sie in der Wildnis gefunden wird, seitdem sie vom Ufer des Orethos bei Palermo verschwand. Ich war ganz außer mir vor Freude, als ich nun wirklich die ersten Papyrusstauden vor mir sah, aus der bläulichen Flut fremd aufsprießend, verlorene Kinder des Nils. Die schöne Binse erhebt sich aus dem Wasser jungfräulich graziös, schlank, in schönster Linie gebogen, etwa 15 Fuß hoch, dreikantig und glatt und von herrlich glänzendem Dunkelgrün. Aber auf der Spitze überkraust sie eine reiche volle Krone von zahllosen grünen Fasern, welche fein und feiner wie geknotete Fäden und gleich strömendem Haar lang herabhängen. Das Volk nennt die Büschel recht treffend la Perrucca. Diese so zierliche Gestalt des seltsamsten Gewächses, der wahren Papiernymphe der Gelehrsamkeit, ist für uns vom Cimmerischen Norden kommende Wanderer überraschend genug. Ganz mythisch wird ihre Erscheinung, wenn diese Stauden als dichtes Gebüsch beisammenstehen, in malerischer Verwirrung durcheinander aufgeschossen, große und kleine, königlich ragende alte und ganz zarte junge Pflanzen, alle die phantastischen Kronenbüschel träumerisch gesenkt und in der azurblauen Flut der Cyane sich spiegelnd. Da ist wie unter Zauber alles Hellenische aus der Seele geschwunden, und die Phantasie steht plötzlich am rätselhaften und weisen Nil, vor den Pyramiden und Sphinxen, vor den Mumien und wunderlich beschriebenen Papyrusrollen. An dem Rand der syrakusischen Cyane, auf hellenischem Boden schien mir diese Staude selbst wie eine Mythe dazustehen, wie jene nämlich, welche sagt, daß aller Urgrund der Kultur und Literatur aus dem fabelhaften Ägypten herübergekommen sei. So blickte ich bald auf diese Papyruspflanzen und bald auf jene noch herabschauenden dorischen Säulen des olympischen Zeus, und sie erschienen mir beide hier wie Sinnbilder abendländisch-morgenländischer Kultureinheit. (Ferdinand Gregorovius, Siciliana, 1861.)

## KRETA

Nachdem wir einige Stunden durch wohlangebaute und reich bewaldete Berggegenden geritten waren, wo uns häufig Lorbeer- und Orangengruppen mitten in einem Rübenfelde überraschten, kamen wir in das Tal der Myrthen, eine weite Plaine, die ganz mit diesem lieblichen Strauch von allen Sorten und Größen angefüllt ist, bald voll Blüten hängend, bald unter einer Anzahl blauer Beeren niedergedrückt. Von hier führte uns der schmale Fußsteig in ausgedehnte Olivenpflanzungen, zwischen welchen mehrere Dörfer liegen. Von den Höfen darüber eröffnen sich die mannigfaltigsten Prospekte, nur nach und nach wird die Gegend einsamer, bleibt jedoch noch immer üppig, dann treffen die Felsen näher zusammen, man sieht das Flußbett tief zu seinen Füßen, und nun erst ist man am Ziel. Der prächtige Wein- und Platanenwald, den wir jetzt jenseits und diesseits des Flusses im Tale vor uns ausgebreitet sahen, hatte schon den größten Teil seines Laubes verloren, und sein grüner Teppich, den im Frühjahr und Sommer tausende von Blumen schmücken, bot deren jetzt



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nur noch wenige dar. Dennoch war der Anblick einzig in seiner Art. Ich bediene mich des Ausdrucks „Wein- und Platanenwald", weil fast alle seine Riesenbäume mit Weinstöcken, ebenso alt als jene, überhangen und durchflochten sind, im Herbst aber mit ellenlangen Trauben der kostbarsten Sorte und verschiedensten Farben an ihren Wipfeln bedeckt sein sollen, zu deren Genuß jedoch nur die geflügelten Bewohner der Lüfte und die verwegensten Kletterer gelangen können. Es war merkwürdig, manche dieser Weinstöcke zu verfolgen, die oft zwanzig bis dreißig Fuß in einem graden Stamm von ungewöhnlicher Dicke emporstiegen, dann erst in den wunderbarsten Schlangenwindungen drei bis vier Platanen in allen Richtungen umklammerten, von Baum zu Baum in allen Richtungen unzählige Festons aller Formen bildeten und zuletzt sich in verworrenen Knoten wieder auf den Mutterstamm zurückzogen. Die Lianen der Tropen können nicht mehr gewähren, nicht luxuriöser treiben, noch in seltsameren Gestalten sich darstellen. Rosenlorbeer, Myrthen, Mastix, üppig wuchernde Cratägusarten und Dornsträucher aller Art bildeten den Untergrund dieser schönen Wildnis, welche der Fluß Platania und mehrere Quellen reichlich bewässern. Auf zwei Seiten begrenzen felsige Hügelzüge den Wald, meistens mit Ölbäumen bewachsen, zwischen denen einzelne zerstreute Wohnungen durchschimmern, auf der anderen Seite aber, da, wo sich die Schlucht nach Nord und Süden öffnet, formen sich, im Rahmen der Baumkronen eingefaßt, die bezauberndsten Bilder, bald auf das Meer mit romantischen Ufern, bald auf die reichen, stets variierten und mit dichter Vegetation geschmückten Täler des inneren Gebirges, tief hinein sich windend, bis an die Schneegipfel der weißen Berge. (Fürst Pückler, Der Vorläufer, 1838.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

# WECHSELWEISE GESTALTUNG

## 1. ALLKRAFT UND MENSCH

### ALLNATUR

Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hinein zu kommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt uns mit sich fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arm entfallen.

Sie schafft ewig neue Gestalten, was da ist, war noch nie, was war, kommt nicht wieder: Alles ist neu und doch immer das Alte. Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich. Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerin: aus dem simpelsten Stoff zu den größten Kontrasten, ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genauesten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isoliertesten Begriff, und doch macht alles eins aus.

Sie spielt ein Schauspiel: ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sies für uns, die wir in der Ecke stehen.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie ans Stillestehen gehängt. Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig, aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen, allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menschen sind alle in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibts mit vielen so im Verborgenen, daß sies zu Ende spielt, ehe sies merken.

Auch das Unnatürlichste ist Natur, auch die plumpste Philisterei hat etwas von ihrem Genie. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendswo recht. Sie liebt sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich sich mitzuteilen.

Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und anderen zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz. Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. Ans Große hat sie ihren Schutz geknüpft.
Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen: die Bahn kennt sie.
Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannigfaltig.
Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben.
Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer, und schüttelt ihn immer wieder auf.
Sie gibt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegung mit so wenigem erreicht. Jedes Bedürfnis ist Wohltat, schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Gibt sie eins mehr, so ists ein neuer Quell der Lust, aber sie kommt bald ins Gleichgewicht.
Sie setzt alle Augenblicke zum längsten Lauf an und ist alle Augenblicke am Ziele.
Sie ist die Eitelkeit selbst, aber nicht für uns, denen sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.
Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Toren über sich richten, Tausende stumpf über sich hingehen und nichts sehen und hat an allen ihre Freude und findet bei allen ihre Rechnung.
Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt, man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.
Sie macht alles, was sie gibt, zur Wohltat, denn sie macht es erst unentbehrlich. Sie säumet, daß man sie verlange, sie eilet, daß man sie nicht satt werde. Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht.
Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isoliert, um alles zusammenzuziehen. Durch ein Paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.
Sie ist alles, sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig gibt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele, und am besten ists, ihre List nicht zu merken. Sie ist ganz und doch immer unvollendet. So wie sies treibt, kann sies immer treiben.
Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer dieselbe.
Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst. (Goethe, Die Natur, 1782.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdem so mein Herz aller Begier nach dem Irdischen verschlossen ist, nachdem ich in der Tat für das Vergängliche gar kein Herz mehr habe, erscheint meinem Auge das Universum in einer verklärten Gestalt. Die tote lastende Masse, die nur den Raum ausstopfte, ist verschwunden, und an ihrer Stelle fließt und woget und rauscht der ewige Strom von Leben und Kraft und Tat — vom ursprünglichen Leben, von deinem Leben, Unendlicher: denn alles Leben ist dein Leben, und nur das religiöse Auge dringt ein in das Reich der wahren Schönheit.

Ich bin dir verwandt, und was ich rund um mich herum erblicke, ist mir verwandt, es ist alles belebt und beseelt und blickt aus hellen Geisteraugen mich an und redet mit Geistertönen an mein Herz. Auf das mannigfaltigste zerteilt und getrennt, schaue in allen Gestalten außer mir ich selbst mich wieder und strahle mir aus ihnen entgegen, wie die Morgensonne in tausend Tautropfen mannigfaltig gebrochen sich selbst entgegen glänzt.

Dein Leben, wie es der Endliche zu fassen vermag, ist sich selbst schlechthin durch sich selbst bildendes und darstellendes Wollen, dieses Leben fließt — im Auge des Sterblichen mannigfach versinnlicht — durch mich hindurch herab in die ganze unermeßliche Natur. Hier strömt es, als sich selbst schaffende und bildende Materie, durch meine Adern und Muskeln hindurch und setzt außer mir seine Fülle ab im Baume, in der Pflanze, im Grase. Ein zusammenhängender Strom, Tropfe an Tropfe, fließt das bildende Leben in allen Gestalten und allenthalben, wohin ihm mein Auge zu folgen vermag, und blickt mich an — aus jedem Punkte des Universums anders — als dieselbe Kraft, durch die es in geheimem Dunkel meinen eigenen Körper bildet. Dort woget es frei und hüpft und tanzet als sich selbst bildende Bewegung im Tiere und stellt in jedem neuen Körper sich dar, als eine andere eigene, für sich bestehende Welt: dieselbe Kraft, welche mir unsichtbar, in meinen eigenen Gliedmaßen sich reget und bewegt. Alles, was sich regt, folgt diesem allgemeinen Zuge, diesem einigen Prinzip aller Bewegung, das von einem Ende des Universums zum anderen die harmonische Erschütterung fortleitet: das Tier ohne Freiheit, ich, von welchem in der sichtbaren Welt die Bewegung ausgeht, ohne daß sie darum in mir gegründet sei, mit Freiheit.

Aber rein und heilig und deinem eigenen Wesen so nahe, als im Auge des Sterblichen etwas ihm sein kann, fließet dieses dein Leben hin als Band, das Geister mit Geistern in Eins verschlingt, als Luft und Äther der einen Vernunftwelt, undenkbar und unbegreiflich, und doch offenbar darliegend vor dem geistigen Auge. In diesem Lichtstrome fortgeleitet schwebt der Gedanke, unaufgehalten und derselbe bleibend, von Seele zu Seele und kommt reiner und verklärt zurück aus der verwandten Brust. Durch dieses Geheimnis findet der Einzelne sich selbst und versteht und liebt sich selbst nur in einem anderen, und jeder Geist wickelt sich los nur von anderen Geistern, und es gibt keinen Menschen, sondern nur eine Menschheit, kein einzelnes Denken und Lieben und Hassen sondern nur in- und durcheinander. Durch dieses Geheimnis strömt die Verwandtschaft der Geister in der unsichtbaren Welt fort bis in ihre körperliche



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Natur und stellt sich dar in zwei Geschlechtern, die, wenn auch jedes geistige Band zerreißen könnte, schon als Naturwesen genötigt sind, sich zu lieben, fließt aus in die Zärtlichkeit der Eltern und Kinder und Geschwister, gleich als ob die Seelen ebenso aus einem Blute entsprossen wären, wie die Leiber, und die Gemüter Zweige und Blüten desselben Stammes wären, und umfasset von da aus in engeren oder weiteren Kreisen die ganze empfindende Welt. Selbst ihrem Hasse liegt der Durst nach Liebe zum Grunde, und es entsteht keine Feindschaft, außer aus versagter Freundschaft.

Dieses ewige Leben und Regen in allen Adern der sinnlichen und geistigen Natur erblickt mein Auge durch das, was anderen tote Masse scheint, hindurch und siehet dieses Leben stets steigen und wachsen und zum geistigeren Ausdrucke seiner selbst sich verklären. Das Universum ist mir nicht mehr jener in sich selbst zurücklaufende Zirkel, jenes unaufhörlich sich wiederholende Spiel, jenes Ungeheuer, das sich selbst verschlingt, um sich wieder zu gebären, wie es schon war: es ist vor meinem Blick vergeistiget und trägt das eigene Gepräge des Geistes, stetes Fortschreiten zum Vollkommneren in einer geraden Linie, die in die Unendlichkeit geht.

Die Sonne gehet auf und gehet unter, und die Sterne versinken und kommen wieder, und alle Sphären halten ihren Zirkeltanz, aber sie kommen nie so wieder, wie sie verschwanden, und in den leuchtenden Quellen des Lebens ist selbst Leben und Fortbilden. Jede Stunde, von ihnen herbeigeführt, jeder Morgen und jeder Abend sinkt mit neuem Gedeihen herab auf die Welt, neues Leben und neue Liebe entträufelt den Sphären, wie die Tautropfen der Wolke, und umfängt die Natur, wie die kühle Nacht die Erde.

Aller Tod in der Natur ist Geburt, und gerade im Sterben erscheint sichtbar die Erhöhung des Lebens. Es ist kein tötendes Prinzip in der Natur, denn die Natur ist durchaus lauter Leben, nicht der Tod tötet, sondern das lebendigere Leben, welches, hinter dem alten verborgen, beginnt und sich entwickelt. Tod und Geburt ist nur das Ringen des Lebens mit sich selbst, um sich stets verklärter und sich selbst ähnlicher darzustellen. Und mein Tod könnte etwas anders sein — meiner, der ich überhaupt nicht eine bloße Darstellung und Abbildung des Lebens bin, sondern das ursprüngliche, allein wahre, und wesentliche Leben in mir selbst trage? — Es ist gar kein möglicher Gedanke, daß die Natur ein Leben vernichten solle, das aus ihr nicht stammt, die Natur, um deren Willen nicht ich, sondern die selbst nur um meinetwillen lebt.

Aber selbst mein natürliches Leben, selbst diese bloße Darstellung des inneren unsichtbaren Lebens vor dem Blicke des Endlichen, kann sie nicht vernichten, weil sie sonst sich selbst müßte vernichten können, sie, die nur für mich und um meinetwillen da ist und nicht ist, wenn ich nicht bin. Gerade darum, weil sie mich tötet, muß sie mich neu beleben, es kann nur mein in ihr sich entwickelndes höheres Leben sein, vor welchem mein gegenwärtiges verschwindet, und das, was der Sterbliche Tod nennt, ist die sichtbare Erscheinung einer zweiten Belebung. Stürbe kein vernünftiges Wesen auf der Erde, das da nun einmal ihr Licht erblickt hätte, so wäre kein Grund da, eines neuen Himmels und einer neuen Erde zu harren. Die einzig mögliche Absicht dieser Natur, Vernunft darzustellen und zu erhalten, wäre schon hienieden erfüllt, und ihr Um-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kreis wäre geschlossen. Aber der Akt, durch den sie ein freies selbständiges Wesen tötet, ist ihr feierliches, aller Vernunft kundbares Hinüberschreiten über diesen Akt und über die ganze Sphäre, die sie dadurch beschließt, die Erscheinung des Todes ist die Leiter, an welcher mein geistiges Auge zu dem neuen Leben meiner selbst und einer Natur für mich hinübergleitet.

Jeder meinesgleichen, der aus der irdischen Verbindung heraustritt, und der meinem Geiste nicht für vernichtet gelten kann — denn er ist meinesgleichen — zieht meinen Gedanken mit sich hinüber, er ist noch, und ihm gebührt eine Stätte. Indes wir hinieden um ihn trauern, so wie Trauer sein würde, wenn sie könnte, im dumpfen Reiche der Bewußtlosigkeit, wenn sich ihm ein Mensch zum Lichte der Erdensonne entreißt, ist drüben Freude, daß der Mensch zu ihrer Welt geboren wurde, so wie wir Erdenbürger die unserigen mit Freude empfangen. Wenn ich einst ihnen folgen werde, wird für mich nur Freude sein; denn die Trauer bleibt in der Sphäre zurück, die ich verlasse.

Es verschwindet vor meinem Blicke und versinkt die Welt, die ich noch so eben bewunderte. In aller Fülle des Lebens, der Ordnung und des Gedeihens, welche ich in ihr schaue, ist sie doch nur der Vorhang, durch die eine unendlich vollkommenere mir verdeckt wird, und der Keim, aus dem diese sich entwickeln soll. Mein Glaube tritt hinter diesen Vorhang und erwärmt und belebt diesen Keim. Er sieht nichts Bestimmtes, aber er erwartet mehr, als er hienieden fassen kann und je in der Zeit wird fassen können.

So lebe und so bin ich, und so bin ich unveränderlich, fest und vollendet für alle Ewigkeit; denn dieses Sein ist kein von außen angenommenes, es ist mein eigenes, einiges, wahres Sein und Wesen. (Fichte, Die Bestimmung des Menschen, 1800.)

## DIE WURZEL DES GEISTES

Dem Egoismus, dem Despotismus, der Menschenfeindschaft bin ich feind, sonst werden mir die Menschen immer lieber, weil ich immer mehr im Kleinen und im Großen ihrer Tätigkeit und ihrer Charaktere gleichen Urcharakter, gleiches Schicksal sehe. In der Tat! dieses Weiterstreben, dieses Aufopfern einer gewissen Gegenwart für ein Ungewisses, ein Anderes, ein Besseres und immer Besseres seh ich als den ursprünglichen Grund von allem, was die Menschen um mich her treiben und tun. Warum leben sie nicht, wie das Wild im Walde, genügsam, beschränkt auf den Boden, die Nahrung, die ihm zunächst liegt und mit der es, das Wild, von Natur zusammenhängt, wie das Kind mit der Brust seiner Mutter? da wäre kein Sorgen, keine Mühe, keine Klage, wenig Krankheiten, wenig Zwist, da gäb es keine schlummerlosen Nächte usw.

Aber dies wäre dem Menschen so unnatürlich, wie dem Tiere die Künste, die er es lehrt. Das Leben zu fördern, den ewigen Vollendungsgang der Natur zu beschleunigen, — zu vervollkommnen, was er vor sich findet, zu idealisieren, das ist überall der eigentümlichste unterscheidenste Trieb des Menschen, und alle seine Künste und Geschäfte und Fehler und Leiden gehen aus jenem hervor. Warum haben wir Gärten und Felder? Weil der Mensch es besser haben wollte, als er es vorfand. Warum haben wir Handel, Schiffahrt, Städte und Staaten, mit allem ihrem Getümmel und Gutem und Schlimmem? Weil der Mensch es besser haben wollte, als er es vorfand. Warum haben wir Wissen-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schaft, Kunst, Religion? weil der Mensch es besser haben wollte, als er es vorfand. Auch wenn sie sich untereinander mutwillig aufreiben, es ist, weil ihnen das Gegenwärtige nicht genügt, weil sie es anders haben wollen, und so werfen sie sich früher ins Grab der Natur beschleunigen den Gang der Welt.
So gehet das Größte und Kleinste, das Beste und Schlimmste der Menschen aus einer Wurzel hervor, und im Ganzen und Großen ist alles gut und jeder erfüllt auf seine Art, der eine schöner, der andere wilder, seine Menschenbestimmung, nämlich die, das Leben der Natur zu vervielfältigen, zu beschleunigen, zu sondern, zu mischen, zu trennen, zu binden. Man kann wohl sagen, jener ursprüngliche Trieb, der Trieb des Idealisierens oder Beförderns, Verarbeitens, Entwickelns, Vervollkommnens der Natur belebe jetzt die Menschen größtenteils in ihren Beschäftigungen nicht mehr, und was sie tun, das tun sie aus Gewohnheit, aus Nachahmung, aus Gehorsam gegen das Herkommen, aus der Not, in die sie ihre Vorväter hineingearbeitet und gekünstelt haben. Aber um so fortzumachen, wie die Vorväter es anfingen, auf dem Wege des Luxus, der Kunst, der Wissenschaft usw., müssen die Nachkömmlinge eben diesen Trieb in sich haben, der die Vorväter beseelte, sie müssen, um zu lernen, organisiert sein wie die Meister, nur fühlen die Nachahmenden jenen Trieb schwächer, und er kommt nur in den Gemütern der Originale, der Selbstdenker, der Erfinder lebendig zum Vorschein. Du siehest, Lieber, daß ich dir das Paradoxon aufgestellt habe, daß der Kunst- und Bildungstrieb mit allen seinen Modifikationen und Abarten ein eigentlicher Dienst sei, den die Menschen der Natur erweisen. Aber wir sind schon lange darin einig, daß alle die irrenden Ströme der menschlichen Tätigkeit in den Ozean der Natur laufen, so wie sie von ihm ausgehen. Und eben diesen Weg, den die Menschen größtenteils blindlings, oft mit Unmut und Widerwillen und nur zu oft auf gemeine, unedle Art gehen, diesen Weg ihnen zu zeigen, daß sie ihn mit offenen Augen und mit Freudigkeit und Adel gehen, das ist das Geschäft der Philosophie, der schönen Kunst, der Religion, die selbst auch aus jenem Triebe hervorgehen. Die Philosophie bringt jenen Trieb zum Bewußtsein, zeigt ihm sein unendliches Objekt im Ideal und stärkt und läutert ihn durch dieses. Die schöne Kunst stellt jenem Triebe sein unendliches Objekt in einem lebendigen Bilde, in einer dargestellten höheren Welt dar, und die Religion lehrt ihn jene höhere Welt gerade da, wo er sie sucht und schaffen will, das heißt in der Natur, in seiner eigenen und in der ringsumgebenden Welt, wie eine verborgene Anlage, wie einen Geist, der entfaltet sein will, ahnden und glauben.
Philosophie und schöne Kunst und Religion, diese Priesterinnen der Natur, wirken demnach zunächst auf den Menschen, sind zunächst für diesen da und nur, indem sie seiner reellen Tätigkeit, die unmittelbar auf die Natur wirkt, die edle Richtung und Kraft und Freude geben, wirken auch jene auf die Natur und wirken mittelbar auf sie reell. Auch dieses wirken jene drei, besonders die Religion, daß sich der Mensch, dem die Natur zum Stoffe seiner Tätigkeit sich hingibt, den sie, als ein mächtig Triebrad, in ihrer unendlichen Organisation enthält, daß er sich nicht als Meister und Herr derselben dünke und sich in aller seiner Kunst und Tätigkeit bescheiden und fromm vor dem Geiste der Natur beuge, den er in sich trägt, den er um sich hat und der ihm Stoff und



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kräfte gibt; denn die Kunst und Tätigkeit der Menschen, so viel sie schon getan hat und tun kann, kann doch Lebendiges nicht hervorbringen, den Urstoff, den sie umwandelt, bearbeitet, nicht selbst erschaffen, sie kann die schaffende Kraft entwickeln, aber die Kraft selbst ist ewig und nicht der Menschenhände Werk. (Hölderlin, Brief von 1799.)

## DER GEISTIGE GEBIETER

Die Philosophie lehrt uns alles im Ich aufsuchen. Erst durch das Ich kommt Ordnung und Harmonie in die tote, formlose Masse. Allein vom Menschen aus verbreitet sich Regelmäßigkeit rund um ihn herum bis an die Grenzen seiner Beobachtung, — und wie er diese weiter vorrückt, wird Ordnung und Harmonie weiter vorgerückt. Seine Beobachtung weist dem bis ins Unendliche Verschiedenen, — jedem seinen Platz an, daß keines das andere verdränge, sie bringt Einheit in die unendliche Verschiedenheit. Durch sie halten sich die Weltkörper zusammen und werden nur ein organisierter Körper, durch sie drehen die Sonnen sich in ihren angewiesenen Bahnen. Durch das Ich steht die ungeheure Stufenfolge da von der Flechte bis zum Seraph, in ihm ist das System der ganzen Geisterwelt, und der Mensch erwartet mit Recht, daß das Gesetz, das er sich und ihr gibt, für sie gelten müsse, erwartet mit Recht die einstige allgemeine Anerkennung desselben. Im Ich liegt das sichere Unterpfand, daß von ihm aus eine unendliche Ordnung und Harmonie sich verbreiten werde, wo jetzt noch keine ist, daß mit der fortrückenden Kultur des Menschen zugleich die Kultur des Weltalls fortrücken werde. Alles, was jetzt noch unförmlich und ordnungslos ist, wird durch den Menschen in die schönste Ordnung sich auflösen, und was jetzt schon harmonisch ist, wird — nach bis jetzt unentwickelten Gesetzen — immer harmonischer werden. Der Mensch wird Ordnung in das Gewühl und einen Plan in die allgemeine Zerstörung hineinbringen, durch ihn wird die Verwesung bilden und der Tod zu einem neuen herrlichen Leben rufen. — Das ist der Mensch, wie wir ihn bloß als beobachtende Intelligenz ansehen, was ist er erst, wenn wir ihn als praktischtätiges Vermögen denken! Er legt nicht nur die notwendige Ordnung in die Dinge, er gibt ihnen auch diejenige, die er sich willkürlich wählte; da, wo er hintritt, erwacht die Natur, bei seinem Anblicke bereitet sie sich zu, von ihm die neue schönere Schöpfung zu erhalten. Schon sein Körper ist das Vergeistigste, was aus der ihn umgebenden Materie gebildet werden konnte, in seinem Dunstkreise wird die Luft sanfter, das Klima milder, und die Natur erheitert sich durch die Erwartung, von ihm in einen Wohnplatz und in eine Pflegerin lebender Wesen umgewandelt zu werden. Der Mensch gebietet der rohen Materie, sich nach seinem Ideal zu organisieren und ihm den Stoff zu liefern, dessen er bedarf. Ihm schießt das, was vorher kalt und tot war, in das nährende Korn, in die erquickende Frucht, in die belebende Traube herauf, und sie wird ihm in etwas anderes heraufschießen, sobald er ihr anderes gebieten wird. Um ihn herum veredeln sich die Tiere, legen unter seinem gescheueten Auge ihre Wildheit ab und empfangen eine gesündere Nahrung aus der Hand ihres Gebieters, die sie ihm durch willigen Gehorsam vergüten. (Fichte, Über die Würde des Menschen, 1794.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man steht mit der Natur gerade in so unbegreiflich verschiedenen Verhältnissen, wie mit den Menschen, und wie sie sich dem Kinde kindisch zeigt und sich gefällig seinem kindlichen Herzen anschmiegt, so zeigt sie sich dem Gotte göttlich und stimmt zu dessen hohem Geiste. Man kann nicht sagen, daß es eine Natur gebe, ohne etwas Überschwengliches zu sagen, und alles Bestreben nach Wahrheit in den Reden und Gesprächen von der Natur entfernt nur immer mehr von der Natürlichkeit. Es ist schon viel gewonnen, wenn das Streben, die Natur vollständig zu begreifen, zur Sehnsucht sich veredelt, zur zarten, bescheidenen Sehnsucht, die sich das fremde, kalte Wesen gern gefallen läßt, wenn sie nur einst auf vertrauteren Umgang rechnen kann. Es ist ein geheimnisvoller Zug nach allen Seiten in unserem Innern, aus einem unendlich tiefen Mittelpunkt sich rings verbreitend. Und liegt die wundersame sinnliche und unsinnliche Natur rund um uns her, so glauben wir, es sei jener Zug ein Anziehn der Natur, eine Äußerung unserer Sympathie mit ihr, nur sucht der eine hinter diesen blauen fernen Gestalten noch eine Heimat, die sie ihm verhalten, eine Geliebte seiner Jugend, Eltern und Geschwister, alte Freunde, liebe Vergangenheiten, der andere meint, da jenseits warteten unbekannte Herrlichkeiten seiner, eine lebensvolle Zukunft glaubt er dahinter versteckt und streckt verlangend seine Hände einer neuen Welt entgegen. Wenige bleiben bei dieser herrlichen Umgebung ruhig stehen und suchen sie nur selbst in ihrer Fülle und ihrer Verkettung zu erfassen, vergessen über der Vereinzelung den blitzenden Faden nicht, der reihenweise die Glieder knüpft und den heiligen Kronleuchter bildet, und finden sich beseligt in der Beschauung dieses lebendigen, über nächtlichen Tiefen schwebenden Schmucks. So entstehen mannigfache Naturbetrachtungen, und wenn an einem Ende die Naturempfindung ein lustiger Einfall, eine Mahlzeit wird, so sieht man sie dort zur andächtigsten Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben., Schon unter den kindlichen Völkern gabs solche ernste Gemüter, denen die Natur das Antlitz einer Gottheit war, indessen andere fröhliche Herzen sich nur auf sie zu Tische baten, die Luft war ihnen ein erquickender Trank, die Gestirne Lichter zum nächtlichen Tanz, und Pflanzen und Tiere nur köstliche Speisen, und so kam ihnen die Natur nicht wie ein stiller, wundervoller Tempel, sondern wie eine lustige Küche und Speisekammer vor. Dazwischen waren andere sinnigere Seelen, die in der gegenwärtigen Natur nur große aber verwilderte Anlagen bemerkten und Tag und Nacht beschäftigt waren, Vorbilder einer edleren Natur zu schaffen. — Sie teilten sich gesellig in das große Werk, die einen suchten die verstummten und verlorenen Töne in Luft und Wäldern zu erwecken, andere legten ihre Ahndungen und Bilder schönerer Geschlechter in Erz und Steine nieder, bauten schönere Felsen zu Wohnungen wieder, brachten die verborgenen Schätze aus den Grüften der Erde wieder ans Licht, zähmten die ausgelassenen Ströme, bevölkerten das unwirtliche Meer, führten in öde Zonen alte, herrliche Pflanzen und Tiere zurück, hemmten die Waldüberschwemmungen und pflegten die edleren Blumen und Kräuter, öffneten die Erde den belebenden Berührungen der zeugenden Luft und des zündenden



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lichts, lehrten die Farben zu reizenden Bildungen sich mischen und ordnen und Wald und Wiese, Quellen und Felsen wieder zu lieblichen Gärten zusammen zu treten, hauchten in die lebendigen Glieder Töne, um sie zu entfalten und in heiteren Schwingungen zu bewegen, nahmen sich der armen, verlassenen, für Menschensitte empfänglichen Tiere an und säuberten die Wälder von den schädlichen Ungeheuern. Bald lernte die Natur wieder freundlichere Sitten, sie ward sanfter und erquicklicher und ließ sich willig zur Beförderung der menschlichen Wünsche finden. Allmählich fing ihr Herz wieder an, menschlich sich zu regen, ihre Phantasien wurden heiterer, sie ward wieder umgänglich und antwortete dem freundlichen Frager gern, und so scheint allmählich die alte goldene Zeit zurückzukommen, in der sie den Menschen Freundin, Trösterin, Priesterin und Wundertäterin war, als sie unter ihnen wohnte und ein himmlischer Umgang die Menschen zu Unsterblichen machte. Dann werden die Gestirne die Erde wieder besuchen, der sie gram geworden waren in jenen Zeiten der Verfinsterung, dann legt die Sonne ihren strengen Zepter nieder und wird wieder Stern unter Sternen, und alle Geschlechter der Welt kommen dann nach langer Trennung wieder zusammen. Dann finden sich die alten verwaisten Familien, und jeder Tag sucht neue Begrüßungen, neue Umarmungen, dann kommen die ehemaligen Bewohner der Erde zu ihr zurück, in jedem Hügel regt sich neu erglimmende Asche, überall lodern Flammen des Lebens empor, alte Wohnstätten werden neu erbaut, alte Zeiten erneuert, und die Geschichte wird zum Traum einer unendlichen, unabsehlichen Gegenwart.

Wer dieses Stammes und dieses Glaubens ist, und gern auch das seinige zu dieser Entwilderung der Natur beitragen will, geht in den Werkstätten der Künstler umher, belauscht überall die unvermutet in allen Ständen hervorbrechende Dichtkunst, wird nimmer müde die Natur zu betrachten und mit ihr umzugehen, geht überall ihren Fingerzeigen nach, verschmäht keinen mühseligen Gang, wenn sie ihm winkt, und sollte er auch durch Modergrüfte gehen. — — Langer, unablässiger Umgang, freie und künstliche Betrachtung, Aufmerksamkeit auf leise Winke und Züge, ein inneres Dichterleben, geübte Sinne, ein einfaches und gottesfürchtiges Gemüt, das sind die wesentlichen Erfordernisse eines echten Naturfreundes, ohne welche keinem sein Wunsch gedeihen wird. Nicht weise scheint es, eine Menschenwelt ohne volle aufgeblühte Menschheit begreifen und verstehen zu wollen, kein Sinn muß schlummern, und wenn auch nicht alle gleich wach sind, so müssen sie doch alle angeregt und nicht unterdrückt und erschlafft sein. So wie man einen künftigen Maler in dem Knaben sieht, der alle Wände und jeden ebenen Sand mit Zeichnungen füllt und Farben zu Figuren bunt verknüpft, so sucht man einen künftigen Weltweisen in jenem, der allen natürlichen Dingen ohne Rast nachspürt, nachträgt, auf alles achtet, jedes Merkwürdige zusammenträgt und froh ist, wenn er einer neuen Erscheinung, einer neuen Kraft und Kenntnis Meister und Besitzer geworden ist. (Novalis, Die Lehrlinge zu Saïs, 1798.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es ist Ein Licht, das in allem leuchtet, und Eine Schwerkraft, welche dort die Körper den Raum erfüllen lehrt, dort den Hervorbringungen des Denkens Bestand und Wesen gibt. Jenes ist der Tag, diese die Nacht der Materie. So unendlich ihr Tag ist, so unendlich auch ihre Nacht. In diesem allgemeinen Leben entsteht keine Form äußerlich, sondern durch innere, lebendige und von ihrem Werk ungetrennte Kunst. Es ist Ein Verhängnis aller Dinge, Ein Leben, Ein Tod, nichts schreitet vor dem anderen heraus, es ist nur Eine Welt, Eine Pflanze, von der alles, was ist, nur Blätter, Blüten und Früchte, jedes verschieden, nicht dem Wesen, sondern der Stufe nach, Ein Universum, in Ansehung desselben aber alles herrlich, wahrhaft göttlich und schön, es selbst aber unerzeugt an sich, gleich ewig mit der Einheit selbst, eingeboren, unverwelklich.

Da es zu jeder Zeit ganz, vollkommen, die Wirklichkeit in ihm der Möglichkeit angemessen, nirgends ein Mangel, ein Gebrechen, so ist nichts vorhanden, wodurch es aus seiner unsterblichen Ruhe gerissen werden könnte. Es lebt ein unveränderliches, sich immer gleiches Sein. Alle Tätigkeit und Bewegung ist nur eine Betrachtungsweise des Einzelnen und als solche nur Fortsetzung jenes absoluten Seins, unmittelbar hervorquillend aus seiner tiefsten Ruhe.

Sowenig es sich bewegen kann, denn aller Raum und alle Zeit, worin es sich bewegen sollte, ist in ihm, es selbst aber in keiner Zeit begriffen und keinem Raum, ebensowenig kann es seine innerliche Gestalt wandeln, denn auch alle Verwandlung, Veredlung und Verunedlung der Formen ist nur in der Betrachtung des Einzelnen, könnten wir es aber im Ganzen erblicken, so würde es dem entzückten trunkenen Auge ein stets unveränderlich heiteres, sich selbst gleiches Antlitz zeigen.

Von jenem Wechsel aber, der bei dem Unvergänglichen ist, kann man weder sagen, daß er angefangen, noch daß er nicht angefangen habe. Denn er ist abhängig vom Ewigen, nicht der Zeit, sondern der Natur nach. Er ist also auch nicht endlich der Zeit, sondern dem Begriff nach, das heißt: er ist ewig endlich. Dieser ewigen Endlichkeit aber kann niemals eine Zeit angemessen sein, sowenig eine solche, die angefangen, als die nicht angefangen hat.

Die Zeit aber, die alles getötet hat, und jenes besondere Alter der Welt, das die Menschen gelehrt hat, das Endliche von dem Unendlichen, den Leib von der Seele, das Natürliche von dem Göttlichen zu trennen, beide aber in zwei ganz verschiedene Welten zu verbannen, hat auch jene Lehre in das allgemeine Grab der Natur und den Tod aller Wissenschaften verschlungen.

Nachdem nun vorerst die Materie getötet, das rohe Bild an die Stelle des Wesens gesetzt war, so ging es von selbst weiter bis zu der Meinung, daß alle Formen der Materie äußerlich aufgedrückt seien. Da sie nur äußerlich wären und außer ihnen nichts Unvergängliches, so mußten sie auch unveränderlich bestimmt sein. Auf diese Weise wurde die innere Einheit und Verwandtschaft aller Dinge vernichtet, die Welt in eine unendliche Menge fixierter Verschiedenheiten zersplittert, bis sich von hier aus die allgemeine Vorstellung bildete, nach welcher das lebendige Ganze einem Behältnis oder einem Wohngemach gleicht, worein die Dinge gestellt sind, ohne aneinander teilzunehmen und ohne daß eins in dem anderen lebte oder wirkte.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Indem jene Anfänge der Materie tot waren, war der Tod als Prinzip, das Leben aber als Abgeleitetes beschlossen.
Nachdem die Materie diesem Tode sich gefügt hatte, so blieb, um den letzten Zeugen ihres Lebens zu verbannen, nichts übrig, als jenen allgemeinen Geist der Natur, die Form aller Formen, das Licht, zu einem gleichen körperlichen Wesen zu machen und mechanisch, wie alles, zu trennen, da auf diese Weise das Leben in allen Organen des Ganzen erloschen und auch die lebendigen Erscheinungen der Körper untereinander auf tote Bewegungen zurückgeführt waren, so war nun der höchste und letzte Gipfel übrig, nämlich der Versuch, diese bis in ihr Innerstes erstorbene Natur mechanisch ins Leben zurückzurufen, welches Bestreben in den nachfolgenden Zeiten Materialismus hieß, und wenn der Wahnsinn desselben nicht so viel vermochte, die, welche ihn erkannten, zur ersten Quelle zurückzuleiten, wenn er vielmehr nur dazu diente, den Tod der Materie noch weiter zu bestätigen und außer allen Zweifel zu setzen, so hat er statt dessen eine Roheit der Vorstellung von der Natur und ihrem Wesen hervorgebracht, in bezug auf welche jene sonst roh genannten Völker ehrwürdig werden, welche die Sonne, die Gestirne, das Licht oder Tiere oder einzelne Naturkörper anbeteten. (Schelling, Bruno oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge, 1802.)

## HERR UND KNECHT?

Der Stein scheint uns reeller als das Wasser, das ja verdunstet und vertrocknet, und doch wird der Stein vom Wasser zerstört. Holz, und zwar das schwerste, wird vom Feuer gefressen, welches wir weghauchen können. Die Flamme kann Eisen schmelzen und Demant zerbrechen, aber dem Lichtstrahl hat sie nichts an, sondern vermehrt nur seine Herrlichkeit, indem sie mit ihm leuchtet oder neben ihm verfinstert erscheint. Die Luft scheint das Nichtigste und kann Alles verderben. Zwar leiht die Dichtheit oder Zähheit einem Stoff längere Dauer, durch diese zufälligen Eigenschaften wird er dem Unvergänglichen näher gebracht, aber derselbe Stoff, wenn er ausgelockert ist, zeigt, wie nichtig er sei. Er hat nur eine Veränderung in der Lage und Verbindung seiner Teile gelitten, ist folglich derselbe zuvor gewesen im verdichteten Zustande, der er jetzt ist, ja, er war durch den Widerstand, welchen er leistete, zerstörbarer als weichere Körper, daher er eben so zerfiel. Scheidewasser läßt eine Fettigkeit, als ein edles leichtes Wesen, liegen und löst schwere Metallmassen auf. Jeder Stoff hat in der Natur seinen Geist, der ihn meistert, so flüchtig er auch ist. Wie nun das Feinkörperliche, das ans Geistige grenzt, Macht hat über das Gröbere, so hat das Geistige selbst Macht über alles Körperliche und ist das eigentliche Wesentliche, obwohl uns unsichtbar. Das Geistige ist der Wirker aus dem Reiche der Freiheit. Der nächste Wirker, der uns noch gewissermaßen in die Sinne fällt und einen Übergang macht zwischen den zwei Welten, ist der tätige und doch gebundene Naturgeist, der, wenn er aus einem Gefängnis entschlüpft, alsbald wieder in ein anderes eilen muß, hat er sich von einer verwesenden Pflanze oder einem Tierstoff losgerissen, so muß er wieder in einer anderen Form das Werk des Treibens, Blühens und Fruchtbringens verrichten oder sich in Fleisch



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einwickeln und in Metallen gefrieren und mit ewig unruhigem Spiel bald scheinbar frei, bald ein wahrer Knecht sein. So unzerstörbar er in sich ist, so harten Gesetzen ist er untertan. Er kann Jahrtausende unter der Erde gebunden liegen, bis Menschenhand oder Naturumwälzung den Stein, der sein Kerker ist, zutage fördert und dieser nach langem Zeitraum, von der Verwitterung zermalmt, seinen Einwohner losgibt. Und nicht ein Körnchen ist, worin nicht noch ein Teil von ihm eingeschlossen bliebe, und dem er nicht wiederum rasch zueilte, um es zu teilen, zu zerwühlen, als eine Mutter zu befruchten, mit unendlichem Ungestüm, mit Schaffen und Zerstören, mit Liebe und Haß, aber alles nach harter, mühseliger Regel. Er ist im Äther und im Abgrunde, bewegt Wolken und Flüsse, brennt im Feuer, tobt im Winde, die Rose und der Schneestern sind sein Werk. Wir erstaunen über seine Wundertaten, und doch weicht er selten oder nie aus seiner streng vorgeschriebenen Bahn und erscheint auch, ohne sie im mindesten zu verändern, unserer Naturkunst in tausend Mummereien, spottend gleichsam, wenn wir etwas Neues hervorgebracht zu haben meinen, worin doch nur wieder er und zwar als ein armer bewunderter Diener dasteht, der sich in seines Herrn unendliche Reichtümer kleidet. (Johann Friedrich von Meyer, Blätter für höhere Wahrheit, 1819ff.)

## DAS LEBENDIGE WORT

Die Geschichte der Natur vermag ihrem großen Gegenstande meistens nur aus einer unsicheren Ferne zu folgen. Denn es ist dieser mit seinen Anfängen in einer vorweltlichen Tiefe gewurzelt, in welche die Zeiten des Menschen nicht hinabreichen, und auch das Anjetzt seines Erscheinens entzieht sich dem Auge bald in einer inneren Unergründlichkeit seines Seins und Wesens, bald in einer äußerlichen Unabsehbarkeit des Raumes, für welche der Mensch vergeblich in der ganzen ihn umgebenden Sichtbarkeit nach einem Maßstabe suchet.

Der Tag bricht an und endet, Jahre nach Jahren wiederholen den alten Umlauf. Scharen der Lebendigen dringen durch die geöffneten Pforten der Zeit herein, eilen dann, nachdem sie das leichte Gewand ihrer Leiblichkeit anderen Neuankommenden überlassen, in ihr unbekanntes Woher zurück, und die Jahrbücher meines Geschlechts sagen mir, daß es seit ihren Jahrtausenden so gewesen.

Doch was sind auch die Zeiten der Geschichte meines Geschlechts gegen die Zeiten der Geschichte der Natur! —

Die berechnende Astronomie wähnet Weltgebäude in fernen Weiten zu erblicken, deren Lichtstrahl Millionen von Jahren gebraucht, ehe er bis zu uns gelangte, welche mithin vor Millionen Jahren schon vorhanden gewesen, andere, deren vermutliche Sonnen, durch das vielleicht Trillionen Jahrtausende alte Spiel der gegenseitigen Anziehung, ihrem Zusammenstürzen bald entgegengehen, welches etliche von ihnen bereits ereilte, während andere in der ersten Jugendkraft ihrer wenigen Millionen von Jahrtausenden, gleich unserer Milchstraße, das Wechselgespräch des Zusammenseins erst begonnen, noch andere endlich aus dem allgemeinen Weltenelement — einem allverbreiteten Lichtäther — erst zum besonderen Sein erwachen.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber wenn ich auch nach jenen Rätseln aus der mir fernen, fremden Lichtwelt nicht frage, nach jenen riesenhaften Zahlenrätseln, welche vielleicht meinem staunenden Geiste nicht die Natur selber, sondern nur das mißverstehende, träumende Auge der Beobachter aufgegeben, die ihren irdischen Maßstab an Dinge legen wollen, welche von anderer als irdischer Natur sind, wenn ich auch mein Fragen und Forschen nach der Geschichte der sichtbaren Welt nur auf diese Erde beschränke, welche mich trägt und nährt und deren sichtbarer Oberherr der Mensch ist, so erschrecken mich selbst hier im väterlichen Hause die Fußtapfen einer Vorwelt, auf deren riesenhafte Formen die zwergartige Gegenwart mit ohnmächtigem Staunen hinabschaut, und von deren alten, längst ausgestorbenen Geschlechtern kein noch überlebender Nachkomme, keine Urkunde der Mitlebenden die Geschichte kennet. Und diese für mein Forschen schon lang zu alte Vorwelt erscheint nur als das jüngste Erzeugnis ihres Weltentages, auf den äußersten Trümmern einer noch anderen Urwelt gebettet, zu deren Äonen, wie es scheint, die Jahrtausende meines Geschlechts nur wenige, noch übergelassene Augenblicke sind.

So begegnet der nach dem Anfang jenes endlos forttönenden Liedes der Schöpfung forschende Geist allenthalben einer Vergangenheit, welche zu dem Menschen saget: ich kenne dich nicht, und schon diese Nachbarberge, an welchen die Ströme der Völker und ihre Geschichte seit Jahrtausenden vorübergerauscht, ohne an ihren Felsenhäuptern eine bleibende Spur zu lassen, scheinen mein Geschlecht zu fragen: wo warest du, als wir gegründet wurden, wo warest du, als unsere Morgensterne zuerst diese annoch jugendlichen Höhen beschienen? Aber auch die noch jetzt um mich und mit mir lebende Gegenwart fragt mich: hast du auch das Haus des Lebens ergründet, aus welchem die Kräfte von oben herabkommen in die Formen der Leiblichkeit, um als Pflanze zu grünen, als Tier sich zu bewegen? Oder haben sich die Tore des Todes aufgetan und du hast gesehen, wohin jene alle nach vollbrachtem Wandel ziehen? Bist du, o, du Gebundener, selbst nur in den Grund dieser deiner kleinen Meere gekommen und hast in den Fußtapfen der Tiefe gewandelt?

Der Geist des Menschen erschrickt dennoch nicht vor jenen dunklen Tiefen seiner Vergangenheit und Gegenwart. Es ist ein Wort, welches zu den Menschen gerichtet gewesen, ehe der Mensch war und ehe denn die Berge begründet und die Erde und die Welt geschaffen worden, und mein eigenes Wesen ist ein Abbild und Gleichnis jenes Wortes und ein Inbegriff der ganzen Welt, welche durch dasselbige geworden. So werde ich diese Welt kennen, wenn ich mich selber und wenn ich jenes Wort kenne.

Jenes Unvergängliche, das in mir denkt und sinnet, denkt und sinnet auch in der ganzen mich umgebenden Sichtbarkeit; denn ich begegne, wohin ich sehe, meinem eigenen Wesen nahe befreundet, einem ewigen Gesetz des Denkens, einer Sorge, welche das Einzelne und Verlassene bedenkt, und wie mein Wille das ganze Gebäu der Glieder belebt und bewegt, so bewegt und belebt ein allumfassender, verwandter Wille das ganze Gebäu der Natur und seine einzelnen Lebendigen.

So lernet mein Wesen, wenn es mit offenem Auge die Welt um sich her betrachtet, in ihr sein eigenes, verborgenes Inneres mehr und mehr verstehen,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und die ganze Natur wird ein belehrendes, erinnerndes, liebendes Wort an den Menschen. (Gotthilf Heinrich Schubert, Allgemeine Naturgeschichte, 1826.)

## ZAHLEN OHNE ANSCHAUUNG

Aus der Unendlichkeit des Weltraumes, die freilich von Aristoteles bezweifelt ward, folgt seine Unermeßlichkeit. Nur einzelne Teile sind meßbar geworden, und die alle unsere Fassungskraft überschreitenden Resultate der Messung werden gern von denen zusammengestellt, welche an großen Zahlen eine kindliche Freude haben, ja wohl gar wähnen, durch staunen- und schreckenerregende Bilder physischer Größe den Eindruck der Erhabenheit astronomischer Studien vorzugsweise zu erhöhen. Die Entfernung des 61-sten Sterns des Schwans von der Sonne ist 657 000 Halbmesser der Erdbahn, und das Licht braucht etwas über 10 Jahre, um diese Entfernung zu durchlaufen, während es in 8 Minuten 17,78 Sekunden von der Sonne zur Erde gelangt. Sir John Herschel vermutet nach einer sinnreichen Kombination photometrischer Schätzungen, daß Sterne des großen Ringes der Milchstraße, die er im 20füßigen Teleskop aufglimmen sah, wären es neu entstandene leuchtende Weltkörper, an 2000 Jahre gebraucht haben würden, um uns den ersten Lichtstrahl zuzusenden. Alle Versuche, solche numerischen Verhältnisse anschaulich zu machen, scheitern entweder an der Größe der Einheit, wodurch sie gemessen werden sollen, oder an der Größe der Zahl aus den Wiederholungen dieser Einheit. Bessel sagte sehr wahr, daß „die Entfernung, welche das Licht in einem Jahre durchläuft, nicht anschaulicher für uns ist, als die Entfernung, die es in zehn Jahren zurücklegt. Dazu verfehlt ihren Zweck jede Bemühung, eine Größe zu versinnlichen, welche alle auf der Erde zugänglichen weit überschreitet." — Die unsere Fassungskraft bedrängende Macht der Zahlen bietet sich uns in den kleinsten Organismen des Tierlebens wie in der Milchstraße der selbstleuchtenden Sonnen dar, die wir Fixsterne nennen. Welche Masse von Polythalamien schließt nicht nach Ehrenberg eine dünne Kreideschicht ein! Von der mikroskopischen Galionella distans enthält ein Kubikzoll nach diesem großen Naturforscher in der 40 Fuß hohen Bergkuppe des Biliner Polierschiefers 41 000 Millionen Einzeltiere. Von Galionella ferruginea enthält der Kubikzoll über 1 Billion 750 000 Millionen Individuen. Solche Schätzungen erinnern an den Arenarius (ψαμμίτης) des Archimedes, an die Sandkörner, welche den Weltraum ausfüllen könnten! Mahnen am Sternenhimmel die Eindrücke von nicht auszusprechenden Zahlen und räumlicher Größe, von Dauer und langen Zeitperioden den Menschen an seine Kleinheit, an seine physische Schwäche, an das Ephemere seiner Existenz, so erhebt ihn freudig und kräftigend wieder das Bewußtsein, durch Anwendung und glückliche Selbstentwicklung der Intelligenz schon so Vieles und so Wichtiges von der Gesetzmäßigkeit der Natur, von der siderischen Weltordnung erforscht zu haben. (Alexander von Humboldt, Kosmos, 1845/1850.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

## DIE SPRACHE DER NATUR

Die Farben sind Taten des Lichts, Taten und Leiden. In diesem Sinne können wir von denselben Aufschlüsse über das Licht erwarten. Farben und Licht stehen zwar untereinander in dem genauesten Verhältnis, aber wir müssen uns beide als der ganzen Natur angehörig denken; denn sie ist es ganz, die sich dadurch dem Sinne des Auges besonders offenbaren will.

Ebenso entdeckt sich die ganze Natur einem anderen Sinne. Man schließe das Auge, man öffne, man schärfe das Ohr, und vom leisesten Hauch bis zum wildesten Geräusch, vom einfachsten Klang bis zur höchsten Zusammenstimmung, von dem heftigsten leidenschaftlichen Schrei bis zum sanftesten Worte der Vernunft ist es nur die Natur, die spricht, ihr Dasein, ihre Kraft, ihr Leben und ihre Verhältnisse offenbart, so daß ein Blinder, dem das unendlich Sichtbare versagt ist, im Hörbaren ein unendlich Lebendiges fassen kann.

So spricht die Natur hinabwärts zu anderen Sinnen, zu bekannten, verkannten, unbekannten Sinnen, so spricht sie mit sich selbst und zu uns durch tausend Erscheinungen. Dem Aufmerksamen ist sie nirgends tot noch stumm, ja, dem starren Erdkörper hat sie einen Vertrauten zugegeben, ein Metall, an dessen kleinsten Teilen wir dasjenige, was in der ganzen Masse vorgeht, gewahr werden sollten.

So mannigfaltig, so verwickelt und unverständlich uns oft diese Sprache scheinen mag, so bleiben doch ihre Elemente immer dieselbigen. Mit leisem Gewicht und Gegengewicht wägt sich die Natur hin und her, und so entsteht ein Hüben und Drüben, ein Oben und Unten, ein Zuvor und Hernach, wodurch alle die Erscheinungen bedingt werden, die uns im Raum und in der Zeit entgegentreten.

Diese allgemeinen Bewegungen und Bestimmungen werden wir auf die verschiedenste Weise gewahr, bald als ein einfaches Abstoßen und Anziehen, bald als ein aufblickendes und verschwindendes Licht, als Bewegung der Luft, als Erschütterung des Körpers, als Säurung und Entsäurung, jedoch immer als verbindend und trennend, das Dasein bewegend und irgendeine Art von Leben befördernd.

Indem man aber jenes Gewicht und Gegengewicht von ungleicher Wirkung zu finden glaubt, so hat man auch dieses Verhältnis zu bezeichnen versucht. Man hat ein Mehr und Weniger, ein Wirken, ein Widerstreben, ein Tun und Leiden, ein Vordringendes, ein Zurückhaltendes, ein Heftiges, ein Mäßigendes, ein Männliches, ein Weibliches, überall bemerkt und genannt, und so entsteht eine Sprache, eine Symbolik, die man auf ähnliche Fälle als Gleichnis, als nahverwandten Ausdruck, als unmittelbar passendes Wort anwenden und benutzen mag. (Goethe, Zur Farbenlehre, 1810.)

## SINNLICH-SITTLICHE WIRKUNGEN DER FARBEN

Da die Farbe in der Reihe der uranfänglichen Naturerscheinungen einen so hohen Platz behauptet, indem sie den ihr angewiesenen einfachen Kreis mit entschiedener Mannigfaltigkeit ausfüllt, so werden wir uns nicht wundern,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenn wir erfahren, daß sie auf den Sinn des Auges, dem sie vorzüglich zugeeignet ist, und durch dessen Vermittlung auf das Gemüt in ihren allgemeinsten elementaren Erscheinungen, ohne Bezug auf Beschaffenheit oder Form eines Materials, an dessen Oberfläche wir sie gewahr werden, einzeln eine spezifische, in Zusammenstellung eine teils harmonische, teils charakteristische, oft auch unharmonische immer aber eine entschiedene und bedeutende Wirkung hervorbringe, die sich unmittelbar an das Sittliche anschließt. Deshalb denn Farbe, als ein Element der Kunst betrachtet, zu den höchsten ästhetischen Zwecken mitwirkend genutzt werden kann.

Die Menschen empfinden im allgemeinen eine große Freude an der Farbe. Das Auge bedarf ihrer, wie es des Lichtes bedarf. Man erinnere sich der Erquickung, wenn an einem trüben Tage die Sonne auf einen einzelnen Teil der Gegend scheint und die Farben daselbst sichtbar macht. Daß man den farbigen Edelsteinen Heilkräfte zuschrieb, mag aus dem tiefen Gefühl dieses unaussprechlichen Behagens entstanden sein.

Die Farben, die wir an den Körpern erblicken, sind nicht etwa dem Auge ein völlig Fremdes, wodurch es erst zu dieser Empfindung gleichsam gestempelt würde, nein. Dieses Organ ist immer in der Disposition, selbst Farben hervorzubringen, und genießt einer angenehmen Empfindung, wenn etwas der eigenen Natur Gemäßes ihm von außen gebracht wird, wenn seine Bestimmbarkeit nach einer gewissen Seite hin bedeutend bestimmt wird.

Aus der Idee des Gegensatzes der Erscheinung, aus der Kenntnis, die wir von den besonderen Bestimmungen desselben erlangt haben, können wir schließen, daß die einzelnen Farbeindrücke nicht verwechselt werden können, daß sie spezifisch wirken und entschieden spezifische Zustände in dem lebendigen Organ hervorbringen müssen. — —

Gelb ist die nächste Farbe am Licht. Sie entsteht durch die gelindeste Mäßigung desselben, es sei durch trübe Mittel oder durch schwache Zurückwerfung von weißen Flächen. Bei den prismatischen Versuchen erstreckt sie sich allein breit in den lichten Raum und kann dort, wenn die beiden Pole noch abgesondert voneinander stehen, ehe sie sich mit dem Blauen zum Grünen vermischt, in ihrer schönsten Reinheit gesehen werden.

Sie führt in ihrer höchsten Reinheit immer die Natur des Hellen mit sich und besitzt eine heitere, muntere, sanft reizende Eigenschaft.

In jedem Grade ist sie als Umgebung, es sei als Kleid, Vorhang, Tapete, angenehm. Das Gold in seinem ganz ungemischten Zustande gibt uns, besonders wenn der Glanz hinzukommt, einen neuen und hohen Begriff von dieser Farbe, so wie ein starkes Gelb, wenn es auf glänzender Seide, zum Beispiel auf Atlas erscheint, eine prächtige und edle Wirkung tut.

So ist es der Erfahrung gemäß, daß das Gelbe einen durchaus warmen und behaglichen Eindruck mache. Daher es auch in der Malerei der beleuchteten und wirksamen Seite zukommt.

Diesen erwärmenden Effekt kann man am lebhaftesten bemerken, wenn man durch ein gelbes Glas, besonders in grauen Wintertagen, eine Landschaft ansieht. Das Auge wird erfreut, das Herz ausgedehnt, das Gemüt erheitert, eine unmittelbare Wärme scheint uns anzuwehen.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn nun diese Farbe in ihrer Reinheit und hellem Zustande angenehm und erfreulich ist, in ihrer ganzen Kraft aber etwas Heiteres und Edles hat, so ist sie dagegen äußerst empfindlich und macht eine sehr unangenehme Wirkung, wenn sie beschmutzt oder einigermaßen ins Minus gezogen wird. So hat die Farbe des Schwefels, die ins Grüne fällt, etwas Unangenehmes.

Wenn die gelbe Farbe unreinen und unedlen Oberflächen mitgeteilt wird, wie dem gemeinen Tuch, dem Filz und dergleichen, worauf sie nicht mit ganzer Energie erscheint, entsteht eine solche unangenehme Wirkung. Durch eine geringe und unmerkliche Bewegung wird der schöne Eindruck des Feuers und Goldes in die Empfindung des Kotigen verwandelt und die Farbe der Ehre und Wonne zur Farbe der Schande, des Abscheus und Mißbehagens umgekehrt. Daher mögen die gelben Hüte der Bankerottierer, die gelben Ringe auf den Mänteln der Juden entstanden sein, ja, die sogenannte Hahnreifarbe ist eigentlich nur ein schmutziges Gelb.

Da sich keine Farbe als stillstehend betrachten läßt, so kann man das Gelbe sehr leicht durch Verdichtung und Verdunklung ins Rötliche steigern und erheben. Die Farbe wächst an Energie und erscheint im Rotgelben mächtiger und herrlicher.

Alles was wir vom Gelben gesagt haben, gilt auch hier, nur im höheren Grade. Das Rotgelbe gibt eigentlich dem Auge das Gefühl von Wärme und Wonne, indem es die Farbe der höheren Glut sowie den milderen Abglanz der untergehenden Sonne repräsentiert. Deswegen ist sie auch bei Umgebungen angenehm und als Kleidung in mehr oder minderem Grade erfreulich oder herrlich. Ein kleiner Blick ins Rote gibt dem Gelben gleich ein ander Ansehn, und wenn Engländer und Deutsche sich noch an blaßgelben hellen Lederfarben genügen lassen, so liebt der Franzose, wie Pater Castel schon bemerkt, das ins Rot gesteigerte Gelb, wie ihn überhaupt an Farben alles freut, was sich auf der aktiven Seite befindet.

Wie das reine Gelb sehr leicht in das Rotgelbe hinübergeht, so ist die Steigerung dieses letzten ins Gelbrote nicht aufzuhalten. Das angenehme heitere Gefühl, das uns das Rotgelbe noch gewährt, steigert sich bis zum unerträglich Gewaltsamen im hohen Gelbroten.

Die aktive Seite ist hier in ihrer höchsten Energie, und es ist kein Wunder, daß energische, gesunde, rohe Menschen sich besonders an dieser Farbe erfreuen. Man hat die Neigung zu derselben bei wilden Völkern durchaus bemerkt. Und wenn Kinder, sich selbst überlassen, zu illuminieren anfangen, so werden sie Zinnober und Mennig nicht schonen.

Man darf eine vollkommen gelbrote Fläche starr ansehen, so scheint sich die Farbe wirklich ins Organ zu bohren. Sie bringt eine unglaubliche Erschütterung hervor und behält diese Wirkung bei einem ziemlichen Grade von Dunkelheit.

Die Erscheinung eines gelbroten Tuches beunruhigt und erzürnt die Tiere. Auch habe ich gebildete Menschen gekannt, denen es unerträglich fiel, wenn ihnen an einem sonst grauen Tage jemand im Scharlachrock begegnete.

So wie Gelb immer ein Licht mit sich führt, so kann man sagen, daß Blau immer etwas Dunkles mit sich führe.

Diese Farbe macht für das Auge eine sonderbare und fast unaussprechliche



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wirkung. Sie ist als Farbe eine Energie, allein sie steht auf der negativen Seite und ist in ihrer höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts. Es ist etwas Widersprechendes von Reiz und Ruhe im Anblick.
Wie wir den hohen Himmel, die fernen Berge blau sehen, so scheint eine blaue Fläche auch vor uns zurückzuweichen.
Wie wir einen angenehmen Gegenstand, der vor uns flieht, gern verfolgen, so sehen wir das Blaue gern an, nicht weil es auf uns dringt, sondern weil es uns nach sich zieht.
Das Blaue gibt uns ein Gefühl von Kälte, sowie es uns auch an Schatten erinnert. Wie es vom Schwarzen abgeleitet sei, ist uns bekannt.
Zimmer, die rein blau austapeziert sind, erscheinen gewissermaßen weit, aber eigentlich leer und kalt.
Blaues Glas zeigt die Gegenstände im traurigen Licht.
Wie wir das Gelbe sehr bald in einer Steigerung gefunden haben, so bemerken wir auch bei dem Blauen dieselbe Eigenschaft.
Das Blaue steigert sich sehr sanft ins Rot und erhält dadurch etwas Wirksames, ob es sich gleich auf der passiven Seite befindet. Sein Reiz ist aber von ganz anderer Art, als der des Rotgelben. Er belebt nicht sowohl, als daß es unruhig macht.
So wie die Steigerung selbst unaufhaltsam ist, so wünscht man auch mit dieser Farbe immer fortzugehen, nicht aber, wie beim Rotgelben, immer tätig vorwärts zu schreiten, sondern einen Punkt zu finden, wo man ausruhen könnte. Sehr verdünnt kennen wir die Farbe unter dem Namen Lila, aber auch so hat sie etwas Lebhaftes ohne Fröhlichkeit.
Jene Unruhe nimmt bei der weiterschreitenden Steigerung zu, und man kann wohl behaupten, daß eine Tapete von einem ganz reinen gesättigten Blaurot eine Art von unerträglicher Gegenwart sein müsse. Deswegen es auch, wenn es als Kleidung, Band oder sonstiger Zierat vorkommt, sehr verdünnt und hell angewendet wird, da es denn seiner bezeichneten Natur nach einen ganz besonderen Reiz ausübt.
Indem die hohe Geistlichkeit diese unruhige Farbe sich angeeignet hat, so dürfte man wohl sagen, daß sie auf den unruhigen Staffeln einer immer vordringenden Steigerung unaufhaltsam zu dem Kardinalpurpur hinaufstrebe.
Man entferne bei dieser Benennung alles, was im Roten einen Eindruck von Gelb oder Blau machen könnte. Man denke sich ein ganz reines Rot, einen vollkommenen, auf einer weißen Porzellanschale aufgetrockneten Karmin. Wir haben diese Farbe ihrer hohen Würde wegen manchmal Purpur genannt, ob wir gleich wohl wissen, daß der Purpur der Alten sich mehr nach der blauen Seite hinzog.
Wer die prismatische Entstehung des Purpurs kennt, der wird nicht paradox finden, wenn wir behaupten, daß diese Farbe teils actu, teils potentia alle anderen Farben enthalte.
Wenn wir beim Gelben und Blauen eine strebende Steigerung ins Rote gesehen und dabei unsere Gefühle bemerkt haben, so läßt sich denken, daß nun in der Vereinigung der gesteigerten Pole eine eigentliche Beruhigung, die wir eine ideale Befriedigung nennen möchten, stattfinden könne. Und so entsteht bei



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

physischen Phänomenen diese höchste aller Farbenerscheinungen aus dem Zusammentreten zweier entgegengesetzten Enden, die sich zu einer Vereinigung nach und nach selbst vorbereitet haben.
Als Pigment hingegen erscheint sie uns als ein Fertiges und als das vollkommenste Rot in der Cochenille, welches Material jedoch durch chemische Behandlung bald ins Plus, bald ins Minus zu führen ist und allenfalls im besten Karmin als völlig im Gleichgewicht stehend angesehen werden kann.
Die Wirkung dieser Farbe ist so einzig, wie ihre Natur. Sie gibt einen Eindruck sowohl von Ernst und Würde, als von Huld und Anmut. Jenes leistet sie in ihrem dunklen verdichteten, dieses in ihrem hellen verdünnten Zustande. Und so kann sich die Würde des Alters und die Liebenswürdigkeit der Jugend in eine Farbe kleiden.
Von der Eifersucht der Regenten auf den Purpur erzählt uns die Geschichte manches. Eine Umgebung von dieser Farbe ist immer ernst und prächtig.
Das Purpurglas zeigt eine wohlerleuchtete Landschaft in furchtbarem Licht. So müßte der Farbeton über Erd und Himmel am Tage des Gerichts ausgebreitet sein. — —
Wenn man Gelb und Blau, welche wir als die ersten und einfachsten Farben ansehen, gleich bei ihrem ersten Erscheinen, auf der ersten Stufe ihrer Wirkung zusammenbringt, so entsteht diejenige Farbe, welche wir Grün nennen.
Unser Auge findet in derselben eine reale Befriedigung. Wenn beide Mutterfarben sich in der Mischung genau das Gleichgewicht halten, dergestalt, daß keine vor der anderen bemerklich ist, so ruht das Auge und das Gemüt auf diesem Gemischten wie auf einem Einfachen. Man will nicht weiter und man kann nicht weiter. Deswegen für Zimmer in denen man sich immer befindet, die grüne Farbe zur Tapete meist gewählt wird. (Goethe, Zur Farbenlehre, 1810.)

## SPIEGEL

Ist ein Mensch nicht ziemlich genau beschrieben, wenn man hört, daß er gern zwischen gelben hohen Kornfeldern geht, daß er die Waldes- und Blumenfarben des abglühenden und vergilbten Herbstes allen anderen vorzieht, weil sie auf Schöneres hindeuten, als der Natur je gelingt, daß er unter großen fettblättrigen Nußbäumen sich ganz heimisch wie unter Bluts-Verwandten fühlt, daß im Gebirge seine größte Freude ist, jenen kleinen abgelegenen Seen zu begegnen, aus denen ihn die Einsamkeit selber mit ihren Augen anzusehen scheint, daß er jene graue Ruhe der Nebel-Dämmerung liebt, welche an Herbst- und Frühwinterabenden an die Fenster heranschleicht und jedes seelenlose Geräusch wie mit Samtvorhängen ausschließt, daß er unbehauenes Gestein als übriggebliebene, der Sprache begierige Zeugen der Vorzeit empfindet und von Kind an verehrt, und zuletzt, daß ihm das Meer mit seiner beweglichen Schlangenhaut und Raubtierschönheit fremd ist und bleibt? — (Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches II, 1879/1880.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie die Pflanze sich zum Menschenreich geselle, welch ein Feld voll Merkwürdigkeiten wäre dieses, wenn wir ihm nachgehen könnten! Man hat die schöne Erfahrung gemacht, daß die Gewächse zwar so wenig als wir von reiner Luft leben können, daß aber gerade das, was sie einsaugen, das Brennbare sei, was Tiere tötet und in allen animalischen Körpern die Fäulnis befördert. Man hat bemerkt, daß sie dies nützliche Geschäft, die Luft zu reinigen, nicht mittels der Wärme, sondern des Lichts tun, das sie, selbst bis auf die kalten Mondesstrahlen, einsaugen. Heilsame Kinder der Erde! Was uns zerstört, was wir verpestet ausatmen, ziehet ihr an euch, das zarteste Medium muß es mit euch vereinigen und ihr gebet es rein wieder. Ihr erhaltet die Gesundheit der Geschöpfe, die euch vernichten, und wenn ihr sterbt, seid ihr noch wohltätig: ihr macht die Erde gesunder und zu neuen Geschöpfen eurer Art fruchtbar. Wenn die Gewächse zu nichts als hierzu dienten, wie schön verflochten wäre ihr stilles Dasein ins Reich der Tiere und Menschen! Nun aber da sie zugleich die reichste Speise der tierischen Schöpfung sind und es insonderheit in der Geschichte der Lebensarten des Menschengeschlechts so viel darauf ankam, was jedes Volk in seinem Erdstrich für Pflanzen und Tiere vor sich fand, die ihm zur Nahrung dienen konnten, wie mannigfaltig und neu verflicht sich damit die Geschichte der Naturreiche. Die ruhigsten und wenn man sagen darf, die menschlichsten Tiere leben von Pflanzen, an Nationen, die eben diese Speise wenigstens öfters genießen, hat man eben diese gesunde Ruhe und heitere Sorglosigkeit bemerkt. Alle fleischfressenden Tiere sind ihrer Natur nach wilder, der Mensch, der zwischen ihnen steht, muß, wenigstens dem Bau seiner Zähne nach, kein fleischfressendes Tier sein. Ein Teil der Erdnationen lebt großenteils noch von Milch und Gewächsen, in früheren Zeiten haben mehrere davon gelebt: und welchen Reichtum hat ihnen auch die Natur im Mark, im Saft, in den Früchten, ja, gar in den Rinden und Zweigen ihrer Erdgewächse beschieden, wo oft ein Baum eine ganze Familie nährt! Wunderbar ist jedem Erdstrich das seine gegeben, nicht nur in dem, was es gewährt, sondern auch in dem, was es an sich ziehet und wegnimmt. Denn da die Pflanzen von dem Brennbaren der Luft, mithin zum Teil von denen für uns schädlichsten Dünsten leben, so organisiert sich auch ihr Gegengift nach der Eigenheit eines jeden Landes und sie bereiten für den immer zur Fäulnis gehenden animalischen Körper überall die Arzneien, die eben für die Krankheiten dieses Erdstrichs sind. Der Mensch wird sich also so wenig zu beschweren haben, daß es auch giftige Pflanzen in der Natur gebe, da diese eigentlich nur abgeleitete Kanäle des Gifts, also die wohltätigsten zur Gesundheit der ganzen Gegend sind und in seinen Händen, zum Teil schon in den Händen der Natur, die wirksamsten Gegengifte werden. Selten hat man eine Gewächs- oder Tierart dieses und jenes Erdstrichs ausgerottet, ohne nicht bald die offenbarsten Nachteile für die Bewohnbarkeit des Ganzen zu erfahren, und hat die Natur endlich nicht jeder Tierart und an seinem Teil auch dem Menschen Sinne und Organe genug verliehen, Pflanzen, die für ihn dienen, auszusuchen und die schädlichen zu verwerfen? — —



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Da die Varietät der Klimate und Länder, der Steine und Pflanzen auf unserer Erde so groß ist, wie größer wird die Verschiedenheit ihrer eigentlichen lebendigen Bewohner! Nur schränke man diese nicht auf die Erde ein, denn auch die Luft, das Wasser, selbst die inneren Teile der Pflanzen und Tiere wimmeln von Leben. Zahlloses Heer, für das die Welt gemacht ist, wie für den Menschen! Rege Oberfläche der Erde, auf der alles, so tief und weit die Sonne reicht, genießt, wirkt und lebet! (Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 1784/1791.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

## 2. ERDRAUM UND BILDNERWILLE

### ERDGEBUNDENES DASEIN

Wie der Zirkel die vollkommenste Figur ist, indem er unter allen Gestalten die größte Fläche in der leichtesten Konstruktion einschließt und bei der schönsten Einfalt die reichste Mannigfaltigkeit mit sich führt, so ist unsere Erde, so sind alle Planeten und Sonnen, als Kugelgestalten, mithin als Entwürfe der einfachsten Fälle, des bescheidensten Reichtums aus den Händen der Natur geworfen. Erstaunen muß man über die Vielheit der Abänderungen, die auf unserer Erde wirklich sind, noch mehr erstaunen aber über die Einheit, der diese unbegreifliche Mannigfaltigkeit dient. Es ist ein Zeichen der tiefen nordischen Barbarei, in der wir die Unsrigen erziehen, daß wir ihnen nicht von Jugend auf einen tiefen Eindruck dieser Schöne, der Einheit und Mannigfaltigkeit auf unserer Erde geben. Ich wünschte, mein Buch erreichte nur einige Striche zur Darstellung dieser großen Aussicht, die mich seit meiner frühesten Selbstbildung erfaßt hat und mich zuerst auf das weite Meer freier Begriffe führte. Sie ist mir auch solang heilig, als ich diesen alles umwölbenden Himmel über und diese alles fassende, sich selbst umkreisende Erde unter mir sehe.

Unbegreiflich ists, wie Menschen so lange den Schatten ihrer Erde im Mond sehen konnten, ohne zugleich es tief zu fühlen, daß alles auf ihr Umkreis, Rad und Veränderung sei. Wer, der diese Figur je beherzigt hätte, wäre hingegangen, die ganze Welt zu einem Wortglauben in Philosophie und Religion zu bekehren, oder sie dafür mit dumpfem, aber heiligem Eifer zu morden? Alles ist auf unserer Erde Abwechslung einer Kugel, kein Punkt dem anderen gleich, kein Hemisphär dem anderen gleich, Ost und West so sehr einander entgegen als Nord und Süd. Es ist eingeschränkt, diese Abwechslung bloß der Breite nach berechnen zu wollen, etwa weil die Länge weniger ins Auge fällt und nach einem alten ptolemäischen Fachwerk von Klimaten auch die Menschengeschichte zu teilen. Den Alten war die Erde minder bekannt, jetzt kann sie uns zu allgemeiner Übersicht und Schätzung mehr bekannt sein, als allein durch nord- und südliche Grade.

Alles ist auf der Erde Veränderung, hier gilt kein Einschnitt, keine notdürftige Abteilung eines Globus oder einer Karte. Wie sich die Kugel dreht, drehen sich auch auf ihr die Köpfe, wie die Klimaten, Sitten und Religionen, wie die Herzen und Kleider. Es ist eine unsägliche Weisheit darin, nicht, daß alles so vielfach, sondern daß auf der runden Erde alles noch so ziemlich unison geschaffen und gestimmt ist. In diesem Gesetz: viel mit Einem zu tun und die größte Mannigfaltigkeit an ein zwangloses Einerlei zu knüpfen, liegt eben der Apfel der Schönheit.

Ein sanftes Gewicht knüpft die Natur an unseren Fuß, um uns diese Einheit und Stetigkeit zu geben, es heißt in der Körperwelt Schwere, in der Geisterwelt Trägheit. Wie alles zum Mittelpunkt drängt und nichts von der Erde hinweg kann, ohne daß es je von unserem Willen abhänge, ob wir darauf leben und sterben wollen, so ziehet die Natur auch unseren Geist von Kindheit auf mit starken Fesseln jeden an sein Eigentum, das ist an seine Erde, denn was hätten



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wir endlich anderes Eigentum als diese? Jeder liebt sein Land, seine Sitten, seine Sprache, sein Weib, seine Kinder, nicht weil sie die besten auf der Welt, sondern weil sie die bewährten Seinigen sind und er in ihnen sich und seine Mühe selbst liebt. So gewöhnt sich jeder auch an die schlechteste Speise, an die härteste Lebensart, an die roheste Sitte des rauhesten Klimas und findet zuletzt in ihm Behaglichkeit und Ruhe. Selbst die Zugvögel nisten, wo sie geboren sind, und das schlechteste, rauheste Vaterland hat oft für den Menschenstamm, der sich daran gewöhnte, die ziehendsten Fesseln. (Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 1784/1791.)

## BESEELUNG DER RÄUME UND BEWEGUNGEN AUF DER ERDE

Die Räume, die Zeiten, die Gestalten und Formen, die Raumerfüllungen in ihren Konstruktionen und Organisationen auf dem Planeten an sich, immer die einen und dieselben in ihren Werten, bleiben, in ihren Relationen zum Erdball, als Wohnhaus des Menschengeschlechts gedacht, nicht dieselben, sondern sie ändern ihre relativen Werte wirklich mit dem Fortgange der Jahrtausende und Jahrhunderte ab. Die Art der Raumerfüllung wird daher für die Betrachtung von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt eine andere. Denn wenn der Mensch, mit Alexander von Humboldts Ausdruck zu reden, neue Organe sich schafft, um mit den genauesten Instrumenten, welche die beschränkte Sphäre seiner Sinneswerkzeuge erweitert, tiefer in die Erdrinde, wie zu dem Meeresboden hinabzureichen, und dort die Temperatur der Tiefen, die unbekannten Erdarten und Gewässer, die Salzlager, die dichteren Erd- und Wasserschichten und alles, was ihnen zugehört, durch Batho- und Thermometer, durch Pendelschwingungen, durch Bohrversuche, artesische Brunnen und dergleichen zu sich heraufzuheben, was geschieht da anderes, als daß die erfüllten Räume der Planetenrinde sich in der Tat in ein verschiedenes, als das bisherige Verhältnis dieses Wohnplatzes zum Menschen stellen? Und ebenso, wie sich nach oben durch die Organe der Barometer, der Hygrometer und anderer Meßinstrumente, wie einst der Fernrohre, der Astrolabien und anderer Erfindungen des menschlichen Geistes, der Gesichts- und überhaupt der Gefühlskreis des Menschen wirklich erweiterte, in demselben Maße rückte ihm auch die äußere Welt näher, die Relationen der Raumverhältnisse wurden für den von Menschen bewohnten Erdball andere.

Aber nicht nur die Distanzen nach unten und oben, sondern auch die Raumunterschiede nach allen Richtungen hin werden durch ähnliche Fortschritte einer universellen Telegraphik umgewandelt, seien es neuerfundene Organe der genannten Art oder wissenschaftliche Fortschritte oder Kulturentwicklungen, wodurch die Völker sich in andere Räume verbreiten lernen, wie die Pflanzen und Tiere in andere klimatische Zonen gedeihlich übergehen, und die bis dahin unzugänglich gebliebenen, also fernabliegenden Enden der Erde — seien es eisige Polarkreise oder himmlische Gipfelreihen oder einsame, gleichsam bis dahin mondferne, ozeanische Inseln, von denen keine Spur des Daseins für das Menschengeschlecht vorhanden war — mit in den Kreis der zivilisierten Völkergemeinschaft gezogen werden. Was früher nicht vor-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

handen schien, tritt hierdurch im Dasein hervor, was früher fern lag und unerreichbar, tritt nun näher in die Berührung, ja, in den Bereich des täglichen Verkehrs.

Die Raumerfüllung zeigt sich bekanntlich auf dem Erdball unter den beiden Formen des Rigiden und des Flüssigen oder des Unbewegten und des Beweglichen, zu den Raumabständen der rigiden Örtlichkeiten kommen also auch die Raumunterschiede der flüssigen oder fließenden Formen, oder die räumefüllenden Bewegungen um den Erdball. Ihre Verhältnisse sind doppelter Art: die der Räume und der Zeiten, in denen ihre Bewegungen zustande kommen. Diese raumfüllende Bewegung ist wiederum doppelter Art: rein physisch, nach den Gesetzen der Mechanik, Physik, Chemie, wie die Verbreitungen und Bewegungen der Imponderabilien, der Wärme, der Elektrizität, des Magnetismus usw., wo die Verbreitungen vielleicht schon mit den Erzeugungen nach Raum und Zeit in dieselben Grenzen mehr oder weniger zusammenfallen mögen, oder wo sie wahrnehmbarer, den Raum wirklich materiell ausfüllende Bewegungen sind, die ihre bestimmten Grenzverhältnisse in Raum und Zeit um das Erdrund gewonnen haben, wie die Windsysteme, die Ebben und Fluten, die Strömungen der Meere, die raumwechselnden Metamorphosen der Atmosphäre in Wolkenbildungen, Meteoren aller Art, und die durch diese mit in Bewegung gesetzten, aber willenlos sich nur mechanisch fortbewegenden irdischen Teile oder Körper, seien sie lebloser oder lebender Art.

Aber doppelter Art, sagten wir, seien diese Verhältnisse, weil zu jener bloß physischen auch noch eine andere, die beseelte Bewegung hinzukommt, welche dem irdischen Leben des Erdballs angehört, indem der Mensch die raumfüllende Bewegung beherrscht und sie zum Träger seiner Bestrebungen macht, wie durch das Segel oder die Ärostatik oder die Pferdekraft oder die Schnelligkeit des Rentiers und des Dromedars, oder durch das Dampfschiff und anderes mehr. Hierdurch können nicht nur die Räume der irdischen Welt und ihre wichtigsten Verhältnisse wirklich in eine andere Stellung zum Menschengeschlechte gebracht werden, sondern auch die Zeiten, in denen jene, nicht nur einmal entdeckt oder bloß berührt, sondern auf dauernde Weise erreicht sind, in den Kreis des täglichen Lebens der Völker des Erdballs wirklich mit eingeflochten werden.

Die größten Veränderungen, bedeutender als solche auch noch so großartige, welche durch Vulkane, Erdbeben oder Fluten oder andere zerstörende Naturerscheinungen, die momentan jede Aufmerksamkeit erregen, hervorgebracht worden, haben sich hierdurch auf dem Erdball ganz allmählich, obwohl unter den Augen der Geschichte, aber in ihrem Zusammenhange auf die Natur des Planeten, als Erziehungshaus des Menschengeschlechts, fast unbeachtet in Menge zugetragen, und diesen, gegen frühere Jahrtausende, zu einem anderen gemacht, als er früher war, und ihm ganz andere Verhältnisse seiner erfüllten Räume zustande gebracht. Ja, hierin liegt die große Mitgift des Menschengeschlechts auch für die künftigen Jahrtausende, sein Wohnhaus, seine irdische Hütte, wie die Seele den Leib, erst nach und nach, wie das Kind im Heranwachsen zum Jünglinge, und seine Kraft und den Gebrauch seiner Glieder und Sinne und ihre Bewegungen und Funktionen, bis zu den gesteigertsten Anforde-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rungen des menschlichen Geistes anwenden und benutzen zu lernen. Hierin ist seine Aufgabe mit der des Pflanzers gleich, der den Acker, den er zu bebauen hat, erst nach und nach mit allen seinen Gaben erkennen lernt. Durch die Beseelung der raumfüllenden Bewegungen wurde schon zu der Phönizier Zeiten der Indische Orient dem Europäischen Hesperien näher gerückt, durch sie wurde zu Kolumbus' Zeit die zweite Hälfte des Erdballs, die längst von der einen geahndet, aber ihr noch unsichtbar und ferner lag als die Mondscheibe, gleichsam angetraut, durch sie wurde die isolierte südwestliche Halbkugel der Erde, die Australische, mit ihren tausend zerstörten Eilanden, erst seit einem halben Jahrhundert überall an die bis dahin geschiedene nordöstliche Landhalbkugel der Erde geknüpft, und die früher getrennt scheinende Gestadewelt des Planeten wurde in ihrem Gesamtkreise, in allen Zonen, zu einer Einheit erhoben für das System der Wissenschaft, wie für die Kulturwelt, und für den Markt des gemeinen Lebens, des Tageverkehrs, der selbst nicht ohne merklichen Einfluß auf Geschichte, Politik und allgemeine Kultur bleibt.

In diesem Wechsel der physikalischen Verhältnisse des Erdplaneten durch das Element der Geschichte, liegt der wesentliche Unterschied der Geographie, als Wissenschaft der Gesamtverhältnisse der tellurischen Seite der Erde, von den Teilen der Astronomie, welche bei Erforschung des Weltbaus und unseres Sonnensystems, auch den Erdball in der Reihe des Planeten nach den kosmischen, oder nach den sich nicht abwandelnden, absoluten Raum- und Zeitverhältnissen, nicht aber nach den relativen, tellurischen, in ihre Betrachtungen einführt. Dieselben beweglichen Distanzen der Planeten unter sich und ihre stets sich gleich bleibenden Sonnenumkreisungen haben seit den Zeiten der Sesostriden keinen Wechsel in der Natur unseres Sonnensystems, wenn auch ein Fortrücken unserer Zeichen derselben, bedingt, aber die tellurischen Instanzen, durch rigide Formen scheinbar fixiert, haben gewechselt, und der Abstand Indiens vom ägyptischen Gestade Berenikes wurde schon unter den Ptolemäern seit Hippalus Durchschiffung des offnen Indischen Ozeans mit Hilfe der Monsune um das Doppelte verkleinert, und wie sind seitdem die Gestade jener Indischen Welt der ganzen Westseite näher gerückt durch die beseelte Bewegung der flüssigen Formen der Elemente!

Die Geographie als Wissenschaft unterscheidet sich aber auch von allen Zweigen der Physik und der Naturwissenschaften, die in dem Objekte mit dem ihrigen häufig zusammentreffen, dadurch, daß diese, außer dem oben schon Berührten, ebenfalls die Naturkräfte und Organismen an sich, nach ihren inneren Gesetzen in ihren Wirkungen und Bewegungen untersuchen, aber nicht im tellurisch-geschlossenen Erdring, und nicht als die Träger der beseelten Bewegungen in der Gesamterscheinung des Erdballs und den daraus für dessen Dasein oder Leben hervorgehenden Wechseln und Veränderungen. Das Weltsystem an sich bleibt sich daher, in seinen unwandelbaren, absolut zu erforschenden Verhältnissen, wie die Gottheit gleich, das Natursystem, wenn es auch in des weisen Salomos und Aristoteles Verzeichnissen nur eine geringe Summe von Individualitäten desselben, gegen die jetzige Mannigfaltigkeit und Fülle in sich schloß, blieb doch in dem Wesen, seinen inneren Gesetzen, Organisationen und Erscheinungen nach, das eine und dasselbe durch alle Zeiten, wenn



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auch die Verbreitungs- und Kultursphären der einzelnen Naturproduktionen sich, wie die Zahlen ihrer Individuen, mannigfach veränderten. Aber das Erdsystem ist nicht dasselbe geblieben, gesetzt auch in seinem kosmischen und physischen, doch nicht in seinem historischen Leben.

Denn, weil es das eine und fortdauernde war und blieb, das sich nicht durch neue Erzeugung, wie die lebendigen, abgesonderten Organisationen auf ihm, durch neue Geschlechter verjüngen sollte, aber als abgeschlossener tellurischer Ring in eigentümlicher Spannung des einmal gewonnenen Daseins auch nicht durch Chemismus und Polarisation, gleich seinen abgetrennten Teilen, das irdische Ziel der Vollendung sogleich im Moment des ersten Werdens und seiner Gestaltung, gleich der Kristallform, erreichte — so konnte sich das Erdsystem auch nicht, wie jene, immer wieder neu und ursprünglich gestalten, nicht, wie diese, in Verwitterung und Auflösung aus der einmal gegebenen Form zurückschreiten. Es bewahrte gleich den anderen Planeten seines Sonnensystems dieselben kosmischen Verhältnisse, wie jene, aber indes seine Nebenplaneten für uns keinen individuellen relativ erkennbaren Wandel erlitten, ward unser Erdsystem während seiner langen Zeitdauer als ein und dasselbe irdische Rund unter den vollen Einfluß aller irdischen, sei es der mechanischen, physischen oder intellektuellen, für uns wahrnehmbaren Gewalten gestellt, und die Progression ihres gesteigerten oder rückwärts schreitenden Einflusses mit in den Gang der Menschengeschichte verwebt.

Wenn daher die Alte Welt den Schauplatz ihrer Geschichten nur auf den beengten Orbis terrarum der Römer beschränken mußte, das Mittelalter ihn schon überall bis an die äußersten Enden der Gliederungen der Alten Welt, nach dem Norden, Süden und Osten ihrer großen Landveste ausdehnte, so spannte die Geschichte der neueren Zeit ihr reiches Gewebe der Begebenheiten über den ganzen Erdball aus. Das historische Element greift also auf sehr verschiedene Arten, in sehr verschiedenen Zeiten in die Physik des Erdballs ein, aber auch in sehr verschiedenartigen Progressionen und Weisen.

Denn in früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden, als die Völkergeschlechter überall mehr auf ihre Heimaten und auf sich selbst angewiesen waren, wurden sie von der allgemeinen tellurischen Physik kaum berührt, desto mächtiger griff aber die lokale Physik der Heimat, die vaterländische Natur in die Individualitäten der Völker und Staaten ein. Daher wohl eben die edler Begabten, zu Kultur sich Erhebenden aus der ihnen gegebenen engeren Sphäre individueller und doch harmonisch-vollendeter in der Erscheinung, in schöneren und bestimmteren historischen Gestaltungen und Charakteren hervortraten, als die der neueren Zeiten. Sie entwuchsen, unberührt von der Fremde, noch ganz dem heimatlichen Himmel und Boden, der in seiner vollen jungfräulichen Kraft ihr ganzes Geäder und alle Glieder durchdrang mit seinen nährenden Gaben und Kräften. Dadurch trat bei ihnen alles Nationale auch wirklich vaterländisch und heimatlich in großer Einheit auf, so bei Ägyptern, Persern, Hebräern, wie bei Hellenen und Italienern, als noch keine moderne Verpflanzungsweise oder Kolonisation, Umtausch, Verkehr durch Hin- und Rückwirkung auf und aus der Fremde, der Kulturentwicklung in der Heimat vorherging, um einen noch größeren Ertrag für das Allgemeinere zu erzielen.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Alte Geschichte trug auf ihrem heimischen Boden, nicht wie die neuere, den Schmuck der ganzen Fremde, sondern jedesmal nur ihre heimatliche Frucht, aber die vollständiger gereifte, wie die edelste Dattel nur der libyschen Palme entfällt, wie die erhabenste Zeder um die Jordanquellen und auf dem Libanon wuchs, wie die Platane der Hellenen ihr prachtvollstes Laubgewölbe um das Gestade des Archipels der Hellenen auf europäischer wie auf asiatischer Seite erhebt und die Pinie ihr fächerartiges Schirmdach über italienischen Boden ausbreitet.

Damals war die größte räumliche Annäherung der drei Erdteile der Alten Welt noch hinreichend genug, durch innere Mannigfaltigkeit dem klassischen Boden der Weltgeschichte zur Folie zu dienen, damals hatten die einfacheren Elemente noch größere Bedeutung. Aber mit der Weltverbindung durch die Ozeane verloren die Verhältnisse jenes einseitige Maximum der Annäherung, ihre für das Ganze überwiegende Bedeutung. Zur richtigen Beurteilung ihrer Raumverhältnisse, nach der gegenseitigen Stellung ihrer Länder und Völker, mußte man seitdem zu den Kontinenten auch noch die Ozeane mit ihren Bewegungen hinzunehmen.

Es besteht also auch eine andere tellurische Physik für die alte, eine andere für die neue Zeit, und wenn wir für jene und das Mittelalter wirklich den Orbis terrarum mit seinen gelegentlichen Erweiterungen nach den wirklichen Raumdistanzen und den Arealflächen mathematisch genau verzeichnen, so müßten wir für diese, die neuere Zeit, außer jener richtigen Angabe der Raumverhältnisse auch noch die Kunst der Graphik für die gleichrichtige Eintragung der Zeitverhältnisse erfinden, in denen diese Räume wirklich erreicht und durchschnitten werden können und gegenseitig in den wahrhaft lebendigen Verkehr treten, sei es durch physikalische oder beseelte Bewegungen. Oder wir müßten es verstehen, die Kombination von beiden zu einem Totalbilde zu vereinen, etwa durch mehrere durchsichtige, übereinander hingleitende, hin und her verschiebbare Globularscheiben, oder durch partikulare Ortsverrückungen, oder durch andere Hilfsmittel.

Wie würden aber dann die einen Räume schwinden, die anderen sich ausdehnen, die Höhen sinken, die Übergänge sich mehren. Europas Gestalt würde noch, in manchen Teilen wenigstens, am mehrsten sich gleich bleiben, und ältere wie neuere Zeit- und Raumverhältnisse sich decken. Aber in Asien würde schon die südliche Gestadewelt viel zu sehr sich zusammenziehn, um noch das in lauter Hemmung zurückgesunkene Innerasien mit Gestadelinien ganz zu umgrenzen, und so würde fast auf allen Teilen der Planetenrinde die Inkongruenz beider Verhältnisse die seltsamsten Zerrbilder der positiven, leblosen Formen hervorbringen. Die Erinnerung an solche Verschiebungen und Zerrbilder rufen wir gegenwärtig aber nur darum hervor, weil sie durch den Gegensatz eben deutlich zeigen, welchen Verdrehungen unsere Begriffswelt unter dem täuschenden Schein von positiven Wahrheiten wirklich sich hingibt und unterworfen ist, wenn wir in den tellurischen Verhältnissen, wie bisher, nur das Leblose statt des Lebendigen ergreifen und das historische Element neben der geographischen Wissenschaft unbeachtet liegen lassen, daraus ganz verbannen oder auch etwas nur teilweise hie und da gelten lassen, wo es von



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem einen oder dem anderen Autor zufällig einmal besprochen sein möchte, ohne es jedoch in die Systematik dieser Wissenschaft als ein integrierendes Element mit aufzunehmen.

Wie irrig aber würden noch die Vorstellungen von unserem Sonnensysteme geblieben sein, wenn wir dabei nur die sich gleich bleibenden Sonnenfernen und Planetenabstände, wie früher, ohne die Abweichungen der Keplerschen Gesetze und Newtonischen Attraktionstheorien hätten beachten wollen, welche überall die Perturbationen der Planetenbahnen oder das harmonische System ihrer wahren Umlaufszeiten und Räume bedingten. Wie jene Attraktionsgesetze und Verhältnisse auf die Bahnen der Planeten unseres Sonnensystems einwirken, ebenso bedingt aber der Gang der historisch-erfüllten Zeiten durch Anziehung und Abstoßung die Perturbationen der Räume unseres Erdsystems und ihre Funktionen.

Daß jenes Zerrbild des durch eigentümlichen Organismus belebten Erdballs aber eben jene bloß mathematische Seite, die leblose Landkartenansicht sein würde, wenn sie sich vermessen wollte, als inhaltvolles Lebensbild der Anschauung zu dienen, dies wird noch wenig geahndet und tritt auf dem Markte unserer Tagesliteratur kaum im Bewußtsein hervor. (Carl Ritter, Über das historische Element in der geographischen Wissenschaft, 1833.)

## LANDGESTALTUNG UND MENSCHENGESCHICHTE

Afrika ist im ganzen das in sich gedrungene und in sich bleibende Land. Das eigentliche Afrika ist der Wohnsitz der Neger, ein Teil, der hart in sich verschlossen geblieben ist sowohl für die Geschichte, als für den Zusammenhang der übrigen Welt. Es ist das Kinderland derselben, das verschlossene Goldland. Die nördliche Seite hat die große Wüste, Sand und Stein zur Grenze. An der Westküste ziehen sich die großen Gebirge, denen der Senegal, der Gambia entspringen. Die weitere Hauptbestimmung scheint diese zu sein, daß das Land ein Hochland ist, das nach allen Seiten einen Küstenstrich hat, der aber nur wenig bewohnbar ist. Die Gebirge sind durch Ströme durchbrochen, welche weiterhin in sanfteren Abhängen hügelige Täler bilden und dann große Flächen durchlaufen, bis sie sich in weiterer Entfernung ins Meer stürzen. Die Küstenstriche um die Gebirge sind zum Teil sehr schmal und sehr spät überschritten. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert haben die Portugiesen die südlichen Küsten von Afrika entdeckt, wie die Spanier Amerika, und da sie den letzteren weder an Mut noch an Tapferkeit nachstanden, haben sie sowohl vom Süden als auch vom Westen aus ins Innere zu dringen gesucht, aber es ist ihnen nur sehr wenige Afrikaner zu unterjochen gelungen, denn der Charakter derselben ist das ganz Unbändige, keine Kultur schließt sie in ihrem Inneren auf, und von außen lassen sie nichts an sich herankommen. Der Tag des Bewußtseins hat diese dunkle Nacht, die schwarz wie die Farbe der Bewohner ist, noch nicht erleuchtet. Der zweite Teil von Afrika ist das Stromgebiet des Nils, Ägypten, welches dazu bestimmt war, ein großer Mittelpunkt selbständiger Kultur zu werden, und daher ebenso isoliert und vereinzelt in Afrika dasteht, als Afrika selbst im Verhältnis zu den anderen Weltteilen erscheint. Der nördliche Teil von Afrika, der vorzugsweise der des Ufergebietes genannt werden



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kann, denn Ägypten ist häufig vom Mittelmeer in sich zurückgedrängt worden, liegt am Mittel- und Atlantischen Meer, ein herrlicher Erdstrich, auf dem einst Karthago lag, wo jetzt Marokko, Algier, Tunis und Tripolis sind. Diesen Teil sollte und mußte man zu Europa herüberziehen, wie dies die Franzosen denn jetzt eben glücklich versucht haben: er ist, wie Vorderasien, zu Europa hingewendet. Hier haben wechselweise Karthager, Römer und Byzantiner, Muselmänner, Araber gehaust, und die Interessen Europas haben immer hinüberzugreifen gestrebt. — —

Wenn wir von Afrika, als im Vorzimmer der Geschichte liegend, abstoßen, so bleibt uns nur noch übrig, die geographische Grundlage Asiens und Europas vorläufig anzugeben. Europa ist schlechthin der Westen, das Ende der Weltgeschichte, Asien der Osten und Anfang. Zunächst finden wir in Asien ein Hochland mit einem ungeheuren Gebirgsgurt. Die Züge dieses Gebirgsgurts sind folgende: Im Norden der Altai mit östlichen und westlichen Auslaufungen, dessen nördliche Abdachung Sibirien ist, welches zwar große, sich ins Nordmeer ergießende Ströme enthält, aber uns als nördliche Zone nichts angeht, weil diese, wie schon gesagt ist, außerhalb der Geschichte fällt. Gegen Osten zu, nach Süden herunter, ist ein großer Gebirgszug, von welchem östlich das Bassin des Amur sich befindet. Weiter herab gegen Süden ziehen sich diese Gebirge westlich hin, und dieser Zug hat China im Süden, weiter Siam und die östliche Halbinsel von Indien. Parallel zieht das Himalaja-Gebirge, und südlich von diesem liegt Indien. Weiter westlich vom Himalaja liegt die Tartarei, die Bucharei, das Hochland von Persien, welches sich gegen das Kaspische Meer bewegt.

Von diesen Gebirgen laufen nun ungeheure Ströme ab, die große Talebenen bilden. Diese sind üppig fruchtbar und Mittelpunkte eigentümlicher Kultur. Sich von den europäischen Talebenen unterscheidend, nehmen sie unermeßliche Räume ein. Die erste ist die, welche der Hoangho und Jangtsekiang, der gelbe und blaue Strom, bilden, nämlich die chinesische Talebene, die zweite, welche von dem Ganges ausgemacht wird, nämlich die von Indien, die dritte bildet endlich der Tigris und Euphrat, welche zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere entspringen und mit den nördlichen Gebirgen Persiens zusammenhängen, die sich ans Kaspische Meer hinziehen. Westlich an den persischen Gebirgen hin fließen jene beiden Ströme. In den Aralsee ergießen sich der Oxus und Jaxartes, die das große Land zwischen dem Kaspischen Meer und den hohen Gebirgen ausmachen. Westlich davon fallen der Kyros und Araxes ins Kaspische Meer. Diese Ebene ist von geringerem Umfang. — Das Hochland und die Ebenen sind voneinander zu unterscheiden, das Dritte aber ist ihre Vermischung, welche in Vorderasien auftritt und welche ein lebendiges Anderes bildet, nicht aber isoliert steht. Dazu gehört Arabien, das Land der Wüste, das Hochland der Fläche, das Reich des Fanatismus, dazu gehört Syrien und Kleinasien, das mit dem Meere in Verbindung ist und in immerwährendem Zusammenhang mit Europa sich befindet.

Wenn wir die Beschäftigungen und Gewerbszweige der drei geographischen Abteilungen kurz bezeichnen wollen, so ist die Viehzucht die Beschäftigung des Hochlandes, der Ackerbau und die Bildung zum Gewerbe die Arbeit der Talebenen, der Handel aber endlich und die Schiffahrt das, was das dritte



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Prinzip erschafft. Im Hochlande ist neben der Viehzucht, der Zucht der Pferde, Kamele und Schafe, wiederum das ruhige Nomadenleben sowohl, als auch das sich Erheben der Nomaden und das Schweifende und Unstäte ihrer Eroberung zu unterscheiden. Zuerst sind sie ruhig, dann gehen sie auf Raub aus, und endlich stürzen sie sich auf die Stromebenen. Dadurch kommt die Bildung in sie hinein, und sie verlieren ihren eigentümlichen Charakter. Diese Völker, ohne sich selbst zur Geschichte zu entwickeln, besitzen doch schon einen mächtigen Impuls zur Veränderung ihrer Gestalt, und wenn sie auch noch nicht einen historischen Inhalt haben, so ist doch der Anfang der Geschichte aus ihnen zu nehmen. Interessanter freilich sind die Völker der Talebenen. In dem Ackerbau allein liegt schon das Aufhören der Unstätigkeit, er verlangt Vorsorge und Bekümmernis um die Zukunft. Somit ist die Reflexion auf ein Allgemeines erwacht, und hierin liegt schon das Prinzip des Eigentums und des Gewerbes. Zu Kulturländern dieser Art erheben sich China, Indien, Babylonien. Aber da sich die Völker, die in diesen Ländern wohnten, in sich beschlossen haben und das Prinzip des Meeres sich nicht zu eigen machten oder doch nur in der Periode ihrer eben werdenden Bildung, und wenn sie es beschifften, dies ohne Wirkung auf ihre Kultur blieb, so konnte von ihnen nur insofern ein Zusammenhang mit der weiteren Geschichte vorhanden sein, als sie selbst aufgesucht und erforscht wurden. Dies Prinzip der Talebenen unterscheidet Asien von Afrika. Asien ist überhaupt der Gegensatz von Talebenen und Gebirgsvolk, von Tag und Nacht. Beide Momente in einem hat Vorderasien und bezieht sich deshalb auf Europa, denn was darin hervorragend ist, hat dieses Land nicht bei sich behalten, sondern nach Europa entsendet. Den Aufgang aller religiösen und aller staatlichen Prinzipien stellt es dar, aber in Europa ist erst die Entwicklung derselben geschehen. An dem Mittelmeer hat es eigentlich seine Bedeutung, und in den Kreis der Länder, von denen hier die Rede ist, fallen Arabien, die syrische Küste, Palästina und Tyrus, Kleinasien und Troja, Kolchis am Schwarzen Meere, das hinter sich Armenien hat.

Europa, zu dem wir nunmehr gelangen, hat die terrestrischen Unterschiede nicht, wie wir sie bei Asien und Afrika auszeichneten. Der europäische Charakter ist der, daß die früheren Unterschiede ihren Gegensatz auslöschend oder denselben doch nicht scharf festhaltend, die mildere Natur des Überganges annehmen. Wir haben in Europa keine Hochländer den Ebenen gegenüberstehend. Die drei Teile Europas haben daher einen anderen Bestimmungsgrund.

Der erste Teil ist das südliche Europa, gegen das Mittelmeer gekehrt. Nördlich von den Pyrenäen ziehen sich durch Frankreich Gebirge, die in Zusammenhang mit den Alpen stehen, welche Italien von Frankreich und Deutschland trennen und abschließen. Auch Griechenland gehört zu diesem Teile von Europa. In Griechenland und Italien ist lange das Theater der Weltgeschichte gewesen, und als die Mitte und der Norden von Europa unkultiviert waren, hat hier der Weltgeist seine Heimat gefunden.

Der zweite Teil ist das Herz Europas, das Cäsar, Gallien erobernd, aufschloß. Diese Tat ist die Mannestat des römischen Feldherrn, im Gegensatz zu der Jünglingstat Alexanders, der das Morgenland abendländisch zu machen unternahm, woraus die geschichtliche Bedeutung des Abendlandes hervorgeht.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Den dritten Teil endlich bilden die nördlichen Staaten Europas, Polen, Rußland und die nördlichen Reiche. Sie kommen erst spät in die Reihe der geschichtlichen Staaten und bilden und unterhalten beständig den Zusammenhang mit Asien. (Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, 1837.)

## ERDRAUM UND WELTREICH

Die älteste Idee vom Staat ist die theokratische des Orients: daß er nicht irdisches Menschenwerk, sondern eine Einrichtung der Gottheit sei. Diese selbst hat das Königtum als Weltregierung eingesetzt.

Die großen Despoten des Orients wurden von ihren Völkern als Götter verehrt. Dem solaren Cultus gemäß, welcher die älteste Religion der geschichtlichen Menschheit ist, leiteten sie ihre Herrschergewalt von dem Lichtquell alles Lebens, von der Sonne ab.

In Hieroglyphen-Inschriften heißt Ramses Herr der Erde, der Sonnengott Ra hat ihm alle Völker untertänig gemacht. Tutmes III. nennt sich König Sonne, Bezwinger der Erde und Stütze der Welt. In einer Keilinschrift verkündet der Perserkönig Darius: Ormuzd, als er diese Erde sah, da hat er sie mir übertragen, mich hat er zum Könige gemacht, durch die Gnade des Sonnengottes habe ich die Erde zurecht gerichtet.

In diesen überschwänglichen Prädikaten des asiatischen Königtums wird zunächst ein Begriff auffallen, welcher bedeutsam ist. Es ist die Anschauung des Weltganzen. Lange Völkerverbindungen, Beobachtungen des Weltgebäudes und kosmogonische Systeme mußten vorausgegangen sein, ehe die Worte Welt und Erde auf einem Obelisken, dem Sonnenstrahl von Stein, ihre Bezeichnung fanden. Auch die kühne Hyperbel ist bemerkenswert, mit welcher ein Königreich zum Erdkreise ausgedehnt wird. Dieser orientalische Orbis terrarum ist freilich für Zeitalter erklärlich, in denen die Kenntnisse der Erdräume eine sehr beschränkte war.

Wir selbst sind gewohnt, von Weltmonarchien zu reden, obwohl die so hyperbolisch bezeichneten Reiche nicht die Welt umfaßt haben. Sie haben indes die geschichtliche Welt in ihrer Zeit bedeutet, weniger durch ihre geographische Ausdehnung, als weil die in ihnen zusammengefaßte Völkereinheit den höchsten Grad der Gesittung darstellt, zu dem in ihrer Epoche die Menschheit gelangt war. Hegel hat sich so ausgedrückt, daß der Reihe nach Völker in der Geschichte auftreten, welche Träger der Weltanschauung sind.

Von dem vorherrschenden Volke, aus dem der Eroberer, der Stifter der großen Monarchie hervorgegangen ist, empfängt diese ihren politischen Namen. Der König thront in der prachtvollen unermeßlichen Stadt, die das Zentrum des Kulturreichs und deshalb die Weltstadt ist. Die Chronisten des Mittelalters haben daher nicht unrecht, wenn sie auch die Wissenschaft als das Besitztum der jedesmaligen Weltmonarchie ansehen und von ihrem Weiterwandern aus einem großen Reich in das andere reden.

Lange Zeit hindurch hat man die Weltgeschichte nach den vier Monarchien in der großartigen Phantasie Daniels eingeteilt. Dieses von uns aufgegebene Prinzip der Weltalter enthält immerhin die richtige Anschauung von der Ein-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heit des geschichtlichen Lebens, welches im Wandel mächtiger Reiche von Osten nach Westen fortgeschritten ist.

Die moralische Welt hat ihre Revolutionen, wie die physische, aber ihre Umwälzungen können geschichtlich nicht zu so großen Epochen des Stillstandes gelangen, wie jene der Natur. Sie sind, weil von geistigen Kräften hervorgebracht, in der Zeit beschleunigt und endlos. Die Gesellschaftstriebe, nach Einheitspunkten strebend, setzen Völkergebilde zusammen. Große Reiche entstehen, dauern ihre Zeit und stürzen dann mit Kriegsgetöse ein. Aus ihren Trümmern, die wie Moränenschutt Länder bedecken, ragen dann noch vereinzelte riesige Denkmäler, die erratischen Blöcke der Geschichte, in die Nachwelt herein. Allein neue Reiche bilden sich, alles geschichtlich Vergangene aber dauert im Bewußtsein des Erdgeistes fort. Von einem erhöhten Standpunkte betrachtet, stellt sich der historische Kosmos als ein zusammenhängendes, einheitliches Relief dar. Die großen Monarchien sind in diesem wie hohe Gebirgszüge aufgereiht, die fernsten noch vom mythischen Dämmer der Urzeit verhüllt, andere immer lichter hervortretend. So bilden sie die kontinentalen Massen im Panorama der geschichtlichen Welt. (Ferdinand Gregorovius, Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte, 1890.)

## GUNST DER LAGE UND MENSCHLICHE TAT

Unter allen arischen Völkern leuchteten unbedingt die Römer durch staatsmännische Begabung am hellsten. Wie ein Gemeinwesen durch Gesetze zu ordnen, wie ein Heer zu schulen, wie im friedlichen Verkehr die Zweifel über Eigentum und Leistungen nach gesunder Auffassung des Rechten und Billigen zu schlichten seien, verstand niemand besser, als sie. Im Orient entstanden nur Despotien auf den Trümmern von Despotien, bei den Ariern des Abendlandes entwickelten sich die ersten Keime einer bürgerlichen Gesellschaft. Zum Heil für die Menschheit hatten aber gerade die Römer auf einer mittleren Halbinsel ihre Heimat gefunden; denn wie schon Strabo einsah, beruhte auf der zentralen Lage Italiens die lateinische Weltherrschaft. So kam es, daß kurz vor dem Beginn unserer Zeitrechnung zum ersten Male der Schwerpunkt der Gesittung von den Südufern des Mittelmeeres nach dem nördlichen Rande, von seinem äußersten Osten nach der Mitte und obendrein vom levantischen Becken in das abendländische verlegt wurde.

Würdigen wir den Gang der Geschichte von dem entlegenen Abstande der Erd- und Völkerkunde, so gilt uns als die höchste Verrichtung des Römerreichs die langsame Bekämpfung Spaniens, die rasche Eroberung Galliens sowie der britischen Inseln und das teilweise Vordringen nach Deutschland. Unscheinbare und alltägliche Leistungen der Römer sind es, die wir in diesem Sinne am höchsten stellen müssen, sie errichteten Straßen, Meilensteine und Posten, sie lehrten, wie unsere Sprache es bezeugt, die ersten steinernen Häuser erbauen und vereinigten sie durch Gräben und Brustwehr zu einem Ring. Durch ihre Städtegründungen wurden zum erstenmal die Bewohner in eine bürgerliche und eine ländliche Bevölkerung geschieden und gleichzeitig die erste Anleitung erteilt, wie solche Gemeinden sich verwalten lassen. Bei den gallischen



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und britischen Kelten war dieser Umschwung schon vorbereitet, aber der längere Genuß der Römerherrschaft mußte dort mit dem Verluste der einheimischen Sprache gebüßt werden, so daß sich nur in den unzugänglichen Gebirgen, in den abgelegenen Landschaften Aquitaniens das Baskische, in der Bretagne, in Wales, in Schottland und in Irland das Keltische längere Zeit behaupten konnte. Daß die germanischen Stämme ihre Sprache retteten, verdankten sie der größeren Rauheit ihres Klimas, der Unwegsamkeit des Flachlandes, der kürzeren Dauer der Römerherrschaft, ihrer mannhaften Gegenwehr, aber auch dem Schutze ihrer mächtigen Gebirge; denn während in das offene und heitere, darum auch einer zeitigeren Gesittung erschlossene Gallien das Lateinische bequem einzog und sich ausbreitete, konnte es nicht auf dem nächsten Wege, nämlich von Süden herauf, sondern es mußte aus dem Südwesten und aus dem Westen, also auf Umwegen, nach Deutschland eindringen, so daß wir auch der Unzugänglichkeit der deutschen Alpen zu danken haben, wenn unsere Sprache sich siegreich behaupten durfte.

Mit dem Wachstum bürgerlicher Gesittung in Nordeuropa veränderten sich allmählich Wert und Würde der geographischen Gliederungen. Die Ströme wirkten städtebildend, Gewerbe und Handel blühten, und die nördlichen Mittelmeergestade erhielten jetzt, was sie vorher nur schwach besaßen, ein staatswirtschaftliches Hinterland. In dieser Zeit erneuert sich die Blüte von Marseille, wird Barcelona ein Platz ersten Ranges, erhebt sich etwas später Sevilla und entsteht die Seemacht von Genua, welche nach Überwältigung Pisas die Herrschaft auf dem Mittelmeer anstrebt. Um aber alle diese Schöpfungen zu verdunkeln und alle Nebenbuhler zu überleben, war in unvergleichlicher Lage, nämlich in der Vertiefung des adriatischen Golfes, als dessen verlängerte Achse wir das Rote Meer, den ältesten Seeweg nach Indien, betrachten dürfen, Venedig gegründet worden, dem zuletzt das Übergewicht zur See verblieb.

Wenn damals der Südrand Europas als die am meisten bevorzugte Gliederung des Erdkreises erschien, so sollten die italienischen Seemächte selbst eine Wendung herbeiführen, welche die kulturgeschichtliche Bedeutung der Umrisse Europas gänzlich verändern mußte, ja, wir können sogar die Zeit streng bezeichnen, in welcher der Glanz der Mittelmeerufer zu erbleichen begann. Im Jahre 1318 brachten zuerst venetianische Galeeren indische, das heißt morgenländische Waren auf dem Seeweg durch die Meerenge von Gibraltar nach dem Markte von Antwerpen. Wohl waren einzelne Fahrzeuge früher diesen Weg gezogen, allein wegen der See- und Piratengefahr mußte bis dahin kaufmännisch die Verfrachtung zu Lande dem Seewege vorgezogen werden. Mit jenem nautischen Fortschritt wurden die Schiffer hinausgeführt in den Atlantischen Ozean. Fast unmittelbar erfolgte darauf die Wiederentdeckung der Kanarien und das Auffinden der Azoren, letztere auf zwei Fünfteln des Weges nach Amerika gelegen. Nicht unbemerkt zogen Mittelmeer-Seefahrer an Portugal vorüber, welches für ozeanische Verbindungen unvergleichlich günstig gelegen war. Lissabon erhob sich zu einem Seeplatz ersten Ranges, die anfangs verzagten Portugiesen und Spanier übten sich an den afrikanischen Küsten für Fahrten auf der hohen See, eine neue Welt im Westen, ein ozeanischer Weg nach Indien wurde gefunden, und während das Mittelmeer erst langsam,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dann immer rascher hinabsank zum Charakter eines Binnensees, genossen die höchsten geographischen Vergünstigungen fortan diejenigen Völker, welche an den Weltmeerufern Europas saßen und deren nautische Anlagen nur eines Weckers bedurft hatten. Je wichtiger seitdem mit jedem Jahrhundert die überseeischen Gebiete als ein verjüngtes und verdoppeltes Europa wurden, desto höher stieg der Rang der ozeanischen Küsten.

Sooft wir diese Lehren der Geschichte fest ins Auge fassen, vermögen sie uns immer aufs neue in Staunen zu versetzen. Wir erkannten zuvor, daß zur Rentierzeit die Umrisse unseres Weltteils noch tote Vergünstigungen für seine Bewohner waren, wir überzeugten uns später, daß der älteste Aufschwung zu höherer Gesittung sich dort zutrug, wo unweit der Berührung von Afrika und Asien der Nil strömte, daß ferner zur Aufnahme morgenländischer Kultur der Südrand Europas durch seine geographischen Gliedmaßen und Gefäße gleichsam vorsorglich ausgestattet worden war, daß aber diese Verrichtungen aufhörten, als durch eine Steigerung menschlicher Leistungen der Wert der gegebenen Naturverhältnisse sich änderte. Höher demnach als alle Umrisse von Land und Meer, als das Höchste sogar, müssen wir die Tat verehren. (Oskar Peschel, Völkerkunde, 1874.)

## NATURBAU UND MENSCHENBAU

Es gibt nur wenige der von den Niederländern erfundenen Landverteidigungs-, Landgewinnungs-, Wasserbeschränkungs- und Wassersammlungsanstalten, welche ihnen die Natur nicht vorgemacht hätte. Und ebenso gibt es nur wenige physikalische Zerstörungen und Unglücksfälle, für deren Abstellung oder Verwischung die Natur nicht ein Mittel an die Hand gegeben hätte. Die Natur erscheint daher immer wie eine wilde Riesin, die in der einen Hand ein Schwert hält, mit dem sie verwundet, und in der anderen einen Zauberstab, mit dem sie heilt.

Der Andrang der Gewässer von oben ist gewaltig, und in dem flachen Lande, in welches sie eintreten, drohen sie alles unter einer perpetuierlichen Überschwemmung zu erhalten. Allein gibt es hier keine von Vulkan ausgearbeiteten und dargebotenen Täler und Spalten, so fängt nun das Wasser selber an zu graben. Es höhlt sich tiefe Kanäle aus, in denen es sich bei gewöhnlichem Wasserstande zusammenhält. Selbst bei höherer Anschwellung der Adern sorgt die Natur für den Schutz der benachbarten Fluren. Einem aus der Bewegungsweise des fließenden Gewässers zu erklärenden Gesetze zufolge schiebt das Wasser viele der festen Teile, die es fortführt, auf die Seite seinem Ufer zu, wo es sie liegen läßt, und wo sie allmählich den Uferrand erhöhen. Die Flüsse graben daher nicht nur von Natur in der Tiefe, sondern sie werfen auch von selbst Schutzdämme und Deiche auf. Bei allen Flüssen in den Niederungen, in Holland und Ägypten, in jedem sumpfigen Terrain kann man es wahrnehmen, daß ein trockener erhöhter Uferrand neben ihnen hinläuft. Des Menschen Deicharbeiten werden auf diese Weise von der Natur selber veranlaßt und erleichtert. Große sumpfige Striche, wenn das Wasser nur irgendwohin einen kleinen Abfall gewinnen kann, kanalisieren, entwässern und entsumpfen



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich von selbst, bilden von selbst trockene und gangbare Wege in ihrem früheren bahnlosen Terrain aus. Freilich geht dieser Prozeß noch besser und rascher vor sich, wenn der Mensch ihnen dabei planmäßig zu Hilfe kommt.
Die großen Niederungen des Flußdeltas sind in der Regel ohne einen eigenen heimischen Wasservorrat, ohne aus eigenem Busen hervorquellende Süßwasserquellen. Das Wasser, welches von oben kommt, muß sie mit diesem wichtigen Schatze versehen. Es ist, als wenn die Natur selber auch dafür sorgen wollte. Kaum erreichen die Flüsse diese tiefen Flachländer, so fangen sie sofort an, sich in Arme zu zerspalten und ihren Wasservorrat nach allen Gegenden hin zu versenden. Der Mensch hat nur hier und da mit einigen Kanälen nachzuhelfen, um das von der Natur begonnene Kanalnetz weiter auszuspinnen und in die Regionen, welche die Natur etwa vergessen hat, noch einzelne Kanalarme hinzuleiten.
Sogar bei ihren wilden Ausbrüchen, bei den zerstörenden Überschwemmungen verfährt die Natur gleich so, daß durch dieses Verfahren selbst schon einige Linderung des Übels dargeboten wird. Bei den außergewöhnlichen, regellosen und heftigen Ergüssen des Wassers in die Ebenen werden sofort tiefe Löcher in den Boden gebildet, in denen ein großer Teil des auslaufenden Wassers versteckt bleibt und daher nicht weiter schaden kann. Weiterströmend reißen die Gewässer tiefe Kanäle aus, in denen sie sich zusammenhalten, so daß die Überschwemmung sich bald in diese Kanäle zurückzieht und nicht auf einem sehr großen Terrain Schaden anrichten kann.
Wie an den Ufern der Flüsse, so baut die Natur auch an den Küsten des Meeres von selbst Schutzdämme auf, nämlich die großen mächtigen Dünenwälle, mit denen sie das gewonnene Marschland einrahmt, und die, wenn der Mensch nur mit einiger Wachsamkeit nachhilft, ihm den kräftigsten Schutz gewähren. Auch läßt sie sofort auf diesen Dünen und auf dem neugewonnenen Schlammlande eigentümliche Kräuter erwachsen, welche den losen Sand und Schlamm befestigen und dessen Masse und Widerstandsfähigkeit noch erhöhen, und deren Gesäme der Mensch noch zu weiterer Anpflanzung und Festigung benutzt. Ja, sogar auch Schleusen legt die Natur an, die großen festen Sandbänke nämlich, welche sich vor der Mündung der Flüsse und längs der Küste hinlegen, und die zwar der Schiffahrt sehr unerwünscht sind, die aber doch die Wut der Wogen brechen und den Fortschritt der Benagung und Zerstörung des festen Landes hemmen. Da diese Schleusen aus losem Sande bestehen, so sind sie beweglich. Sie schließen sich etwas, wenn die Flut, die den Sand mitbringt und gegen das Land hinanschleudert, heraufkommt, und öffnen sich ein wenig, wenn Ebbe und Flüsse aus den Toren des Festlandes hinausfließen und die Sandkörner mit sich in die Tiefe hinausführen.
Diesem allen nach glich also das alte Urniederland in den Hauptzügen dem neuen von Menschen umgestalteten Niederland, gleichsam wie eine alla prima roh angelegte Farbenskizze dem vom Künstler später völlig ausgeführten Gemälde gleicht.
Selbst die Holzflöße, die wir aus den oberen Rheingegenden nach Rotterdam hinabkommen sehen, finden sich in jenem Urniederlande wieder. Wie die Flußdämme, wie die Kanäle, wie die Seeuferdeiche, wie die Sandbankschleusen,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so setzte die Natur, die Bäume aus den Wäldern fortreißend und sie mit ihren Wurzeln und Zweigen zu großen Massen ineinander fügend, auch solche Flöße zusammen. Diese natürlichen Flöße mochten den ersten Urkolonisten, die noch keine Handelsverbindungen mit dem Schwarzwalde hatten, auf ihren holzarmen Inseln sehr zustatten kommen. Erst später lernten es die „Hollandsgänger" des Schwarzwaldes, auch diesen Versuch der Natur nachzumachen und dann, raffinierend, solche lange, solche gelenke und holzreiche Flöße zusammenzusetzen, wie wir sie jetzt bei der Rheinmündung ankommen sehen. (J. G. Kohl, Reisen in den Niederlanden, 1850.)

## HEIMATLICHES WACHSTUM

Die Kenntnis von dem Naturcharakter verschiedener Weltgegenden ist mit der Geschichte des Menschengeschlechtes und mit der seiner Kultur aufs innigste verknüpft. Denn wenn auch der Anfang dieser Kultur nicht durch physische Einflüsse allein bestimmt wird, so hängt doch die Richtung derselben, so hängen Volkscharakter, düstere oder heitere Stimmung der Menschheit, großenteils von klimatischen Verhältnissen ab. Wie mächtig hat der griechische Himmel auf seine Bewohner gewirkt? Wie sind nicht in dem schönen und glücklichen Erdstriche zwischen dem Oxus, dem Tigris und dem Ägeischen Meere die sich ansiedelnden Völker zuerst zu sittlicher Anmut und zarteren Gefühlen erwacht! Und haben nicht, als Europa in neue Barbarei versank und religiöse Begeisterung plötzlich den heiligen Orient öffnete, unsere Vorältern aus jenen milden Tälern von neuem mildere Sitten heimgebracht! Die Dichterwerke der Griechen und die rauheren Gesänge der nordischen Urvölker verdanken größtenteils ihren eigentümlichen Charakter der Gestalt der Pflanzen und Tiere, den Gebirgstälern, die den Dichter umgaben, und der Luft, die ihn umwehte. Wer fühlt sich nicht, um selbst nur an nahe Gegenstände zu erinnern, anders gestimmt in dem dunkeln Schatten der Buchen oder auf Hügeln, die mit einzeln stehenden Tannen bekränzt sind, oder auf der Grasflur, wo der Wind in dem zitternden Laube der Birken säuselt! Melancholische, ernsterhebende oder fröhliche Bilder rufen diese vaterländischen Pflanzengestalten in uns hervor. Der Einfluß der physischen Welt auf die moralische, dies geheimnisvolle Ineinanderwirken des Sinnlichen und Außersinnlichen, gibt dem Naturstudium, wenn man es zu höheren Gesichtspunkten erhebt, einen eigenen noch zu wenig gekannten Reiz. (Alexander von Humboldt, Ansichten der Natur, 1808.)

## ARABIEN UND DIE ARABER

Die Armut des Bodens und die vielfache Zerstückelung zwingt zur Spaltung der zahlreichen Horden, ihre Kamel-, Pferde-, Schafzucht verlangt ein Nomadenleben. Der gewandteste Körperbau, die vollkommenste Gesundheit, kein Volk hat weniger Kranke als Perser und Araber, der Mangel der Gewöhnung an Bequemlichkeit, die frühe Abhärtung gegen alle Beschwerden ihrer wilden Lebensart, die Freiheit und Unabhängigkeit jedes Individuums, welche dadurch erhalten wird, und die Nahrung, welche der lebhaften, leicht erregbaren



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Phantasie des Arabers, die ihm die Wüste zum Paradiese macht, aus dem ewigen Wechsel zufließt, erhalten ihn seit Jahrtausenden in diesem gleichförmigen Zustande, den selbst kein politischer Einfluß zu ändern vermochte. Wie groß ist ihr Unterschied von ihren früheren Stamm- und Sprachgenossen, den Hebräern, welche Moses aus der Barbarei eines Nomadenvolkes zum Ackerbau führte und so zur Kultur brachte, zur Industrie, zu Gewerben, zu Handel, zur festen Heimat, befähigte zu einem Staat, zu einer Kirche. Selbst der religiöse Kultus durch Mahomeds Lehre, konnte nur einige Modifikationen, aber durchaus keine Erhebung des ganzen Volkes herbeiführen. Tausend Jahre später, als bei ihren hebräischen Nachbarn, dämmerte bei den Arabern des Mittellandes die erste Morgenröte ihrer Geschichte, Esra und Nehemia, als die letzten der jüdischen Autoren, lebten noch 400 Jahre vor Christo und über 1000 vor Mohammed. Bis dahin blieben sie isoliert stehen, außer dem Kreise und der Berührung vorangeschrittener Kulturvölker, und noch heute ist die Masse des Volks in demselben Zustande wie zu Hiobs Zeit, und wie vor tausend Jahren, wo sie Ferdusi im Schach Nahme besingt: „Stolz auf ihre Freiheit, jeden Gehorsam versagend, leidenschaftliche Redner, freie Männer und Krieger, die das Land ihrer Feinde mit Blut färben und mit ihren Lanzen, wo sie sich zeigen, in der Luft einen Rohrwald bilden."

Während der Beduine des eigentlichen Arabiens immer Beduine blieb, zivilisierte er sich überall, wo er im Fruchtlande von Kufa, Bagdad, Bassorah, Shiras, Balk, Samarkand und Delhi, oder von Kairo, Alexandria, Fez, Sevilla, Kordova, Granada, Sizilien, Haleb und Damask festwurzelte und zum Handelsmann, zum Künstler, Gelehrten, Staatsmann und zum verfeinertsten Weltmann sich umbildete. Das arabische Land übt eine Naturgewalt über seine Bewohner aus, die es von der übrigen Welt abschneidet, es schlägt seine Söhne in Fesseln und erschwert ihre Versuche, sich aus der Sphäre des Nomadenlebens zu erheben und mit einer höheren, die aus der Völkergeselligkeit sich entwickelt, zu befreunden. In Arabien ist nirgends ein Stromsystem, dessen Gesenke zu festem Grundeigentum hinziehen, hierin ist es Iran ähnlich, das aber durch die Weltstellung zum Mittelpunkt einer Weltherrschaft von jeher berufen war. Arabiens Peninsula hat nirgends quellenreiche, humusbedeckte, üppige Kornfluren, die Dörfer, Städte, Industrie, Handel, Erwerb, Kultur, geselligen Luxus erwecken, es hat nirgends fruchtbare Uferkanten. Darin ist es, unter gleichen Breiten und in ähnlicher Relation zu Hochasien liegend, dennoch ganz charakteristisch von der Peninsula Dekan unterschieden und steht der afrikanischen Konfiguration der Feste weit näher als der asiatischen. In Hinsicht der Wüstenbegrenzung schließt es sich an Ägypten, Syrien, Babylonien an, ist aber weit ärmer an fließenden Wassern als alle drei. Es ist ärmer als sie an Kulturgewächsen und ermangelt in vegetabilischer Hinsicht ganzer charakteristischer Naturtypen, Arabien hat weder Waldungen, noch Grasungen, noch Kryptogamenbekleidung auf seiner Oberfläche aufzuweisen. Aber charakteristisch ist für Arabien bei aller Sparsamkeit an Feuchtigkeit, an Regen und Flüssen oder Bächen der in gewissen Tiefen unter der Erdoberfläche fast überall gleichartig, obwohl nur mäßig verteilte Quellenvorrat und für alles Hochland, welches sehr weit verbreitet ist, das gemäßigtere Klima im Gegen-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

satz der Gluthitze von Afrika und der feuchten Schwüle von Hindostan. Auch darin gleicht Giazirah al Arab zunächst Iran.
Dies macht Arabien doch fast überall, die Wüste Al-Ahkaf ausgenommen, fähig, bewohnt werden zu können und das Zerstückelte des Gebirgslandes nebst den großen Einsenkungen, wenn auch nicht überall, doch nach den Hauptdirektionen hin, zugänglich, und setzt das Zentrum wenigstens in Relation mit seiner Peripherie nach allen Seiten hin, von denen, weil dies eben schwer zugängliche Küsten sind, es nichts zu gefahren hat. Daher die Sicherheit, die Sorglosigkeit, die Independenz des Beduinen auf guten Grund gebaut ist. Er lebt frei, unabhängig, zufrieden, hält sich zu seinem Stamme und bringt seinem Sheikh oder Emir die hergebrachte Gabe, ohne sich weiter Sorgen zu machen. Er weidet seine Herden, überläßt die Pflege des kleinen Kornfeldes seinem Sklaven, der auch für die Ernte sorgt, jagt Hasen, Gazellen, Strauße, röstet Heuschrecken, sammelt seine Datteln ein. Dem Reisenden setzt er wie fremdem Wilde nach, das in sein Gehege eintritt, ihn zu erhaschen und zu plündern hält er für ehrenvoll, ihn dann gastfreundlich zu bewirten, zum Beispiel die Beduinen selbst alle französischen Gefangenen nach deren eigenen Zeugnis, für natürlich, ihn zu ermorden für unnütz. Das Plündern ist ihm wie dem Insulaner sein Strandrecht, ein rechtmäßiges Einkommen, ein ritterliches Spiel, nur am Tage, nie des Nachts, ein Bild des kleinen Krieges, den er allein kennt. Diebstahl bei Nacht und Mord hält er wie andere Völker für Verbrechen, und nur ausgeartete Individuen sind hier wie anderwärts Räuber und Mörder. Ungeachtet der Beduine fast alljährlich bis zur Grenze seiner nachbarlichen Kulturländer und bis zu dem Stromgebiete am Euphrat, zu den Städten nach Haleb, Damask, zum Nildelta zieht, fällt es ihm nicht ein, dort zu bleiben und seine Lebensart mit einer bequemeren, ruhigeren zu vertauschen. Der Dörfler und Städter erscheint ihm als Sklave, der angesiedelte Stammgenosse am Rande der Nachbarstaaten verächtlich. Der Wüstenbewohner allein ist der freie Mann, der mit Stolz und Verachtung auf jene wie auf ein niederes Geschlecht herabsieht, sich für den reinen Adel hält und nie mit fremdem Beduinenstamme, geschweige mit jenen vermischt. Diejenigen der Horden, die sich in der Nähe der Kulturländer niedergelassen haben und halb Nomaden, halb Landleute geworden sind, haben auch überall von ihrem Ansehen bei dem echten Araber verloren und sind den türkischen Paschas tributbar.
Der gleiche Ursprung, gleiche Bedürfnisse, die gleiche Lebensart, die gleiche Stufe der Ausbildung, gleicher Ideenkreis, dies sind wohl die nächsten Ursachen, daß, wie bei allen Nomadenhorden ein gemeinsamer Habitus, eine Herdenphysiognomie ist, so auch die Beduinenhorden sich alle mehr oder weniger gleich sehen. Von mittler Statur, oft klein, mager, ausgedorrt, robust, abgehärtet, im hohen Grade mäßig im Essen und Trinken, dabei unermüdlich, feurig, energisch, braun gebrannt ist ihr Körper in der Wüste, vollkommner und schöner da, wo er minder zu entbehren hat. — —
Vom schönsten Ebenmaße ist der Körperbau des Arabers, sowohl der Gesichtsbildung als dem ganzen Wuchse und dem Verhältnis nach, das zwischen dem Körper und den Extremitäten oder den Gliedern stattfindet. Dies ist eine merkwürdige Beobachtung, da in dieser Hinsicht so große Differenzen zwischen



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den Völkerstämmen stattfinden, die eine gleiche Aufmerksamkeit verdienen, als die der Hautfärbung, der Schädelbildung und anderes mehr. Die aufgeworfene Physiognomie des Negers und die Mißbildung seiner Extremitäten, das ungleiche Verhältnis der Länge zwischen den Armen und Schenkeln der Australier zum Körper, wie andere Mißverhältnisse des Mongolenschlages und relative Kleinheit der Extremitäten der Hindu sind anderwärts angeführt worden. Der Araber hat nach den genauesten und vielfältigsten Untersuchungen nicht nur eine unserem Ideal von Schönheit entsprechende, auf das ebenmäßigste und mannigfaltigste im schönsten Oval entwickelte Gesichtsbildung, die Kaukasische, sondern auch sehr schön gebildete Füße, Hände. Selbst der geplagteste arabische Bauer im Niltale, der Fellah, und ebendaselbst der entarteste rohe Beduine hat Glieder, die mit dem Körper in schönster Harmonie stehen und bei der natürlichen Freiheit aller seiner Bewegungen in Gang und Haltung ihm Anmut, Würde, Adel verleihen, die eben nichts anders als ein Resultat jener inneren Harmonie der schönsten Menschengestalt sind, wenn Leben sie durchströmt. Ihre Glieder sind nicht so übermäßig klein und fein wie die der Hindu, und weder Riesen, Zwerge noch Krüppel hat man unter ihnen gesehen. Bei der Nüchternheit und Kargheit seiner Lebensweise zeichnet sich der Beduine immer eher durch Kleinheit und Magerkeit aus, bewahrt aber dabei die schönste Gestalt, frischen Wuchs, Agilität, Lebenskraft und größte Dauer und ein Feuer der Imagination, das schon aus der Glut seiner blitzenden Augen sprüht. (Carl Ritter, Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen, 1817/1818.)

## DER HEILIGE STROM

Dieses gesegnete Gangesgebiet ist wie kein anderes auf Erden von seinen eigenen Bewohnern gefeiert, und sein Typus hat ihre mythologischen Systeme, ihren religiösen Kultus, ihre Sitten und tägliche Lebensweise mitgestalten helfen. Der Mythos vom Ganges macht eine Episode des größten indischen Epos des Ramajan aus. Wie nach der Braminenlehre die Welt und die Götter aus dem Wasser hervortraten, so sind auch wieder alle Wasser des Ganges ihre Abkömmlinge geworden. Zur Mongolenzeit nannten die Braminen 27 heilige Ströme in Hindostan, an denen unzählige geweihete Orte lagen. Mehrere davon sind weibliche Gottheiten, die sich wieder in die Flüsse verwandelt haben. Zu ihnen zu pilgern, in ihnen zu baden, aus ihren Quellen zu trinken, sich rein von Sünden zu waschen und ein Verdienst für den Zustand nach dem Tode zu erwerben, dies setzte seit frühester Zeit jährlich Hunderttausende von Pilgern in Bewegung und bringt noch bis auf den heutigen Tag einen Verkehr unter die Völker der Gangesländer, welcher die Veranlassung zu der Richtung fast aller ihrer öffentlichen Angelegenheiten, Handelsverhältnisse, Haushaltungsgeschäfte und ihrer täglichen Gebräuche ist. Der Kranke sucht Genesung im Gangesbade, und der Gesunde sorgt dafür, daß wo möglich seine Asche nach dem Tode in den Strom gestreut werde. Der Segen, den der Strom in der Tat über seine Fluren verbreitet, der Reichtum seiner Gaben, der tägliche Genuß des trefflichen Gangeswassers, das heilsame Bad und die körper-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Reinigungen, zu denen er auffordert, konnten den sanften Hindu schon bei dem Mangel höherer Erkenntnis zum Naturdienst gegen die in ihm verborgenen Kräfte hinleiten. Die philosophische Lehre der Braminen schmückte diesen zu einem inhaltreichen Systeme aus und verband ihn mit ihren Offenbarungslehren, die in so viele Sekten zerteilten Anhänger des Schasters setzten überall neue Bedeutungen und Meinungen zu den älteren hinzu. Als Volksglaube hat sich die Verehrung des Ganges in den wesentlichen Punkten allgemein erhalten.

Siva, als Umwandler der Formen oder als wohltätiger Erhalter der Erde verehrt, wird auch Cal und mit seinen Attributen Sancara genannt. Von ihm hat der Cali Ganga seinen Namen. Auch Mahadeo ist derselbe und der indische Zeus, der auf dem Himalaya thront. Ihm schreibt die Sekte der Saivos unter den Hindu die Wohltaten des Ganges zu. Sie gaben seinem Bilde die bezeichnenden Embleme, vom Haupte fließt ihm der majestätische Ganges herab. Da er seinen Lauf durch Gebirge und Waldungen nimmt, die sein Bette zu verstopfen scheinen, so wird er gebildet, als fließe er durch Sivas lockiges Haupthaar und Bart herab. Die Tiger, Elefanten, Schlangen am Saum der feuchten Waldregionen und Vortäler anzuzeigen, ist er mit Schlangen umgeben, sein unteres Gewand ist die Haut eines Elefanten, dessen rechte Heimat das Gangesland ist. Er sitzt auf einem Tiger, wahrscheinlich das Sinnbild des Sunderbunds, denn auch der untere Lauf des Ganges erhält vermutlich daher seinen eigenen Namen Padda (Poudda), das ist so viel als Fuß. Auch Nil-Cantha, das ist blauer Nacken, soll Siva von den blauen Wolken heißen, die über dem Himalaya schweben. Anders ist diese Verteilung der Attribute des Siva mit denen des Berges ausgedrückt, durch die Erzählung von seiner Vermählung mit Parvati (von Parvat, das ist Berg). Ganga ist dann die Tochter von beiden, die auch wohl aus dem Haupt des Siva hervortritt. Ganga ist die Göttin der Reinheit, auch Yamouna (Jumnafluß) ist die Tochter der Sonne, und Saresuati, mit der Phantasie begabt, sind drei bei den Hindu gleich verehrte Göttinnen. Diese Trias versammelt sich unter der Form der drei Ströme, Ganges, Jumna und Saresuati, von acht dienenden Jungfrauen (den anderen Zuströmen) begleitet, am Ende des Duab beim Prayaga Allahabad, und an dieser Stelle heißt darum der Strom Triveni oder Tribeni, das ist die drei sich kräuselnden Locken. Die Ufer des Gangesstromes, mehrere hunderte von Meilen entlang, sind jeden Morgen und Abend bei Sonnenauf- und untergang von vielen Tausenden von Menschen belebt, voll betender Braminen und voll waschenden, sich entsühnenden Volks von beiderlei Geschlecht. Zumal an allen Festtagen, zum Beispiel des Vollmonds in den Monaten Cortik und Maug, ziehen Ströme von Pilgern auch weiter südwärts zu den Badeorten, man gibt ihre Zahl bis zu einer Million an, zum Beispiel von Monghir und den darüber erbauten Pagoden, wo die Bilder ihrer Götter den Strom entlang in Felsen gehauen sind, oder zum Triveni bei Patal-poru und anderen Orten mehr.

Diese weite Ausbreitung der unzähligen heilig gehaltenen Orte von den Quellen bis gegen das Delta des Hauptstroms und fast aller seiner Zuströme, die nach den Lehren der Braminen ihrem Range nach in drei Klassen geteilt werden, sowie der Eifer der Hindu in ihrem Zeremoniell entlockte dem Mohammedaner Abu



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fazil, nachdem er von den Lehren der Braminen in seinem Werke über Hindostan gesprochen, den Ausruf: „O du, der du nach Weisheit forschest, lerne aus diesen Erzählungen, daß jeder Punkt der Schöpfung ein erhabener Tempel ist, den die Gottheit erbaut hat, damit das Streben menschlichen Forschens nicht fruchtlos umherirre nach dem gesuchten Ziele." (Carl Ritter, Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen, 1817/1818.)

## EINE CHILENISCHE HACIENDA

Zwischen verstreuten Obstbäumen eines sehr üppigen Wuchses und reichlichen Ertrags, an denen aber nirgends die Spuren einer höheren Kultur oder nur gewöhnlicher Sorgfalt bemerklich waren, und an einem dichten Hain von Pfirsichbäumen vorüber, erreichten wir endlich das Haus. Zahllose Hunde begrüßten die Ankommenden mit unverkennbarem Verdruß, und nur der rüstige Gebrauch, den die begleitenden Diener von ihren Lassos machten, verschaffte endlich freien Platz zum Absteigen. Türe und Fenster waren aber dicht geschlossen und niemand kam zum Empfange entgegen, wie sonst die außerordentliche Höflichkeit des Landes ihn gebietet. Das Ganze schien unbelebt, es schien, als seien die Bewohner entflohen. Ein abgesondertes, sehr kunstloses Gebäude, auf Pfeilern ruhend und nur mit dünnen Rohrwänden versehen, zeigte jedoch Spuren von ihnen, denn aus seinem Innern duftete uns eben nicht allzulieblich der Geruch des Charqui, des luftgetrockneten Fleisches entgegen, welches der Chileno auf dem Lande ebenso zu jeder Tageszeit zum Vergnügen und zur Näscherei zu rösten pflegt, wie der nordische Bauernknabe seine Kartoffel sich bratet. Bei unserem gemeinschaftlichen Eintritte gewahrten wir einen hohen, schöngewachsenen, aber sonnengebräunten und wild aussehenden Chileno, der sich langsam von einer Ruhebank am Boden erhob. Es war einer von jenen immer berittenen Guassos oder Knechten aus der niedrigeren Klasse der Landleute, wie sie jeder Gutsbesitzer zur Abwartung seiner Herden halten muß. Wir befanden uns also in der Küche der Hacienda, welche nach dem allgemein eingeführten Brauche während der Tagesstunden der Aufenthaltsort aller derjenigen Mitbewohner des Landgutes ist, die sich gerade nicht den Vornehmsten beizählen dürfen. Aus dem beredten Lächeln des Guasso, der jedoch mit landesüblicher Höflichkeit sogleich Sitze besorgte — eben nichts mehr als rohe Holzblöcke —, schien hervorzugehen, daß er im stillen seine Glossen über uns Nordeuropäer machte. Die Ungeduld und Zeitökonomie der Fremden fällt bei der jetzt mehr verbreiteten Industrie in den Städten zwar nicht mehr auf, allein der Landmann findet es immer noch wunderlich, daß jemand ohne Notwendigkeit in den Stunden der Hitze im Lande sich herumtreiben könne, wo sonst kein Christ, das heißt kein Chileno, an etwas anderes denken würde, als zu schlafen. Wir waren in der Tat während der Siesta angekommen, der Zeit, wo die sämtlichen Bewohner in einen mitternächtlich festen Schlaf versunken sind.

Es schien, als habe der Lärm der Pferde endlich die Bewohner rege gemacht. Das niedrige, einstöckige Haus öffnete sich, und ein freundlicher Empfang, den jeder Chileno stets mit zierlichen Reden zu verbinden weiß, wurde den Gästen



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zuteil. Nach und nach erfüllte sich der kühle Korridor, den das Klima während des Sommers zum eigentlichen Gesellschaftszimmer erhebt, mit den Gestalten der Familienglieder, welche sichtbar genug ohne Ausnahme aus dem festesten Schlafe erwacht waren. Sucht man nun mit unverkennbarer Freundlichkeit alles zu tun, was den Angekommenen angenehm sein, ihnen Beweise des besten Willens und uneigennütziger Gastfreundschaft liefern könnte, so vermag man doch selten, ihnen eigene Zimmer anzuweisen. Die Bauart der Landhäuser ist selbst in der Mitte sehr wertvollen Grundbesitzes immer noch eine solche, daß man allen Anforderungen genügt zu haben glaubt, wenn das Haus kühl und geräumig ist und allenfalls ein abgesondertes Zimmer für die Frauen der Familie darbietet. Indessen zieht es der Fremde, ganz besonders wenn er ein echter Sohn des Landes (hijo de tierra) ist, wenigstens im Sommer stets vor, sein Nachtlager im Freien zu nehmen. Bei der Herrlichkeit des Klimas zu jener Zeit kostet es ihm keine Selbstverleugnung, die gastlichen Einladungen des freundlichen Wirts zur Annahme eines Lagers abzulehnen, welches man für ihn am Abende mitten in dem weiten Zimmer zu errichten pflegt, in welchem sich während der Tagesstunden die Familie aufhielt. Alles jedoch, was man in einer der Haciendas der entlegeneren Gegenden, um sich sieht, ist in hohem Grade eigentümlich. Ein unendlich schweres Dach aus Hohlziegeln, welches sich sowohl an allen öffentlichen Gebäuden als auch an den einfachsten Häusern in Chile wiederholt, ruht auf niedrigen Mauern, aus hartgestampftem Lehm geformt, welche alles architektonischen Schmuckes entbehren. In dem besten Zimmer sind die Wände so grell durch irgendeinen einheimischen Maler verziert, daß man unfehlbar auf den Gedanken kommt, Arabeskenmalerei bezeichne nicht sowohl eine höhere Bildungsstufe der Kunst, sondern gehöre ihrer Kindheit an. Weite große Türen, zu jeder Tageszeit offen, ersetzen den Mangel der wenig zahlreichen Fenster und bringen einen ebenso angenehmen, als unschädlichen Zug des Windes hervor. Nirgends aber ist die Mischung des Alten und Neuen zu verkennen, des langsamen Weichens der altherkömmlichen Sitte im Gegensatz der Gebräuche und Genüsse, welche nur erst durch Einführung früher ungekannter Moden und neu angekommener Bequemlichkeiten Europas entstanden. Reiche englische Teppiche bedecken den rohen Tennenboden des besten Gesellschaftssaales, ein eleganter Kronleuchter hängt von dem unkünstlichen Querbalken, der sich frei zwischen Dach und Zimmer hinzieht. Teure Möbel aus Nordamerika oder Frankreich stechen sonderbar ab von den halbvergoldeten und überaus geschmacklosen Zieraten, mit denen vor eben nicht langer Zeit die Familie noch allein ihr Haus zu schmücken, ihren Reichtum zu zeigen vermochte. Zwischen den reichvergoldeten Rahmen englischer Kupferstiche hängen gar oft die kleinen Bilder der Familienheiligen, und zwar von keiner feineren Art, als jene es sind, welche Nürnberger Industrie täglich hervorbringt. — — Nicht zufrieden damit, die Besuchenden freundlich zu begrüßen, beobachten die Chilenen einen sehr sinnigen Gebrauch. Ihre Frauen überreichen bald den angekommenen Fremden irgendein kleines Geschenk, gleichsam als eine Ankündigung der Freundlichkeit und des guten Willens, auf welche er rechnen darf, hat er nur anders es nicht verfehlt, der Volkssitte getreu schon im Anfange sich ihnen freundlich



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und teilnehmend zu nähern. Oft ist es eben nur eine Rose oder eine unbedeutende Frucht, manchmal eine Hohlkugel aus Wachs mit den wohlriechenden Wässern gefüllt, in deren Verfertigung die chilenischen Frauen keinen kleinen Teil ihrer häuslichen Kenntnisse setzen. Ein anderer Reisender, welcher mit gleich großem Scharfsinne und Gutmütigkeit die Sitten dieses Volks aufzugreifen verstand, hat sehr richtig bemerkt, daß dieser sinnige Gebrauch sich in allen ehemaligen Kolonien der Spanier in Südamerika wiederfinde und zu einer Klasse von kleinen Aufmerksamkeiten gehöre, die man nirgends weiter so zart zu erweisen versteht.

Unsere ganze Gesellschaft durchstreifte in Begleitung des Besitzers die nächsten Umgebungen. Die Zierlichkeit der Einrichtung aber, die überall sichtbare Ordnungsliebe und die Aufmerksamkeit auf tausend kleine Dinge, mit denen man in Europa das Landleben angenehm und abwechslungsvoll zu machen weiß, versteht man in Chile noch nicht. War der eigentliche Zweck erreicht, so verliert sich alles übrige als Nebensache in den Hintergrund. Höchst selten ist es daher, einen Blumengarten von größerer Ausdehnung zu gewahren, selbst nicht einmal auf den bedeutenden Landgütern, eine um so mehr auffallende Erscheinung, je weniger dem Südamerikaner und namentlich dem Chileno dichterische Anlagen abzusprechen sind. Obstbäume, freilich aber nur wie sie unter diesem glücklichen Klima dem Boden fast von selbst entwachsen, stehen fruchtbeladen in dichten Gruppen umher, und die üppigen Weinreben scheinen den beschränkenden Zwang eines niedrigen Steinzaunes zu verschmähen. Sie winden sich hoch in die Zweige der Feigenbäume empor, die hier unter doppeltem Namen jährlich zwei Ernten der süßesten Früchte liefern. Durch das breite Laub dieser Bäume gewahrt man das wohlangebaute Tal und über alles hinaus die immer neue und immer interessante Kette der beschneiten Anden. Fast alle irgend gut gelegenen Haciendas bieten ähnliche Umgebungen, und in den meisten wird man Gelegenheit haben, die Herrlichkeit der südlichen Natur in vollen Zügen zu genießen. Und in der Tat ist auch die Lage eines bemittelten Landbesitzers in Chile eine von denjenigen der höchsten Zufriedenheit, wenn nicht Kampf der Leidenschaften, besonders aber Ehrgeiz und Parteiensucht, als Ergebnis der bürgerlichen Lage des ganzen Volkes, störend dazwischen treten. Eigentliche Liebe zur Natur, oder vielmehr eine dichterische Hinneigung zu ihr, ist wohl von einem kräftigen Manne nicht zu erwarten, der unter ganz anderen Umständen erwuchs, als der weit mehr verzärtelte Europäer, allein Liebe zur Unabhängigkeit, Neigung zu den heftigsten körperlichen Bewegungen, zu den Wagnissen und dem wilden Umhertreiben der Guassos sind bis jetzt selbst noch einem großen Teil der stadtgeborenen Chilenen eigen geblieben. Sie sind die Ursachen der Sehnsucht nach dem Leben auf dem Lande, welche oft selbst von den reichsten Bewohnern der Hauptstadt ausgesprochen wird, und erklären das anfangs sehr überraschende Vorkommen von verhältnismäßig großer Bildung in manchem scheinbaren Landmann, der gleich den übrigen mit breitem Strohhut, in Mantel und Überstiefeln — botas — gekleidet umherreitet und spät erst als ein Bewohner der Hauptstadt sich zu erkennen gibt. Man wundert sich oft, einen solchen feiner erzogenen, der besseren Gesellschaft gewöhnten Mann in größter Leidenschaftlichkeit sein Pferd



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

besteigen und bis zur Wildheit aufgeregt, ermahnend, befehlend, jubelnd oder das Ungeschick eines Anfängers verwünschend hinter einer fliehenden Herde her galoppieren zu sehen, und zwar mitten unter seinen Guassos, welche dann im Augenblicke der Erhitzung dem Gebieter nicht immer die gewohnte Achtung erzeigen. — Nach Durchwanderung der vernachlässigten Baumpflanzungen gelangten wir zu mehreren verstreuten Hütten, den Wohnungen eben jener Guassos, die man am richtigsten als Landleute der niedrigeren Klasse bezeichnet, in welchen sich die volle Nationalität erhielt, welche auf mehr oder minder günstige Bedingungen hin auf dem Lande des Gutsbesitzers sich ansiedelten und dafür bald die eine oder die andere Dienstleistung auf sich haben. Der Szene, welche sich da dem Blicke darbot, fehlte es nicht an Lebhaftigkeit. Ein Guasso war beschäftigt, ein noch nie gerittenes Pferd seines Herrn die Stärke seines Arms und die Kraft seines Willens empfinden zu lassen. Das Tier war schön und mutig, auf einer entlegenen Weide eingefangen, hatte man es mit Mühe bis auf jenen Platz getrieben. Ihm auf die gewöhnliche Weise den Zaum anlegen zu wollen, würde unmöglich gewesen sein. Man hatte es mit Schlingen niedergeworfen. Kaum erhebt es sich aber, seiner Banden befreit, vom Boden, so sitzt auch der Guasso mit einem einzigen, raschen Sprunge auf seinem Rücken. Wie nun auch das Tier über die ungewohnte Last zürne, wie es springe, sich bäume oder herumgaloppiere, so bleibt doch der Reiter mit ziemlich phlegmatischer Ruhe auf seinem Rücken hängen. Es ist Lachen erregend, die Anreden im unverfälschten Dialekte des Landes zu hören, die ein solcher Guasso an das halbermüdete Tier über das Törichte seiner Wut hält, und wäre nicht der Ausdruck eines gutmütigen Ernstes unverkennbar, so möchte man das Ganze für Ironie der bittersten Art halten. Auch die wildesten Bewegungen des unbändigen Tieres vermögen das Gleichgewicht des Reiters nur wenig zu stören, und fällt das Pferd oder wirft es sich selbst zu Boden, so kommt der Reiter fast immer zum Stehen neben ihm und verfehlt den Augenblick nicht, wo das sich frei glaubende Tier aufspringt, um sich als voriger Plagegeist von neuem blitzesschnell in den Sattel zu schwingen. Nur erst wenn das Pferd in hohem Grade durch eigne Anstrengung ermüdet ist, zwingt der Reiter es zum Laufe und entläßt es nach solcher Probe gemeiniglich gar sehr gedemütigt. Ein oder zwei Versuche mehr von derselben Art genügen, um das Tier zur geduldigen Unterwerfung unter den stärkeren Willen des Menschen zu bringen. — Etwas entfernter bemerkten wir einen Platz mit einem kreisrunden Zaune umgeben, welcher einen zweiten konzentrischen enthielt. Zwischen den beiden Ringen galoppierten zahlreiche Stuten und Maultiere, von mutwilligen Knaben so geängstigt, daß sie unaufhörlich die Bewegung fortsetzten. Der Boden war mit regelmäßigen Schichten von Weizen bedeckt, denn dieses ist die Art zu dreschen in Chile, wo man den Halm kurz unter der Ähre durchschneidet, indem man nur allein in den Haciendas, welche den großen Städten am nächsten liegen, gelernt hat, einigen Vorteil aus dem Stroh zu ziehen. Ein alter grauköpfiger Landmann, der Mayordomo der Pflanzung, sah unter dem Schatten der breitästigen Tara, eines Baumes, welcher den Chilenen ein vortreffliches Farbematerial liefert, mit unverkennbarem Vergnügen der Wildheit der Knaben zu, die denn doch schon das zu werden versprachen, was der Landmann



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sehr schätzt, furchtlose Reiter und halbe Naturmenschen. Ohne gerade geneigt zu scheinen, ihren Fleiß zu übertreiben, saßen mehrere Männer herum, mit der kunstreichen Verfertigung der unzerreißbaren viereckigen Ledersäcke beschäftigt, in denen der Chileno in manchen Minengegenden die Erze, in den Distrikten des Ackerbaues aber sein Getreide und seine Hülsenfrüchte transportiert. Die Frauen aber waren in den Mysterien der gar nicht verächtlichen chilenischen Färbekunst vertieft oder beschäftigt, eine überaus grobe und unreine Wolle zu verspinnen. Hervorragend über diese homerische Gruppe saß eine nach der Sitte des Landes herumziehende Weberin, im Begriff, an einem höchst unkünstlichen Webstuhle einen Poncho, ein sehr volkstümliches Kleidungsstück, zu verfertigen. Nicht wenig stolz schien unser Wirt darauf, der erste zu sein, der in dieser Gegend eine mehr verständige Bereitungsweise des Weines eingeführt hatte. Zwar bestanden noch in einem offenen Nebengebäude die Reihen von sehr geräumigen Kupferkesseln, in denen der Wein nach alter Sitte halb eingekocht wird, um ihm größere Stärke und Süßigkeit zu verleihen, Eigenschaften, die ihn dem Ungewohnten unleidlich und wohl gar schädlich machen könnten. Indessen fehlten auch nicht die hier sehr teuren Fässer zur Gährung, um Weine den europäischen ähnlich hervorzubringen. Nebenan lag ein halbdunkler, wohl vierzig Schritte langer Schuppen. Sein Inneres enthielt eine vierfache Reihe von sehr großen Gefäßen aus rotem Ton in der Form kolossaler Urnen, gegen acht Schuh hoch und von dem Gehalte von ein paar Stückfässern. Sie waren mit dem Weine der zwei letzten Jahre erfüllt, denn noch immer ist selbst in den bestbetriebenen Haciendas das Verfahren so unvollkommen, daß nur wenige Weine sich viel über diese Periode hinaus erhalten lassen. In der Hütte des Maultiertreibers des Gutes, welche wir zunächst betraten, lagen die außerordentlich schwerfälligen Packsättel übereinander aufgeschichtet und die Schläuche aus Ziegenhäuten, die man inwendig mit Erdpech überzieht, um in ihnen die Weine zu versenden, welche durch solches Verfahren weder an Klarheit noch an Arom besonders gewinnen. Ein kurzer Spaziergang in der Abendkühle führte uns durch die Weinfelder, wo die Reben sich bald über niedrige Gestelle, bald über unordentlich hingepflanzte Pfähle fortspinnen, wo sie aber auch ohne ängstliche Pflege fast nie verfehlen, die üppigsten Ernten zu liefern. Fast als etwas recht Heimisches begrüßt man die blühenden Felder des Alfalfa, des Luzernerklees, den man in allen gemäßigten Gegenden des spanischen Amerika als einziges Futterkraut erbaut. So gelangten wir endlich wieder zu dem Wohnhause, wo schon alle Veranstaltungen getroffen worden waren, um den Abend genußvoll zu machen, diejenige Zeit, wo in allen wärmeren Ländern der Mensch eigentlich erst zur Tätigkeit oder, was dort oft gleichbedeutend ist, zum Genusse erwacht. (Eduard Pöppig, Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome, 1835/1836.)

## DER ALTE PFÄLZISCHE BAUERNHOF

Ähnlich wie mit der Hausflur des Bauernhauses verhält es sich mit dem Hofraum. Auch der äußere Schmuck des Hofes ist kein übler Maßstab für den Wohlstand des Bauern. In der Pfalz haben die alten Hoftore der reichen weinbauenden Ortschaften geradezu einen monumentalen Charakter. Als die Mord-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

brennerbanden Ludwigs XIV. die Pfalz verbrannten, wurden die Häuser in diesen Dörfern zerstört, nur die massiven, in stattlichen Spitzbogen und Rundbogen gewölbten Hoftore blieben mehrenteils stehen und stehen heute noch neben den später neu wieder angebauten Wohnungen und legen Zeugnis ab von dem Reichtum und der Wohnlichkeit dieser Bauerndörfer in alter Zeit. Auf dem Schlußstein des Torbogens ist die Jahreszahl der Erbauung eingehauen, oft auch der Name des Erbauers oder das Zeichen seines Berufes, nicht selten steht auch ein Vers dabei, der uns anzeigt, was in jenem Jahre Korn und Wein gegolten. Auch ziert wohl mancherlei Ornamentenwerk die großen Sandsteinblöcke der Torpfeiler. Wo hält wohl jetzt noch der Bauer so viel auf den sinnigen und massiven Schmuck seines Hauses und Hofes? Haus und Gehöfte der damals so reichen Pfälzer Weinbauern muß wie eine kleine Burg anzuschauen gewesen sein, während freilich anderwärts der deutsche Bauer zu selbiger Zeit auch noch in Lehmhütten wohnte, die an die Hütten der Wilden erinnern. Zu dem stattlichen Doppeltor stimmte die hohe steinerne Hofmauer. Das Haus stand mit der schmalen Giebelfronte gegen die Straße gekehrt, die Längenseite mit den meisten Fenstern und der Haustüre ging also auf den Hof, ein unberechenbarer Vorteil für ein Bauernhaus, denn auf seinen Hof soll der Bauer aus dem Fenster schauen, nicht auf die Straße. An der Langseite im Hofe war die große steinerne Bank angebracht, auf welcher das „ganze Haus" am milden Sommerabend plaudernd beisammen saß. Durch diese Frontstellung des Hauptgebäudes und den beschlossenen Hof war das Haus gleichsam überall nach innen gekehrt, während wir es jetzt mit der langen Straßenfassade nach außen gewendet haben. In diesem einzigen Umstande liegt eine ungeheure Krisis im Familienleben angedeutet. Der Binnenhof hat den besten Teil seiner Bedeutung für die Häuslichkeit verloren, seit wir die Hauptseite des Hauses von ihm weggewendet haben. Nur durch den Hof konnte man ins Haus gelangen, man trat nicht unmittelbar von der Straße in das Heiligtum des Hauses ein. In dem Maße, als die Familie an öffentlicher Bedeutung verloren hat, sind die Häuser gegen die Straße offener geworden. Im Orient, wo die Idee der freien Persönlichkeit wie der Gesellschaft und des Staates noch vielfach gefangen gehalten ist in dem Bann der übermächtigen Familie, sind die Häuser in gleichem Extrem ganz nach Innen gekehrt, der Harem kerkermäßig abgeschlossen, das Haus hat gar keine Straßenfront, weder architektonisch noch sozial. In jenen Bauernhöfen der reichen Pfalz mußte der Bauer, wenn das große Hoftor hinter ihm ins Schloß gefallen war, sich fühlen nicht wie der Türke im Kerker seines Hauses, wohl aber wie der Ritter in seinem Burgfrieden. Ahmte er vor Zeiten doch selbst den Ritter darin nach, daß er die Strafe des Burgfriedensbruches in seinem Hofe so gut versinnbildete, wie der Ritter in seinem Schloßhofe. Wo dieser das Bild der abgehauenen blutigen Hand als Warnungsmal für den Friedensbrecher aufstellt, da nagelte der Bauer den schlimmsten Friedensbrecher seines Hofes, den Habicht oder die Eule, zum warnenden Exempel an das Scheuertor:

„Wer diesen Burgfrieden bricht,
Der wird also gericht."

(W. H. Riehl, Die Familie, 1855.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

## OSNABRÜCKISCHES BAUERNHAUS

Der Herd ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner anderen Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht die Wirtin zu gleicher Zeit drei Türen, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnt immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben die große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Türen auf- und zugehen, höret ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn sie im Kindbette liegt, kann sie noch einen Teil dieser häuslichen Pflichten aus dieser ihrer Schlafstelle wahrnehmen. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. So wie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt daß in anderen Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Haustür aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegengehen, ihn wieder aus dem Hause führen und seine Arbeit solange versäumen muß. Der Platz bei dem Herde ist der schönste unter allen. Und wer den Herd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Deele absondert, beraubt sich unendlicher Vorteile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd füttert. Er hört die Stimme seines Viehes nicht mehr. Die Einfurt wird ein Schleichloch des Gesindes, seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade am Feuer geht verloren, und wer vollends seine Pferde in einem besonderen Stalle, seine Kühe in einem anderen und seine Schweine im dritten hat und in einem eigenen Gebäude drischt, der hat zehnmal so viel Wände und Dächer zu unterhalten und muß den ganzen Tag mit Besichtigen und Aufsichthaben zubringen.

Ein ringsumher niedriges Strohdach schützt hier die allezeit wachen Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh und wird mit leichter Mühe von dem Wirte selbst gebessert. Ein großes Vordach schützt das Haus nach Westen und deckt zugleich die Schweinekoven, und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistpfuhl vor der Ausfahrt, wo angespannt wird. Kein Vitruv ist imstande, mehrere Vorteile zu vereinigen. (Justus Möser, Patriotische Phantasien, 1775/1786.)

## OBSTBAU DER ALTEN

Hier gingen die Alten zuerst von der Grundbasis, worauf alles beruht, nämlich von der sehr richtigen Erfahrung aus, daß jeder Osbtbaum seinen eigenen Boden verlange, und daß er nur in diesem zu gedeihen vermöge. Sie verbanden mit dieser Untersuchung, wie es im Theophrast geschieht, zugleich auch die über den jedem Baume eigentümlichen Standpunkt. In der letzteren Rücksicht bestimmten sie die Standpunkte der Obstbäume gegen Mittag, gegen Mitternacht, gegen Morgen und gegen Abend, indem sie dem Standpunkte gegen Morgen



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und gegen Mittag die erste Stelle einräumten. Jedoch sie verfuhren noch genauer: jene Bestimmung betraf die Himmelsgegend, eine andere beschäftigte sich eigentlich mit der Lage des Bodens.
Dieser war nun, nach ihnen, entweder bergig, und dahin schickten sich denn wilde Feigenbäume und Kirschen, oder er bestand aus Hügeln, welche immer abwechselten, und dieser schickte sich dann für den Weinstock, oder der Boden war in einer Ebene, und dieser war denn eigentlich für die so mancherlei anderen Obstarten, als Pfirsichen, Pflaumen, Äpfel und Birnen, der schicklichste. Jede von diesen so sehr verschiedenen Lagen des Bodens enthielt nun wieder verschiedene Erdarten und war also in dieser Rücksicht wiederum geteilt. Die Erdarten waren: schwere, leichte, fette, magere, lockre, feste, sandigte, tonige, kiesige, Stein- und Kreidenerde. In dieser Hinsicht finden sich nun bei ihnen folgende Behauptungen: Nicht in allen diesen Erdarten komme der Fruchtbaum fort, und es verlangten die Obstbäume alle einen Boden, der sich so ziemlich gleich bleibe, und sie liebten fast alle einen Boden von gleichem Gehalte. Es werde nämlich erfordert, daß die Erdart, in welcher der Obstbaum mit Gedeihen erwachsen sollte, aus fettem, schwerem, lockerm und etwas sandigen Boden so ziemlich zu gleichen Teilen gemischt sei, das heißt, sie dürfe von keinem zu viel haben: nicht zu fett, nicht zu schwer, nicht zu locker, nicht zu sandig. Fett müsse der Boden sein, um dem Gewächse, welches in demselben erwächst, Geschmeidigkeit mitzuteilen, schwer, damit Regen, Sonne und Wind ihn nicht so leicht vernichten könne, locker, damit der Regen in ihn einzudringen und durch seine Feuchtigkeiten die in ihm liegenden Nahrungsstoffe aufzulösen vermöge, sandig oder steinig oder kiesig, damit die Feuchtigkeit des Bodens nirgends gestopft werde, sondern allerwärts frei und ungehindert durchfließen könne. Am allermehrsten aber liebe der Weinstock steinigen Boden, wie sie meinten.
Diese Erdarten hatten nun, nach der Behauptung der Alten, wieder verschiedene Säfte, von denen einige einigen Gewächsen zukommen und sie wohl ernähren, andere aber wieder nicht. Der salzige, der bittere, der süße Boden war nicht für alle Obstbäume. Birnen und süße Früchte durften nach ihrer Meinung nicht in süßem Boden, aber auch nicht in ganz bitterem oder salzigem gezogen werden, sie verloren dann ihren anziehenden Geschmack und wurden fade. Sie hielten dafür, daß der Geschmack der Erdarten bloß und allein von der Beschaffenheit der Feuchtigkeiten herrühre, welche in denselben sich befänden, und dies führte sie dann wieder auf die Untersuchung von dem Nutzen des Wassers für die Obstbäume.
Je mehr Wasser in der Erde sich befand, desto tauglicher hielten sie dieselbe für die Erzeugung und Ernährung der obsttragenden Bäume. Dieses Wasser durfte aber kein Quell-, sondern es mußte Regenwasser sein, weil sie glaubten, dieses habe sich schon weit besser mit der Luft vermischt, welche bloß und allein den Nahrungsstoff zu allen Dingen in sich enthalte. Jedoch auch nicht jedes Regenwasser erfüllte in dieser Rücksicht ihre Forderungen, sie unterschieden ganz genau unter denselben. Für die vorzüglichsten Regen hielten sie diejenigen, welche in dem Winter fielen, denn diese stärkten dann die alle Nahrung jetzt begierig an sich ziehenden Bäume zu einer Zeit, wo sie diese



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nahrungssäfte bloß auf ihr Holz und nicht auf ihre Früchte zu verwenden hatten. Diese Regen, wenn ihrer viele fielen, erhoben die Kräfte der Gewächse ungemein. — Nach diesen Regen hatten den zweiten Rang solche, welche nicht lange vor dem Knospen oder der Blühzeit fielen: denn dadurch wurde der Obstbaum in den Stand gesetzt, seine Knospen mit Kraft zu treiben und seine Blüten zu behalten. Für ganz besonders nötig hielt man solche Regen bei dem Weinstock. — Den dritten Rang erhielten solche, welche gleich nach der Blühzeit sich ereigneten, weil dann der Baum Kräfte zum Ansatz seiner Früchte verlangte: traten sie nicht ein, so mußte nach ihrer Meinung der Baum viel von seinen angesetzten jungen Früchten verlieren. — In den vierten Rang endlich wurden die gesetzt, welche gegen die Zeit der Reife fielen, und welche daher nur für die Größe und Schmackhaftigkeit der Früchte bestimmt zu sein schienen.

Zu den schädlichen Regen zur ungelegenen Zeit rechneten sie aber nun auch: erstens alle diejenigen, welche, wo sie nicht Winterregen waren, zu lange anhielten, weil sie sowohl den Bäumen als auch den Früchten eine sehr lockere Struktur gaben, wodurch denn die Bäume schwächlich, die Früchte aber fade von Geschmack wurden. Zweitens, alle Regen, welche in der Blühzeit fielen, da durch sie die Blüten vernichtet wurden und sich der Rost an sie ansetzte, wodurch sie zu ihrer weiteren Ausbildung untauglich wurden. Drittens endlich jeden Regen, welcher von Süden kam, auch dieser, meinten sie nach Theophrast, bewirkte Schlaffheit der Fasern des Baumes und trage dazu bei, daß die Früchte schlecht würden. Sie zogen diesen bei weitem vor alle Regen, welche der Nordwind brachte. Diese stärkten nach ihrer Meinung die Gewächse, da sie kalt waren und deshalb die Kräfte des Baums nicht auflösten, sondern in dem Baume mehr zusammendrängten. Sie waren überhaupt mehr mit Nahrungsstoff geschwängert. Auch selbst die Nordwinde wurden von ihnen für besser als die Südwinde gehalten, besonders in Rücksicht auf die Reife der Früchte; denn jene verhinderten durch ihre Kälte, daß die Sonnenstrahlen die Frucht nicht zu sehr zusammendörrten, sondern bewirkten immer ein allmähliches langsames Reifen, welches dem Obste einen süßen Geschmack gebe und ihm seinen Saft lasse.

Übrigens bemerken aber doch die Alten noch, daß in betreff der glücklichen oder gelegenen und der ungelegenen Regengüsse sich nichts Sicheres bestimmen lasse. Einigen Bäumen, sagt zum Beispiel Theophrast, kämen sie gelegen zu eben der Zeit, wo sie anderen schadeten. Die Ursache davon liege in der Verschiedenheit der Zeitpunkte ihres Blühens und Fruchttragens voneinander, da einige früh-, andere hingegen spättragende Bäume wären. So schade zum Beispiel ein Regen, der in der Blühzeit der Äpfel- und Birnbäume falle, gewaltig, da eben derselbe hingegen die Fruchtbarkeit des Weinstockes auf eine erstaunliche Weise befördere. Es lasse sich also die Nützlichkeit oder Schädlichkeit derselben in den meisten Fällen nur beziehungsweise bestimmen.

Gegen solche Ereignisse der Natur, sagt Theophrast, läßt sich nun nicht streiten, wir können weiter nichts tun, als der Natur nur folgen, sie auf ihrer vorteilhaften Seite benutzen und ihre schädlichen Einflüsse, so weit es nur möglich ist, zu vermeiden suchen. Wir sehen hier aber nur zwei Wege vor uns, fährt er



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fort, der eine ist der, auf dem man dem üblen Einflusse der Luft und der Witterung, und der zweite, wo man der üblen Beschaffenheit des Bodens entgegen zu wirken hätte. Auf dem ersteren Wege ist es fast immer unmöglich, etwas zu unternehmen, nur ein Teil der Gewächse läßt sich gegen die übermäßige Wärme und übermäßige Kälte schützen. Gegen übermäßige Wärme, wenn man sie so nahe aneinander pflanzt, daß sie sich wechselseitig in Schatten stellen, oder wenn man sie an den Abhang großer Berge nach Norden zu hinpflanzt oder an das Wasser setzt. Gegen übermäßige Kälte, wenn man sie, die Obstbäume, mit Anpflanzungen von Buschholz umgibt, sie nach der Sommerseite zu stellt oder sonst vorhandene ähnliche Mittel dagegen ergreift. Jedoch unsere Bemühungen bleiben hierinnen immer unvollkommen. Weit eher gelingen sie uns in Rücksicht auf die Verbesserung des Bodens, diesem können wir auf mancherlei Weise zu Hilfe kommen.

Die erste Methode, welche die Alten, nach Theophrast, zu diesem Endzweck ergriffen, war die der Vermischung der verschiedenen Erdarten miteinander, um daraus eine gute zum Behuf der Erziehung der Obstbäume zu verfertigen. Wollten sie also ein Stück Land, auf dem ein Obstgarten angelegt werden sollte, verbessern, so suchten sie auf dasselbe, wenn die Erde steinigt und dürr war, fette Erde mit etwas Sand vermischt zu bringen und gruben sie mit dem unteren Boden zusammen. Durch diese Vermischung bildeten sie sich nun einen eigenen Boden, den sie für hinlänglich tauglich hielten. Und so machten sie es denn in allen übrigen Fällen. (Karl Ludwig Sickler, Geschichte der Obstkultur, 1802.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

# 3. WACHSTUM UND KUNST

## DER GARTEN DES ALKINOOS

Nach der Erzählung des siebenten Buches in der Odyssee war Ulysses auf seiner Heimreise von dem Kriege vor Troja, als weder der Liebreiz, noch die Versprechungen der Halbgöttin Kalypso ihn in ihren Umarmungen zurückhalten konnten, auf einem leichten, selbstgebauten kleinen Schiffchen bis zur Insel der Phäaker, dem ehemaligen Korcyra und heutigen Korfu gekommen. Nicht weit mehr war er von ihr entfernt, als ein wütender Sturm entstand, der ihn Schiffbruch leiden ließ. Mehrere Tage wurde er nun wie ein Wrak in der See herumgeworfen, bis ihn eine Welle endlich noch glücklich an die Ufer der Insel nackt und entstellt anwirft. — Hier erblickt ihn die schöne mitleidsvolle Tochter des Königes des Landes, die Tochter des Königs Alkinoos, die mit ihrem Gefolge gewisser häuslicher Geschäfte wegen an die See gegangen war, er entdeckt sich ihr, und sie bringt ihn an den Hof ihres Vaters. Seine Tage sind hier Tage des Wohllebens; denn er befindet sich jetzt in dem prächtigsten Palaste, den er nur je gesehen hat: seinen Gaum laben die wohlbesetzten Tafeln seines königlichen Wirtes, seine Ohren ergötzt anmutiger Gesang, und sein Auge erfreut teils die gute Einrichtung und Schönheit der umliegenden Gegend, teils der Schmuck der Gemächer. So bewundert er denn auch den nahe liegenden vortrefflichen Garten. Die Beschreibung dieses Gartens findet man in dem vorhin genannten Gesange von Vers 112, an und sie ist, nach der Vossischen Übersetzung, folgende:

Außer dem Hof erstreckt ein Garten sich, nahe der Pforte,
Eine Huf ins Geviert, und rings umläuft ihn die Mauer.
Dort sind ragende Bäume gepflanzt mit laubigen Wipfeln,
Voll der balsamischen Birne, der süßen Feig' und Granate,
Auch voll grüner Oliven und rotgesprenkelter Äpfel.
Diese tragen beständig im Jahr, nie mangelnd des Obstes,
Nicht im Sommer noch Winter, von atmenden Westen gefächelt,
Knospen sie hier und blühn, dort zeitigen schwellende Früchte,
Birne reift auf Birne, es röten sich Äpfel auf Äpfel.
Traub auf Traube verdunkelt, und Feigen auch schrumpfen auf Feigen.
Dort auch prangt ein Gefilde von edelem Weine beschattet.
Einige Trauben umher auf der Ebene hingebreitet
Dorren am Sonnenstrahl und andere schneidet der Winzer,
Andere keltert man schon, hier stehen die Herling' in Reihen,
Hier entblühn sie zuerst, hier bräunen sich leise die Beeren.
Dort sind auch geordnete Beet' am Ende des Gartens,
Reich an manchem Gewächs, und stets von Blumen umduftet.
Auch sind dort zwei Quellen, die eine fließt durch den Garten
Schlängelnd umher, und die andere ergießet sich unter des Hofes
Schwell' an den hohen Palast, woher sich schöpfen die Bürger.
Siehe so herrlich schmückten Alkinoos' Wohnung die Götter.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Welch ein herrliches und genaues Gemälde des ältesten Gartenbaues! schon behagend der Phantasie als bloße Dichtung, und wenn ihr wirklich auch nicht das geringste Wahre zum Grunde läge, aber noch weit erfreulicher für den Pfleger des Obstbaumes und Weinstockes, der an dem ältesten Schicksale desselben ein lebhaftes Interesse und an der Geschichte desselben ein vorzügliches Vergnügen findet! —

Wenn wir diese Beschreibung genauer durchgehen und jedes einzelne in derselben aufmerksam betrachten, so läßt sich ungefähr folgendes bestimmtes Bild von der Gewohnheit und Kunst der Alten in den ältesten Zeiten, ihre Gärten einzurichten, entwerfen.

Homer sagt, der Garten war außerhalb des Hofes und also nicht eingeschlossen von der Ringmauer, welche den Hof umgab. Gerade so, wie in unseren Zeiten, wo die Gärten, mag es auf Dörfern oder in Städten sein, mehrenteils einen ganz abgesonderten Teil von der Hof- und Hausflur ausmachen. Jedoch, dieser Garten war auch nicht zu weit von derselben entfernt, er war ganz nahe an den Toren des Hofes und wahrscheinlich also gelegen, daß man sogleich aus den Toren desselben in den Garten trat. Homer sagt ferner, daß er groß war, ja, er ist ganz genau in der Bestimmung desselben — er gibt seine Größe auf vier Joche oder Acker an. — Eine ansehnliche Größe, wo schon mancher schöner Fruchtbaum erzogen werden konnte. Aber dieser Garten stand nicht frei, er war kein bloßer mit Fruchtbäumen besetzter Platz, den Beschädigungen der Menschen und des Viehes ausgesetzt, sondern die erhaltende Sorgfalt der Menschen hatte ihn mit einem Zaun umgeben. Hieraus läßt sich schon auf eine vorzügliche Kultur des Obstbaues schließen. Man hegte und pflegte die edeln Fruchtbäume, in deren Besitz man war. — Die Bäume, welche in demselben sich befanden, waren herrlich und hoch erwachsen. Auch dieses zeigt auf damalige schon hohe Kultur des Obstbaumes hin. Die ersten Fruchtbäume nämlich waren, nach Androtions Meinung beim Theophrast und nach Theophrasts eigener Behauptung, anfänglich unansehnlich und klein, sie waren noch Staudengewächse. Selbst da noch, als man sie schon aus der Wildnis gebracht und gepflegt hatte, wollten sie nicht hoch erwachsen. Viele Zeit verging, ehe sie durch vieles Ausputzen und Schneiden zu einem Stamm sich bildeten und folglich sich zu erheben vermochten. Die Insel Korfu, oder das Korcyra der Alten, muß also die vom Herkules nach Griechenland gebrachten Obstbäume bald erhalten und in dem Garten des Alkinoos sie frühzeitig kultiviert haben. Er nennt nun auch diese Bäume. Sie sind: Birnbäume, Granatäpfelbäume, Äpfelbäume mit herrlichen Früchten, süße Früchte tragende Feigenbäume und immer grünende Olivenbäume. Dies sind aber bloß Hauptgattungen von Fruchtbäumen, besondere Arten nennt er nicht, entweder weil dazumal noch keine einzelnen Sorten vorhanden waren, oder vielmehr, weil die dichterische Beschreibung ein solches Detail nicht zuließ.

Diese Bäume haben aber das Vorzügliche, daß sie nie von Früchten leer sind, sondern daß, wenn die einen reif werden, andere blühen, ansetzen und andere abfallen. Sommer und Winter hindurch strotzen sie von milden Gaben, sie empfinden keinen Wechsel der Jahreszeit. Die Ursache davon ist, daß immer ein sanfter Westwind den Garten durchstreicht, wodurch teils Keime her-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vorgelockt, teils schon erwachsene Früchte mild gekocht werden. Daß aber der Westwind diesen Garten durchstrich, dies kam vielleicht daher, weil der Garten mit Sorgfalt und Vorsicht so angelegt war, daß er Schutz vor Nord- und anderen Winden hatte und ihm die Aussicht gegen Westen hin offen stund. — Die Bäume waren ferner sehr tragbar, denn Birnen hängen auf Birnen, Äpfel auf Äpfel, Beeren auf Beeren, Feigen auf Feigen. — Dies war die Beschreibung des eigentlichen Obstgartens, nun beschreibt er auch den Weinberg, welcher sich gleichfalls mit in dem Einschlusse des Gartens befand.
Mit diesem Weinberge verhält es sich ebenso, wie mit den Obstfruchtbäumen. Der eine Teil des Weinberges wird erstlich noch von der Sonne ausgekocht, die Trauben sind hier noch nicht reif. Andere aber werden eben gelesen und andere sind schon gekeltert. Alles in der Stufenfolge. Homer sagt, der Weinberg war der Sonne sehr ausgesetzt und lag in einer weiten Gegend. Diese letzteren Worte sagen wohl so viel: der Weinberg hatte Reihen von Stöcken, und diese waren in gehörigen Zwischenräumen also voneinander entfernt, daß Sonne und Luft den Zugang zu ihnen hatten. Nimmt man aber noch eine andere sich vorfindende Bedeutung des Wortes in dem Sinne „tief" an, so ergibt sich daraus, daß der Weinberg an einem Hügel angelegt sein mochte, und dann bedeuteten die angeführten griechischen Worte so viel, als: in Terrassen, sie hießen: eine herabsteigende tiefgehende Gegend. Dies deutete nun schon auf eine vorzügliche Kultur des Weinbaues in jenen frühen Zeiten hin. — Damit die Stufenfolge in den Früchten des Weinberges vollständig angegeben wird, so sagt er: zunächst vor dem Ulysses stehen Weinstöcke, die erstlich Blüten tragen, und andere, deren Blüten auskriechen usw.
Indessen der Garten ist nicht bloß dem Nutzen und dem Gaum geweiht, sondern auch für die Belustigung des Auges gesorgt. Man hat das Nützliche und Angenehme mit dem Schönen verbunden. Es befinden sich nämlich in ihm wohlgeschmückte Gartenbeete — dies heißt Beete, die mit Blumen besetzt sind, und zwar mit allerlei Arten von Blumen. Und auch auf diesen trifft man keine Spur der Veränderlichkeit, des Verwelkens an, sie bleiben das ganze Jahr hindurch schön, sie werden immerfort mit Blumen besetzt, welche zu blühen anfangen, wenn andere verblüht sind. Also auch hier schon die erste deutliche Spur von gepflegtem Blumenflor.
Damit der Garten immer fruchtbar und blühend erhalten wird, so laufen zwei Quellen durch ihn. Die eine derselben wässert den Garten, die andere aber geht in den Hof und gibt das Wasser zum häuslichen Gebrauche.
Welche reizende und vortreffliche Gartenanlage! Durchaus zeugend von Studium, Erfahrung, Einsicht und Geschmack. Durch sie wird mehr als ein Sinn befriedigt, in ihr findet sich nicht das Nutzleere der bloßen englischen Parks, noch das Geschmacklose der Bauerngärten in unseren Tagen. Wie viel weiter hätten wir es denn bringen können, wenn wir die alten Griechen, die ältesten die wir kennen, auch hier stets zum Muster genommen hätten! (Karl Ludwig Sickler, Geschichte der Obstkultur, 1802.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Anlegung von Gärten, Weinbergen und lieblichen Hainen war in der letzteren Lebenszeit Varros ein allgemeiner Gegenstand des Luxus geworden, so daß selbst dieser Römer auf den Metellus und Lukullus, welche den großen Ton darinnen zuerst angegeben hatten, anspielt und von diesen sagt, daß sie ihre Villen zum größten Verderbnis des Publikums angelegt hätten. Ganz Italien schien nur ein einziger zusammenhängender Garten zu sein, in dem hie und da nur, und dieses zwar fast allein in Kampanien, dem Getreidebau einige kleine Plätze vergönnt waren. Die geschmackvollsten Villen steigen in unzählbarer Menge aus ihm hervor, ganz für den ruhigen Lebensgenuß ihrer Bewohner geschaffen und fast allein nur dazu geeignet, den Gedanken zu nähren, wie man das Leben in ihnen auf das angenehmste genießen möchte.

Was würde wohl Kato, der strenge Censor, gesagt haben, wenn er, nach einem Verlauf von beinahe anderthalb hundert Jahren, Italien wiedergesehen hätte? Was würde er gesagt haben, wenn er auf der Stelle der ehemaligen so sehr einfachen und ländlichen Meiereien, in denen alles für das notwendige Bedürfnis, für den Nutzen und fast nichts für das Vergnügen eingerichtet war, die jetzigen prächtigen Villen erblickt hätte? — Zu seiner Zeit war es gewöhnlich, und er erklärte es selbst in der von ihm über die Erbauung eines Meierhofes hinterlassenen Beschreibung für hinreichend, daß der Besitzer und Herr der Villa ein einziges Gemach für sich und eines für das Gesinde hatte. Jetzt würde er bloß in dem Hauptgebäude der Villa allein ein Schlafgemach, ein Morgen-, ein Mittags- und ein Abendgemach, zwei Speisesäle, eine Bade- und Ringstube, nebst einer unzählbaren Menge kleiner Kabinette gefunden haben. — Zu seiner Zeit erbaute man die Villen, wie er selbst ausdrücklich sagt, aus Kalk, Ton und gewöhnlichen Steinen, das Hausgerät in ihnen war aus den Holzarten verfertigt, welche die benachbarten Wälder lieferten. Jetzt hätte sich ihm ein Gebäude dargeboten, das gleichsam nur aus einem einzigen Stücke Marmor gegossen zu sein schien, mit den prächtigsten Kolonnaden aus allen Säulenordnungen rund herum umgeben und mit einem Hausgeräte ausgestattet, zu dem die Wälder der entferntesten Länder die Materialien hatten beitragen müssen. — Aus der Hofflur waren die Viehställe und andere Wirtschaftsgebäude, waren alle Gerätschaften zum Landbau, war der Dünger verschwunden. Jetzt umgab dieselbe ein verborgener Marmorgang, allerwärts traf das Auge auf Statuen, Werke griechischer und römischer Künstler, man ging auf Marmor einher, und hie und da in demselben lud ein Marmorsitz bei einem kleinen Springbrunnen ein, von einigen hohen Platanen beschattet. — Trat man aus dem alten Katonischen Meierhofe hinaus in das Freie, so fand man zuerst vor sich einen Weinberg, dann erst den Garten, darauf eine Weidenpflanzung, dann den Ölgarten, dann eine Wiese, dann ein Fruchtfeld, dann kleines Buschholz, dann niedere Bäume und endlich einen Eichenwald. Jetzt umgab die Villa zunächst der Garten, zum Teil in dem neueren nachmaligen sogenannten französischen und teils in dem Geschmack des heutigen englischen Parks eingerichtet. Man suchte vorerst Genuß für das Auge, sodann Schatten und endlich Befriedigung des Gelüstens des Gaumens, welches



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alles vereint der Weinberg freilich nicht gewähren konnte. — Die ehemaligen Winzerhäuschen hatten großen verdeckten Gängen, die sowohl zum Morgen- als Abendaufenthalt eingerichtet waren, die Gartenhäuserchen, wo man ehemals die Gerätschaften zur Bearbeitung des Gartens verbarg, prächtigen großen Salons, kleinen mit Weinlaub umzogenen Sofas und hie und da versteckten Ruhgemächern, die man damals Diaetas nannte, weichen müssen. — Der Herr und Besitzer des Landgutes bearbeitete jetzt nicht mehr selbst in dem Kreise seiner Sklaven und seines Gesindes seinen Boden, er genoß nicht mehr, so wie Kato, mit ihnen gleiche Kost, sondern er herrschte hier wie ein persischer Satrap: denn mit dem Luxus der Asiaten war auch deren Weichlichkeit und Hang zum ruhigen und mühelosen Lebensgenuß zu ihm auf die Villa gewandert. Von ihm war die alte Katonische häusliche Tugend völlig gewichen!

Hätte Kato, der Urheber des Land- und Obstbaues in Italien, dieses vorher gesehen, hätte er wissen können, daß er dadurch, daß er durch mündliche und schriftliche Vorschriften zum Gartenbau reizte und ihn allgemein beförderte, den römischen Edeln der folgenden Zeiten eine Veranlassung in die Hände geben könnte, durch die sie allmählich zur Weichlichkeit geführt, durch die der ursprünglich tätige kriegerische Charakter der Nation verdorben wurde, so ist es gewiß, daß er alle Wein- und Gartenbauer eher durch Proskripte verfolgt, als sich selbst zu einem solchen verstanden haben würde.

So war das Landleben der Römer zu Augusts Zeitalter beschaffen: die Pflege der Gärten machte den Hauptgegenstand der Begünstigung desselben aus. Es läßt sich also leicht denken, daß das schöne Lehrgedicht des Dichters Virgil über den Landbau, dessen zweiter Gesang allein den Garten und Weinbau behandelt, zu seiner rechten Zeit erschien und mit offenen Armen empfangen wurde. Es war so ganz für die römischen Großen geschrieben, mit deren Lieblingsbeschäftigung es so sehr harmonierte und denen es im geschmackvollsten Gewande eine Art von Lehrbuch in die Hände gab, dessen wohlüberdachte Vorschriften sie während des Nachtisches aus dem Munde ihrer Lektoren gleichsam spielend erhalten konnten. Selten hat daher auch wohl ein Gedicht so allgemeine Aufmerksamkeit erregt, als wie dieses, und es allein wäre schon imstande gewesen, Virgils Namen bis auf unsere Zeiten zu erhalten. (Karl Ludwig Sickler, Geschichte der Obstkultur, 1802.)

## MITTELALTERLICHE GÄRTEN

Auch auf den alten Burgen werden die Gärtlein nicht ganz gefehlt haben. Die Pflegerinnen waren die Schloßfrauen, die von ihren Lehrmeistern, den Mönchen, erlernten, wie man heilsame Kräuter in den Würz- und Krautgärten pflanzte, um Kranke und Wunde in Schloß und Dorf zu heilen oder auch um etwas Zukost und Gemüse für die Küche zu erzielen. In der Zeit der Blüte erfreuten sie sich dann der bunten Pracht, und die Jungen und Frohen flochten wohl auch Kränzlein für sich und den Gespielen. Unter den Fenstern der Frauenwohnung legte man den Garten an, damit er der Schloßfrau im Auge bliebe. Von oben wollte er angeschaut werden, dann lag er wie ein bunter



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Teppich in seiner Kleinheit und bunten Fröhlichkeit vor den Blicken. Selten wohl hat man direkt aus der Frauenwohnung in den Garten, in den man schaute, auch hineingehen können, meist war er für sich umhegt, aus dem Hause ging man durch ein „viel enges" Türlein hinein, ebenso häufig liegt der Garten auch neben dem Pallas, woher dann eine Stiege hinabführt, wie der Garten, in den Iwein herabsteigt. Auch auf dem schönen Bilde der Civitas Dei liegt das Gärtlein mit Lilie und Brunnen umzäunt neben dem Bergfried. Diese Lage können wir auch ganz deutlich noch an mittelalterlichen französischen Schlössern nachweisen, und Boccaccio wie nach ihm Chaucer lassen die schöne Emely vor den Augen der Gefangenen im Bergfried unten im Garten lustwandeln. Allerdings fehlen uns für das frühe Mittelalter fast alle Nachrichten und Bilder über die Bepflanzung der Schloßgärten, aber schon um das Jahr 1000 spricht Notker von dem „bluomengarten, dar rosa und de ringelen und violae wahsent". Neben dem Blumengarten wird früh von dem Baumgarten gesprochen. Zuerst immer hören wir, daß der Garten von einer Mauer umgeben ist. „Wann um den Bomgarten ein viel hohiu mure gat" oder „vor dem huse ein bomgarten lag, darumb gieng ein hoher Hag". Der Baumgarten, den Hartmann von der Aue im „Erec" schildert, hat zwar keinen Zaun noch Wasser, nicht Mauer noch Graben, der ihn umgibt, aber er ist ein Zaubergarten, ebenso wie der Rosengarten des Laurin, den statt der Mauer nur eine seidene Schnur schützte, dies Zauberwesen aber zeigt erst recht, wie gar notwendig die feste Mauer zum Schutze war. Der Baumgarten war die eigentliche mittelalterliche „plaisance", der Lustgarten. In erster Linie enthielt er fruchttragende Bäume, aber wie aus Karls des Großen Capitulare hervorgeht und der Baumgarten-Friedhof in St. Gallen bestätigt, waren es durchaus nicht allein Fruchtbäume, die man pflanzte, sondern auch eine Menge reiner Schmuck- und Schattenbäume. Die im X. Jahrhundert entstandene lateinische Tierfabel, die „Ecbasis Captivi", schildert einen königlichen Garten, in dem eine Eiche inmitten von Kräutern und Blumen wuchs, unter ihrem Schatten empfängt sie den kranken König, ein lauterer klarer Quell durchrieselt den Garten. Im „Parzival" liegt ein Garten um den Schloßberg, in dem außer edlen Blumen Feigenbäume, Granaten, Ölbäume und Weinreben sich befanden. Und welche Rolle spielt in Deutschland besonders die Linde! Sie steht nicht allein im Baumgarten, nein, häufig schmückt sie den Burghof mit einem Rasenplatz und einem Brunnen. Sie ist der eigentliche Baum der Geselligkeit und steht auch auf dem freien Anger. Man zieht ihre Äste breit und stützt sie mit Säulen, darunter ist dann eine Bank angebracht, auch in den Zweigen oben baut man häufig noch Sitzbänke, oft wird auch der ganze Baum mit einer ummauerten Schranke umgeben, wie eine noch erhaltene Linde in Michelstadt.

Im Garten selbst saß man am allerliebsten auf Rasenbänken, die meist rings an der Mauer entlang liefen und dann aus Ziegeln aufgemauert waren oder auch für sich gesondert lagen. Ebenso gern setzte man sich aber auch zu geselligen Spielen oder Gesprächen oder zum Kranzflechten auf den blumigen Rasen, dort waren die Blumen dann nicht in Beeten gezogen, sondern wuchsen überall im Rasen zerstreut. In späterer Zeit begnügte man sich nicht mehr mit



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einem Garten. Durch zierliche Gitter und Tore wurden die einzelnen Gärten innerhalb der festen Mauer abgetrennt. Inmitten der Blumenwiese liegt der Brunnen, der diesen Rasen besonders feucht, weich und dicht erhält. Aus dem Bassin läuft ein schmaler Kanal ab, der den übrigen Garten bewässert und durch eine vergitterte Lücke in der Mauer abfließt. Hinter einer Allee von Bäumen zieht sich im Hintergrunde ein Gitter, mit Rosen bewachsen, hin. Ein anderes trennt diesen Garten von dem benachbarten Stück, in dem die Blumen auf Beeten gezogen werden. Diese Beete sind zum großen Teil mit Steinmäuerchen eingefaßt. Die Wege zwischen diesen Beeten waren von festem Sand und schön und eben gehalten. Ja, wenn es sich um besondere Schmuckgärtlein handelte, so waren die Beete auch ringsum mit zierlichem Pflaster umgeben, wie in dem reizenden kleinen Garten neben dem Gehäuse des heiligen Hieronymus auf dem Brüsseler Bilde. Hier sehen wir auch einen kleinen verschnittenen Baum auf einem der eingefaßten Blumenbeetlein, während ein kleiner Brunnen ein anderes ziert. Sehr häufig werden diese künstlich zu dreifachen Kränzen gezogenen Bäume auf die Blumenbeete mitten hineingesetzt. Wenn es dann galt, zum Frühlingsfeste den Maibaum aufzurichten, so gab man auch ihm diese beliebte Gestalt und hing in die Krone künstliche Früchte, um die Tänzer recht anzulocken.

Ein Hauptstück der mittelalterlichen Gärten ist die Laube. Das Altertum kannte die Laube als Pergola oder als Holzlattenwerk, grün überrankt, wohl auch von aufgemauerten Säulen gestützt, in aller Zierlichkeit ausgeführt. Doch war sie in jenen Gärten nicht so notwendig. Dort gab die Portikus auch in großen Gärten den leicht erreichbaren Schutz gegen Sonne und Wetterunbill, die Hausgärten waren meist unmittelbar von Gebäuden umgeben. Der mittelalterliche Garten lag dagegen häufig abseits, er brauchte ein wirkliches Schutzhaus im Freien: Vor den heißen Sonnenstrahlen genügten die Rosen- und Geißblattlauben, die in allerlei Gestalt den Garten schmückten, und um sich mit einem treuen Buhlen zu verbergen, genügte solch ein leichtgefügtes Sommerhaus. Auch den Laubengang als Wandelbahn kannte man. Manchmal wurde ein „Rosenstock gezogen“:

So breit und dick,
daß er vor der Sonne Blick
zwölf Rittern Schatten hat gegeben;
er war um und um eben
in einem Reif gebogen,
doch höher als ein Mann gezogen.
Unter demselben Dorn
war Edelkraut und schönes Gras.

Aus festem Material waren andere Lauben gezimmert, richtige Sommerhäuser, wie sie auch das Altertum kannte, so daß man darin, wie in dem kleinen Sommerhaus im Hippodrom des Plinius, essen und schlafen konnte. So ähnlich dachte sich der Dichter auch die Laube, wo sich das Abenteuer in „Die Nachtigall“ abspielte. Sie lag an Blumen und Rasen im Garten unter schattenreichen Bäumen. Dieser Garten, zu dem das oben erwähnte „enge Türlein“



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

führt, lag vor dem Hause des Ritters, „wo die Luft besser und reiner war als anderswo", dort

„hat der Wirt auch davor
gebaut ein Lauben hoch empor,
die war gemacht darum,
daß der Wirt immer saß,
in dem Sommer, wenn er aß,
ihm deucht ihm bekam die Speise baß".

Das Mahl im Freien war allgemein geliebt. Das Mägdlein aber, des Ritters Töchterlein, empfing in der Laube zur Nacht den Geliebten, so daß auch ein Schlafgemach anzunehmen ist. Eine feste, wenn auch offene Laube, die als eine luftige Studierstube eingerichtet ist, zeigt das Brüsseler Bild. Der Gelehrte konnte zur Erholung von hier auf wenigen Stufen in den Vorgarten hinabsteigen und sich zu weiterer Meditation auf einem zierlichen Steinschemel niederlassen. (Marie Louise Gothein, Geschichte der Gartenkunst, 1914.)

## VILLA BORGHESE UND VILLA ALBANI

Könnte ich einen von euch dem finsteren Oktoberhimmel entführen und ihn in einem Augenblick hier an meine Seite versetzen, daß er mit mir wandelte in den Baumgängen der Villa Borghese! — — Könnte ich dich durch diesen weiten herrlichen Garten führen! Links vom großen Wege steigen wir zu einer Felsenhöhe, wo im Strauchgebüsch zu unseren Füßen ein Wasserfall plätschert, den wir hören, aber nicht sehen und der einem stillen Weiher zurieselt, dessen Spiegel mit aufgelöstem Haar hinabsinkende Trauerweiden verhüllen, wir sehen den Petersdom uns nahe gegenüber und auf der Höhe am Rande des Himmels die Pinien der Villa Pamfili, diese wundersamen Bäume, die aufgeschossenen Pilzen gleichen oder Fallschirmen oder europäischen Palmen. Im Vordergrunde steht die Porta del Popolo, gleich zwei Türmen des Mittelalters und dessen düsteren Geist tragend, der diesem Himmel so fremd ist, vor vielen anderen Kuppeln der weiten Stadt, links siehst du auch noch den Zug einer alten Wasserleitung mit vermauertem Bogen: — aber die Sonne neigt sich, wir haben noch einen weiten Park zu durchstreifen, und ich reiße dich fort. Wir kommen an ein ägyptisches Tor, vor dem zwei Obelisken aus rötlichem Gestein geheimnisvolle Schriftzeichen tragen, schwerfällige Säulen halten unheimliche Mauern — dies Ägyptische ist ja dem Leben so feindlich, dem Menschlichen so fern, es sind bleierne Tempel des Todes, vernunftlose Schlafgemächer der Mumien und erschrecken ein noch fühlendes Wesen wie Bilder des Moders, wie feuchte Grabstätten — darum weiter unter dem reinen Himmel durch schmeichelnde Luft. Wir weilen einen Augenblick am Rande des Springbrunnens, dessen rückkehrender Strahl die Wasser des granitenen Beckens erschüttert, so daß sie über seinen Rand steigen und durch Felsentrümmer zischend die gewundene Bahn verfolgen, die Wasserleitung läßt uns unter ihren säulentragenden Bogen durch, und unter grünen Bäumen begleitet uns links eine Reihe antiker Marmorbilder, hinter denen eine zweite Rosenwand mit roten



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Blumen leuchtet, bis wir an ein marmornes Tempelportal stoßen, dessen Giebelfeld halb eingerissen ist und das laut der Inschrift auf dem Friese Herodes Atticus dem Antonin errichtete. Ob dies eine wirkliche Ruine ist oder eine künstliche, darum kümmern wir uns nicht, genug, sie ist von schöner Wirkung. Immer weiter streifend, befinden wir uns in einem lichten Pinienwalde und heben die Blicke zu den dunklen Kronen, welche die Dämmerung wie Schilde gegen den klaren Abendhimmel hält, Wasserstrahlen springen aus Felsentrümmern in der Mitte eines weiten Beckens und sinken in kristallenen Kometenbahnen wieder zurück, links führt ein dunkler Weg zu einem schwarzen stillen Weiher, den die dichten Bäume ganz verfinstern. So könnten wir noch lange irren, aber die Sonne ist gesunken. — —

Ich bin fast geneigt, die Villen für das Schönste in Rom zu halten. Ich denke noch mit Rührung eines Nachmittags, den ich in der Villa Albani zugebracht, wo einst Winckelmann gelebt. Es war die schönste Luft, das Abendlicht, weich und goldig, schien bis in meine Seele und färbte die Welt, die sich darin abspiegelte, mit den Tinten schwermütiger Wonne. Blau lagen die Gebirge in der Ferne, in tausend brennenden Herbstfarben lag der Blumengrund in der Nähe. Zwei schöne Bauwerke liegen sich in der Villa Albani gegenüber, das eine ein Palast mit Bogen, Säulen, Söller und Dachgeländer, das andere im halbkreisförmigen Bogengang, beide mit marmornen Kunstwerken gefüllt und einem ebenen Gartenstück zugewandt, das mit Blumen und Springbrunnen sie voneinander trennt.

Mit wie weichem Gefühl sah ich in Sälen und Nischen zu den weißen Götterbildern empor! So ruhig, so reine Form, alles Maß und Klarheit. Und dann wieder vom Balkon ein Blick auf die gelbe Beleuchtung der blauen Berge, auf die grünen Wände des Gartens. Mir gefiel, daß die zahlreichen und kostbaren Kunstschätze nicht zu einem Museum geordnet sind, sondern wahrhaft den schönen Palast regieren, das glückliche Leben des Besitzers schmücken. Noch schöner ist das Hemicyclum gegenüber. So soll ein Tempel der Kunst sein. Durch volle Bogen wogt das Gold der Abendsonne hinein, die Blumen senden ihren Duft in den Säulengang marmorner Götter. Dort stehen sie in ihren Nischen. Du wandelst in einem Heiligtum, wo das trübe Schäumen deiner Brust sich läutert, sich beruhigt und trittst hinaus, kühl und klar, wie jene Hohen und Ewigen. (Viktor Hehn, Reisetagebuch, 1839/1840.)

## VORNEHMER BÜRGERGARTEN IM XVI. JAHRHUNDERT

Im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts gibt ein Breslauer Arzt, Laurentius Scholz, ein Bild von seinem Garten. Er hatte in Padua studiert, das er 1579 verlassen hatte. Sechs Jahre später ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder, hier wuchs mit seinem Vermögen auch die Freude an seinem Garten, dessen Pflege er selbst als eine patriotische Tat ansah und der bald über Breslau hinaus Berühmtheit erlangte. Er war ein regelmäßiges Quadrat, das durch die beiden sich kreuzenden Hauptalleen in vier Compartimenti geteilt war. Das Haupttor trug in Stein gemeißelt die lateinische Inschrift: „Zum Lob und Preis



Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dem allmächtigen Gotte, zum Ruhm der Vaterstadt, zur Benutzung für Freunde und Studierende der Botanik, endlich sich selbst zur Erholung, habe er diesen von alters her verwahrlosten Garten auf eigene Kosten neu eingerichtet und mit einheimischen und ausländischen Pflanzen ausgestattet". Die erste der Abteilungen, zu der man durch das Haupttor gelangte, war der Blumengarten, der, in Rabatten ausgelegt, wohl mit Staketenzäunchen umgeben und mit den Blumen bepflanzt war, die zu Kränzen und Sträußen verwendet wurden. Dr. Scholz hat dafür Sorge getragen, daß wir die Pflanzen seines Gartens gut kennen, nicht nur er selbst war ein fruchtbarer medizinischer Schriftsteller, der immer gerne von seinem eigenen Garten ausgeht, er ließ auch nach der Sitte der Zeit seine Pflanzen von einem Breslauer Maler der Natur getreu nachbilden. Noch bilden den Hauptbestandteil des Blumengartens die alteinheimischen, die Frühlingsblumen Schneeglöckchen, Veilchen, Krokus und Primeln, Aurikeln und Kaiserkronen, der Sommerflor Akelei, Löwenmaul, Kornblumen, Mohn und Lilien, aber seit fast dreißig Jahren sind dazu die Tulpen aus dem Osten gekommen, die auch unser Garten voll Stolz aufweist. Dem Arzt und Botaniker wichtiger aber ist die zweite Abteilung, der eigentlich medizinische Garten. Hier werden 385 Sorten, unter ihnen auch viele ausländische Pflanzen, die sich der Doktor durch seine weiten Verbindungen aus Spanien, Italien und Österreich verschafft hat, auf zierlichen Beeten gepflegt, auch hier gibt es für jede der Pflanzen ein besonderes. Neben den medizinischen Kräutern, wie wir sie aus dem Kapitulare und dem St. Gallener Klosterplan kennen, wachsen hier die Gewürzkräuter italienischer Gärten, wie Basilikum, Majoran, Melisse, Ysop, Rosmarin, Raute und Diptam. Dann aber blühen hier auch Neuheiten, die erst unlängst portugiesische Seefahrer aus Indien brachten, wie Canna und Balsamine, und vor allem das bisher noch unbekannte Kraut der Kartoffel. Neben dem Blumengarten liegt das Viridarium, der Obstgarten, in dem auch Ziersträucher, wie Goldregen, Schneeball und türkischer Flieder, blühen. Die letzte Abteilung enthält das Labyrinth, dessen verschlungene Wege mit Spalieren, von allerlei Schlingpflanzen überwachsen, eingefaßt sind, weiter den Rosengarten mit seinen neun, aus dem Orient eingeführten Sorten und verschiedene Weinlauben. Die Mitte der Quartiere schmücken Brunnen, der eine ist überschattet von einem Lebensbaume, dem größten und schönsten und auch ältesten, dessen sich Schlesien rühmt. Der Lebensbaum war unter Franz I. nach Paris aus Kanada eingeführt und hatte sich von dort sehr schnell in Europa verbreitet. Nach Westen war unser Garten durch ein Winterhaus für Lorbeer, Granate, Oleander und Myrthe abgeschlossen, dessen Wände augenscheinlich mit italienischen Szenen ausgemalt waren. Auch zwei Vogelhäuser und ein verzierter Eiskeller waren zu sehen, und in der Grotte wurde unter anderem ein Polyphem, der den Felsblock schleudert, viel bewundert. In der Mitte des Gartens stand das Sommerhaus, das, nach vier Seiten offen, im Inneren mit Bildern, Kunstwerken und Musikinstrumenten geschmückt, der heitersten Geselligkeit gewidmet war. Der weitgereiste, vornehme Arzt, der auch eine Kunstkammer „ausbündiger Raritäten" sein nannte, feierte hier Feste, die von antikem Geiste beseelt waren. Die Freunde und Freundinnen, die er zu heiterem Mahle, zu Gesang, Vorträgen und Gespräch versammelte, be-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kränzten sich und ihre Becher, wie einst die Völker des Mittelmeeres es taten. (Marie Luise Gothein, Geschichte der Gartenkunst, 1914.)

## DER BAROCKGARTEN

Der Barock und die Renaissance, frei von Romantik und sentimentaler Landschaftsschwärmerei, standen der Natur gegenüber auf dem gesunden Standpunkte eines rein menschlichen Egoismus. Sie kannten kein falsches Sichhingeben an die Natur, sie dichteten derselben keine Seele, keine Stimmungen und geheimnisvollen Zauber an, in deren Bann das menschliche Moment passiv wird, sondern sie zogen umgekehrt die Natur, soweit ihr Material verwendbar schien, an sich heran, machten sich dieselbe dienstbar, verwendeten sie zum Untergrund und Hintergrund ihrer Schöpfungen, in denen das Zeitgepräge sich deutlich verkündigen sollte.

Das alleinige Mittel, diejenige Kraft, durch welche der Mensch der Natur gegenüber in solcher positiver, aktiver Weise aufzutreten vermag, ist aber die Kunst, in allem ja sein eigenstes, auszeichnendstes Vermögen. Sobald er in einer späteren Epoche sein Priorat vergaß und, anstatt das Gepräge des humanum allem anderen aufzudrücken, sich an vermeintliche höhere fremde Gewalten hingab, sobald er in der Natur einen „Zauber" zu spüren glaubte, der ihn beherrscht, da war auch schon seine Kraft diesem Faktor gegenüber erlahmt und seine Stellung zu ihr eine passive, woraus keine Taten entspringen können. Der Englische Garten, jene vermeintliche große Reform, welche auf den Kunstgarten der Renaissance und der Folgezeit gegen Ende des vorigen Saeculums in die Welt kam, ist darum keine Tat, denn er imitiert bloß die wilde Natur, er entbehrt der eigentlichen schöpferischen Tätigkeit von Seite seiner Urheber, er macht dasjenige zur Aufgabe des Menschenwerkes, was in der freien Natur sich schon vorfindet, besitzt also weder den Wert der Originalität noch das Gepräge des Menschlichen, folglich ist er kein Kunstwerk.

Die ältere Zeit hatte sich noch die männliche Kraft desjenigen gewahrt, was wir soeben einen gesunden Egoismus nannten, im Gegensatz zu der weibischen Hingebung an erträumte mystische Gewalten unserer umgebenden Welt. — — Wie man Berge, Wälder und Fluren für das Lebensbedürfnis, für Gewerbe, Handwerke und Fabrikationen aller Art nach ihren Stoffen ausbeutete, so konnte man auch das Bild, die Erscheinung der Natur, gleichfalls nur brauchen, soweit dieselbe zu bezwingen war. Für den gesellschaftlichen Aufenthalt im Freien, bei Konversation, Spielen, Tänzen, Promenaden und Wagenfahrten, für die Jagd usw. war der Rahmen der Natur willkommen, aber die Natur mußte es sich dabei gefallen lassen, sich zu beugen. Sie wurde zum Schlosse, zum Palaste herbeigezogen, man ging nicht zu ihr hinaus in Wald und Felsgeklüft. — — Die Architektur war die Kraft, welche der „wilden" Natur das Charakteristikon des Menschlichen, des Kunstwerkes, aufdrückte und ihre Formen in Einklang brachte mit dem übrigen Menschenwerke. Der Park wurde daher eine Fortsetzung des Palazzo, ein geometrisch ornamentierter Teppich, der sich zu Füßen des Gebäudes hinbreitete, von demselben Geiste beherrscht, der dort in Linien und Formen ausgedrückt war. Die alte Garten-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kunst fand in solchem Vorgange, für welchen sie übrigens schon im antiken Garten ein Paradigma besaß, keineswegs etwas „Unnatürliches", wie heute darin noch vielfach gesehen wird. Die Natur ist der alten Zeit immer nur Material, aus welchem Menschenwerk entstehen kann, und ebenso wie aus Stein und Holz, vermeinte sie auch aus Busch und Baumkrone Kunstformen bilden zu dürfen. Sie hat auch recht. Denn im Berge, im natürlichen Fels, steckt ein Gesims, eine Säule, ein Palast, eine Bildhauerarbeit ebensowenig oder ebensoviel, als im dichten Busch und Baum, auch dort vergewaltigt der Menschengeist erst die fremde Natur, die mit derlei a priori gar nichts zu tun hat, und drückt ihrem Stoffe sein Merkmal auf, — warum nicht hier desgleichen? Daß Stein und Holz starre, Laub und Zweige aber bewegliche Massen seien, ist ein Gegengrund, der im Geiste moderner Stiltheoretik sehr in die Wagschale fallen mag, für die leichter bewegliche Phantasie einer üppigen, schöpferischen Epoche aber wohl von keinem Belang gewesen sein dürfte.

Der Renaissance- und Barockgarten stellt sich somit als kräftigster Gegensatz des modern-englischen dar. Ihm ist die Natur der Modellierton, aus dem er ein Kunstwerk schafft, ein Gebilde, das mit jedem Detail verkündigt: „Der Mensch hat mich geschaffen, ich diene seinen Bedürfnissen, seinen Lebensgewohnheiten, der Stempel seines Geistes und seiner Hand ist mir aufgedrückt." Der Englische Garten ist eine Lüge, eine Halbheit — er vielmehr verdient die Bezeichnung des Unnatürlichen, denn er ist nicht reine, auch nicht künstlerisch gestaltete, sondern nur halb und halb frisierte Natur. Er will uns bei dem Schlosse die Wildnis, den Forst, die Alpentrift, die Dorfidylle vorlügen — wohin das alles nicht paßt — aber er ist bei solcher „Natürlichkeit" doch wohl abgezirkelt, berechnet, raffiniert ersonnen, mit zierlichen Kieswegen und sonstigen Vorkehrungen wohl eingerichtet, damit die vornehme Gesellschaft in dem sein sollenden Urwalde mit dem Kleide in keine Dornenhecke gerät oder auf der Waldwiese nicht in eine feuchte Stelle mit den Lackstiefelchen komme. Das ist also alles Heuchelei und echteste Unnatur! Der Barockgarten sagt gleich ehrlich: Ich tauge nicht für Bauernstiefel — aber er wird dem seidenen Schuh der Dame und des Pagen auch gerecht. — —

Zu all dem Gesagten kommt ferner noch eine Eigenschaft, welche den Barock in erster Hinsicht auszeichnet: ihr vornehmer Sinn, ihre Prachtliebe, ihre Lust an Repräsentation. Diese Neigungen konnten sich nicht in gewundenen, geschlossenen schattigen Waldwegen verstecken, Tälerchen durchkriechen und über Hügelchen klettern. Sie brauchten ein weites, offenes, sonniges Terrain, wo auf großen Plätzen, breiten Wegen, stolzen Avenuen der ganze Cortege sich pomphaft entwickeln konnte und dieser glänzenden Staffage der fürstliche Palast immer einen bedeutungsvollen Hintergrund verlieh. Namentlich liebte man eine sanftgeneigte, schiefe Ebene, welche einerseits das Gebäude am oberen Ende das Ganze um so mächtiger beherrschen ließ, und auf der ferner das langsam würdevolle Herabschreiten des vornehmen Zuges eine feierliche Bewegung bewerkstelligte.

Das Wasser hatte dabei entweder die Aufgabe, ebenfalls als große Fläche in Teichen zu wirken und so als Spiegel die Architektur der Bauten sowie der Gartenanlagen neuerdings zum Eindrucke zu bringen, oder es mußte, gleich-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

falls in künstlerischen Linien, die Luft durchschneiden, nur laufen durfte es nicht, wie in Wald und Wiese. Denn auch die Gesellschaft saß entweder in feierlichem Cercle in dem Parke oder bewegte sich in zeremoniellem Gange durch seine Wege, niemals aber lief man durcheinander wie auf der Kirmeß. So ist es denn auch in diesen Nebendingen immer ein großes Gefühl für Stil, Würde und Harmonie, welches den Menschen der Gesellschaft hier mit seiner Umgebung in Verbindung zu bringen wußte.

Neben der offiziellen Zeremonie und dem die Öffentlichkeit suchenden Prunk charakterisiert das damalige gesellschaftliche Leben auch wieder ein Verlangen nach jener Heimlichkeit, in der die galanten Abenteuer, die Medisance und Kabale gediehen. Aber auch zu solchen versteckten Plätzchen baute der Barockgarten keine erlogenen Sennhütten, Einsiedeleien, Schweizerhäuschen und dergleichen, sondern dafür erfand er die nach geometrischem Grundriß angelegten Labyrinthe und Irrgärten, welche die Haschenden jedem Auge entzogen, oder bot den Liebenden eine Muschelgrotte dar, in welcher das Geträufel des Wassers die kosenden Stimmen verschlang. Wieder waren das Kunstformen und dem Ganzen homogen, völlig dem Zeitgeist entsprechend.

Von allen Gesichtspunkten stellt sich der Barockpark also als großes, weises Kunstwerk dar. (Albert Ilg, Leben und Werke Johann Bernhard Fischers von Erlach des Vaters, 1895.)

## DER PARK VON SANSSOUCI

### DER EINGANG

DER FREUND: Diese Stadt ist schön. Zwar hat sie nichts von den versponnenen Winkeln mittelalterlicher Städte, die ich liebe, von den verträumten kleinen Plätzen und allen Heimlichkeiten, die vom Geiste unserer frühen Väter sprechen: Rose, Lilie und Distel formten hier die Steine nicht. Alles atmet die klare Breite des neuen Glaubens, der neuen Geburt: Die weiten Plätze sind im Viereck angelegt, die geraden Straßen kreuzen sich in lotrechten Winkeln, die Flügel der Paläste zeigen unverhüllt die regelmäßigen Figuren ihres Risses.

ELPENOR: Du lobst, mein Freund, noch ehe Du liebst. Auch ist Dein Bild nur im großen wahr. Erinnere Dich, daß wir erfreut vor den gewundenen Profilen zweier Türme standen, und daß das bogenförmig ausgeschwungene Portal des Stadtschlosses Dich entzückte. Nun schlag Dein Auge weiter auf: Sieh dort den Glockenturm und die Friedenskirche. —

DER FREUND: Die Nachahmung einer römischen Basilika. .

ELPENOR: Einer frühchristlichen Basilika! Es war ein anderer Geist, der so viele Zeiten übergriff, um seine Träume zu erfüllen; der dicht umwachsene Teich, der den Glockenturm und die Kirche spiegelt, sagt Dir noch mehr von der Form seiner Sehnsucht.

DER FREUND: Du bist liebenswürdig über mein Verstehen. Ich laß mich gern an die Barocktürme und das Portal des Rokoko erinnern: Denn ich liebe den Gedanken, daß der verwegene Bruch der geraden Linien, den diese Zeiten streng vollzogen, die spielende Bewegtheit ihrer Lichter und Schatten, die unerhörte körperschaffende Vielfältigkeit ihrer gekrümmten Ebenen und Flächen ein



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erstes stärkeres Wiederaufbrechen des germanischen Gestaltungsgeistes war, ja, daß schon der gebrochene Bogen, die geborstenen Brauen Michelangelos, die Du über Tausenden unserer Fenster und Türen siehst, den ersten Widerspruch unserer Seele gegen die Wiedergeburt der Antike bedeutete. Aber warum fügst Du zu diesen Brückenbogen ins Vergangene noch den weichen träumerischen der Romantik? Stehen wir nicht vor einem Park des Rokoko mit seinen strengen Gliederungen und beschnittenen Gewächsen?

ELPENOR: Du wirst von beiden wenig finden. Ich sah in ihm mehr von Deinen Heimlichkeiten und versponnenen Winkeln, als es sonst der Park des Le Nôtre liebt. Was er ehemals an fest gezogenen Linien, scharf umgrenzten Figuren der Wege, Beete und Gebüsche hatte, milderte die Hand des romantischen Königs, der diese Kirche baute, und vieles die über alle Ränder und Schranken quellende Natur selbst.

DER FREUND: O, diese beiden sind eines Wesens! Du weißt wie ich, daß die Natur seit hundert Jahren eine romantische Seele hat und darum die sesschrankenüberwuchernde Wachstum liebt — freilich nicht lange mehr: Ein neuer Schöpfer gibt ihr eine neue Seele, und sie wird sie nehmen müssen, obgleich sie gern beharrt. Aber sieh, ich glaube Dir nicht ganz. Du lässest Dich von dem schönen üppigen Mantel der Natur über die strengen Linien täuschen, die der große König ihr gegeben hat: Wir sind auf einem Wiesenbaumplan, dessen Wege sich in geraden Radien zu einer Mitte drängen, die Bäume stehen alle auf den Umfängen großer Kreise, die sich um die schöne halbkreisförmige Balustrade des hohen Eisentores schlagen, der Obelisk ist wie ein ewiger steinerner Ruf, daß hier ein Fürstliches beginnt. Gib Deinen Finger, daß er mir größeres Recht gebe: Die wundervollen Springquellschalen auf der Balustrade mit den stehenden und liegenden Gestalten, die Büstenreihen vor der Geraden, die links der Teich, rechts eine Baldachinfontäne schließt; ja, wenn Du zählen willst, die Baluster selbst in den Teilungen der Balustrade, sind alle nach den einfachen Teilzahlen vier, sechs, acht und zwölf des Kreises aufgebaut. Ich bin schon jetzt gewiß, daß sie alle Räume hier beherrschen. Doch sieh! Die Brunnen springen mit dem Glockenschlage auf. Laß uns eintreten ... Welch ein Bild!

AUF DEN TERRASSEN

ELPENOR: Du hattest recht. Ich habe vieles, das ich sonst wie eine halb zufällige Schönheit sah, auf diesem Gange als das Gefüge Eines großen beherrschenden Willens gesehen. Die lange Achse des Gartens ist wie mit runden Scheiben belegt, deren Querachsen die Kuppeln der Gebäude oder schöne Grotten abschließen, in deren Mitten schöne Brunnen liegen, auf deren Rändern ganz nach deinen radialen Zahlen marmorne Bildwerke stehen oder Wege ausstrahlen und wieder zu neuen Rundungen führen, in deren Mitten neue Brunnen, neue Bildwerke und herrliche Vasen aufglänzen: alles bindet sich und rührt einander mit den weißen Scheinen an; alles grüßt und strahlt hin und wider wie in einem zauberischen Spiegel, der von Schönem Ungleich-Schöneres zurückwirft.

DER FREUND: Ganz nach meinen radialen Zahlen, Spötter! Selbst die neunte



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Muse fehlt im Rondell der Musen, und vielleicht ist es nicht unbedeutsam für den inneren Geist dieser Gärten, daß Urania fehlt. Doch Du hast nicht minder recht, Elpenor. Wenn auch der große Aufbau des Parkes noch die Kunstgesetze seiner Zeit deutlich erkennen läßt, hat doch das Laubwerk ganz den beschnittenen Charakter aufgegeben, und wenn ich auch glaube, daß hier die Hand Lennés mehr umschaffte, als die Zeit, so liegt doch über allem eine träumerische Einheit, die schon der Ursprung der ganzen Schöpfung in sich tragen mußte.

ELPENOR: Das glaube ich mit jedem Sehen tiefer, und deshalb überkommt mich nie die Neigung, das Gegenwärtige nach seinen Anfängen hier zu scheiden.

DER FREUND: Nein. Dazu ist das Bild zu schön und die Pracht des einzelnen zu überwältigend. Welches Glück trinkt das Auge, wenn es über den runden Teich der großen Fontäne, an dem hohen wehenden Strahl des Wassers vorbei, die fruchtbeladenen Terrassen hinaufblickt und auf dem langen, unendlich tief und sicher ruhenden Leibe des Schlosses mit dem lind gewölbten Oval seiner Kuppel haften bleibt! Welches Glück fühlt der Fuß, wenn er dem Auge folgt und die immer erneut aus Schneckenwinkeln in weichen Rundungen wie mit einem ladenden Zwang aufsteigenden Treppen ihn hinauftragen. Welches Glück überströmte uns hier ganz, wo der in Blumen getauchte Vorgarten uns auf allen Seiten mit schönen Wundern umstellte, wo in kunstvollen Lauben und Gängen dort Andacht, dort Liebe uns überraschte und in den Rundungen die Erinnerungen der Cäsaren uns an die herrischen Gedanken des königlichen Feldherrn mahnten. Wie fürstlich ist die Kolonnade im Rücken des Schlosses, deren mittlere Rampe ER hinaufzureiten liebte. Wie lebeneinladend, lebenüberquellend ist das ganze Gebäude mit seinen tiefen Fenstertüren zwischen den tragenden Göttern und Nymphen. Du tatest recht, Elpenor, mich heute nicht hineinzuführen. Mein Auge ist schon übervoll. Doch jene Mauerbiegung, weiß ich, bedeutet den Rundraum der Bibliothek: ich erinnere mich, daß schon in Rheinsberg sein Schreibzimmer in einem der dicken runden Türme lag, die weit hinaus über den See schauen. Dort formten sich in seiner prinzlichen Seele schon alle Keime seines königlichen Willens, die kriegerischen wie die friedlichen Gedanken.

ELPENOR: Ja, so möchte ich glauben, daß auch die große Marmorkolonnade, die Knobelsdorff inmitten des ehemaligen Rehgartens errichtete, und die derselbe Folger niederreißen ließ, der dem König die Ruhe dort in der Gruft Sanssouci versagte, ihr Vorbild in dem freundlichen Rundbau der kleinen Orangerie von Rheinsberg hatte, wo wir „Das Jahr der Seele" lasen... Doch folge noch einmal meinem liebgewonnenen Vermuten, daß dieses Rokoko schon ganz durchtränkt ist von einer seltsamen nordischen Romantik: Sieh die Vasen auf dem Sims des Schlosses: alle überlieferte Form Griechenlands und Roms ist hier zerbrochen oder besser noch zerfetzt; denn manche dieser steinernen Silhouetten flattern fast von einem unsichtbaren Wind geweht und bilden vor dem Himmel so verzerrte Umrisse, daß ich an Wasserspeier der Gotik oder Koboldfratzen der Märchen denke.

DER FREUND: Gar so fern sind diese Dinge freilich nicht: Schon ein halbes Hundert Jahre, ehe dieses Lustschloß gebaut wurde, begannen Perrault Dar-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mancour und die Gräfin d'Aulnoy wieder, die Märchen der Mutter Gans und die Märchen der Feen zu erzählen; am Anfang des galanten Jahrhunderts las man eine Weile nichts anderes; das dunkle Gewimmel der phantastischen Gestalten begann wieder aus schlummernden Tiefen zu steigen oder aus dämmernden Fernen heranzuschwirren. Wie seltsam, daß uns heute so vieles daran erinnert.

ELPENOR: Du verglichst die zerreißenden Flächen in der Wasserkugel der Glockenfontäne mit den bizarren Verbildungen chinesischer Drachen.

DER FREUND: Du suchtest nach einem indischen Etwas unter den mannigfaltigen Nachahmungen fremder Träume.

ELPENOR: Gewiß, fast alle Fernen mußten dieser Stätte ein Schönes oder wenigstens ein Eigentümliches geben: Der Korallengarten, der Sizilianische Garten, der Nordische Garten und der Paradiesgarten! Alle Reiche steuerten bei und legten ihre Schmuckstücke wie köstliche Geschenke in die Falten dieses Parks. Der fernste Osten gab das Japanische Haus, China seine Pagode als zierliches Winzerhäuschen. Athen, Rom und Florenz sind selbstverständlich geworden, obwohl sie dem Norden selten ein so frohes glückliches Werk schenken wie das Belvedere auf dem Weinberg, das Dich so sehr entzückte. Und noch blieb im tieferen Garten das Neue Palais mit allen seinen Hallen und Tempeln.

DER FREUND: Ja, es ist ein Reichtum aus allen Zonen geflossen, und doch blieb dem Ganzen die kostbarste Einheit gewahrt. Komm, laß uns noch eine kurze Weile über die Marmorbrüstung lehnen. — Ich weiß noch nicht, woher diese einige Ruhe kommt, doch mir scheint, als wolle dieser Blick das Rätsel lösen. Sieh hin, die letzte Silberfahne des großen Springstrahles fällt eben auf den dunklen Glanz des Spiegels zurück. Der Mond klimmt über die Bitteresche, den Götterbaum. Aber die abendlichen Schatten bleiben zwischen den Stämmen und unteren Kronen stehen; alle Gruppen drängen sich von fern heran und verschmelzen zu einer hohen dichten dunklen Wand. O, nun begreife ich, warum die Romantik die Laubmauer außen noch schwerer füllte und den inneren Kreis durch die Marmorbänke und Taxushecken noch fester betonte: Sie bildete nur den Traum des großen Friedrich weiter: Wie der Park von Plön den Sternhügel hat, der seine Strahlenwege aussendet und in die Wasser der Seen taucht, als wolle er die blaue Kühle mit sieben Mündern in sich schlürfen, so ründen sich hier die Wände des Laubwerks um eine ruhende Tiefe, über die der volle Nachthimmel wie ein Segen hängt. Die Statuen auf den hohen Marmorsäulen, deren Wesen wir unten nicht recht begriffen, stehen von hier wie Wächter auf dem breiten oberen Brunnenrande. Ja, dort unten liegt die lebendige Mitte des Parkes, die alles andere in sich trinkt und wieder zu neuem Leben ausatmet. Schau! wie die Schatten über den hohen runden Schacht zu dem silbernen Grund des Brunnens sinken und sich tränken. Die Götter und Göttinnen selbst verlassen ihre schönen Sockel und reichen die Becher: Sieh, wie die kräftigen Körper der ADAM'S, die wunderbaren schlanken Leiber des PIGALE sich niederneigen, Du, Venus, schön vor allen! Immer dichter werden die drängenden Gestalten, und noch die fernsten Hügel, fernsten Gärten des Gartens senken sich hinab . . . Die blühende Einheit ruht im Geiste



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dieses Ortes, der seinen Körper lebendig weiterwirkt und sich zuletzt doch alle Hände der Menschen und der Zeiten unterwirft.

DER AUSGANG

DER FREUND: Ein leiser Wind weht die Blätter auf. Ich scheide ungern von diesen Bäumen, gern sähe ich noch einmal Deine liebsten, den schlanken geheimnisvollen Wachholderbaum, die Birken vor dem Blumenbühel, der mit lilafarbenem Schaum überflockt schien, den silberblättrigen Ahorn, die alten Buchen und alle schönen fremden Nadelhölzer.

ELPENOR: Komm, der König will des Nachts allein sein! Diese Brücke mit dem niedrigen Geländer ist noch von Ihm. Wenn Du dich tief bückst, siehst Du im Gitter zwei sich wiederholende Tritonengruppen: Hier ein alter Triton, der eine sich sträubende Nereide hält, dort ein junger Triton und eine junge Nereide, die mit so liebender Neigung ihre Köpfe zueinander biegen, daß der Kuß schon wie ein Seelenhaftes zwischen ihren Mündern schwebt. Die Form der schönen Wasserarme siehst Du kaum mehr, der größere, den wir überschreiten, hat seine festgefügten Schweifungen längst verloren und in eine weiche Rundung gezogen, Eichen und Eschen umdrängen ihn, und die Trauerweiden tauchen ihr langes Haar in seine Flut.

DER FREUND: Die beiden Nebenarme begleiten noch mit ihren spiegelnden Scheinen unseren Weg bis dort zu den freundlichen Gärtnerhäusern.

ELPENOR: Am Tage spien auch hier die Mäuler der Steinmasken breite Wasserfächer aus.

DER FREUND: Zwei liebenswürdige Sphinxe entlassen uns; sie scheinen den kleinen Genien nicht mehr gefährlich, sie lächeln und trauern ein wenig über ihr enträtseltes Sein.

ELEPNOR: Hier an der letzten Biege des Weges wende Dich noch einmal um und sieh! Die stolzen Bäume schließen sich mit ihren inneren Ästen zu einem hohen gotischen Bogen zusammen, und unter ihm ruht vor dem reinen Hintergrunde des Himmels die linde Wölbung der Kuppel von Sanssouci.

DER FREUND: Wie schön! Wie königlich und schön.

ELPENOR: Nun laß uns gehen. Dieser letzte Gang von Linden, an dem der Marlygarten und die Villa Liegnitz träumen, ist noch das letzte Schöne. Ich freue mich an jeder Linde und möchte alle Bäume, alle Sträucher, alle Blumen, alle Früchte des Parkes wie diese kennen, möchte das Land ihres Ursprungs wissen, auf welchen Wegen, über welche Völker, mit welchen Mühen sie zu uns kamen, wie unser Himmel ihre Art veränderte und ihnen allen dieser enge Raum zur Heimat wurde, daß nun ein Tausendfältiges, Fremdes wie ein Einziges, Vertrautes scheint: So müßte man den Park kennen, wie man sein Kind kennt.

DER FREUND: Und doch bliebe auch dann das Tiefste, das alles zu einer schönen Einheit bindet, unerkannt und der Brunnen der Träume . . . Ja, Dein Ausgang ist groß: Ein fürstliches Spalier von Lindenkronen! Ich liebe diesen Garten, dieses Schloß und diese Stadt.

ELPENOR: Nun freut mich Dein Lob erst ganz. (Friedrich Wolters und Friedrich Andreae, Arkadische Launen, 1908.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Obst- und Gemüsegärten und die Treibhäuser liegen mit allen zur inneren Ökonomie des Hauses gehörigen Gebäuden ganz nahe am herrschaftlichen Hause, werden aber durch allerlei Vorkehrungen dem Auge entzogen. Diese Bezirke sind es, was der Engländer eigentlich Gärten — gardens — nennt, die aber nicht mit zum Park im engeren Sinne gerechnet werden. Auch der Blumengarten, ebenfalls in der Nähe des Herrenhauses, wird nicht zum Park im engeren Sinne gerechnet. Dieser vorzugsweise zur Fußpromenade bestimmte Teil, pleasure-ground genannt, hat am meisten Ähnlichkeit mit unseren deutschen Parks; man trifft da geschmackvolle Blumenbeete, Gänge, die sich bald durch dichte Schatten, bald mehr im Freien hinschlängeln, Tempel, Säulen, Denkmäler, Ruheplätze und den ganzen architektonischen Reichtum der neueren Gartenkunst. Hier blühen und grünen die vielen einheimischen Gesträuche, Bäume und Blumen neben den aus fremden Ländern herübergebrachten, die stark genug sind, den Winter im Freien zu ertragen. Obstbäume sind aus dem pleasure-ground verbannt.

Der eigentliche Park umfaßt die zum Wohnhaus oder Schloß gehörigen Ländereien, zu seinem Bereich gehören Äcker und Wiesen, mit lebendigen Hecken zierlich eingefaßt, durchschnitten von wohlgehaltenen Kieswegen zum Gehen und Fahren, auch einzelne Wirtschaftsgebäude stellen sich hier und da dem Auge dar, von gefälliger, aber doch ihre Bestimmung andeutender Form. Der unvergleichlich schöne Rasen, dann die prächtigen Bäume, vornehmlich Eichen und Buchen, überall in Gruppen verteilt, bilden eine Hauptzierde der englischen Parks. Enge, durch dichte Schatten und Gebüsche sich hinschlängelnde Gänge findet man in keinem Parke, auch große Gehölze sind, wie überall in England, selten. Ein mehrere Quadratmeilen großer Wald, wie der in seiner Art einzige von Fontaineblau, ist in ganz England nicht zu finden. Man möchte sagen, es fehle Schatten, wenn nicht gerade in diesem Lande, wo bei sehr milder Luft dennoch die Sonne selten recht heiß und hell scheint, der Schatten entbehrlicher wäre als anderswo. Dagegen darf es an Wasser nie fehlen. Künstliche Wasserfälle kennt man nicht und noch weniger Springbrunnen. Fließt aber ein Fluß oder nur ein Bach in der Nähe einer solchen Besitzung, so muß er, wenn auch mit großen Kosten herbeigeführt, sich in mannigfaltigen Krümmungen hindurchschlängeln. Fehlt es an lebendigem Wasser, so sucht man wenigstens einem stehenden Kanale den Schein davon zu leihen. Man gibt ihm eine leichte natürliche Krümmung, verdeckt Anfang und Ende mit überhangendem Gebüsch, wirft schöne Brücken darüber und täuscht so das Auge, oder man verwandelt die Ufer eines Teiches in die unregelmäßigen Umgebungen eines kleinen Sees.

Die verständige Weise, mit welcher alle Bäume in Rücksicht auf Höhe, Wuchs, dunklere und hellere Farbe ihres Laubes geordnet sind, gibt dem Ganzen einen Zauber, den man fühlt, ohne sich ihn gleich erklären zu können. Alles ist zur schönsten befriedigenden Einheit gebracht. Das Auge wird sogar in Hinsicht der Entfernung eines Gegenstandes auf die angenehmste Art getäuscht. Die englischen Gärtner sind wahre Landschaftsmaler im großen, ja, wir möchten



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie fast für die einzigen, eigentlichen Künstler der Nation erklären. Jeden Vorteil, den Optik und die Regeln der Perspektive ihnen bieten, wissen sie vortrefflich zu benutzen, ohne doch dabei ins Kleinliche zu fallen.
Die Staffage vollendet den Reiz dieser lebendigen, zum Gemälde erhobenen Landschaft. Hunderte von halb zahmen Hirschen und Rehen weiden auf den grünsten Wiesen der Welt, mit ihnen die schönsten Pferde, Kühe und Ziegen, besonders in der Nähe des Hauses, wo sich die Wiesen rings umher wie ein weicher grüner Teppich ausbreiten. Die schönen Gestalten dieser Tiere, ihre leichten, freien Bewegungen und ihr Wohlsein geben dem Ganzen einen unbeschreiblichen Reiz.
Der Haupteingang zum Park, ein oft sehr prächtiges Tor, hat zu beiden Seiten zwei kleine Gebäude, die Wohnung des Torhüters und seiner Familie, bei welchem sich jeder Einlaß Begehrende vermittels einer Glocke meldet. Dieses Tor mit seinen Gebäuden, the lodge genannt, ist eine Hauptzierde des Parks. Die beiden Pavillons sind bald in gotischem, bald in ägyptischem Geschmack aufgeführt, sie stellen Türme, griechische Tempel oder auch nur nette Gartenhäuschen vor, je nach dem Geschmack des Erbauers. Immer hat der Torhüter eine freundliche Wohnung darin mit Küche, Keller und allem, was er bedarf, wohl versehen, und manche angesehene Familie in Deutschland würde zufrieden sein, einen solchen Sommeraufenthalt zu besitzen.
Das Wohnhaus liegt meist auf einer sanften Anhöhe, alle Bäume sind aus seiner Nähe verbannt, damit Licht, Luft und Sonne kein Hindernis finden. Dennoch ist es nicht heiß in den Zimmern, teils weil es überhaupt in England nicht heiß ist, teils wegen der wenigen Fenster, die aber so verständig angebracht sind, daß jeder Teil des Gebäudes sein hinlängliches Licht hat. (Johanna Schopenhauer, Reise durch England und Schottland, 1818.)

## DER ROMANTISCHE PARK: MUSKAU

### 1. EINZELSICHTEN

Wir verfolgen die eingeschlagene Fahrstraße und erreichen nach Zurücklegung einer kurzen Distanz eine uns noch neue Seite des pleasure-ground, an dessen Eingang eine bunte Gloriette nach Herrn Geheimen Rat Schinkels Zeichnung von ihrem Blütenhügel in das Tal hinabschaut. Sie ist nach der Straße zu geschlossen, bietet aber, gegen das Innere des Parks gerichtet, vier verschiedene Bogenöffnungen, deren jede ein anderes Gemälde gleichsam in einem Rahmen faßt. Das erste umfaßt einen weiten Wiesengrund, mit hohen Bäumen gruppiert, die Neiße mit ihren Abhängen in der Mitte und mit Laubholz bedeckte Berge dahinter, ohne weitere Unterbrechung irgendeines Gebäudes. — — Die dritte Öffnung zeigt in der Entfernung einer kleinen Viertelstunde das Schloß, frei und scheinbar auf seinem See ruhend, seitwärts einen Teil der Stadt mit der deutschen Kirche über die Bäume ragend und in weiter Entfernung am Horizont das Dorf Lucknitz, an schwarzbewaldete Hügel gelehnt. Die letzte Öffnung endlich umschließt die alte katholische Kirchenruine des Dorfes Berg, von zwei hohen Linden schirmend eingefaßt.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man fährt jetzt wieder innerhalb des pleasure-ground — den überall ein eiserner Gitterzaun vom Parke trennt, um sowohl das weidende Vieh abzuhalten, als auch die Grenze, welche Kunst und Natur hier trennen soll, recht sichtbar anzudeuten — unter einer Sammlung fremder Hölzer und Sträucher eine Zeitlang auf der Anhöhe fort, senkt sich dann allmählich ins Tal hinab, erreicht eine vorteilhafte Nahansicht des Schlosses auf seiner Westseite, wendet sich dann links zum alten Schlosse, passiert dessen Platz mit der Reiterstatue des Nibelungen-Helden und gelangt, sich jählings östlich wendend, zu einer Brücke, von der man auf der einen Seite beide Schlösser sich im Wasser spiegeln sieht, auf der anderen einen Wasserfall erblickt, der von kolossalen Granitsteinen, die man in der hiesigen Gegend häufig findet, geformt ist. Er ward auf die schon angedeutete Weise angelegt, so daß er zwar keineswegs gewachsene Felsen vorstellen soll, welche die hiesige Natur nicht liefert, aber doch so aussehen, als habe die Flut bei einer Überschwemmung die Steine hierher gerollt und Widerstand findend, sie gerade an dieser Stelle mehr als gewöhnlich angehäuft. Es sind daher mehrere Blöcke schon vor und eben so viel nach dem Falle noch einzeln im Wasser sichtbar, um die nötige Ungezwungenheit hervorzubringen, die Seiten aber üppig mit herabhängenden Busch- und Wasserpflanzen garniert, auch zwischen den Steinen selbst Staudengewächse und Blumentöpfe in Moos gepackt so verteilt, daß sie aus dem Gestein zu wachsen scheinen und den Effekt des Ganzen dadurch reicher und natürlicher machen. Hinter dem Wasserfall verläßt man den pleasure-ground und setzt seinen Weg im Wiesengrunde des Parks längs des Flußarmes hinauf bis an die Schleuse fort, wo der gegrabene Arm aus dem Hauptstrome abgeleitet ist. Dort ist ein Wehr erbaut, um die Menge des Wassers, welches man in den neu gegrabenen Kanal hineinlassen will, stets in seiner Gewalt zu haben. Neben dem Wehre führt eine Brücke nach dem jenseitigen Ufer des Flusses. Von hier steigt die Straße sanft das erste östliche, zur Rechten der Neiße gelegene Côteau im Walde hinan, bis zu dem Fasaneriegebäude, das noch nicht vollendet ist. Ich habe es in einem eigentümlichen Charakter projektiert, nach dem Modell eines türkischen Landhauses, das ich der Güte des Herrn Rittmeister von Molière verdanke, der es während der russisch-türkischen Campagne kopiert hat. Es soll mit bunt glasierten Ziegeln gedeckt und außer der nötigen Wohnung für den Fasanjäger und seine Familie noch mit einem herrschaftlichen Salon versehen werden, der von dem Übrigen ganz abgeschieden ist. Man tritt aus diesem auf eine Terrasse, wo man, unter einigen Akazien hinabschauend, die ganze Fasanerie unter sich ausgebreitet sieht, über derselben aber durch eine breite Baumschlucht den Fluß, die Postbrücke auf der Landstraße nach Sorau, das Bad und die Alaunberge mit den Gradierwerken in der Ferne erblickt. Eine Fußpromenade in der eingezäunten Fasanerie ist nicht ohne Interesse, da Gold-, Silber- und bunte Fasanen hier gehalten werden und sich außerdem an dem grünen Platze unterhalb eine kleine Menagerie befindet, mit einem Pavillon in der Mitte, wo man mit Bequemlichkeit dem Füttern der Fasanen beiwohnen und dort auf den Ruf des Jägers im Nu Hunderte von Vögeln herbeifliegen sehen kann, die sich mit drolliger Emsigkeit um die gestreuten Weizenkörner streiten, ohne des Menschen Gegenwart dabei zu fürchten.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich habe diese letztere Partie fast ganz mit Nadelholz zu formieren gesucht, um ihr auch im Winter einigen Reiz zu geben und die bunten Farben der Vögel besser ressortieren zu lassen.

Mit der Fasanerie verbunden, jedoch außer ihrer Zaunbegrenzung, ist jenseits des Fahrwegs eine kleine Meierei für Schweizerkühe, welche der Bequemlichkeit wegen zum Schloßbedarf hier in der Nähe gehalten werden, erbaut. Ohnweit davon führt eine hohe Kettenbrücke über eine tiefe Schlucht von 80 Fuß Breite und eröffnet plötzlich auf der anderen Seite unter einer alten Eiche die weite Aussicht auf das nordwestliche Neißetal. Im Vordergrunde ist auf dem Vorsprung des Hügels die dairy nach englischer Art eingerichtet, um in möglichst kühlem und elegantem Lokal frische Milchspeisen allerart aufzubewahren und daselbst genießen zu können, eine Erfrischung, der man jetzt überdem nach der langen Promenade als wünschenswert entgegensehen kann.

Da manche vielleicht keine genaue Vorstellung von einer dairy haben, so will ich mit kurzen Worten eine solche beschreiben. Es ist ein einfacher Pavillon mit einem Wasserbecken in der Mitte, auf dem die Milchschüsseln schwimmen. Rund umher findet man Stühle und Tische zum Gebrauch. Die Fenster sind gewöhnlich mit buntem Glase geschmückt, und auf Konsolen stehen verschiedene Milchsorten in chinesischen und Porzellanschüsseln, mit zierlicher Symmetrie geordnet. Einige Beete wohlriechender, aber unscheinbarer Blumen, wie Veilchen, Reseda usw., umgeben die dairy von außen.

Der nächste Gegenstand, welcher bei fortgesetzter Fahrt unsere Aufmerksamkeit anspricht, ist der Tempel der Beharrlichkeit, zu welchem auch von der dairy aus ein besonderer einsamer Fußpfad in so dichten Buchengebüschen führt, daß sie der Sonne nur eben Raum genug geben, mit ihrem glänzenden Schein die grünen Blätterdome zu vergolden. Ein Bergbach rieselt durch dieses Gehölz und teilt sich an einer wilden Brücke von Eichenästen am verstecktesten Plätzchen des Gebüsches in mehrere kleine Wasserfälle, welche ebenfalls durch herbeigeschaffte, sehr große Steine bewerkstelligt wurden. Viele dieser kleinen Fußsteige im Park habe ich nach Damen benannt, welche sie einweihten, und die Inschrift auf einem Stein am Anfang des Wegs zeigt diese Namen an, was zu gleicher Zeit zu besserer Orientierung der Spaziergänger dient.

Man mag auf dem Fahr- oder Fußwege zum Tempel gelangen, so wird man ihn von dieser Seite doch nicht eher gewahr werden, als bis man unmittelbar davor steht. Ein Eichenwäldchen verbirgt ihn bis dahin gänzlich, und die Wege sind zum Behufe dieser Überraschung geführt. Erst wenn man ihn betritt, entfaltet sich die Aussicht zwischen seinen freistehenden Pfeilern von schlesischem Marmor, die auf eine Basis von Granit gestellt sind und von einem vergoldeten Eisendach überwölbt werden, das ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln krönt. Von dem Ruhesitz an seiner Rückwand erblickt man ein weit umfassendes Bild, das rechts durch den Lauf des Flusses, wie er nach und nach im Wald verschwindet, vorn durch das Schloß in seiner ganzen Fronte mit der geschmückten Rampe und links durch die Mühle, das Wehre und seinen schäumenden, fernhin brausenden Wasserfall mannigfaltig zusammengesetzt wird. Der Tempel selbst soll mit nichts anderem geziert werden, als mit einer frei-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stehenden Bronzebüste in der Mitte. Ich habe die unseres Königs Friedrich Wilhelm III. dazu bestimmt, eines Monarchen, wert in jeder Hinsicht unserer Zeit als ein Muster der Beharrlichkeit vorzuleuchten, welcher Eigenschaft dieser Tempel gewidmet ist. Ein Füllhorn, von oben sich herabsenkend, ergießt symbolisch seine Schätze über ihn, abends aber erleuchtet es als Glorie das von uns allen so innig geliebte Haupt mit seinen Strahlen. Ein regelmäßiger Blumengarten, von einem eisernen Staket geschützt, schließt sich unmittelbar an die Stufen an, nicht ohne Beziehung — denn Beharrlichkeit im Guten und Verständigen bettet immer zuletzt unser Leben sicher auf Blumen, erblühen sie auch nur von innen heraus.

Über eine zweite Schluchtbrücke, der ich den Namen Prinzenbrücke gegeben, fährt man von nun an ohne alle Fernsichten im Walde fort, zuerst auf der Höhe, dann sich senkend unter einem von Ästen mit der Borke konstruierten Eichensteg, dem Flusse zu, dem man eine Zeitlang zur Seite bleibt, durchschneidet hierauf eine weite Wiese, die Erlwiese genannt und dem Erlkönig geweiht, früher ein bodenloser Sumpf, ersteigt dann die Höhe von neuem und sieht dort bei der letzten Wendung des Wegs das Englische Haus vor sich liegen, welches im Gegensatz mit der Tempelszene nur den Charakter heiterer Ländlichkeit und Geselligkeit darbietet. Eine Kottage im Vordergrunde, mit Rosen und wildem Wein umzogen, enthält einige für die Herrschaft reservierte Zimmer. Links im Schatten zeigt sich durch die Zweige eine bedeckte Kegelbahn; ein Rasenplatz mit drei laubenartigen Ruhesitzen daneben versammelt die Gesellschaften, welche hier die Natur genießen und sich im Freien erfrischen wollen. In der mittelsten Laube sind Wandspiegel angebracht, welche die hübschesten Punkte der Landschaft in der Nähe reproduzieren.

Eine zweite sich anlehnende Kottage dient dem Kaffeewirt zur Wohnung und gewährt den Gästen Platz bei unfreundlicher Witterung. Auf der anderen Seite sieht man einen Pavillon, der einen kleinen Tanzsaal und zwei Spielzimmer enthält. Weiterhin ist eine Vogelstange und Scheibe für Büchsenschützen angebracht nebst einem Etablissement zum Pistolenschießen, in der Art, wie es in Paris bei Lepage, in Pyrmont und anderen Orten eingerichtet ist.

Auf einem Hügel gegenüber steht im Gebüsch ein isolierter Salon, aus rohen Stämmen und Rinde aufgeführt, der ebenfalls für die Herrschaft reserviert ist und von dem man das ganze Tableau der sich unten belustigenden Menge übersehen kann, ohne mit ihr in nähere Berührung zu kommen, als man eben wünscht. Das Dorf Köbeln, an der Grenze des Parks, breitet sich mit seiner ganzen Feldflur hinter diesem belebten Vorgrunde aus und bleibt im Einklang mit dem Charakter des Ganzen. In der Mitte des Dorfes wurde ein Glockentürmchen errichtet, um täglich bei Annäherung der Dämmerung den Abend einläuten zu lassen. Mit Vergnügen können dann die Liebhaber der Idylle die Hirten ihre Herden über den Plan nach Hause treiben und die Arbeiter nach vollbrachtem Tagewerk singend dem erwünschten Klange zueilen sehen.

Der ganze Bezirk dieser Partie mit einigen Spaziergängen in den Gebüschen, die im Frühjahr von Nachtigallen wimmeln, ist mit Gitterwerk von rohen Ästen eingezäunt und als pleasure-ground, jedoch in einer weniger sorgfältigen Nuance, behandelt.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vom Englischen Hause aus führt der Weg, den wir jetzt verfolgen, sanft und ansteigend, nach und nach auf die höchste Hügelkette hinan. Zuerst mit Aussichten auf die Kolonie Gobelin und die weiten sie umgebenden Feldfluren, später sich im Walde verlierend, wo er nur hier und da eine schmale Durchsicht nach dem Riesengebirge öffnet und immer mehr einen ernsteren und stilleren Charakter annimmt, bis man auf dem Burggebiet den Vorsprung erreicht, wo ein einsames Bild der Mutter Gottes, dieses süßesten und mildesten aller Embleme der Christusreligion, aufgestellt ist, und später die Terrasse, wohin die Begräbniskapelle bestimmt ist nach einer Zeichnung Schinkels.
Acht Fenster aus der alten Stadtkirche zu Boppart am Rhein, die ich auf einer früheren Reise zu erlangen so glücklich war und die, wie gute Kenner glauben, von denselben Künstlern herrühren, welchen wir die Malereien des Kölner Doms verdanken, sollen diese Kirche zieren und eine Kreuzigung von Hemskerk den Altar.
Da in mehreren meiner Dörfer, und selbst in der Stadt, katholische Einwohner leben, die keine eigene Kirche haben und also nicht so oft als wünschenswert die ihnen zwei Meilen entfernte Messe besuchen können, so ist es zugleich meine Absicht, diese Kapelle ihrem Gottesdienst einzuräumen, obgleich der Hauptzweck derselben immer der bleibt, der Familie der Besitzer von Muskau zum Begräbnisort zu dienen, ein Memento mori, dessen täglicher Anblick in der Hauptansicht vom Schlosse, wenngleich in angenehmer und erleichternder Ferne, wie uns der Tod ja auch im Leben gewöhnlich nur zu erscheinen pflegt, gern gewählt wurde, da er bei dem Denkenden nie entmutigende Gefühle erwecken kann oder wenigstens sollte. (Fürst Pückler, Andeutungen über Landschaftsgärtnerei, 1834.)

## 2. LANDSCHAFTSGESTALTUNG UND SPÄTLINGSGARTEN

In Deutschland erschien in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein neuer begeisterter Prophet des Landschaftsgartens in dem jungen, schönen und feurigen Fürsten Pückler. Seine Persönlichkeit war überall das Medium, durch das er seine Ideen und Wünsche zur Wirkung brachte, so daß auch das Werk, auf das er am meisten stolz sein wollte, der Park von Muskau, ihn selbst handelnd und schaffend keinen Augenblick vergessen läßt. Er übernahm seine Standesherrschaft Muskau in einem ziemlich verwahrlosten Zustande, das alte Schloß mit wenigen Parkanlagen, den unscheinbaren Ort mit seinen warmen Quellen, einige kieferbestandene Felder und viel Sumpf. Sofort entstand in seinem Geiste der Entschluß, hier ein Werk zu schaffen, das die vielbewunderten englischen Musterbeispiele übertreffen sollte. In seinen „Andeutungen über die Landschaftsgärtnerei", die 1834 publiziert wurden, hält er das Ideal, ein ganzes Besitztum ohne besondere Abgrenzung in eine verschönte Landschaft umzuwandeln, ohne der Ökonomie zu nahe zu treten, für „leichter und oft mit geringeren Kosten zu bewerkstelligen, als man gewöhnlich annimmt". Pückler selbst bot freilich kein gutes Beispiel dafür, da er sein großes Vermögen in diese Anlagen hineinsteckte und sich selbst daran bankrott machte. Das Werk aber, das er geschaffen und das heute im ganzen erhalten ist, ist nach dieser Richtung hin ein Meisterwerk. Das ganze große Gebiet des



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Neißetales mit seinen angrenzenden Höhen, den freundlich gebauten Badeort einschließend, ist von ihm in wenigen Jahrzehnten in einen großen Park verwandelt worden. Gleich in den ersten Anfängen ließ der Fürst den Landschaftsmaler Schirmer nach seinen Angaben Veduten malen, wie er im Geiste den werdenden Park sah, die ihm dann weiter als Vorlageblätter dienten. Er hatte darin ein Vorbild an dem Grafen Girardin, Rousseaus Freund, der auch Ermenonville nach solchen von ihm bestimmten Bildern erst malen, dann anlegen ließ. Um seiner Anlage den fatalen öden Anblick junger Pflanzungen zu nehmen, ließ Pückler mit viel Erfolg große ausgewachsene Bäume mit ihrem Erdreich verpflanzen. Und doch versichern die heutigen Gärtner, daß der alte Park erst jetzt ganz dem mit der Seele geschauten Bilde, mit dem der Fürst den Maler inspirierte, gleiche. Die Bedeutung dieser Bilder, die in der langen Folge einer stundenlangen Spazierfahrt in immer neuer Gruppierung sich vor dem Auge entfalten, liegt in der durchgedachten Gruppierung von Einzelbäumen, die Pückler besonders geliebt hat, Buchengruppen und Waldrand mit Wiesenplan und Wasser. Es ist überraschend, wie hier durch Farbe und Licht, „wo immer der Phantasie noch etwas zu raten übrigbleibt", Abwechslung geboten wird. Pückler verschmäht die Mitwirkung der Gebäude durchaus nicht, neben dem Schlosse, den Türmen des Städtchens, fehlen auch ein paar Tempel, eine Gruftkirche, eine Burgruine, einige ländliche Häuser in der weiteren Umgebung nicht, aber sie sind doch nur Belebung des Bildes, nicht mehr aufdringliche Stimmungsförderer. Im ganzen ist die Sentimentalität überwunden. Die Ruinenliebhaberei hat jetzt einen historischen Charakter erhalten, nicht mehr Empfindungen über Vergänglichkeit erregt sie, sondern Erinnerungen an eine wirkliche oder erdachte seltsame Begebenheit. „Ein Garten im großen Stile ist eine Bildergalerie, und ein Bild muß einen Rahmen haben", darum liegt die größte Kunst bei der fortwährenden Veränderung des Standpunktes darin, die Wege so zu führen, daß sich immer aufs neue der Blick zusammenschließt. Und diese Kunst hat der ins Große und Weite schaffende Geist des Fürsten erreicht. Was ihm aber hier auf das schönste gelungen ist, wie zugleich auch die weise Abstufung von dem eigentlichen Schloßpark zu dem freier und wilder gehaltenen Park des Kurortes, das sucht man vergeblich in dem eigentlichen Garten, dem englischen pleasureground in der nächsten Umgebung des Schlosses. „Um sein Haus begnüge man sich mit einem reizenden Garten von geringem Umfange, womöglich im Kontrast mit der Gegend, in dessen engem Raume nicht mehr landschaftliche Mannigfaltigkeit, sondern nur Bequemlichkeit, Anmut und Eleganz herrschen soll." Diese Grundsätze hatte der Fürst im bewußten Gegensatz zu dem englischen Park gefaßt, wo das Haus damals meistens noch kahl und kalt sich von der eintönig grünen Wiese heraushob, die höchstens das Vieh belebte. „Es ist bei den Engländern fast zu einer fixen Idee geworden, daß man einer Landschaft ohne Vieh nimmer froh werden könne." In den Gärten um das Haus soll der Geschmack völlig frei wirken, so kann man Regelmäßigkeit und Unregelmäßigkeit je nach Laune abwechseln lassen. Was aber Pückler, wo er im Großen schuf, vollkommen erreicht hatte, das mißlingt ihm hier, der Geschmack wird kleinlich bis zur Karikatur. Die Menschen von damals hatten



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vollkommen vergessen, was Regelmäßigkeit heißt, und obwohl der Fürst auf seinen Weltwanderungen die Gärten mannigfachster Länder gesehen und studiert hatte, obwohl er die italienischen Renaissancegärten fortwährend als vorbildlich im Munde führte, ist die Schöpfung seiner Gärten um das Haus ein Unding und voll der bösesten Folgen gewesen. Schon der See, von dem er eine Seite des Schlosses begrenzen läßt, hat keinen Zug von der Größe, die in den Wasserpartien am Neißefluß im Parke überall herrscht. Die anderen Seiten des Gebäudes aber hat er mit sogenannten Blumengärten umgeben. Zum ersten Male tritt uns hier in Deutschland die Teppichgärtnerei entgegen, Beete, die „malerisch", das heißt ohne Ordnung und Plan, auf den Rasen ausgestreut sind, bald als Füllhorn, bald als Stern, bald als Blumenkorb oder Blumenpyramiden, die nichts zu tun haben mit der Umgebung und selbst die Blumen in ihrer Mischung und Zusammendrängung häßlich und kleinlich erscheinen lassen. — Unter dieser traurigen Erfindung der Teppichgärtnerei hat das ganze 19. Jahrhundert zu leiden gehabt. Es war zugleich einer der am meisten mißlungenen Versuche des 19. Jahrhunderts, etwas von der Heiterkeit der alten Parterres herüberzuretten und die Blumen, die sich mehr und mehr scheu aus der Nähe des Hauses hatten zurückziehen müssen, wieder dem Blick aus dem Fenster nahezubringen — das Resultat ist aber nur ein Zeichen der Barbarei des Geschmackes. So steht Fürst Pückler da als der letzte, der nach einer Seite mit feinem Sinne das Große und Bedeutsame des Landschaftsgartens lebendig erfaßt hat und doch als der erste das völlige Versagen dieses Stiles für den Garten im engeren Sinne, die nächste Umgebung des Hauses, klar beweist. (Marie Luise Gothein, Geschichte der Gartenkunst, 1914.)

## VERFALL DER GARTENKUNST

Das Gartenbild der Zeit um 1770 trägt deutlich das Merkmal des Hervortretens einer neuen Generationenreihe an sich, die sich in allem von der vorhergegangenen unterscheiden will, weil sie sich im Bewußtsein eines neuen Zusammenhangs mit dem Lebenszentrum wieder vom echteren Lebensquell getränkt glaubt. „Gefühl" und „Natur" waren damals und sind fast immer an den Zeitenwenden die neuerschlossenen Siegel gewesen, aber die Behauptung ihres wahren Inhaltes bedeutet noch nicht den Besitz einer schöpferischen Kraft, die aus den ewig gleichen Stoffgewalten ein Gebild zu formen vermag, und ohne diese Kraft verliert der Geist sich auf den Wassern und Wolken jener Stoffgewalten ins Schwärmerische, ja, bis ins Chaotische. Die Gartenkunst ging, wie die meisten anderen Künste, seit dem Zerfall der einheitlichen Kultur des Rokoko langsam diesen Weg. Zunächst schien es freilich den Zeitgenossen, als ob das schwärmerische Gefühl und die Anbetung der Natur selbst die Formungskräfte seien, die ein neues schönes Leben gestalten könnten, und man begann, mit allen Zeiten Abrechnung zu halten, indem man sie vor das Urteil Rousseauscher Ideale zog. Vor diesen bestanden sie alle nicht. Die hängenden Gärten Babylons, die Paradiese der Perser, die griechischen und römischen Gärten mit ihren strengen Formen fanden keine Gnade vor den Geistern, denen die möglichste Annäherung an die natürliche Landschaft das erste Gebot der Gartenkunst wurde.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Gärten der neueren Zeit fielen mit einigen unwesentlichen nationalen Abweichungen unter den Begriff des „französischen Gartens", den man der größten Verachtung preisgab, während der natürliche Geschmack der Engländer als einzig würdig der Nacheiferung gepriesen wurde. Man sah wohl, daß einige Spielereien des Rokokogartens mehr ein Zeitliches und Zufälliges seien, die den Verfall einer adligen Kultur andeuteten, und die eine neue Gestaltungskraft leicht hätte vernichten können, um den alten großen Grundgedanken des schönen Gartenbaues Entfaltung zu verschaffen, aber da diese Gestaltungskraft fehlte, so richtete sich die Kritik geradezu gegen diese Grundgedanken selbst. Einschränkung und Regelmäßigkeit, Ruhe und Symmetrie wurden als die herrschenden Gesetze aller Gärten der alten und neuen Zeit erkannt und verdammt. Man konnte der Kunst des Le Nôtre, die den Geist Ludwigs des Vierzehnten spiegelte und die oft den Eigensinn der Natur mit ungeheueren Kräften und Kosten überwältigte, nicht völlig Pracht und Größe absprechen, aber man erklärte sie für unerträglich und ekelhaft, weil sie der „natürlichen" Pracht und Größe der Briten widerspräche und auf der völlig falschen Vorstellung beruhe, daß der Garten aus seiner nahen Verbindung mit dem Gebäude entwickelt und den Grundsätzen der Baukunst mit unterworfen würde. Daß dieser „Irrtum", weil der Garten ja mit dem Hause ursprünglich als Einheit geschaffen wurde, ehemals entstehen und durch die Jahrtausende großer Kulturepochen unverändert bestehen konnte, schien nicht verwunderlich, wenn man die Bequemlichkeit des nachahmenden menschlichen Geistes betrachtete, der die einmal gefundene und leicht zu handhabende Regel der Symmetrie der Mühe vorzog, welche die Ausbildung eines mit der Natur übereinstimmenden Geschmackes erforderte; aber verwunderlich erschien freilich, daß das aufgeklärte Jahrhundert so langer Zeit zu der Einsicht bedurfte, daß die Gesetze der Gartenkunst denen der Baukunst völlig entgegengesetzt seien, daß diese es mit der Gestaltung einer Vertikal-, jene es mit der Gestaltung einer Horizontalfläche zu tun habe, die nicht die leichte Überschau regelmäßiger Teile und Verhältnisse, sondern eine Verhüllung des Gesamtplanes, eine absichtliche Verwicklung der Anlagen durch Ungleichheiten und regellose Zufälligkeiten erforderte, und daß daher der Gartenkünstler am glücklichsten arbeite, wenn „er überall das Gegenteil von dem tue, was der Baumeister beobachte".

Man blieb freilich nicht bei diesen reinen Negationen stehen, sondern suchte an die Stelle des verhaßten architektonischen Prinzips der Symmetrie ein anderes zu setzen, dessen sich eine „bescheidene" Kunst vor der schönen Natur allein bedienen dürfe: nämlich das malerische Prinzip. Man fiel also von der behaupteten künstlichen Abhängigkeit nur in eine andere und gab den Gartenbau, nachdem man ihn aus einem Jahrtausende alten Bunde, in dem sein Ursprung und seine Bedingnisse ruhten, gelöst hatte, in die Knechtschaft der Landschaftsmalerei, mit der ihn kein lebendiges Band verknüpft noch je verknüpfen kann — was hat ein Gemälde mit einem Garten zu tun!? Nach der neuen Lehre lag die Einheit darin, daß beide ausgewählte Darstellungen der Natur zu geben hätten: der Gartenkünstler soll, wie der Landschaftsmaler, einen Reichtum ländlicher Ideen aufspeichern, eine genaue Kenntnis der Gegenstände und Charak-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

tere der Landschaft und der mannigfachen Wirkungen haben, die sie in ihren verschiedenen Zusammensetzungen auf die menschliche Seele ausüben, er soll, wie dieser, eine Fähigkeit haben, gute Verhältnisse wahrzunehmen, die Gesetze der Perspektive und die Mittel ihrer Darstellung sowohl in Gestalt wie in Farbe kennen, damit er dem Auge vor den einzelnen Teilen Ruhe und Befriedigung gewähren und die Teile wieder zu einem harmonischen Ganzen zusammenschließen könne, er soll ein feines Gefühl für Farben haben, um nach dem ersten Gesetz der Natur Wechsel und Mannigfaltigkeit hervorzurufen und durch die Kontraste vom Heiteren bis zum Finsteren das Gemüt zu beeinflussen; vor allem aber soll er, wie der Maler den Schein der Bewegung und des Lebens schafft, wirkliche Bewegung schaffen: durch stürzendes Wasser, durch Viehtriften, Gebäude, Ruinen, alles, was die Gegenwart des Menschen vermuten läßt und besonders durch die ausgiebigste Verwendung der Wellenlinie.

Es ist leicht einzusehen, aber es tut heute, wo nach hundertfünfzig Jahren das freilich völlig verkommene Ideal des englischen Gartens noch allgemein herrschend ist, sehr not zu betonen, daß fast alle diese Forderungen ebenso für den Künstler des alten symmetrischen Gartens Geltung haben, das heißt, daß sie kein besonderes neues Formprinzip aufstellen, sondern die freilich immer notwendige Kenntnis der Grundstoffe betonen, nur im Verlangen nach Bewegung durch das Mittel der Wellenlinie offenbart sich der schärfste Gegensatz zur Grundform des alten, ja des Gartens überhaupt!

Der festbegrenzte, für das Auge meßbare und darum allein künstlerische, schöne Verhältnisse ermöglichende Raum soll auf jeden Fall verflüchtigt werden. Die regelmäßige runde Linie, der Kreis oder das Oval, die geschlossene Räume von großer, ruhiger Monumentalität erlauben, wird ebenso wie die gerade Linie der Verachtung preisgegeben und die kulissenartig gewundene Wellenlinie, die haltloseste aller Linien, als das höchste Mittel der Schönheit, der „Naturschönheit", dargestellt, die allein imstande sei, den Blick durch die immer erneute Aufrollung des Mannigfaltigen zu befriedigen und ihn vor dem einzelnen Bilde, etwa durch einen hügeligen Abschluß, zu beruhigen. In Wahrheit aber erzeugt die Wellenlinie eine Beunruhigung und ein Sichverlieren! Während im symmetrischen Garten die geschlossene Perspektive dem Beschauer für seinen Blickpunkt den Raum stets fest zusammenfügt, ihm diesen im Weiterschreiten in immer neue Räume auflöst, die aber als Teile im sichtbaren Gefüge eines Ganzen stehen, das uns seine ruhige Beharrung mitteilt, verflüchtigt die durch Wellenlinien perspektivisch nachgeahmte Landschaft jede feste Grenze: man kann sie von keinem Blickpunkte aus völlig räumlich umfassen, da sie ja illusorisch ist, man verläßt sie, um sie zu umgehen, und fühlt sich hintergangen, wird durch einen neuen Ausblick weitergelockt und wieder getäuscht, bis uns zuletzt vielleicht die völlige Wildnis umfängt und uns das frohe Gefühl durchdringt, wirklich in der Landschaft zu sein und nicht mehr auf der Suche nach künstlichen landschaftlichen Reizen.

Denn hinter dem Garten, dem wirklichen Garten, beginnen deutlich, von ihm geschieden, Feld und Wald, die sich nach anderen Notwendigkeiten abgrenzen, nach anderen Gestaltungsgesetzen wachsen wie er. Die Landschaft steht im völligen Gegensatz zu seiner Form, nicht zu seinen stofflichen Elementen,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

selbst noch, wenn ihr Charakter in den blühenden Tälern oder Ebenen durch zahlreiche Gärten sein besonderes Gepräge bekommt. Der Garten verhält sich etwa zur Landschaft, wie die Statue zum Baum: beide haben ihre organischen Gesetzmäßigkeiten, aber völlig verschiedene Bedingtheiten des Ursprungs und des Werdens. Wollte man einwenden, eine ganze Landschaft könne doch in einem möglichen Falle zum Gegenstand eines künstlerischen Gartenplanes gemacht werden, so wäre darauf zu antworten, daß dann die Landschaft nach der Ausführung des Planes völlig verschwunden wäre. (Friedrich Wolters, Die neue Gartenkunst, 1911.)

## CHINESISCHE GÄRTEN

Eines Tages besuchten wir die sogenannten Blumengärten von Kanton, welche auf dem rechten Ufer des Flusses, der Stadt gegenüber, nur etwas mehr oberhalb gelegen sind. Von den Faktoreien aus hat man eine halbe Stunde lang dahin zu fahren. Der Perlfluß ist hier oberhalb der Faktoreien außerordentlich breit, und von allen Seiten fließen große Stromarme hinzu, welche wahrscheinlich erst durch die Kunst so außerordentlich groß gemacht worden sind. Der Fall des Wassers schien uns nicht bedeutend, doch ist die Ebbe und Flut in dieser Gegend des Flusses noch recht hoch. Die Schiffahrt war auch auf diesem breiten Gewässer so lebhaft, daß sich die Fahrzeuge beständig ausweichen mußten. Interessant war die Verschiedenheit der Segel, welche die ganz armen Leute auf ihren kleinen und flachen Fahrzeugen ausgespannt hatten, hier sah man eine kleine Matte, dort einen Lappen, und bei einem dritten Fahrzeuge saß ein junger Chinese, der seinen großen Hut in die Höhe hielt und damit wirklich segelte. Als wir uns dem entgegengesetzten Ufer näherten, sahen wir mehrere der bekannten Entenschiffe, welche bedeutend groß waren und flach auf dem Wasser gingen; sie enthielten Tausende und Abertausende von Enten, welche hier an den Ufern des Flusses ihre Nahrung suchen mußten. Des Morgens früh werden die Tierchen vom Schiffe ausgetrieben und schwimmen dann den ganzen Tag hindurch auf dem Wasser herum, wenn aber abends der Herr des Fahrzeuges vom Schiffe aus die Treppe hinabläßt und mit der großen Schelle läutet, dann kommen sie schnell angeschwommen und drängen sich von allen Seiten, um zuerst auf das Schiff zu gelangen, da die letzten Tiere jedesmal Prügel bekommen, die alle nicht zu lieben scheinen. Auf diesen Entenschiffen werden die Eier künstlich ausgebrütet und auf diese Weise eine unglaubliche Menge von Federvieh gezogen, welche täglich in dem unersättlichen Kanton verbraucht wird. Auch hier, wie auf der Insel Luçon, hat man bemerkt, daß die Enten nach dem anhaltenden Genusse der kleinen Süßwasserschnecken sehr viele Eier legen. — —

Sehr häufig wurde unser Fußsteg durch Wassergräben unterbrochen, wo aber stets kleine Fahrzeuge zum Übersetzen bereit standen. Wahrscheinlich dürfen hier der Schiffahrt wegen keine Brücken angelegt werden, sonst wären sie gewiß vorhanden.

Endlich gelangten wir an eine Reihe von Häusern, welche unmittelbar am Ufer des Flusses standen und hinter denen die großen Blumengärten befind-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lich waren. Die Besitzer dieser Anlagen waren sehr höflich gegen uns, es schien ihnen zu schmeicheln, daß wir sie aufgesucht hatten, und sie setzten uns Tee vor und reichten Pfeifen dar. Die chinesischen Gärten sind ganz eigentümlicher Art und von dem Geschmacke, welcher in unseren Gärten herrscht, ganz und gar verschieden, die Sorgfalt aber, mit welcher die Chinesen diese Anstalten behandeln, übertrifft all unsere Vorstellung davon. Einem jeden Aste, oft einem jeden Blatte eines Baumes oder eines Strauches wird auf eine mühsame Weise seine Richtung angewiesen, beständig sitzen die Gärtner neben den Pflanzen und sind mit Binden und Beschneiden beschäftigt, um ihnen die gewünschte Form zu geben. Das Hervorbringen der größten Farbenkontraste, das ist der Zweck der chinesischen Blumengärtner. So wie die Chinesen überhaupt die wahre Liebe und alle die zarten Äußerungen der Seele nicht kennen, so verschmähen sie auch den stillen und herrlichen Genuß, welchen der Wohlgeruch der duftenden Blumen dem Menschen darbietet. Nur Farbenpracht und eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit im Hervorrufen kurioser Formen, das ist es, wonach der chinesische Gärtner zu streben hat. Lange und gerade Gänge laufen quer durch die chinesischen Gärten und sind zu den Seiten mit Bäumchen von ein und derselben Art eingefaßt. Wir besuchten diese Gärten im November und fanden daselbst folgende Sachen: Gleich zum Anfange dicht am Eingange standen große Massen der herrlichsten Chrysanthema, deren Blüten eine so außerordentliche Größe hatten, daß sie den größten Astern gleichkamen; nach der Verschiedenheit ihrer Farben waren sie in Reihen gestellt. Hierauf folgten ganze Beete mit Zitronen und Pompelmusen, welche in Töpfen gezogen wurden und ganz mit Früchten bedeckt waren. Auffallend war es, daß alle diese Früchte in die einzelnen Loculamenta ausgewachsen waren und hier eine ganz konstant gewordene Monstrosität bildeten, welche durch Pfropfreiser beständig weiter fortgebildet wird. Es ist dies die Mißbildung, durch welche die Frucht ein fingerförmiges Ansehen erhält, welches auch nicht so ganz selten in unseren Gewächshäusern vorkommt; in China wird sie mit größtem Fleiße kultiviert, nicht nur um durch ihre Form die Gärten zu verzieren, sondern auch um sie zu dem bekannten chinesischen Zitronat zu gebrauchen, von dem jährlich eine große Menge durch den Handel zu uns kommt. Es sind dies hauptsächlich die kleinen Früchte, welche drei bis vier Zoll Länge haben und in feinem weißen kristallisierten Zucker gekocht werden, die größeren Früchte dieser monströsen Form gehören den Pompelmusen an und sind oft zehn und elf Zoll lang, während die einzelnen Loculamenta der Frucht nach allen Richtungen hin einzeln ausgewachsen sind. In den Gärten machen sich diese Formen so wie auch alle die süßen Orangen, womit ganze Beete besetzt sind, um so niedlicher, weil man ihnen gar keinen Stamm zu treiben erlaubt, sondern sie zwingt, gleich in Äste überzugehen.

Große Rabatten zieht man mit Camellia japonica bepflanzt und andere wieder ganz mit Celosien, bald mit weißen, bald mit gelben oder mit roten Blüten. Die gelben waren besonders hoch ausgewachsen, und man hatte sie gewöhnlich so geordnet, daß alle die Pflanzen auf einem Beete auch von ein und derselben Farbe waren. Auch sahen wir hier im Garten eine Scilla, der Scilla maritima sehr ähnlich, welche gleichfalls diese sonderbare Celosien-Monstrosität zeigte.



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In Blumentöpfen sahen wir Bambusen, deren Stengel zwei bis drei Fuß hoch, aber von unten bis oben spiralförmig gewunden waren. An großen Plätzen befanden sich in diesen Gärten die Lycheesbäume, Pisange, Averrhoa Carambola und verschiedene Palmen, an deren Stämmen die Epidendra gezogen werden. In den Teichen dieser Gärten, welche zuweilen sehr groß waren, wurden sehr schöne Fische gezogen. Die Stühle in den Lusthäusern der Gärten sind meistens von einer schlechten Sorte Porzellan, oder sie sind durch große flache Steine gebildet, welche auf einem hölzernen Gestelle liegen und durch ihre Kälte, im Sommer wenigstens, sehr angenehm zu gebrauchen sein müssen, wenn man daran gewöhnt ist. (F. J. F. Meyen, Reise um die Erde, 1834/1835.)

## INDISCHER TEMPELGARTEN

Der Mittelpunkt der engen malerischen Stadt und ihres Lebens ist der goldene Tempel im „See der Unsterblichkeit": Amritsar. Du steigst auf Stufen zu ihm hinunter, nachdem du oben im Atrium des Vorhofes die Schuhe abgelegt. Die Sonne im Abschiede sättigt das Gold und den Marmor des Tempels und den in Marmor gefaßten quadratischen See, aus dem sich der Gläubige ewiges Heil holt. Eine Marmorbrücke mit durchbrochenem Gitterwerk und goldenen getriebenen Kandelabern führt zur Mitte des Sees: zum Tempel aus Marmor, Gold und Silber. Verschwenderische Kostbarkeit außen und innen. —
Das innere Viereck ein hoher Kuppelraum. In der Mitte unter einem Baldachin auf breitem, fürstlichem Teppich sitzt mit untergeschlagenen Beinen der Hohepriester, ihm zu Seiten die amtierenden. Vor ihm auf einem Kissen das immer geöffnete Buch der Sikhs. Leise Musik ertönt, und zu ihr in Intervallen singt wechselnd ein Priester Strophen aus der heiligen Schrift. Laienbrüder und -Schwestern umgehen das Innere, werfen beim Austritte Blumen, einzeln und zu kleinen Kränzen aufgereiht, opfernd auf das Ruhekissen des heiligen Buches. Tauben fliegen in Scharen im Tempel umher; vom Scharlach des Teppichs picken sie die ihnen gestreuten alabasterfarbenen Reiskörner. Der Pontifex mit langem, weißen, gepflegten Barte gebietet Achtung durch seine Würde, seine fast weiße Farbe, seinen streng arischen Typus. Ich sehe sanktuare Gruppen: hieratisch gedichtete Fresken von Giotto und Angelico.
Vor dem marmornen Brückentor, auf marmornem Platze, umgeben von erhöhten Tempelhallen, sitzen viele Frauen in weißen und farbigen Schleiergewändern, lauschen mit Andacht auf eines Paters Vorlesung aus dem Sanskrit. An der Marmormauer in der scheidenden Sonne erklärt ein anderer Frauen mit edeln, vergeistigten Zügen Verse, die er ihnen aus dem heiligen Buche vorgesungen. Weiter am Teiche im Schatten eines Baumes singen unermüdlich zwei Knaben Sanskrithymnen. Priester zu Gruppen lesen liturgisch die altehrwürdigen Sanskritzeichen und erklären sie. Einen kleinen Knaben mit innozenten wundersamen Augen photographiere ich. Er will fortlaufen, doch wird er von alten Leuten liebevoll festgehalten: und nun stellt er sich kindlich in Positur. Es ist beglückend.
Ich umwandre den See ganz, gelange durch ein Verbindungsgäßchen in den Garten der Fakire. Sie sitzen und liegen fast nackt, mit Asche beschmiert, auf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lumpen unter niedrigen ärmlichen Zelten, gleich Hundehütten. Sie tragen heilige Legenden vor, Männer und Frauen sind lauschend um sie gekauert. An zwei anderen Stellen des Gartens, auf Marmorerhebungen unter Bäumen, eine große Menge Volk um Prediger malerisch gelagert: Die Bergpredigt? Das Leben ist hier Religion. (Melchior Lechter, Tagebuch der Indischen Reise, 1912.)

## PYRAMIDEN

Wir waren entzückt durch eine der herrlichsten, wenigstens gewiß eigentümlichsten Aussichten auf der Erde, obgleich sie nur in wenig große Massen zerfällt. Die rosarot gefärbte Wüste mit mehr als vierzehn großen Pyramiden, nämlich denen von Dschisch selbst, denen von Abusir, Sakkara und Daschfur, meistens in der eben günstigsten Entfernung gesehen, ist nicht der wenigst anziehende Gegenstand dieser erhabnen Dreieinigkeit von Weltstadt, Grünland und Sandmeer. Wir bemerkten übrigens, daß seit vier Jahren ein großes Stück der Wüste nach den Pyramiden zu kultuviert worden sein muß, was man auch an der Farbe des Bodens deutlich unterscheiden konnte, da das neue Ackerland unter dem Grün noch sandig und hell aussah, während das alte nur tiefschwarze Erde zeigte. So wird die moderne Kultur bald wieder frische Fluren und Gärten bis dicht an die alten Denkmäler ziehen, wie es ohne Zweifel in der Zeit ihrer Blüte ebenfalls stattfand; denn obgleich die alten Ägypter die Nekropolis immer gern am Saume der Wüste in schöner Symbolik anlegten, so glaube ich doch nicht, daß sie sie je absichtlich mitten im Sande aufführten. Die Wüste hat natürlich jene ihr zunächst liegenden Monumente, beim Untergang der Zivilisation, auch zuerst umschlungen, wie gleichfalls die Gräber der Kalifen bei Kahira jetzt in der Wüste stehen, obgleich wir es von diesen genau wissen, daß sie bei ihrer Gründung auf allen Seiten von reichen Gärten und Orangenhainen umgeben waren. Einer so sinnigen und weit vorgerückten Nation, als die Ägypter waren, darf man nichts so Absurdes beimessen, als es gewesen sein würde, ihre erhabensten Monumente, die Gräber, bei allen ihren Städten so fern mitten in der Wüste aufzubauen, als sie zum Teil jetzt erscheinen. Jene Denkmäler wurden vielmehr, als echte Bilder des Todes, gerade an das Ende des grünen Lebens gestellt, und nur jenseits begann die geheimnisvolle, unabsehbare, unbekannte Öde. (Fürst Pückler, Aus Mehemed Alis Reich, 1844.)

## KATAKOMBEN

So hat mich denn in Neapel nichts so tief bewegt, als der Eintritt in die Katakomben und der Eintritt in Pompeji. Beide so nahe beieinander sind ganz unschätzbare Denkmäler der menschlichen Geschichte, beide liegen im Schoß der Erde, und wahrlich kann man die Katakomben das Pompeji des Christentums nennen. Beide erschließen uns den tiefsten Blick in zwei große Perioden der Menschheit, ihr Widerspruch kann nicht greller sein. Sehen wir dort die nun auch leichenhaft und grausig öden Wohnungen des Heidentums, so lacht uns doch aus Haus und Säulentempel wie von den bemalten Wänden der lebensheitere Menschensinn entgegen, der sich mit den Formen des anmutig Schönen



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

umgibt und unter und mit seinen Göttern genießt, welche er in das Reich der Poesie gestellt hat. Hier blicken wir in die Wohnstätte eines anderen und doch desselben Menschengeschlechts. Es sind Griechen und Römer, wie jene in Pompeji, noch derselben Periode angehörig, und wie verschieden! Den heiteren pompejanischen Geist scheinen sie noch nicht vergessen zu haben, selbst in der Wüste der Katakomben. Wie in der Erinnerung, haben sie die pompejanische Freske, die zierliche Arabeske, die Weinkelter des Dionysos auf die dunkeln Wände übertragen, aber sie schmücken Gräber. Sie selbst sitzen in Gräbern, sie genießen unter und mit den Toten ihre Liebesmahle, die Agapen. Sie erfüllen diese düsteren Gallerien mit ihren Klagegesängen und ihren monotonen Gebeten. Einst werden sie hervorkommen, sie werden an das Tageslicht mit sich nehmen fürchterliche Götter, von schreckendem Angesicht, wie das Medusenhaupt, Götter des Todes, vor denen das schöne Leben der Natur versteinern wird, Märtyrer, Totenschädel, zahllose Gebeine, Knochensplitter, Reliquien der Toten, welche über die Welt sich verbreiten werden, und die man einst auf jene Altäre zur Anbetung niederlegen wird, wo die schönen Statuen griechischer Götter standen. Das wird aus diesen Katakomben hervorsteigen, und mehr als der Vesuv über Pompeji ausschüttete, wird die Katakombe über die Welt ergießen — Asche der Trauer. (Ferdinand Gregorovius, Siciliana, 1861.)

## DAS THEATER VON TAORMINA

Wenn man die Höhe der Felsenwände erstiegen hat, welche unfern des Meeresstrandes in die Höhe steigen, findet man zwei Gipfel durch ein Halbrund verbunden. Was dies auch von Natur für eine Gestalt haben mag, die Kunst hat nachgeholfen und daraus den amphitheatralischen Halbzirkel für Zuschauer gebildet. Mauern und andere Angebäude von Ziegelsteinen, sich anschließend, supplierten die nötigen Gänge und Hallen. Am Fuße des stufenartigen Halbzirkels erbaute man die Szene quer vor, verband dadurch die beiden Felsen und vollendete das ungeheure Natur- und Kunstwerk.

Setzt man sich nun dahin, wo ehemals die obersten Zuschauer saßen, so muß man gestehen, daß wohl nie ein Publikum im Theater solche Gegenstände vor sich gehabt. Rechts zur Seite, auf höheren Felsen, erheben sich Kastelle, weiter unten liegt die Stadt, und obschon diese Baulichkeiten aus neueren Zeiten sind, so standen doch vor alters wohl eben dergleichen auf derselben Stelle. Nun sieht man an dem ganzen langen Gebirgsrücken des Ätna hin, links das Meerufer bis nach Catania, ja Syrakus, dann schließt der ungeheure dampfende Feuerberg das weite, breite Bild, aber nicht schrecklich, denn die mildernde Atmosphäre zeigt ihn entfernter und sanfter, als er ist.

Wendet man sich von diesem Anblick in die an der Rückseite der Zuschauer angebrachten Gänge, so hat man die sämtlichen Felswände links, zwischen denen und dem Meere sich der Weg nach Messina hinschlingt. Felsgruppen und Felsrücken im Meere selbst, die Küste von Kalabrien in der weitesten Ferne, nur mit Aufmerksamkeit von gelind sich erhebenden Wolken zu unterscheiden.

Wir stiegen gegen das Theater hinab, verweilten in dessen Ruinen, an welchen



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein geschickter Architekt seine Restaurationsgabe wenigstens auf dem Papier versuchen sollte, unternahmen sodann, uns durch die Gärten eine Bahn nach der Stadt zu brechen. Allein, hier erfuhren wir, was ein Zaun von nebeneinander gepflanzten Agaven für ein undurchdringliches Bollwerk sei: durch die verschränkten Blätter sieht man durch und glaubt auch hindurchdringen zu können, allein die kräftigen Stacheln der Blattränder sind empfindliche Hindernisse; tritt man auf ein solches kolossales Blatt, in Hoffnung, es werde uns tragen, so bricht es zusammen, und anstatt hinüber ins Freie zu kommen, fallen wir einer Nachbarpflanze in die Arme. Zuletzt entwickelten wir uns doch diesem Labyrinthe, genossen weniges in der Stadt, konnten aber vor Sonnenuntergang von der Gegend nicht scheiden. Unendlich schön war es, zu beobachten, wie diese in allen Punkten bedeutende Gegend nach und nach in Finsternis versank. (Goethe, Italienische Reise, 1816/1817.)

## MINERVATEMPEL IN ASSISI

Ich verließ bei Madonna del Angelo meinen Vetturin, der seinen Weg nach Foligno verfolgte, und stieg unter einem starken Wind nach Assisi hinauf, denn ich sehnte mich, durch die für mich so einsame Welt eine Fußwanderung anzustellen. Die ungeheuren Substruktionen der babylonisch übereinander getürmten Kirchen, wo der heilige Franziskus ruht, ließ ich links, mit Abneigung; dann fragte ich einen hübschen Jungen nach der Maria della Minerva, er begleitete mich die Stadt hinauf, die an einem Berg gebaut ist. Endlich gelangten wir in die eigentliche alte Stadt: und siehe, das löblichste Werk stand vor meinen Augen, das erste vollständige Denkmal der alten Zeit, das ich erblickte. Ein bescheidener Tempel, wie er sich für eine so kleine Stadt schickte, und doch so vollkommen, so schön gedacht, daß er überall glänzen würde. Nun vorerst von seiner Stellung! Seitdem ich in Vitruv und Palladio gelesen, wie man Städte bauen, Tempel und öffentliche Gebäude stellen müsse, habe ich einen großen Respekt vor solchen Dingen. Auch hierin waren die Alten so groß im Natürlichen. Der Tempel steht auf der schönen mittleren Höhe des Berges, wo eben zwei Hügel zusammentreffen, auf dem Platz, der noch jetzt der Platz heißt. Dieser steigt selbst ein wenig an, und es kommen auf demselben vier Straßen zusammen, die ein sehr gedrücktes Andreaskreuz machen, zwei von unten herauf, zwei von oben herunter. Wahrscheinlich standen zur alten Zeit die Häuser noch nicht, die jetzt, dem Tempel gegenüber gebaut, die Aussicht versperren. Denkt man sie weg, so blickte man gegen Mittag in die reichste Gegend, und zugleich würde Minervens Heiligtum von allen Seiten her gesehen. Die Anlage der Straßen mag alt sein; denn sie folgen aus der Gestalt und dem Abhange des Berges. Der Tempel steht nicht in der Mitte des Platzes, aber so gerichtet, daß er dem von Rom Heraufkommenden verkürzt gar schön sichtbar wird. Nicht allein das Gebäude sollte man zeichnen, sondern auch die glückliche Stellung.

An der Fassade konnte ich mich nicht satt sehen, wie genialisch konsequent auch hier der Künstler gehandelt. Die Ordnung ist korinthisch, die Säulenweiten etwas über zwei Model. Die Säulenfüße und die Platten darunter schei-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nen auf Piedestalen zu stehen, aber es scheint auch nur: denn der Sockel ist fünfmal durchschnitten, und jedesmal gehen fünf Stufen zwischen den Säulen hinauf, da man denn auf die Fläche gelangt, worauf eigentlich die Säulen stehen und von welcher man auch in den Tempel hineingeht. Das Wagstück, den Sockel zu durchschneiden, war hier am rechten Platze; denn da der Tempel am Berge liegt, so hätte die Treppe, die zu ihm hinaufführte, viel zu weit vorgelegt werden müssen und würde den Platz verengt haben. Wieviel Stufen noch unterhalb gelegen, läßt sich nicht bestimmen; sie sind außer wenigen verschüttet und zugepflastert. Ungern riß ich mich von dem Anblick los und nahm mir vor, alle Architekten auf dieses Gebäude aufmerksam zu machen, damit uns ein genauer Riß davon zukäme. Denn was Überlieferung für ein schlechtes Ding sei, mußte ich dieses Mal wieder bemerken. Palladio, auf den ich alles vertraute, gibt zwar dieses Tempels Bild, er kann ihn aber nicht selbst gesehen haben, denn er setzt wirklich Piedestale auf die Fläche, wodurch die Säulen unmäßig in die Höhe kommen und ein garstiges, palmyrenisches Ungeheuer entsteht, anstatt daß in der Wirklichkeit ein ruhiger, lieblicher, das Auge und den Verstand befriedigender Anblick erfreut. Was sich durch die Beschauung dieses Werks in mir entwickelt, ist nicht auszusprechen und wird ewige Früchte bringen.
Ich ging am schönsten Abend die römische Straße bergab, im Gemüt zum schönsten beruhiget. (Goethe, Italienische Reise, 1816/1817.)

## GENUA · NEAPEL · PALERMO

Ich habe nun die drei herrlichsten Seestädte Italiens, Genua, Neapel und Palermo gesehen, welche um den Vorzug ihrer Lage streiten, und kann sie also miteinander vergleichen. Unbezweifelt wird hier Neapel den Sieg davontragen; denn welche Stadt rühmte sich eines so klassischen und ungeheuren Amphitheaters der Natur, eines solchen Golfes, des Vesuvs, der Küsten von Castellamare und Sorrent und solcher zauberhaft schönen Inseln? Die Farbenpracht, die Größe und Weite dieses Totalbildes ist wohl ohnegleichen in der Welt, die Dimensionen sind so riesengroß, daß sie das Auge nicht zusammenfassen kann; ins Endlose scheint sich hier das Werk der Menschen wie die Natur auszudehnen und die schöne Erscheinung aus den Grenzen der Ferne in Licht und Glanz weithin sich aufzulösen. Man kann dies Totalbild Neapel nicht übersehen, wenn man es aus der Nähe anschaut, es sondert sich dann gleich in Gruppen. Um es ganz mit dem Blick zu umspannen, will es einen verkleinernden Augenpunkt, die Perspektive aus der Höhe oder die aus der Meeresferne, wo dann die Formen der Stadt sich verlieren und nur die der Natur allein wirken.
Dagegen gewähren die kleineren Seestädte Genua und Palermo die Anschauung eines übersichtlich von dem prächtigsten Rahmen umfaßten Gemäldes. Jenes amphitheatralisch mit seinen schönen Palästen und Landhäusern auf die Berge hinaufgestellt, dieses mit seinen Kuppeln und Türmen im üppigsten Tal verbreitet und von braunen, ernsten, plastischen Bergen unbeschreiblich schön eingefaßt, welche zu beiden Seiten das Cap Pellegrino und das Vorgebirge Zaffarana in nicht zu großer Weite in das Meer hinausstrecken. Sie machen



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

also ein Bild, dessen Farbenreichtum sowohl als dessen Formen das Auge entzücken. Bei Neapel ist alles Weite, ja, fast in Licht schwimmende Unendlichkeit, welche die Sinne mit sich fortreißt und dem zerteilten Blick keine Ruhe gestatten will. Wo man nun auch seinen Standpunkt wählen mag, um Neapel anzuschauen, auf dem Kastell San Elmo, auf Camaldoli oder auf dem Vesuv selber — und dies sind die erhabensten Standpunkte für dieses wunderbarste Panorama der Erde — überall wird sich Neapel selbst als Stadt formlos im Unendlichen verlieren, überall die Landschaft und das Meer übermächtig und bewältigend hervortreten. Die ungeheure Häusermasse, welche sich um den Golf ergossen hat, wirkt nicht durch ihre architektonischen Formen, sondern durch die Vorstellung von schrankenloser Ausdehnung, welche hier das Menschenleben in einer elysischen Natur genommen hat. Lage und Aussicht ist dem Menschen hier genug, und es scheint, als hätte er in der Bewunderung so allbewältigender Herrlichkeiten und in der Entzückung an diesem Naturschauspiele seine Hände in den Schoß gelegt und es aufgegeben, mit der Natur in erhabenen Werken zu wetteifern. Nichts strebt aus diesem Häusermeere Neapels auf, endlos dehnen sich die platten Dächer, ebensoviel Schauplätze, auf denen man des Anschauens froh werden kann. (Ferdinand Gregorovius, Siciliana, 1861.)

## AUGSBURG

Augsburg ist eine Stadt, die von außen keine Ansicht bietet, man kann sie nur von innen oder aus der Vogelperspektive landschaftlich fassen. Nicht von außen oder unten, sondern von oben herunter, vom Perlachturm herab, so erzählen die Augsburger, hat Robert Peel Augsburg für die schönste Stadt in Deutschland erklärt; aber so undankbar ihre Lage für den Maler ist, so vielverheißend für den Geographen. Mit einem Blick auf die Karte begreift man viel mehr die örtliche Notwendigkeit der weltberühmten Stadt, als mit hundert Blicken auf die Landschaft. Dieser Zug der versteckten Bedeutung, die mehr ist, als scheint, geht durch das ganze Wesen Augsburgs.

Vier Flüsse lassen die alten Augsburger am Augustusbrunnen zu den Füßen des Imperators lagern, der ihre Stadt gegründet. Wer nicht ortskundig ist, der muß eine genaue Spezialkarte zur Hand nehmen, um diese vier Flüsse aufzufinden. Er entdeckt dann als dritten und vierten Fluß neben Lech und Wertach die Singold und den Brunnenbach und lächelt darüber. Dieses Lächeln ist aber voreilig. Denn die beiden Bäche repräsentieren nicht bloß ihren eigenen Wasserfaden, sondern je einen ganzen Strang von kleinen Parallelbächen, ein ganzes Netz von Quellen, wodurch die Lech- und Wertachauen mit zahllosen nassen Gräben durchschnitten, die Stadt Augsburg nach außen verteidigt, nach innen mit dem reichsten Schatze nutzbaren Wassers versehen wird.

Die rätselhaften Wasserzüge dieses Tafellandes sind ein wahrer Lustgarten für den feinen Beobachter. Innerhalb der alten Stadtgrenze von Augsburg, kaum eine Stunde Wegs lechaufwärts, entspringen gut ein Dutzend kleiner Bäche inmitten der Lechniederung fast auf gleicher Höhe und in der nächsten Nachbarschaft des Flusses und laufen dann höchst eigensinnig unter sich und



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit dem Hauptflusse parallel, oft kaum auf einen Büchsenschuß Abstand, durchkreuzen und verwirren sich und bilden so wieder neue Bäche.
Ähnlich ist es auf der Wertachseite mit der Singold und ihrer Bachfamilie. Sie rinnt von Schwabmünchen bis Augsburg beiläufig eine Viertelstunde seitab der Wertach in getreuer, nachbarlicher Begleitung, sendet derselben sechs Abzweigungen zu, ergänzt sich aber doch immer wieder durch neue Quellen, und fließt sogar — nach der Volksmeinung — bei Göggingen quer durch die Wertach hindurch, um auf der anderen Seite abermals eine kleine Strecke neben derselben parallel zu laufen.
So absonderliche Flüsse verdienten also schon wegen der Originalität ihrer Linien eine Statue zu Füßen des Kaisers Augustus. Aber sie machten sich auch noch durch andere weit dankbarere Originalität bemerkbar. Im Mittelalter war Augsburg berühmt wegen seines Reichtums an Fischen, namentlich an Forellen dieser quellenklaren Bäche. Bis 1643 bezogen viele städtische Beamte einen Teil ihres Gehaltes an Forellen. Bei solcher Fülle frischer einheimischer Fische war man — nebenbei bemerkt — etwas mißtrauisch gegen die Seefische. Allzu alte Heringe galten hier bis ins fünfzehnte Jahrhundert für pesterregend, und wo solche betroffen wurden, ließ man sie durch Henkershand verbrennen.
Gewiß ist keine in der Ebene gelegene deutsche Stadt so reich wie Augsburg an trefflichen Brunnen und Quellen, und dieser Reichtum hängt mit dem wunderlichen Wassersystem von Singold und Brunnenbach eng zusammen. In den letztvergangenen Jahrhunderten war es der besondere Stolz des Augsburger Bürgers, daß seine Stadt vor allen Städten des Reichs die größte Fülle von Brunnen besitze und daß in fast jedes reichere Haus fortwährend reines Wasser zuströme. Noch jetzt gehören die vielen prunkhaften, oft mit schönen kleinen Metallfiguren geschmückten Brunnen im Innern der Höfe zu den anziehendsten häuslichen Altertümern der Stadt, wie an den großen drei Brunnen der Maximilianstraße die monumentale Plastik ihr Bestes versucht und geleistet hat, und die kunstreichen Wasserwerke und Brunnentürme als eine rechte Stadtmerkwürdigkeit noch immer den Fremden gezeigt werden. Wo wir auf dem Boden einer recht uralten Stadtsiedlung stehen, da werden in der Regel auch reiche Trinkwasserquellen sprudeln, und wie die alte Augusta Vindelicorum die brunnenreichste deutsche Stadt ist, so meine ich ein köstlicheres Wasser nie getrunken zu haben, als welches in Ingelheim angesichts des letzten Trümmerrestes der Kaiserpfalz Karls des Großen aus einem mächtigen vielarmigen Röhrbrunnen springt.
Aber nicht nur Trinkwasser ergoß sich aus jenen Quellen und Bächen nach Augsburg, im Verein mit den Lech- und Wertachkanälen treiben sie ein vielverzweigtes Aderngeflecht des mächtigsten Gefälles durch die Stadt und deren Bann und gaben ihr seit Jahrhunderten den Beruf zum Großgewerbe. Friedrich List pflegte zu sagen, die Stadt Augsburg allein habe mehr natürliches Wassergefälle, als alle englischen Fabrikbezirke zusammengenommen. Als vor etlichen Jahren ein unerhörter Wassermangel die Augsburger Fabriken belästigte, ward der Schaden, trotz der bei den meisten großen Werken befindlichen Dampfmaschinen, sofort auf enorme Summen berechnet, und die



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leute liefen in echt deutscher Art zum Magistrat und schrien nach Wasser, wie der Hirsch im Psalter.

Bei diesem Aderngeflecht von mehr als einem Dutzend Stadtbächen, dem eigentlichen Heils- und Lebenswasser des Augsburger Großgewerbes, erweist aber ein Umstand ganz besonders die natürliche Notwendigkeit der Stadtlage. Nur auf dem mäßigen Raume des Augsburger Stadtgebietes war gleichzeitig eine solche Sammlung und Zerspaltung des Wasserlaufs möglich. Im ganzen oberen Donauland findet sich ein gleich günstiger Punkt nicht wieder. Auch die neuesten Augsburger Fabrikanlagen beschränken sich durchaus auf das Mündungsdreieck von Lech, Wertach, Singold und Brunnenbach. Obgleich jetzt keine politische Schranke mehr wehren würde, Fabriken auf dem kaum einen Büchsenschuß entfernten altbayerischen Boden anzulegen, blieb man doch auf dem alten augsburgischen Gebiete, weil es allein der höchsten Gunst des Wasserlaufes teilhaftig ist. So sprechen die vier Flußgötter am Augustusbrunnen in der Tat auch für unsere Zeit eine tiefe Wahrheit aus: die Wahrheit, daß Augsburg die natürlichste und notwendigste Stadt auf weit und breit für alle Epochen sei. Das stolzeste Bild, die imponierendste Ansicht Augsburgs, zeichnet sich darum in wenigen Linien auf der hydrographischen Karte des Stadtgebietes. — —

Es hat aber der Lech die Eigenart, daß er, kanalisiert, in und vor den Stadtmauern Augsburgs dem fleißigen Gewerbsmann willig seine Dienste bietet, draußen aber im natürlichen Bett als reißender Hochgebirgsstrom unbändig die Brücken abwirft, die Ufer scheidet und verheert. Den Bauer schädigt er, den Bürger macht er reich, nach außen wehrt er den Zugang zur Stadt, im Innern öffnet er dem Fleiße des Bürgers tausend Wege, ein Wehrstrom nach außen, ein Nährstrom nach innen. Obgleich der Zusammenfluß von Lech und Wertach hart unter Augsburg das geläufigste Stichwort gibt für die geographische Lage der Stadt, so ist dieser merkwürdige Punkt doch fast unzugänglich, eine Wildnis mit dem abschreckenden Namen der „Schinderinsel", das nächste Haus heißt der „Wolfzahn", und nahe dabei residiert der Abdecker. Unmittelbar aus einer Wüstenei von Geröllbänken und sumpfigen Auen mit Gestrüpp und Buschwald fließt der Lech in den Burgfrieden Augsburgs, und sowie er diesen verläßt, begleitet ihn auch wieder die gleich wilde Natur. In früherer Zeit riß der Fluß aus dem Dickicht nahe vor dem Tore einmal einen Hirsch, das andere Mal gar ein Wildschwein mit sich fort und warf die Bestien den ehrsamen Bürgern in die Stadt, und zwar direkt in den Brunnenturm.

Man kann sagen, auf der ganzen weiten Strecke von Landsberg bis zur Mündung ist kein Punkt, wo der Lech dem Menschen freundlich gesinnt wäre, außer bei Augsburg. Dies ist wiederum ein natürliches Privilegium der natürlichen und gewordenen Stadt, wertvoller vielleicht als alle die vielen kaiserlichen Privilegien, womit sie in alten Tagen so reich begnadet wurde.

Darum besaß der Lech für Augsburg niemals eine Handelsbedeutung, aber oft eine strategische und immer eine gewerbliche. Das turnierlustige Mittelalter hat zwar Schifferstechen auch auf diesem Flusse abgehalten, der niemals eine eigentliche Schiffahrt gehabt, heutzutage würde ein solcher Wettkampf bei



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

niederem Wasser ein lächerliches, bei hohem ein gefährliches Spiel sein. Wenn Kaiser Sigismund den Augsburgern das Privilegium der freien Lechschiffahrt verlieh, so klingt dies fast wie eine Satire. Und da dieser Kaiser neben anderen Gnaden der Stadt auch das Recht des Torzolles verbriefte, so nimmt es sich fast wie ein guter Witz aus, daß die Augsburger sein Steinbild als des kaiserlichen Torzöllners unter der Torhalle des Jakoberturmes, also am Lechtor, eingemauert haben, wo es heute noch zu sehen ist.

Nicht einmal die früher öfters versuchte freie Holztriftung, die sich auf der Isar als ein wunderlicher Rest mittelalterlich resoluter Transportweise (etwa zwanzig Prozent des Holzes verkommen dabei) bis auf diesen Tag erhalten hat, vermochte auf dem Lech zu bestehen. Doch kann man noch immer in einer für Handwerksbursche und Volksnaturforscher recht empfehlenswerten Weise per Lechfloß in 10 bis 14 Tagen von Augsburg direkt nach Wien fahren. Ein solches kleines Lechfloß ist das einzige Handelsfahrzeug der Augsburger zu Wasser. Um so tiefer mag man den Hut ziehen vor jenen alten Augsburgischen Kaufleuten, die im 16. Jahrhundert Schiffe nach Ostindien rüsteten und dieses Geschäft glorreich zu Ende führten mit 175 Prozent Gewinn.

Als vor hundert Jahren Macht und Reichtum der Stadt unaufhaltsam zerrann, schob man diesen Unstern auf die geographische Lage, die eben keine rechte Handelslage mehr sei. Denn Städte und Völker wie der Einzelne suchen die Ursache ihres Mißgeschicks immer lieber außer sich, als in sich. Allein die Handelsbedeutung Augsburgs war immer nur hervorgewachsen aus der gewerblichen. Der Beweis steht auf der Landkarte geschrieben. Auch in den Geschichtsbüchern. Erst als das Augsburgische Gewerbe im vierzehnten Jahrhundert aufblüht, kann sich der Platz neben so viele echte Handelsstädte des rheinischen Bundes und der Hansa stellen, deren Handelsmacht bis dahin die seinige weit übertroffen. Ebenso gewinnt Augsburg nach dem Dreißigjährigen Kriege noch einmal eine Nachblüte des Reichtums auf Grund seines Gewerbfleißes, der bloße Handel würde ihm so wenig wie heutzutage dazu verholfen haben. In der alten Augsburger Zunftverfassung nehmen zwar die Kaufleute den ersten Rang ein, die Weber den zweiten, der Natur der Dinge nach hätten aber die Weber voran gehört, wie auch aus ihrer Zunft das mächtigste Kaufmannsgeschlecht der Reichsstadt und das glänzendste im ganzen Reiche hervorgegangen ist. In der geographischen Lage der Stadt ist ausgesprochen, daß Handelsmacht möglich war, Gewerbsblüte aber notwendig. — Wir haben also in Augsburg den letzten großen städtischen Vorposten des hochgebirgischen Oberdeutschlands gegen Mitteldeutschland, die Burg der Lech-Donaulinie, die beherrschende Fabrikmetropole des ganzen oberen Donaulandes, den notwendigen Straßenmittelpunkt zwischen der Donau und den Alpen, sowohl in Zeiten, wo man nach Art der Römer Straßen anlegte zur Fesselung des Landes, wie in der unserigen, wo die Straßen das Land frei machen. Kein Wunder, daß bei solcher Originalität der Lage die alten Augsburger meinten, ihr Stadtbann müsse mindestens schon gleich nach der Sündflut zu einer bedeutenden Siedlung ersehen worden sein und „wenn nicht die Aborigines oder Japhetskinder, so seien doch zum wenigsten die Amazonen die ersten Bewohner des Platzes gewesen".



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und bei alledem sind diese unvergleichlichen Vorzüge der Lage dem Blick des flüchtigen Reisenden ebenso versteckt, als helleuchtend dem schärferen Beobachter — ein Zug, der uns bei unserer schwäbischen Reichsstadt von vornherein recht schwäbisch anmutet; denn die Schwaben sind ja überhaupt in der Regel viel gescheiter, als sie aussehen. (W. H. Riehl, Augsburger Studien, 1857.)

## DIE GEISTLICHE STADT DILLINGEN

Dillingen gewann im 16. Jahrhundert neue, größere Bedeutung dadurch, daß lange in ihm die Augsburger Bischöfe residierten, die die Verwaltung des Hochstiftes Augsburg hierher verlegten und die großen Bildungsanstalten der Diözese gründeten. Diese Saat des 16. Jahrhunderts gedieh im 17., das für diese Anstalten große neue Gebäude aufführte, wodurch Dillingens Charakter als der einer „geistlichen Stadt" bis zum heutigen Tage bestimmt wurde. Es erinnert dadurch in manchem an Eichstätt und Freising, unterscheidet sich aber doch wesentlich von ihnen, denn jenes sind alte Bischofstädte, vor allem interessant als wichtigste Träger christlicher Kunst seit dem frühen Mittelalter; Dillingen dagegen bietet nur das Bild einer bischöflichen zweiten Residenz des 16., namentlich des 17. Jahrhunderts, allerdings von ganz eigenartiger Bedeutung.

Das Schloß, das als Wohnsitz der Bischöfe der Baugeschichte der Stadt vorangeht, weist in das Mittelalter zurück, gehört in seinem Hauptbestand dem 16. Jahrhundert, namentlich dessen Spätzeit an. Vom Stadtberg aus aber betreten wir die Vorbauten des Schlosses durch ein 1607 vollendetes Tor mit dem Wappen Bischof Heinrichs von Knöringen, eines Hauptförderers der bischöflichen Bildungsanstalten Dillingens. Der Spätzeit des Jahrhunderts aber gehört der Schmuck der Hofkapelle im Nordflügel des Schlosses an. 1686 unter Bischof Johann Christoph von Freiberg ausgeführt, besitzt sie tüchtige Stukkaturen der Wessobrunner Schule, einen stattlichen Barockaltar und ein hübsches schmiedeeisernes Gitter mit dem Wappen jenes Bischofs.

Das Schloß wurde im 17. Jahrhundert nur vollendet, die Stadt dagegen neu gebaut. Es entstanden Monumentalbauten für die Bildungs- und Wohltätigkeitsanstalten, für die Verwaltung des Hochstiftes, stattliche Wohnhäuser für die Beamten, die Domherren und den Adel. Im Stadtbild erinnert daran schon der Turm der Jesuitenkirche und zwei Türme der Stadtbefestigung vom Anfang und Ende des Jahrhunderts, nämlich der Wasserturm von 1602 und das mittlere Tor, der Abschluß der Hauptstraße, von 1700. Beide sind in ihren Grundzügen immer noch mittelalterlich. Der Wasserturm durch seinen getreppten Giebel und die spitz auslaufenden Wandstreifen an demselben, das mittlere Tor durch den vierseitigen Unter- und den achtseitigen Oberbau, während die Pilaster an dessen Ecken, das geschweifte Dach und das leichte Glockentürmchen auf demselben die Änderung des Geschmacks verraten, die sich selbst da nicht verleugnen läßt, wo man im Kern an den liebgewordenen alten Formen so zähe festhält.

Vor allem führt uns aber in das 17. Jahrhundert die stattliche Hauptstraße zurück, die zugleich so charakteristisch ist für die geistliche Residenz im



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gegensatz zur weltlichen in Neuburg. In Neuburg beherrscht das Schloß die Hauptstraße, die Stadt fügte sich demselben an, in Dillingen steht das aus älterer Zeit stammende Schloß zur Seite, den Glanzpunkt der Hauptstraße bildet die stattliche Gruppe der akademischen Gebäude. Wie trefflich passen sie in die stille, große Straße, deren Anlage wohl Augsburgs Vorbild beeinflußte, wie stimmen zu ihnen die behäbigen Häuser des 17. Jahrhunderts, in denen die bischöfliche Administration untergebracht war, die Domherren, Professoren und einige Adelige wohnten, und die, wie manche Veränderungen des 18. und 19., auch des 20. Jahrhunderts zeigen, stets sorgfältig gepflegt, von einer aristokratischen, in sich abgeschlossenen Existenz zeugen.

Da von den akademischen Gebäuden des 16. Jahrhunderts nichts mehr vorhanden, ist das älteste das Klerikalseminar. Der Hof desselben, den auf der Ost- und Nordseite zwei stattliche Flügel mit Pfeilerarkaden im Erdgeschoß, beim Nordflügel auch in den beiden Obergeschossen begrenzen, wurde 1603 gebaut. 1618—1621, ebenfalls unter Bischof Heinrich von Knörringen, folgte dann der einfache, aber in guten Verhältnissen angeführte Flügel gegen die Straße zu mit dem runden Erker am Südosteck. Hier schließt sich mit starkem Zurückspringen, das die Baulinie günstig belebt, das 1688—1689 unter Bischof Johann Christoph von Freiberg ausgeführte Universitätsgebäude an. Die Räume desselben dienen heute zu den Vorträgen des Lyzeums, und in einigen Hörsälen haben sich noch die hübschen Katheder des 17. Jahrhunderts erhalten. Mit den beiden Portalen, der kräftigen Umrahmung der Fenster setzt sich dieser ausgesprochene Barockbau, dessen Obergeschoß bei dem Umbau des goldenen Saales (1761—1764) etwas verändert wurde, gut gegen den schlichten Seminarbau ab. Das erst 1736—1738 gebaute Jesuitenkollegium zwischen der Universität und der Kirche wurde mit Rücksicht auf die einheitliche Wirkung der ganzen Gruppe geschickt zu dem Universitätsgebäude gestimmt.

Den Abschluß dieser akademischen Bauten bildet die südliche Langseite der 1610—1617 durch Meister Hans Alberthal, einen Graubündener, ausgeführten Jesuitenkirche. Ihre Gliederung durch toskanische Pilaster, die vom Sockel bis zum breiten Kranzgesims reichen, ist charakteristisch für das Streben nach großer, einheitlicher Wirkung, das unter starkem Druck der italienischen Kunst allmählich zu absoluter Herrschaft gelangt war. In der großartigen Jesuitenkirche St. Michael in München (1583—1597) feierte diese Richtung einen ihrer ersten und höchsten Triumphe in Deutschland. Im Innenraum von St. Michael ist der Stil vollkommen geklärt, im Äußeren dagegen noch etwas unsicher. Gerade das selbständige Suchen nach einer entsprechenden Fassadenlösung ist aber doch entschieden anziehender als das Äußere der Dillinger Kirche, das bereits eine festgeschlossene Schultradition zeigt, die aber auch schon stark an Schablone streift und bei dem Versuch, die Giebelseite etwas originell zu behandeln, gänzlich Schiffbruch leidet.

Die Bedeutung der Dillinger Jesuitenkirche liegt in dem stattlichen Raum des Innern. Von St. Michael in München beeinflußt, läßt er, wenn auch durch die Ausstattung des 18. Jahrhunderts in seiner Wirkung stark verändert, doch noch klar die Absichten des ursprünglichen Baues erkennen, ja, sie werden



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sogar durch den Gegensatz zu dem heiteren Glanz der Rokokodekoration in ihrer Eigenart erst recht scharf beleuchtet.
Feierlich ernster, großer Wirkung war hier alles untergeordnet, in diesem Grundsatz ähnlich dem Äußeren, aber weit bedeutender. Für den Charakter des Baues maßgebend ist die einschiffige Anlage mit den Seitenkapellen, das einheitliche Tonnengewölbe, welches Schiff und Chor überspannt, an das sich die Tonnen der Seitenkapellen mit Stichkappen anschließen, die hohen Pilaster mit ihren reichen korinthischen Kapitälen, das starke Gebälk auf diesen, von dem die Quergurten ausgehen.
Dieser großzügige Stil, der das Detail ganz unterordnet, daher meist mit einfacher Wiederholung desselben zufrieden ist, steht in scharfem Gegensatz zur deutschen Frührenaissance, in welcher der germanische Phantasiereichtum mittelalterlicher Kunst oft noch so stark nachwirkt, nicht minder zu dem prunkvollen Barock, der ihm folgt, zu dem glänzenden Rokoko, das diesen ablöst und in der Mitte des 18. Jahrhunderts die ernsten Räume der Jesuitenkirche so heiter festlich umgestaltete. — —
Am meisten fesseln Dillingens Monumentalbauten, vor allem die akademische Gruppe als der Höhepunkt des Bildes der geistlichen Residenz des 17. Jahrhunderts. Neben den letzten Bauten am bischöflichen Schloß erscheint dieses Ganze, die großen Bildungs- und Wohltätigkeitsanstalten, als der eigentliche Lebensnerv der Stadt, deren Mauern jetzt neue Türme schmückten und deren Straßen damals ihr charakteristisches Gepräge erhielten. Die bedeutendsten der zum Teil recht stattlichen Häuser, die der Straße meist den breiten, in Stockwerke gegliederten stolzen Giebel zuwenden, waren im Besitze der Hofkammer, von Hofbediensteten, von Angehörigen der Universität oder von Adeligen, wie der Grafen von Stauffenberg, Schenk von Kastell, Fugger, der Freiherren von Schenk, Stein, Reichlin und anderer mehr. 1597 erbaute, laut Wappen und Jahreszahl, Bischof Otto von Gemmingen das fürstliche Rentamt, und das Domdekanhaus mit seinem stattlichen Rundturm entstand nach Inschrift im unteren Hausgang 1610 durch Domdekan H. Stor von Ostrach. Ein besonders stattlicher, mit seinen polygonen Erkern fast burgartiger Bau ist die obere Apotheke, der treffliche Abschluß der Hauptstraße beim Seminarbau. Neben den polygonen Erkern, die sich mehrfach, wie zum Beispiel auch am Gasthaus zum Stern finden, treffen wir auch die in Augsburg so beliebten rechteckigen Erker. Kleine Varianten bringen frisches Leben in die einfachen Motive und verleihen selbst dem schlichten Bau einen gewissen persönlichen Reiz; vor allem aber tut dies die Zeit, die leise, aber unbeugsam die Formen ändert, die festen Linien des zuerst so steilen Giebels weicher führt, die Giebelvoluten so verschieden rollt, Eckpilaster und Pilaster an den Giebeln einführt und selbst die einfache Haustüre charakteristisch umgestaltet. (Berthold Riehl, Bayerns Donautal, 1912.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

# NATURBETRACHTUNG

## MENSCHLICHE GESTALTUNG DER NATUR BEI DEN GRIECHEN

Wir können auf die Sinnesart der alten Völker nur aus den Äußerungen der Naturgefühle schließen, welche in den Überbleibseln ihrer Literatur ausgesprochen sind, wir müssen daher diesen Äußerungen um so sorgfältiger nachspüren und sie um so vorsichtiger beurteilen, als sie sich unter den großen Formen der lyrischen und epischen Dichtung nur sparsam darbieten. In dem hellenischen Altertum, in dem Blütenalter der Menschheit, finden wir allerdings den zartesten Ausdruck tiefer Naturempfindung den dichterischen Darstellungen menschlicher Leidenschaft, einer der Sagengeschichte entnommenen Handlung beigemischt, aber das eigentlich Naturbeschreibende zeigt sich dann nur als ein Beiwerk, weil in der griechischen Kunstbildung sich alles gleichsam im Kreise der Menschheit bewegt.

Beschreibung der Natur in ihrer gestaltenreichen Mannigfaltigkeit, Naturdichtung als ein abgesonderter Zweig der Literatur war den Griechen völlig fremd. Auch die Landschaft erscheint bei ihnen nur als Hintergrund eines Gemäldes, vor dem menschliche Gestalten sich bewegen. Leidenschaften in Taten ausbrechend fesselten allein den Sinn. Ein bewegtes öffentliches Volksleben zog ab von der dumpfen schwärmerischen Versenkung in das stille Treiben der Natur, ja, den physischen Erscheinungen wurde immer eine Beziehung auf die Menschheit beigelegt, sei es in den Verhältnissen der äußeren Gestaltung oder der inneren anregenden Tatkraft. Fast nur solche Beziehungen machten die Naturbetrachtung würdig, unter der sinnigen Form des Gleichnisses, als abgesonderte kleine Gemälde voll objektiver Lebendigkeit, in das Gebiet der Dichtung gezogen zu werden.

Zu Delphi wurden Frühlingspäane gesungen, wahrscheinlich bestimmt, die Freude des Menschen nach der überstandenen Not des Winters auszudrücken. Eine naturbeschreibende Darstellung des Winters ist den Werken und Tagen des Hesiodus (vielleicht von der fremden Hand eines späteren ionischen Rhapsoden?) eingewebt. In edler Einfachheit, aber in nüchtern didaktischer Form gibt dies Gedicht Anweisungen über den Feldbau, Erwerbs- und Arbeitsregeln, ethische Mahnungen zu tadellosem Wandel. Es erhebt sich ebenfalls zu mehr lyrischem Schwunge nur, wenn der Sänger das Elend des Menschengeschlechts oder die schöne allegorische Mythe des Epimetheus und der Pandora in ein anthropomorphisches Gewand einhüllt. Auch in der Theogonie des Hesiodus, die aus sehr verschiedenen uralten Elementen zusammengesetzt ist, finden sich mehrfach, zum Beispiel bei Aufzählung der Nereiden, Naturschilderungen des neptunischen Reiches unter bedeutsamen Namen mythischer Personen versteckt. Die böotische Sängerschule und überhaupt die ganze alte Dichtkunst wenden sich den Erscheinungen der Außenwelt zu, um sie menschenartig zu personifizieren.

Ist, wie soeben bemerkt, Naturbeschreibung, sei sie Darstellung des Reichtums und der Üppigkeit tropischer Vegetation, sei sie lebensfrische Schilderung



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Sitten der Tiere, gleichsam nur in der neuesten Zeit ein abgesonderter Zweig der Literatur geworden, so ist es nicht, als habe da, wo soviel Sinnlichkeit atmet, die Empfänglichkeit für das Naturschöne gemangelt, als müsse man da, wo die schaffende Kraft der Hellenen in der Poesie und in der bildenden Kunst unnachahmliche Meisterwerke erzeugte, den lebensfrischen Ausdruck einer anschauenden Dichternatur vermissen. Was wir nach dieser Richtung hin, im Gefühl unserer modernen Sinnesart, in jenen Regionen der antiken Welt nur zu sparsam auffinden, bezeugt in seiner Negation weniger den Mangel der Empfänglichkeit, als den eines regen Bedürfnisses, das Gefühl des Naturschönen durch Worte zu offenbaren. Minder der unbelebten Erscheinungswelt, als dem handelnden Leben und der inneren, spontanen Anregung der Gefühle zugewandt, waren die frühesten und auch die edelsten Richtungen des dichterischen Geistes episch und lyrisch. In diesen Kunstformen aber können Naturschilderungen sich nur wie zufällig beigemischt finden. Sie erscheinen nicht als gesonderte Erzeugnisse der Phantasie. Je mehr der Einfluß der alten Welt verhallte, je mehr ihre Blüten dahinwelkten, ergoß sich die Rhetorik in die beschreibende wie in die belehrende, didaktische Poesie. Diese war ernst, großartig und schmucklos in ihrer ältesten philosophischen, halbpriesterlichen Form als Naturgedicht des Empedokles, sie verlor allmählich durch die Rhetorik von ihrer Einfachheit und früheren Würde.

Möge es uns erlaubt sein, um das allgemein Gesagte zu erläutern, hier bei einzelnen Beispielen zu verweilen. Wie der Charakter des Epos es erheischt, finden sich hier in den homerischen Gesängen immer nur als Beiwerk die anmutigsten Szenen des Naturlebens. „Der Hirte freut sich der Windstille der Nacht, des reinen Äthers und des Sternenglanzes am Himmelsgewölbe, er vernimmt aus der Ferne das Toben des plötzlich angeschwollenen, Eichenstämme und trüben Schlamm fortreißenden Waldstroms." Mit der großartigen Schilderung der Waldeinsamkeit des Parnassos und seinen dunkeln, dick belaubten Felstälern konstrastieren die heiter lieblichen Bilder des quellenreichen Pappelhaines in der Phäakeninsel Scheria, und vor allem das Land der Zyklopen. „Wo schwellend von saftreichem, wogendem Grase die Auen den ungepflegten Rebenhügel umgrenzen." Pindaros besingt in einem Frühlingsdithyrambus, den er zu Athen hat aufführen lassen, „die mit neuen Blüten bedeckte Erde, wenn in der Argeischen Nemea der sich zuerst entwickelnde Sprößling des Palmenbaums dem Seher den anbrechenden, duftenden Frühling verkündet", er besingt den Ätna, „die Säule des Himmels, Nährerin dauernden Schnees", aber eilend wendet er sich ab von der toten Natur und ihren Schauern, um Hieron von Syrakus zu feiern und die siegreichen Kämpfe der Hellenen gegen das mächtige Volk der Perser.

Vergessen wir nicht, daß die griechische Landschaft den eigentümlichen Reiz einer innigeren Verschmelzung des Starren und Flüssigen, des mit Pflanzen geschmückten oder malerischfelsigen, luftgefärbten Ufers und des wellenschlagenden, lichtwechselnden, klangvollen Meeres darbietet. Wenn anderen Völkern Meer und Land, das Erd- und Seeleben wie zwei getrennte Sphären der Natur erschienen sind, so ward dagegen den Hellenen, und nicht etwa bloß den Inselbewohnern, sondern auch den Stämmen des südlichen Festlandes,



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fast überall gleichzeitig der Anblick dessen, was in Kontakt und durch Wechselwirkung der Elemente dem Naturbilde seinen Reichtum und seine erhabene Größe verleiht. Wie hätten auch jene sinnigen, glücklich gestimmten Völker nicht sollen angeregt werden von der Gestalt waldbekränzter Felsrippen an den tief eingeschnittenen Ufern des Mittelmeeres, von dem stillen, nach Jahreszeit und Tagesstunden wechselnden Verkehr der Erdfläche mit den unteren Schichten des Luftkreises, von der Verteilung der vegetabilischen Gestalten? Wie sollte in dem Zeitalter, wo die dichterische Stimmung die höchste war, sich nicht jegliche Art lebendiger sinnlicher Regung des Gemüts in idealische Anschauung auflösen? Der Grieche dachte sich die Pflanzenwelt in mehrfacher mythischer Beziehung mit den Heroen und Göttern. Diese rächten strafend eine Verletzung geheiligter Bäume und Kräuter. Die Einbildungskraft belebte gleichsam die vegetabilischen Gestalten, aber die Formen der Dichtungsarten, auf welche bei der Eigentümlichkeit griechischer Geistesentwicklung das Altertum sich beschränkte, gestatteten dem naturbeschreibenden Teile eine mäßige Entfaltung.

Einzeln bricht indes selbst bei den Tragikern mitten in dem Gewühl aufgeregter Leidenschaft und wehmütiger Gefühle ein tiefer Natursinn in begeisterte Schilderungen der Landschaft aus. Wenn Ödipus sich dem Haine der Eumeniden naht, singt der Chor „den edlen Ruhesitz des glanzvollen Kolonos, wo die melodische Nachtigall gern einkehrt und in helltönenden Lauten klagt", er singt „die grünende Nacht der Epheugebüsche, die von himmlischem Tau getränkten Narzissen, den goldstrahlenden Krokus und den unvertilgbaren, stets selber sich wieder erzeugenden Ölbaum". Indem Sophokles seinen Geburtsort, den Gau von Kolonos, zu verherrlichen strebt, stellt er die hohe Gestalt des schicksalverfolgten, herumirrenden Königs an die schlummernden Gewässer des Kephissos, von heiteren Bildern sanft umgeben. Die Ruhe der Natur vermehrt den Eindruck des Schmerzes, welchen die hehre Gestalt des Erblindeten, das Opfer verhängnisvoller Leidenschaft, hervorruft. Auch Euripides gefällt sich in der malerischen Beschreibung von „Messiniens und Lakoniens Triften, die, unter dem ewig milden Himmel, durch tausend Quellenbrunnen genährt, von dem schönen Pamisos durchströmt werden". (Alexander von Humboldt, Kosmos, 1845.)

## ANTIKE VORSTELLUNGEN VON ERDE UND WELTRAUM

Die Weisen des Altertums versuchten, der Erde alle möglichen Gestalten anzupassen. Die Chaldäer dachten sie sich als einen flachen, ausgehöhlten, schwimmenden Kahn, und selbst noch unter den griechischen Philosophen gab es Anhänger und öffentliche Lehrer dieser Meinung. Der kleine Teil der Erdoberfläche, welcher damals bewohnt und bekannt war, begünstigte freilich mancherlei sonderbare Vorstellungen dieser Art. In dem Zeitalter Homers und noch viele Jahrhunderte nach ihm betrachtete man die Erde als eine runde, ungefähr teller- oder schüsselförmige, feststehende Scheibe, welche ringsum von dem Ozean (Okeanos) umgeben sei. Dieser Ozean war aber nicht unser heutiges Weltmeer, sondern man dachte sich darunter einen großen Strom, der



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ohne Quelle und ohne Ende, ruhig und gleichförmig fortfließe und immer wieder in sich selbst zurückkehre. Erst spätere Dichter gaben ihm eine Quelle am westlichen Ende der Erde und ließen einen Teil seiner Gewässer, ebenfalls am westlichen Erdende, unter dem Namen Styx in den Tartarus hinabfließen. Dieser letztere war ein weites Gewölbe im Innern der Erdscheibe und zum Wohnsitz der abgeschiedenen Seelen oder der Schatten bestimmt. Der mittlere Raum der Erdoberfläche war vertieft und wurde von dem Mittelmeer oder Pontus eingenommen. Um dieses herum lagen die verschiedenen, damals bekannten Länder der Erde, und die Flüsse und Ströme ergossen sich in dasselbe. Damit das Wasser des Ozeans nicht in die Scheibe hereinbrechen möge, war sie mit einem erhöhten Rande oder einer Bergkette umgeben. Über der Erdscheibe war das Himmelsgewölbe zeltartig ausgespannt und ruhte auf dem Rande derselben. Der Raum zwischen dem Himmelsgewölbe und der Erde war mit Äther und Luft erfüllt. Sonne, Mond und Sterne waren Gottheiten oder vergötterte Heroen, welche alltäglich aus dem Ozean an der Ostseite der Erdscheibe emporstiegen, sich bogenförmig am Himmelsgewölbe hinbewegten, sich an der Westseite wieder in den Ozean hinabsenkten und dann um die Mitternachtsseite herum wieder nach Osten hinfuhren, um den Kreislauf von neuem zu beginnen. Den mittleren Teil der Erdscheibe nahm das griechische Gebirge Olympos ein, auf dessen Gipfel die oberen Götter ihren Wohnsitz hatten, und von wo sie bisweilen zu den Menschen herabstiegen. Spätere Vorstellungen versetzten den Olymp über das Himmelsgewölbe, in dessen Mitte sich eine weite Öffnung befand, durch welche die Götter auf die Erdscheibe herabblicken konnten. Selbst später noch, als durch Reisen und Schiffahrten die Kenntnis der Erde erweitert worden war, behielt man diese eingeschränkte Vorstellungsart bei. Man dachte sich noch jetzt die Inseln des Atlantischen Meeres als außer dem Erdkreis liegend, und größere entferntere Inseln, wie Britannien und Taprobane (das heutige Zeylon) wurden von einigen für besondere Weltinseln jenseits des Ozeans gehalten, so daß die Sonne sich diesseits derselben bewegte. Die nahe am Auf- und Untergang der Sonne wohnenden Äthiopier stellte man sich als halb verbrannt vor.

Thales, einer der sogenannten Sieben Weisen Griechenlands, lehrte zuerst die Kugelgestalt des Himmels, welcher die Erde, wie die Schale eines Eies den Dotter, einschließe. Die untere Hälfte der hohlen Himmelskugel wurde nach ihm von einer ungeheuern Wasserflut angefüllt, auf welcher die runde Erdscheibe mit dem Schattenreich im Innersten und vielleicht auch mit dem Tartarus schwamm. Das durch die Last der Erde gedrückte Wasser schwoll um den Rand des Erdkreises als Weltmeer empor, statt des bisherigen Okeanos, und gab allen Strömen der Erde ihr Wasser. Die Sonne und anderen Gestirne tauchten sich beim Untergange in dieses Meer und schwammen darauf um den nördlichen Rand der Erde bis wieder zum Aufgangspunkte herum. Anaximander, ein Schüler des Thales, stellte sich die Erde als eine Säule mit platter Oberfläche vor, aber er ließ sie nicht von Wasser tragen, sondern sie mitten in der Himmelskugel schweben, so daß sie von derselben überall gleich weit entfernt wäre. Er lehrte ferner, daß die Sonne eine feurige Masse, größer als die Erde sei, und daß der Mond sein Licht von ihr erhalte. Auch verfertigte er be-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reits Landkarten, künstliche Himmelskugeln und Sonnenuhren. Anaximenes verglich die Erde mit einer runden Tischplatte, welche durch ihre Breite die untere dicke Luft in der Himmelskugel zusammendrücke, die alsdann durch ihre Erschütterungen die Erdbeben verursache. Anaxagoras hing der nämlichen Meinung an. Nach ihm hätten sich die Gestirne anfangs gerade in dem Himmelsgewölbe herumgedreht, so daß der Pol gerade über der Erde, im Scheitelpunkte, gewesen sei, erst später hätten sie schiefe Richtung bekommen. Noch andere, zum Beispiel Leukipp, stellten die Erde als einen oben platten, unten gewölbten Körper dar, ungefähr wie eine Pauke. Kleantes verglich sie mit einer unterwärts gekehrten Pyramide.

Pythagoras soll indessen schon die Lehre von der Kugelgestalt der Erde aufgestellt haben; einige seiner Schüler hingen wenigstens dieser Meinung an und bildeten sie weiter aus. Auch daß die Sonne und andere Weltkörper Kugeln seien, wurde von der pythagoräischen Schule gelehrt. Man sprach jetzt schon von Bewohnern der entgegengesetzten Seite der Erdkugel, von Gegenfüßlern, und behauptete sogar eine Umdrehung der Erde um ihre Achse, wodurch die Erscheinung des sich umdrehenden Himmels hervorgebracht würde. Aristarch von Samos wagte endlich die Behauptung, daß die Sonne stillstehe und die Erde sich um sie bewege.

Diese neue Lehre fand jedoch wenig Anhänger und man spöttelte nicht wenig über die wunderlichen Gegenfüßler, die die Füße oben und die Köpfe unten hätten, wie die Fliegen, die an der Decke eines Zimmers herumlaufen. Im allgemeinen blieb der große Haufe bei der alten Vorstellungsart von der scheibenförmigen Erdfläche, und wenn auch in späteren Zeiten die Kugelgestalt der Erde nicht mehr so geradehin bestritten wurde, so wollte man doch durchaus die Bewegung der Erde um ihre Achse oder gar um die Sonne nicht zugeben. Man hielt fortwährend dafür, daß die Sonne nebst den Gestirnen um die Erde herumgehe. Mit den Schiffen in den Ozean fahren, hieß ebensoviel, als aus der Welt hinausfahren, an den Gestaden des abendländischen Meeres wollte man das Geprassel und Zischen des in das Wasser hinabsinkenden feurigen Sonnenballes gehört haben. Die Mazedonier jammerten, daß Alexander sie jenseits der Gestirne und der Sonne in die ewige Nacht des Ozeans mit unbeweglicher Flut führen wolle. Als Drusus mit seinem Heere sich aus dem Rheine hinaus in die Nordsee wagte, glaubten die Soldaten, die Sonne schon hinter sich zu sehen. Andere hielten die Hitze an der Nordküste Germaniens wegen der Nähe der dort nach Osten herumgehenden Sonne für so groß, daß die Fichten dadurch fortdauernd Harz ausschwitzten, welches dann in den Ozean falle, sich hier verhärte und nun unter der Gestalt des Bernsteins von den Wellen wieder ans Land gespült werde.

Unter den Gelehrten nahm jedoch in den Jahrhunderten nach Christi Geburt bei zunehmenden astronomischen Kenntnissen die Meinung von der Kugelgestalt der Erde immer mehr die Oberhand, obschon die christlichen Astronomen sie nicht immer öffentlich behaupten durften. Der Bischof von Salzburg Virgil, zum Beispiel, der im achten Jahrhunderte lebte und ein Anhänger jener Lehre war, wurde auf Befehl des Papstes Zacharias seines Bistums entsetzt. (Johann Gottfried Sommer, Gemälde der physischen Welt, 1826/1831.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus Cesaria in Kapadozien gebürtig, hat Basilius, nicht viel über 30 Jahre alt, dem heiteren Leben zu Athen entsagt, auch schon die christlichen Einsiedeleien in Cölesyrien und Oberägypten besucht, als er sich nach Art der vorchristlichen Essener und Therapeuten in eine Wildnis am armenischen Flusse Iris zurückzog. Dort war sein zweiter Bruder Naucratius nach fünfjährigem strengen Anachoretenleben beim Fischen ertrunken. „Ich glaube endlich", schreibt er an Gregorius von Nazianz, „das Ende meiner Wanderungen zu finden. Die Hoffnung, mich mit Dir zu vereinigen, ich sollte sagen, meine süßen Träume (denn mit Recht hat man Hoffnungen Träume des wachenden Menschen genannt) sind unerfüllt geblieben. Gott hat mich einen Ort finden lassen, wie er uns beiden oft in der Einbildungskraft vorgeschwebt. Was diese uns in weiter Ferne gezeigt, sehe ich jetzt vor mir. Ein hoher Berg, mit dichter Waldung bedeckt, ist gegen Norden von frischen, immer fließenden Wassern befeuchtet. Am Fuß des Berges dehnt sich eine weite Ebene hin, fruchtbar durch die Dämpfe, die sie benetzen. Der umgebende Wald, in welchem sich vielartige Bäume zusammendrängen, schließt mich ab wie eine feste Burg. Die Einöde ist von zwei tiefen Talschluchten begrenzt. Auf der einen Seite bildet der Fluß, wo er vom Berge schäumend herabstürzt, ein schwer zu überschreitendes Hindernis, auf der anderen verschließt ein breiter Bergrücken den Eingang. Meine Hütte auf dem Gipfel ist so gelegen, daß ich die weite Ebene überschaue, wie den ganzen Lauf des Iris, welcher schöner und wasserreicher ist, als der Strymon bei Amphipolis. Der Fluß meiner Einöde, reißender als irgendeiner, den ich kenne, bricht sich an der vorspringenden Felswand und wälzt sich schäumend in den Abgrund: dem Bergwanderer ein anmutiger, wundervoller Anblick, den Eingeborenen nutzbar zu reichlichem Fischfang. Soll ich Dir beschreiben die befruchtenden Dämpfe, welche aus der (feuchten) Erde, die kühlen Lüfte, welche aus dem (bewegten) Wasserspiegel aufsteigen? soll ich reden von dem lieblichen Gesang der Vögel und der Fülle blühender Kräuter? Was mich vor allem reizt, ist die stille Ruhe der Gegend. Sie wird bisweilen nur von Jägern besucht; denn meine Wildnis nährt Hirsche und Herden wilder Ziegen, nicht eure Bären und eure Wölfe. Wie möchte ich einen anderen Ort mit diesem vertauschen! Alkmäon, nachdem er die Echinaden gefunden, wollte nicht weiter umherirren."
Es sprechen sich in dieser einfachen Schilderung der Landschaft und des Waldlebens Gefühle aus, welche sich mit denen der modernen Zeit inniger verschmelzen, als alles, was uns aus dem griechischen und römischen Altertume überkommen ist. Von der einsamen Berghütte, in die Basilius sich zurückgezogen, senkt sich der Blick auf das feuchte Laubdach des tief liegenden Waldes. Der Ruhesitz, nach welchem er und sein Freund Gregorius von Nazianz solange sich gesehnt, ist endlich gefunden. Die dichterisch-mythische Anspielung am Ende des Briefes erklingt wie eine Stimme, die aus einer anderen früheren Welt in die christliche hinüberschallt.
Auch des Basilius Homilien über das Hexaëmeron zeugen von seinem Naturgefühl. Er beschreibt die Milde der ewig heiteren Nächte in Kleinasien, wo, wie er sich ausdrückt, die Sterne, „die ewigen Blüten des Himmels", den Geist



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Menschen vom Sichtbaren zum Unsichtbaren erheben. Wenn er in der Sage von der Weltschöpfung die „Schönheit des Meeres" preisen will, so beschreibt er den Anblick der grenzenlosen Fläche in ihren verschiedenen, wechselnden Zuständen: „wie sie, vom Hauch der Lüfte sanft bewegt, vielfarbig, bald weißes, bald blaues, bald rötliches Licht zurückwirft, wie sie die Küste liebkost in ihren friedlichen Spielen". Dieselbe sentimental schwermütige, der Natur zugewandte Stimmung finden wir bei Gregorius von Nyssa, dem Bruder des großen Basilius. „Wenn ich", ruft er aus, „jeden Felsrücken, jeden Talgrund, jede Ebene mit neuentsprossenem Grase bedeckt sehe, dann den mannigfaltigen Schmuck der Bäume und zu meinen Füßen die Lilien, doppelt von der Natur ausgestattet mit Wohlgeruch und mit Farbenreiz, wenn ich in der Ferne sehe das Meer, zu dem hin die wandelnde Wolke führt, so wird mein Gemüt von Schwermut ergriffen, die nicht ohne Wonne ist. Verschwinden dann im Herbste die Früchte, fallen die Blätter, starren die Äste des Baumes ihres Schmuckes beraubt, so versenken wir uns (bei dem ewig und regelmäßig wiederkehrenden Wechsel) in den Einklang der Wunderkräfte der Natur. Wer diese mit dem sinnigen Auge der Seele durchschaut, fühlt des Menschen Kleinheit bei der Größe des Weltalls."
Leitete eine solche Verherrlichung Gottes in liebevoller Anschauung der Natur die christlichen Griechen zu dichterischen Naturschilderungen, so waren sie dabei auch immer, in den früheren Zeiten des neuen Glaubens, nach der Eigentümlichkeit ihrer Sinnesart, voll Verachtung aller Werke der menschlichen Kunst. Chrysostomos sagt in unzähligen Stellen: „Siehst du schimmernde Gebäude, will dich der Anblick der Säulengänge verführen, so betrachte schnell das Himmelsgewölbe und die freien Felder, in welchen die Herden am Ufer der Seen weiden. Wer verachtet nicht alle Schöpfungen der Kunst, wenn er in der Stille des Herzens früh die aufgehende Sonne bewundert, indem sie ihr goldenes (krokusgelbes) Licht über den Erdkreis gießt, wenn er, an einer Quelle im tiefen Grase oder unter dem dunklen Schatten dicht belaubter Bäume ruhend, sein Auge weidet an der weiten, dämmernd hinschwindenden Ferne?" (Alexander von Humboldt, Kosmos, 1845.)

## GOTT-INNIGE LANDSCHAFT

Um zu zeigen, wie stark die Vagantenpoesie auf den Ausdruck des Naturgefühls eingewirkt hat, soll hier ein Brief folgen, der eine Landschaftsschilderung enthält; sein Verfasser ist ein Mönch des Klosters Clairvaux:
„Wenn du die Lage von Clairvaux zu kennen wünschest, so soll diese Schrift dir als Spiegel dienen. Zwei Berge beginnen nicht fern von der Abtei, anfangs nur durch das dazwischenliegende enge Tal getrennt, dehnen sie ihre Enge zu immer größerem Abstand aus, je näher sie der Abtei kommen, der eine nimmt die halbe, der andere die ganze Seite der Abtei ein. Der eine ist fruchtbar an Weinbergen, der andere reich an Früchten, angenehm für den Anblick und den Nutzen, gewährt er uns Vorteile, da an dem abfallenden Hang des einen wächst, was zum Essen, an dem des anderen, was zum Trinken dient. Auf der Spitze des Berges gibt es für die Mönche häufig Arbeit, freilich eine liebliche und



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

durch die dabei herrschende Ruhe noch angenehmere, nämlich die, altes Reisig zu sammeln und Bündel zum Verbrennen zusammenzubinden, das starrende Gestrüpp auszurotten und das zur Sonnenhitze passende ihr anzupassen, die Dornen auszureißen und „was aus der Hurerei gepflanzt ist" zu vernichten, da es die Zweige der heranwachsenden Bäume hemmt oder ihre Wurzeln untergräbt, damit nicht die starre Eiche daran verhindert werde, mit erhabenem Scheitel die Gestirne zu begrüßen, die weiche Linde daran, ihre Arme auszubreiten, die leicht zu spaltende biegsame Esche daran, sich frei in die Höhe zu erheben, und die weitschattende Buche, sich in die Breite zu dehnen." In ihrem hinteren Teil läuft die Abtei in eine größtenteils von einer Mauer umschlossene Ebene aus. „In diesem Gehege bilden viele Bäume allerlei Art, reich an verschiedenen Früchten, einen Obstgarten wie ein Hain, der, in der Nähe der Krankenzelle gelegen, den Brüdern in ihrer Schwachheit nicht geringen Trost gewährt, da er den Spaziergängern einen geräumigen Wandelraum und auch den Fiebernden eine süße Ruhestatt gewährt. Es sitzt der Kranke auf ‚grünem Rasen', und wenn das unmilde Gestirn des unbarmherzigen Hundssterns die Länder auskocht und die Flüsse austrocknet, so mildert er die glühenden Sterne zu Sicherheit, Verborgenheit und Schatten gegen die Tagesglut ‚unter dem Laub der Bäume', und zum Trost in seinem Schmerz duften seiner Nase die Kräuterarten entgegen. Das liebliche Grün der Kräuter und Blumen ist seine Augenweide und all die Wonne, die vor ihm hängt und wächst, so daß er nicht mit Unrecht sagen kann: ich sitze unter dem Schatten, des ich begehre, und seine Frucht ist meiner Seele süß. Die Ohren liebkost mit süßen Weisen der bunten Vögel Gesang, und zur Heilung einer einzigen Krankheit ‚besorgt vielerlei Trost' die göttliche Liebe, da die Luft in reinem Glanz leuchtet, die Erde von Fruchtbarkeit duftet, und er selber mit Augen, Ohren und Nase die Wonne der Farben, Lieder und Gerüche einschlürft.

Wo der Obstgarten aufhört, beginnt der eigentliche Garten, durch Einschnitte in Beete geteilt oder vielmehr durch dazwischenströmende Bächlein geschieden. Denn wenn auch das Wasser zu schlummern scheint, so schleicht es doch trägen Laufs dahin. Auch er gewährt den kranken Brüdern ein schönes Schauspiel, wenn sie am grünen Saum der reinen Wassertiefe sitzen, unter der glashellen Welle die Fische spielen zu sehen, wie sie, aufeinander losschwimmend, ein kriegerisches Zusammentreffen darzustellen scheinen. Das Wasser liefert die Alba, der berühmte Fluß mit nimmermüdem Laufe. Durch ein künstliches Bett schickt er die Hälfte seines Wassers in die Abtei, wie um die Brüder zu grüßen und sich zu entschuldigen, daß er nicht ganz gekommen ist, da er fand, daß der Kanal ihn nicht ganz fassen konnte.

Aber da wir ihn wieder an seine Stelle zurückgebracht haben, wollen wir wieder zu den Bächlein zurückkehren, die wir verlassen haben. Aus dem Fluß abgeleitet, durchziehen sie friedlichen Laufs die Wiesen, um die Erde zu berauschen, zu befeuchten und keimen zu lassen, damit, wenn in der Frühlingswärme die schwangere Erde ihren Schoß zur Geburt auftut, die entstehenden Gräser aus Mangel an Feuchtigkeit nicht verwelken, damit sie es nicht nötig haben, durch erbettelte Tropfen der Wolken bewässert zu werden, zur Genüge durch des benachbarten Flusses ‚Wohltätigkeit gehegt'. Diese Bäche oder vielmehr Gräben



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden nach getaner Pflicht von dem Fluß, der sie ausgespien, wieder verschluckt, und schon eilt die Alba, vollständig gesammelt, raschen Laufs durch das abfallende Tal. Wie er an seinen Ort wieder hinfließt, so wollen auch wir zu unserem Ort zurückkehren und die weithin sich dehnende Wiesenfläche in straff zusammengefaßter Rede überspringen.

Viel Lieblichkeit besitzt jener Ort, viel, was die müden Geister erleichtert und das ängstliche Seufzen löst, viel, was die, so den Herren suchen, zur frommen Ergebung entzündet und an die himmlische Süßigkeit mahnt, nach der wir seufzen, wenn der Erde Antlitz in mannigfaltigen Farben lächelt, durch sein grünend Bild die Augen weidet und süßduftenden Geruch ausströmt. Aber wenn ich die Blüte sehe, wenn ich den Duft der Blüte spüre, ‚wollen die Wiesen mich an alte Geschichten erinnern', denn wenn ich den wonnigen Duft einsauge, fällt mir ein, daß der Wohlgeruch von des Patriarchen Jakob Kleid mit dem süßen Duft eines vollen Ackers verglichen wird. Und während ich meine Augen an der Farbe ergötze, erinnere ich mich, daß ihr Aussehen dem Purpur Salomos vorgezogen wurde, und wenn ich so die äußerliche Verrichtung genieße, ergötze ich mich nicht wenig an dem verborgenen Geheimnis. Diese Wiese also wird durch den sie durchströmenden Fluß bewässert und schickt ihre Wurzeln nach seiner Feuchtigkeit: daher fürchtet sie sich nicht, wenn der Sommer kommt. — —

Aber während ich fliegenden Laufs die Ebene durcheile, während ich atemlos an steiler Höhe keuche oder die von der Hand der Weisheit selbst gemalte Purpurfläche der Wiese oder die mit Bäumen besetzten Berghöhen beschreibe, klagt mich jener gar süße Born der Undankbarkeit an: er habe mir nicht bloß die Hände, sondern auch die Füße gewaschen. Und in der Tat kann ich nicht bestreiten, daß ich zu spät an ihn gedacht habe, wenn ich vor ihm überhaupt an jemand gedacht habe. Er gleitet aber unterirdisch hin- und herfließend schweigend dahin, so daß man nicht einmal an einem leisen Murmeln sein Vorüberfließen erkennen kann, wie das Wasser von Siloah verdeckt er, als fürchtete er, sich zu verraten, überall seinen Ursprung und läßt sich nicht blicken. Er entspringt, was als Zeichen der Güte gilt, der aufgehenden Sonne entgegengesetzt, so daß er zur Zeit der Sommersonnenwende der strahlenden Morgenröte Rosenantlitz von der entgegengesetzten Seite her begrüßt. Wo der Berg ihn ausspeit, verschluckt ihn das Tal und, an dem Ort, wo er entsteht, er gleichsam auch vergeht und begraben wird. Nach einer Meile tritt er wieder hervor, aus dem Herzen der Erde wieder auferstanden. Nur für die Brüder ist er da, damit er sein Geschick mit niemand anderem als den Heiligen teile." (W. Ganzenmüller, Das Naturgefühl im Mittelalter, 1914.)

## GOTTFRIED VON VITERBO

Große Freude an der Beschreibung von Örtlichkeiten hat Gottfried von Viterbo, so sagt er zum Beispiel vom Gau von Nymwegen: „wo durch das Land bunt gefärbt der Waal alles bewässert. Dieses Wasser ist selten durch eine Furt zu überschreiten, die hohen Ufer des Flusses erheben sich auf einem Felsen, darauf steht kunstreich hingebaut der säulengeschmückte Palast, in weitem Umkreis



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden die Wiesen vom Wasser befruchtet, keinen schöneren Anblick kann man auf Erden finden." Besonders scheint er aus seiner Bamberger Schulzeit her der Schönheit der Maingegenden ein dankbares Andenken bewahrt zu haben. Sein altes Bamberg verherrlicht er mit folgenden Versen: „Der bayrische Fluß, sonst auch Rednitz geheißen, welcher die Norischen Auen nährt und nach mannigfachen Windungen verläßt, der erzeugt der Stadt Bamberg Lieblichkeit. Der Fluß macht sie fruchtbar und bewässert die Nachbarschaft, die darübergeschlagene Brücke schließt wie ein Gürtel beide Seiten zusammen. Die ruhmreiche Stadt wächst allmählich unten am Berg empor und erhebt sich dann in die Höhe, mit den ersten Türmen besetzt. Die Spitze des Berges in der Stadt hat aber die Geistlichkeit inne . . . die Gestalt der Kirche erhöht und schmückt des Berges Haupt." Dann folgt eine ausführliche Beschreibung der Kirchen und des Michaelsklosters.
Noch stärker scheint ihn das landschaftlich schönere Würzburg angeregt zu haben, wenigstens hat er hier seinen Pinsel in noch wärmere Farben getaucht. „In dieser wasserreichen, so fruchtbaren, so schönen und überall berühmten Gegend liegt das schöne Würzburg wie eine vollerblühte Rose im grünen Laub. Glückliches Würzburg, wackeres Volk, getreues Land, du hast himmlische Gaben verdient, denn du erhältst alle Geschenke, die dein Wunsch nur erstreben kann. In der Mitte bewässert der Strom die Stadt mit ihren enggedrückten Häusern, und eine starke Brücke verbindet beide Seiten. Gar herrlich ist diese Lage und erschien mir als die allerschönste, ins Tal eingeschnitten liegt es da, wie ein irdisch Paradies. Wenn ich am Leben bleibe, will ich geschwind dort wohnen." (W. Ganzenmüller, Das Naturgefühl im Mittelalter, 1914.)

## DIE DICHTUNG DES MITTELALTERS

Die vaterländischen Dichter jener Epoche haben sich nirgends einer abgesonderten Naturschilderung hingegeben, einer solchen, die kein anderes Ziel hat, als den Eindruck der Landschaft auf das Gemüt mit glänzenden Farben darzustellen. Der Sinn für die Natur fehlte den altdeutschen Meistern gewiß nicht, aber sie hinterließen uns keine andere Äußerung dieses Sinnes als die, welche der Zusammenhang mit geschichtlichen Vorfällen oder mit den Empfindungen erlaubte, die in lyrische Gedichte ausströmten. Um mit dem Volksepos, den ältesten und wertvollsten Denkmälern, zu beginnen, so findet sich weder in den Nibelungen noch in der Gudrun die Schilderung einer Naturszene, selbst da, wo dazu Veranlassung war. Bei der sonst umständlichen Beschreibung der Jagd, auf welcher Siegfried ermordet wird, geschieht nur Erwähnung der blumenreichen Heide und des kühlen Brunnens unter der Linde. In der Gudrun, die eine gewisse feinere Ausbildung zeigt, bricht der Sinn für die Natur etwas mehr durch. Als die Königstochter mit ihren Gefährten, zu niedrigem Sklavendienst gezwungen, die Gewänder ihrer grausamen Gebieter an das Ufer des Meeres trägt, wird die Zeit bezeichnet, wo der Winter sich eben gelöst und der Wettgesang der Vögel beginnt. Noch fallen Schnee und Regen herab, und das Haar der Jungfrauen wird vom rauhen Märzwinde gepeitscht. Als Gudrun, ihre Befreier erwartend, das Lager verläßt und nun das Meer beim Aufgang



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Morgensterns zu schimmern beginnt, unterscheidet sie die dunkeln Helme und die Schilde der Freunde. Es sind wenige Worte, welche dies andeuten, aber sie geben ein anschauliches Bild, bestimmt, die Spannung vor einem wichtigen geschichtlichen Ereignis zu vermehren. Nicht anders macht es Homer, wenn er die Zyklopeninsel schildert und die geordneten Gärten des Alkinous: er will anschaulich machen die üppige Fülle der Wildnis, in der die riesigen Ungeheuer leben, und den prächtigen Wohnsitz eines mächtigen Königs. Beide Dichter gehen nicht darauf aus, eine für sich bestehende Naturschilderung zu entwerfen.

Dem schlichten Volksepos stehen die inhaltreichen Erzählungen der ritterlichen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts entgegen, die eine bewußte Kunst übten und unter welchen sich Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg im Beginn des Jahrhunderts so sehr hervorheben, daß man sie die Großen und Klassischen nennen kann. Aus ihren umfangreichen Werken würde man Beweise genug von tiefem Gefühl für die Natur, wie es zumal in Gleichnissen ausbricht, sammeln können, aber der Gedanke an unabhängige Naturschilderungen war auch ihnen fremd. Sie hemmten nicht den Fortschritt der Handlung, um bei der Betrachtung des ruhigen Lebens der Natur stillezustehn. Wie verschieden davon sind die neueren dichterischen Kompositionen! Bernardin de St. Pierre braucht die Ereignisse nur als Rahmen für seine Gemälde. Die lyrischen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, zumal wenn sie die Minne besingen (was sie nicht immer tun), reden oft genug von dem milden Mai, dem Gesang der Nachtigall, dem Tau, welcher an den Blüten der Heide glänzt, aber immer nur in Beziehung der Gefühle, die sich darin abspiegeln sollen. Um trauernde Stimmungen zu bezeichnen, wird der falben Blätter, der verstummenden Vögel, der in Schnee vergrabenen Saaten gedacht. Dieselben Gedanken, freilich schön und sehr verschiedenartig ausgedrückt, kehren unablässig wieder. Der seelenvolle Walther von der Vogelweide und der tiefsinnige Wolfram von Eschenbach, von dem wir leider nur wenige lyrische Gesänge besitzen, sind hier als glänzende Beispiele aufzuführen.

Die Frage, ob der Kontakt mit dem südlichen Italien oder durch die Kreuzzüge mit Kleinasien, Syrien und Palästina die deutsche Dichtkunst nicht mit neuen Naturbildern bereichert habe, kann im allgemeinen nur verneint werden. Man bemerkt nicht, daß die Bekanntschaft mit dem Orient dem Minnesang eine andere Richtung gegeben habe. Die Kreuzfahrer kamen wenig in nahe Verbindung mit den Sarazenen, ja, sie lebten selbst mit anderen Völkern, die für dieselbe Sache kämpften, in großer Spannung. Einer der ältesten lyrischen Dichter war Friedrich von Hausen. Er kam in dem Heere Barbarossas um. Seine Lieder enthalten vielfache Beziehungen auf die Kreuzfahrt, aber die drücken nur religiöse Ansichten aus oder den Schmerz, sich von der Geliebten getrennt zu sehen. Von dem Lande fand er und alle, die an den Kreuzzügen teilnahmen, wie Reimar der Alte, Rubin, Neidhardt und Ulrich von Lichtenstein, nicht Veranlassung etwas zu sagen. Reimar kam als Pilgrim nach Syrien, wie es scheint, im Gefolge Herzog Leopolds VI. von Österreich. Er klagt, daß die Gedanken an die Heimat ihn nicht loslassen und ihn von Gott abziehen. Die Dattelpalme wird hier einige Male genannt, wo der Palmen-



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zweige gedacht ist, welche fromme Pilger auf der Schulter tragen sollen. Ich erinnere mich auch nicht, daß die herrliche Natur Italiens die Phantasie der Minnesänger angeregt habe, welche die Alpen überstiegen. Walther von der Vogelweide, der weit umhergezogen, hatte nur den Po gesehen, aber Freidank war in Rom. Er bemerkt bloß, daß in den Palästen derer, welche sonst dort herrschten, Gras wachse. (Alexander von Humboldt, Kosmos, 1845/1850.)

## SPÄTGOTISCHE GARTENFREUDE

Es gehören die Landschaftsschilderungen Boccaccios in den Kreis der spätgotischen Ideallandschaften. Von unwirklicher, utopischer Pracht ist der Wald im „Ameto" — nicht ein charakteristischer Ausschnitt aus der Natur, sondern ein idealer Hain, wie ihn sich wohl eine Bukolik erträumt. Die Gartenschilderung der Liebesvision zeigt — in gleichem Maße etwa wie der mittelalterliche Rosenroman — in der Verwendung konventioneller Motive: der klaren Brünnlein, des herzerfreuenden Gesangs der Vöglein, des Brunnens, die Nachwirkung der antik-byzantinischen Tradition des Liebesromans. Wir geben ein Beispiel mit der berühmten Schilderung aus dem dritten Tage des Dekamerone: „Rings umher und auch mittendurch zogen sich breite und schnurgerade Wege, die, mit Laubengängen von Wein überwölbt, für dieses Jahr Trauben in Menge versprachen, denn zahllose Rebenblüten verbreiteten einen so lieblichen Duft durch den ganzen Garten, daß die Gesellschaft, von noch tausend anderen Wohlgerüchen umgeben, wähnte, sie befinde sich im Paradiese. Die Seiten jener Gänge waren mit Hecken und von weißen und roten Rosen und von Jasmin fast ganz umschlossen, so daß man dort nicht nur am frühen Morgen, sondern auch in der heißesten Mittagsglut, ohne von der Hitze belästigt zu werden, in dem duftigen Schatten lustwandeln und sich dabei der erquickendsten Kühlung erfreuen konnte. Ich würde zu viele Worte machen müssen, um alle die Pflanzen und Blumen zu schildern, die in tausendfacher Abwechslung die verschiedenen Räume des Gartens schmückten, und kann nur so viel sagen, daß von allen, die für unser Klima passen, dort die seltensten und allerschönsten im Überflusse vorhanden waren. Nicht minder anmutig, sondern vielleicht das Schönste im ganzen Garten, war ein Rasenplatz in der Mitte mit ganz dunkelgrünem Grase. Auf ihm prangten tausenderlei bunte Blumen, und rings umher stand eine Reihe von schlanken Zedern und hohen Pomeranzenbäumen, die mit ihren reifen und grünen Früchten und mit ihren Silberblüten sowohl das Auge, als den Geruch erquickten. In der Mitte dieses Wiesenplatzes befand sich ein Wasserbecken von weißestem, mit herrlichen Skulpturen geziertem Marmor. Auf einer Säule erhob sich dort eine Gestalt, die, ich weiß nicht, ob durch natürliche Kraft oder eine künstliche Vorrichtung, einen so mächtigen Wasserstrahl emporschleuderte, daß er eine Mühle hätte treiben können, welcher aber dann mit dem angenehmsten Plätschern in den klaren Behälter zurückfiel. Das Wasser, welches aus dem Becken überfloß, rann darauf in verborgenen Rinnen unter dem Rasen hin und rieselte weiter draußen wieder hervor, wo es in künstlich angelegten Gräben die Wiese umgab. . . . Indem sie nun dort in heiterster Stimmung lustwandelten und sich



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einander unter dem tausendstimmigen Gesang der Vögel Kränze wanden, bemerkten sie einen neuen Vorzug des Gartens, welcher ihnen über den anderen Schönheiten desselben bis jetzt entgangen war. Sie sahen nämlich eine Menge der verschiedensten Tierarten, hier Kaninchen, dort Hasen, dort Rehe, dort junge Hirsche und außerdem noch viele andere arglose Geschöpfe, welche sich friedlich und heiter umhertummelten und durch ihre Munterkeit und Lust das Vergnügen der Gesellschaft erhöhten."

Man sieht: Hier ist die Natur lediglich als der farbige paradiesisch heitere Hintergrund einer vornehmen Gesellschaft geschildert, zu unwirklicher Schönheitlichkeit gesteigert, mit allen Tributen der Ideallandschaft ausgestattet.

Und nicht anders erscheint die Naturauffassung in der Philosophie des Trecento: Die trecentistische Erneuerung des Nominalismus, die vermehrte Naturbeobachtung, die Konstituierung der Philosophie als weltliche Wissenschaft des Tatsächlich-Wirklichen erfolgte ja noch durchaus innerhalb des scholastischen Systems und ohne revolutionäre Tendenzen, wie im Quattrocento. Alle diese Erscheinungen hat man wohl als Vorbereitungen der Renaissance angesprochen. Das Bild ändert sich aber, wenn man sie als in sich ruhend nach ihrem Stile auffaßt, der nach rückwärts hineinreicht in die raffinierte und barocke Endphase des gotischen Stiles, nach vorn hineingeht in den Naturalismus der Renaissanceaufklärung. So müssen wir — nicht aus Freude am Etikettieren, sondern weil sich uns hiermit Wesensbestimmungen verbinden — die Naturanschauung des Trecento als spätgotisch bezeichnen: spät ist vor allem das größere Maß, man möchte sagen, die größere Quantität des Naturschilderns, des landschaftlichen Schwelgens, gotisch die Stilisierung der Natur, ihre abstrakt typisierende Darstellung. Erst am Ende des Jahrhunderts beginnt sich aus der spätgotischen Schmuckkultur ein neues, sachliches Naturinteresse herauszulösen, das wir als renaissancehaft bezeichnen dürfen und das anfangs noch durchaus neben spätgotischer Natursymbolik und Stilisierung einhergeht. Auch in den Briefen des Äneas Silvio kehrt noch einmal die unter dem Einfluß der römischen Bukoliker stehende spätgotische Ideallandschaft wieder. Spätgotische und frührenaissancehafte Naturanschauung unterscheiden sich oft nur sehr zart und mit fließenden Übergängen:

„Dort gab es Blumenwiesen, Bäche, in denen Milch und Wein floß, kühle Quellen, Seen voller Fische, liebliche Badeplätze, dichte Haine, immer traubenbeladene Weingärten und ewig herbstliche Bäume, wie sie die Gärten der Hesperiden oder die Phäaken besessen haben sollen. In den Wäldern gab es Obst, dessen Duft schon genußreich war, friedliches, leicht zu fangendes Wild, jagdbare und Singvögel . . . Unter den Bäumen standen Tische bereit, geschmückt mit edelsteinbesetzten Gefäßen und goldenen Schalen. Kein Falerner ist dem Wein vergleichbar, der dort aus dem natürlichen Quell sprudelt, rings fließt Honig, und das Röhricht ist voll Zucker. Allerlei Gewürz fällt von den Bäumen, Gold und Silber sind dort unerschöpflich. Kostbare Steine hängen wie Kirschen in den Wäldern. Schöne Mädchen und feine Jünglinge führen dort ewige Reigentänze auf. Was es an Musik gibt, das ertönt dort." (Hans Heß, Die Naturanschauung der Renaissance in Italien, 1924.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir müssen vor allem der Naturschilderungen gedenken, die wir von Kolumbus selbst besitzen. Erst seit kurzem kennen wir sein eigenes Schiffsjournal, seine Briefe an den Schatzmeister Sanchez, an die Amme des Infanten Don Juan, Frau Juana de la Torre, und an die Königin Isabella. Ich habe schon an einem anderen Orte zu zeigen gesucht, mit welchem tiefen Naturgefühle der große Entdecker begabt war, wie er das Erdenleben und den neuen Himmel, die sich seinem Blicke offenbarten, mit einer Schönheit und Einfachheit des Ausdrucks beschrieb, die nur diejenigen ganz zu schätzen vermögen, welche mit der alten Kraft der Sprache jener Zeit vertraut sind.

Die physiognomische Gestaltung der Pflanzen, das undurchdringliche Dickicht der Wälder, „in denen man kaum unterscheiden kann, welche Blüten und Blätter jedem Stamme zugehören," die wilde Üppigkeit des krautbedeckten Bodens der feuchten Ufer, die rosenfarbigen Flamingos, welche fischend schon am frühen Morgen die Mündung der Flüsse beleben, beschäftigten den alten Seemann, als er längst den Küsten von Kuba, zwischen den kleinen lucayischen Inseln und den Jardinillos hinfuhr. Jedes neu entdeckte Land scheint ihm noch schöner, als das früher beschriebene, er beklagt, nicht Worte zu finden, um die süßen Eindrücke wiederzugeben, die er empfangen. Mit der Kräuterkunde völlig unbekannt, wenngleich durch Einfluß arabischer und jüdischer Ärzte sich damals schon einige oberflächliche Kenntnis der Gewächse in Spanien verbreitet hatte, treibt das einfache Naturgefühl den Entdecker an, alles Fremdartige einzeln aufzufassen. Er unterscheidet in Kuba schon sieben oder acht verschiedene Palmenarten, die schöner und höher als die Dattelpalme sind, er meldet seinem geistreichen Freunde Anghiera, daß er in derselben Ebene Tannen und Palmen zusammengruppiert, palmeta und pineta wundervoll gemengt gesehen, er betrachtet die Vegetation mit solchem Scharfblick, daß er zuerst bemerkt, es gebe in Cibao auf den Bergen Pinien, deren Früchte nicht Tannenzapfen sind, sondern Beeren, wie die Oliven des Axarafe de Sevilla.

„Die Anmut dieses neuen Landes", sagt der Entdecker, „steht hoch über der der campiña de Cordoba. Alle Bäume glänzen von immergrünem Laube und sind ewig mit Früchten beladen. Auf dem Boden stehen die Kräuter hoch und blühend. Die Lüfte sind lau wie im April in Castilien, es singt die Nachtigall süßer, als man es beschreiben kann. Bei Nacht singen wieder süß andere, kleinere Vögel, auch höre ich unseren Grashüpfer und die Frösche. Einmal kam ich in eine tief eingeschlossene Hafenbucht und sah, was kein Auge gesehen: hohes Gebirge, von dem lieblich die Wasser (lindas aguas) herabströmen. Das Gebirge war bedeckt mit Tannen und anderen vielfach gestalteten, mit schönen Blüten geschmückten Bäumen. Den Strom hinaufsteuernd, der in die Bucht mündete, war ich erstaunt über die kühlen Schatten, die kristallklaren Wasser und die Zahl der Singvögel. Es war mir, als möchte ich so einen Ort nie verlassen, als könnten tausend Zungen dies alles nicht wiedergeben, als weigere sich die verzauberte Hand, es niederzuschreiben." (Alexander von Humboldt, Kosmos, 1845/1850.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ohne Zweifel ist Paracelsus in der Geschichte der Medizin eine epochemachende Gestalt. In ihm vor allem bricht der Kampf hervor gegen die Autoritäten, welche das Mittelalter hindurch die Theorie und Praxis der Medizin beherrschten. Paracelsus selbst tritt diese Autoritäten mit Füßen. Als er im Jahre 1527 als Professor der Medizin nach Basel gerufen wurde, begann er seine Vorlesungen damit, die Werke des Avicenna und Galenus im Auditorium selbst zu verbrennen, indem er versicherte: seine Schuhriemen wüßten mehr als Avicenna und Galenus, alle hohen Schulen hätten nicht so viel erfahren als sein Bart, und sein Haupthaar im Genicke sei gelehrter als alle Skribenten. Die ganze bisherige Bücherweisheit gilt ihm für nichts. Er versichert, daß er 10 Jahre lang kein Buch in die Hand genommen und daß seine ganze Liberey nicht aus sechs Blättern bestehe. Das Lesen — sagt er — hat nie einen Arzt gemacht, aber die Praktik, die gibt den Arzt. Lesen ist ein Schemel der Praktik und ein Federwisch. Auf Reisen durch ganz Europa suchte Paracelsus, was er auf der hohen Schule — „dem Garten, da man die Bäume verstümmelt" — nicht gefunden hatte. Überall beobachtete er und holte Erkundigungen ein, „bei Doktoren, Scherern und Badern, gelehrten Ärzten, Weibern, Schwarzkünstlern, Alchimisten, Klöstern, Edlen und Unedlen, Gescheiten und Einfältigen". Die gelehrten Ärzte vor allem sind seine Feinde. „Die betrügerischen Ärzte trieben ihn aus Litauen, hernach aus Preußen, dann aus Polen. Auch den Niederländern, den Universitäten, den Juden und Mönchen gefiel er nicht. Aber Gott sei Dank! den Kranken gefiel er überall." Glückliche Kuren — er heilte allein 18 Fürsten, die von anderen Ärzten schon aufgegeben waren — trugen den Ruf des Paracelsus weit über die Grenzen Deutschlands. Wenn die festeste Überzeugung von der Untrüglichkeit seiner Kunst dem Arzte bei dem Kranken Vertrauen erweckt, so war Paracelsus nach dieser Seite hin unwiderstehlich. „Mir nach — beginnt er seine Schrift über die vier Säulen der Medizin — ich nicht euch, Avicenna, Rhases, Galen, Mesur! Mir nach und ich nicht euch, ihr von Paris, ihr von Montpellier, ihr von Schwaben, ihr von Meißen, ihr von Köln, ihr von Wien und was an der Donau und an dem Rheinstrome liegt, ihr Inseln im Meere, du Italien, du Dalmatien, du Athen, du Grieche, du Araber, du Israelite, mir nach und ich nicht euch! Mein ist die Monarchie!" „Laßt's euch nicht seltsam sein — sagt er ferner —, daß ich hervorziehe, was allen unbekannt gewesen; denn ich bin von einer anderen Natur. Ich bezeuge bei Gott, daß ich nicht lüge, obschon es der Natur unmöglich scheint, daß keiner jetzt ist noch gewesen ist noch sein wird, der die Natur so tief untersucht hätte, als ich." Der letzte Grund aller seiner Wissenschaft, wie alles Wissens überhaupt, ist kein anderer als Gott selbst. „Gott bleibt in allen Dingen der oberste Skribent, der höchste und unser aller Text. Es steht geschrieben, der wird uns in alle Wahrheit führen, uns alle Dinge lehren, hierunter ist auch die Arznei, Philosophie und Astronomie begriffen. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch das andere alles (auch die Arzneikunst) zufallen. Solches Spruchs mag sich der Arzt nicht erwehren; denn er wähnt falsch, wenn er glaubt, die Natur gehöre nicht zum Reiche Gottes. — Der Mensch erfindet



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nichts, der Teufel erfindet nichts, Gott ist es allein, der uns alles durch das Licht der Natur offenbart."

Paracelsus denkt sich die ganze Welt entstanden aus einem von Gott geschaffenen Urstoffe, welcher, selbst formlos und unbestimmt, die Keime aller Geschöpfe ebenso umfaßte, wie das Ei die Keime des Tieres oder das Samenkorn die Keime der Pflanze. Er nennt diesen Stoff den großen Limbus. Zuerst trennten sich die Elemente, die im Limbus vermischt waren. Das Feuer ward zum Himmel (heiß und trocken), die Luft zur Leere (heiß und feucht), das Wasser zur Flüssigkeit (kalt und naß), die Erde zum Erdball (kalt und trocken). Die hier bezeichneten Elemente führt Paracelsus anderweitig auf drei andere, ursprünglichere Elemente zurück, die er Sal, Sulphur, Mercurius nennt. Sie spiegeln sich ab in unserem Salze, Schwefel und Quecksilber und sind der allgemeine Grund der Festigkeit, des Flüssigen und Verbrennlichen. Der Scheidung der Elemente folgte aber eine andere. Der Himmel teilte sich in das Firmament und in die Sterne und Planeten, die Luft in ihre verschiedenen Kräfte und Bewohner, das Wasser in Fische, Nymphen, Salze und so weiter, die Erde in Gewächse, Steine, Tiere und Menschen. Dieser zweiten Scheidung wird endlich eine dritte und letzte folgen, durch welche alles Vergängliche wieder zu dem Ewigen, aus dem es geworden, zurückkehrt. Als Hauptunterschiede treten sich in der Anschauung des Paracelsus gegenüber: der Himmel mit den Gestirnen, die Erde mit den Steinen, Pflanzen und Tieren, und dann der Mensch. Wie alle diese verschiedenen Gestalten der Welt aus demselben Stoffe entstanden, so unterscheiden sie sich auch nur durch die Art ihrer Zusammensetzung. In allen ist dasselbe enthalten, es sind Glieder eines Leibes, in denen nur dieser oder jener Stoff überwiegt. — — Von der Beziehung der Pflanzen zu den Gestirnen heißt es: Jedes Gewächs ist nichts, als ein irdischer Stern, und jeder Stern nichts anderes, als ein spiritualistisch gewachsenes Kraut, dem ein Kraut auf der Erde zu vergleichen ist, ebenso wie bei einer Destillation des Wermuts Blätter, Wurzeln und alles Materielle davon geschieden wird, der Spiritus aber doch die Form und das Bild des Krautes enthält, also sind auch die Sterne im Himmel Modelle, Formen, Matrices der Gewächse, so daß jeder Stern durch seine anziehenden Kräfte das ihm gleiche Kraut aus der Erde herauszieht. Wüßte man genau dies Verhältnis der Sterne zu den Gewächsen, so würde man sagen: Dieser Stern heißt stella Rosmarini, dieser Absinthii und so weiter. Dadurch würde ein Herbarium entstehen, welches edler als Gold, Silber und Edelstein wäre. — Besonders hat nun aber der Mensch alle verschiedenen Formen der ganzen Welt in sich; er ist im vollsten Sinne Mikrokosmus, weil er nach Gottes Bilde geschaffen ist. „Wie die große Welt aus dem Limbus gemacht und nach allen Kreaturen der Mensch, so ist nichts in der großen Welt, was nicht in ihm zusammengefaßt wäre. Daher hat der Mensch das Wissen der Engel und Geister und erlangt alle Kunst der übrigen Geschöpfe; denn er hat es von ihnen geerbt. So trägt er also das Ebenbild und die Eigenschaften aller vor ihm geschaffenen Tiere an sich. Aller Tiere Vernunft zusammen ist daher Eines Menschen Vernunft, und Eines Menschen Vernunft ist aller Tiere Vernunft. Daher ist der Mensch das höchste Tier; denn die einzelnen Tiere haben nicht die ganze tierische Natur. Obwohl aber



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aller Tiere Art in dem Menschen liegt, so wird doch nur Eine vorzüglich geweckt, so daß der eine Hundeart, der andere Wolfart, der dritte Fuchsart verrät, ohne deswegen ein bloßes Tier zu sein, denn er ist zugleich Gottes Bildnis und das Werkzeug, durch welches Gott große Wunder tut." — Ferner aber entsprechen im menschlichen Leibe dem Jupiter die Leber, dem Monde das Gehirn, der Sonne das Herz, dem Saturn die Milz, dem Merkur die Lunge, der Venus die Nieren, dem Mars die Gallenblase. Wie die Gestirne des Firmaments ihren Lauf vollbringen, so auch diese Glieder des Körpers. Da aber der Mensch aus den Gestirnen ist, so richtet sich der Himmel nicht nach dem Menschen, sondern der Mensch nach dem Himmel, wie der Sohn nach dem Vater. (Rixner und Siber, Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker, 1819/1826.)

## KEPLER

Die Weltharmonik schätzte Kepler selbst als sein bedeutendstes Werk. Er hatte darin die göttliche Ordnung und Schönheit der Welt der Menschheit aufgeschlossen. „Was ich — sagt er — vor 22 Jahren ahnte, sowie ich die fünf Körper zwischen den Planetenbahnen gefunden, wovon ich fest überzeugt war, bevor ich des Ptolemäus Schrift von der Harmonie gesehen, was ich in der Aufschrift dieses Buches, bevor ich der Sache ganz gewiß war, versprochen, was ich vor 16 Jahren öffentlich als Aufgabe stellte, weshalb ich den besten Teil meines Lebens auf astronomische Beobachtungen verwendete, zu Tycho kam, in Prag meinen Wohnsitz aufschlug: das habe ich endlich unter des großen Gottes Walten, der mich begeistert und mächtiges Verlangen in mir erregt hatte, der mir auch Leben und Geisteskraft erhielt und die übrigen Mittel durch zweier Kaiser Güte gewährte, nachdem ich zuvor die astronomischen Arbeiten hinreichend weit verfolgt, — endlich also habe ich das ans Licht gebracht und über all mein Hoffen und Erwarten als wahr befunden, daß die ganze Natur der Harmonie in ihrem ganzen Umfange und mit all ihren Einzelheiten in den himmlischen Bewegungen vorhanden ist, nicht zwar auf die Weise, wie ich mirs früher gedacht, sondern auf eine ganz andere, durchaus vollkommene Weise." — „Nunmehr — heißt es ferner — nachdem mir seit anderthalb Jahren das erste Morgenrot, seit wenigen Monaten der volle Tag, seit wenigen Tagen endlich die reine Sonne der wundervollsten Betrachtung aufgegangen, hält mich nichts mehr zurück; ich will schwärmen in heiliger Wut, ich will die Menschenkinder höhnen mit dem einfachen Geständnis, daß ich die goldenen Gefäße der Ägypter entwende, um meinem Gott ein Gezelt daraus zu bauen, weit entfernt von Ägyptens Grenzen. Verzeiht ihr, so freut michs, zürnt ihr, so trag ichs, hier werfe ich die Würfel und schreibe ein Buch, zu Lehre sei es der Mitwelt oder Nachwelt, gleichviel: es wird seines Lesers Jahrhunderte harren, wie Gott selbst sechs Jahrtausende hindurch den erwartete, der sein Werk beschauete." An der Stelle des Werkes, an welcher er den Kern seiner ganzen Untersuchung, nämlich den Ursprung der Exentrizitäten aus den Harmonien zusammenstellt, bricht seine Begeisterung in Gebetform aus. „O du, der du durch das Licht der Natur Verlangen in uns weckest nach dem Licht der Gnade, um durch dieses uns zu überführen zum Licht der



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herrlichkeit, ich danke dir, Schöpfer und Herr, daß du mich an deiner Schöpfung ergötztest, und daß ich über den Werken deiner Hände frohlockte. Siehe, nun habe ich vollendet das Werk meines Berufes, ausnutzend das Maß der Kräfte, die du mir verliehen, ich habe die Herrlichkeit deiner Werke den Menschen geoffenbart, so viel von ihrer Unendlichkeit mein beschränkter Verstand zu fassen vermochte." (Julius Schaller, Briefe über Alexander von Humboldts Kosmos, 1850.)

## GIORDANO BRUNO

Das erste allerhaltende, allumfassende, allverbindende Sein im Raume ist der Äther. Es ist eine unermeßliche, ätherische Region, in welcher unzählige Körper sich befinden und sich bewegen, und dieser Äther, dieser Lebenshauch umgibt nicht bloß die Körper, sondern er durchdringt sie und ist allen Dingen eingeboren, er ist der Seele wie dem Leibe gegenwärtig. Diesen unendlichen Himmel nennen wir den Sitz Gottes, des Vaters des Lichts. Das Licht ist die erste Offenbarung des Seins, das Bild des ewigen Lebens, die Gestirnanbeter haben also zu der sichtbarsten Spur der Gottheit ihr Auge hingewandt, um durch äußeren Kultus die innere religiöse Glut darzustellen. Ferner aber haben wir im unermeßlichen Raume den Gegensatz des Warmen und des Kalten, in ihrer Durchdringung besteht das Leben, die Erscheinung des einen ist das Feuer, die des anderen das Wasser, sie müssen sich überall finden, je nachdem aber das erstere überwiegt oder das zweite, nennen wir die Weltkörper Sonne oder Erde. Denn es sind nicht acht Sphären, in denen die Sterne befestigt wären, noch ruht die Erde im Mittelpunkte, sondern der unendliche Raum ist von unzähligen frei schwebenden Sternen erfüllt, herrliche Lichter, die ihre angemessene Entfernung bewahren, um an dem beständigen Leben teilzuhaben, flammende Herolde der Ehre und Herrlichkeit Gottes, den wir nicht in der Ferne zu suchen brauchen, weil er in uns und um uns gegenwärtig ist. So wenig wie die Erde, ist irgendein anderer Stern Mittelpunkt des Alls, das Unendliche hat keinen Mittelpunkt oder hat ihn überall, so daß jedes Gestirn für sich ein Zentrum ist. Die Erde schwingt sich wie die anderen Planeten, die wohl noch nicht alle entdeckt sind, in kreisähnlichen Bahnen um die Sonne, wie Kopernikus dartut, aber auch die Sonne steht nicht still, sondern schwebt mit dem allgemeinen Sternenreigen. Die Fixsterne sind Sonnen, sie scheinen nur Punkte wegen der großen Entfernung, und aus demselben Grunde sehen wir ihre Planeten nicht, aber wir dürfen dieselben sicher vermuten. — Die Erneuerung und Wiedergeburt alles Lebens verursacht eine allgemeine Bewegung im All. Denn die Materie und das Wesen der Dinge ist unvergänglich und für alle Formen empfänglich, da sie dieselben aber nicht alle in einem Augenblick aufnehmen kann, so geschieht dies in beständiger Veränderung nach und nach, gleichwie auch beim Menschen ein immerwährender Stoffwechsel stattfindet, so herrscht auch ein ununterbrochenes Ein- und Ausströmen in bezug auf die Weltkörper. So kommt jeder Teil zum Mitgenusse des Lebens und des Glücks. Aus demselben Verlangen der Selbsterhaltung nähern sich auch die Weltkörper einander und entfernen sich wieder. Denn jede natürliche, aus einem inneren Prinzip stammende Bewegung ist, um das Gegenteil zu fliehen und dem



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Entsprechenden und Befreundeten zu folgen. Denn an sich oder an seinem rechten Orte ist nichts schwer oder leicht, gleichwie das Haupt oder der Arm den eigenen Leib nicht belasten, sondern nur dann tritt solches ein, wenn ein Körper losgelöst von seinem Ganzen oder Elemente sich wie in der Ferne befindet: in der Tiefe des Meeres drückt sich das Wasser nicht, wenn wir es aber in die Luft bringen, dann strebt es abwärts und sinkt zu Boden. Die Sterne aber sind die Glieder des Universums, und wie sie den Geschöpfen auf ihnen Leben und Nahrung geben, so haben sie noch viel mehr das Leben in sich, und darum bewegen sie sich aus natürlichem Willen gegeneinander. Die kalten bedürfen der Wärme, die feurigen der Erfrischung, und beides gewinnen sie voneinander. Sie sind nicht fest, noch werden sie von einem äußeren Beweger getrieben, was ein mühsam unwürdiges Geschäft wäre, sondern wie Pflanzen und Tiere, wie Mann und Weib zueinander hinstreben, wie jede Sache ihresgleichen zu finden geht und ihr Gegenteil flieht, so bewegen sich auch die Weltkörper, so zieht der Magnet das Eisen an, und es wird von einem Lebenshauch, der vom Magnet ausströmt, ein Sinn im Eisen erweckt. — Pflanzen und Tiere sind lebendige Bilder der Natur, welche nichts anderes ist, als Gott in den Dingen, in einem Jeglichen nach dessen Fassungskraft offenbar. So hat alles am Leben teil, und unzählige Individuen leben nicht bloß in uns, sondern in allen zusammengesetzten Dingen, und wo wir sagen, daß etwas stürbe, da ist dies nur ein Hervorgang zu neuem Dasein, eine Auflösung dieser Verbindung, die zugleich das Eingehen in eine neue ist. Dies gilt von den körperlichen wie von den geistigen Wesen. Nichts mag vom allumfassenden Ganzen weggerissen werden; der eine unendliche Beweger, in dem alles lebt, webt und ist, läßt alles um seiner Fortentwicklung willen sich bewegen.

Die Veränderungen der Dinge sind so beständig und gesetzmäßig, wie der Lauf der Gestirne. Keine äußere Macht treibt sie, sondern die Natur ist die innere Werkmeisterin, die durch eingeborene Weisheit als lebendige Kunst ihre eigene Materie, das heißt sich selbst, gestaltet. So gibt es eine Mannigfaltigkeit der Dinge, es gibt Stufen und Grade, aber jedes ist in seiner Art vollkommen, und es ist keine Unvollkommenheit, daß sie einander bedürfen, da sie ja einander finden und ergänzen und in dieser Wechselbeziehung ein Ganzes ausmachen. (Moritz Carriere, Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit, 1847.)

## BESCHEIDUNG VOR DER GRÖSSE DER NATUR

Die Wahrheit ist weder hier noch da. — Sie ist, wie die Gottheit und das Licht, worin sie wohnt, allenthalben: ihr Tempel ist die Natur, und wer nur fühlen und seine Gefühle zu Gedanken erhöhen und seine Gedanken in ein Ganzes zusammen fassen und ertönen lassen kann, ist ihr Priester, ihr Zeuge, ihr Organ. Keinem offenbart sie sich ganz, jeder sieht sie nur stückweise, nur von hinten oder nur den Saum ihres Gewandes — aus einem anderen Punkt, in einem anderen Lichte: jeder vernimmt nur einige Laute ihres Göttermundes, keiner die nämlichen. —

Und was haben wir also zu tun?

Anstatt miteinander zu hadern, wo die Wahrheit sei, wer sie besitze, wer sie in ihrem schönsten Lichte gesehen, die meisten und deutlichsten Laute von ihr vernommen habe — lasset uns in Frieden zusammengehen oder, wenn wir



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Gehens genug haben, unter den nächsten Baum uns hinsetzen und einander offenherzig und unbefangen erzählen, was jeder von ihr gesehen und gehört hat oder gesehen zu haben glaubt: und ja nicht böse darüber werden, wenn sichs von ungefähr entdeckt, daß wir falsch gesehen oder gehört oder gar eine Wolke für die Göttin umarmt haben.

Vor allem aber, lieben Brüder, hüten wir uns vor der Torheit, unsere Meinungen für Axiome und unumstößliche Wahrheiten anzusehen und anderen als solche vorzutragen. Es ist ein widerlicher harter Ton um den Ton der Unfehlbarkeit, aber es gibt einen, der noch unausstehlicher ist — der Ton eines Energumenen, der, auf dem heiligen Dreifuße sitzend, alle seine Reden als Göttersprüche von sich gibt. Bescheidenheit würde uns vor dem einen und vor dem anderen sicherstellen.

Wenn ein Mann auch so alt wäre, wie Nestor, und so weise, wie siebenmal sieben Weise zusammen genommen, so müßte er doch — eben darum weil er so alt und so weise wäre — einsehen gelernt haben, daß man immer weniger von den Dingen begreift, je mehr man davon weiß: daß gegen eine lichte Stelle, die wir in der unermeßlichen Nacht der Natur erblicken, zehntausend in Dämmerung und zehnmal tausend im Dunkeln vor uns liegen, und daß, wenn wir uns auch von diesem Erdklümpchen, das uns ein ungeheures Weltall scheint, bis zur Sonne aufschwingen und in ihrem Lichte dies ganze Planetensystem mit allem seinem Inhalt und Zubehör so deutlich übersehen könnten, wie jemand von der Spitze einer Terrasse seinen Garten übersieht, dies nämliche Planetensystem nun abermal nichts mehr für uns wäre, als eine lichte Stelle in der unermeßlichen Nacht der Natur. (Wieland, um 1785.)

## BLICK IN DIE EINHEIT

Heute früh ging ich mit dem festen, ruhigen Vorsatz, meine dichterischen Träume fortzusetzen, nach dem öffentlichen Garten, allein ehe ich michs versah, erhaschte mich ein anderes Gespenst, das mir schon diese Tage nachgeschlichen. Die vielen Pflanzen, die ich sonst nur in Kübeln und Töpfen, ja, die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenstern zu sehen gewohnt war, stehen hier froh und frisch unter freiem Himmel, und indem sie ihre Bestimmung vollkommen erfüllen, werden sie uns deutlicher. Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könnte. Eine solche muß es denn doch geben! Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären?

Ich bemühte mich, zu untersuchen, worin denn die vielen abweichenden Gestalten voneinander unterschieden seien. Und ich fand sie immer mehr ähnlich als verschieden, und wollte ich meine botanische Terminologie anbringen, so ging das wohl, aber es fruchtete nicht, es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Gestört war mein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alkinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgetan. Warum sind wir Neueren doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können —!

Ferner muß ich dir vertrauen, daß ich dem Geheimnis der Pflanzenzeugung und



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

-organisation ganz nahe bin, und daß es das Einfachste ist, was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden! alles übrige seh ich auch schon im ganzen, und nur noch einige Punkte müssen bestimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konsequent sein müssen, das heißt: die, wenn sie auch nicht existieren, doch existieren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Notwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.

So viel aber sei hier, ferneres Verständnis vorzubereiten, kürzlich ausgesprochen: Es war mir nämlich aufgegangen, daß in demjenigen Organ der Pflanze, welches wir als Blatt gewöhnlich anzusprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen liege, der sich in allen Gestaltungen verstecken und offenbaren könne. Vorwärts und rückwärts ist die Pflanze immer nur Blatt, mit dem künftigen Keime so unzertrennlich vereint, daß man eins ohne das andere nicht denken darf. Einen solchen Begriff zu fassen, zu ertragen, ihn in der Natur aufzufinden, ist eine Aufgabe, die uns in einen peinlich süßen Zustand versetzt. (Goethe, Italienische Reise, 1816/1817.)

## DIE MODERNE NATURWISSENSCHAFT

Das Studium jeglicher neuen Wissenschaft, besonders einer solchen, welche die ungemessenen Schöpfungskreise, den ganzen Weltraum umfaßt, gleicht einer Reise in ferne Länder. Ehe man sie in Gemeinschaft unternimmt, fragt man, ob sie ausführbar sei, man mißt seine eigenen Kräfte, man blickt mißtrauisch auf die Kräfte der Mitreisenden, in der vielleicht ungerechten Besorgnis, sie möchten lästige Zögerung erregen. Die Zeit, in der wir leben, vermindert die Schwierigkeit des Unternehmens. Meine Zuversicht gründet sich auf den glänzenden Zustand der Naturwissenschaften selbst, deren Reichtum nicht mehr die Fülle, sondern die Verkettung des Beobachteten ist. Die allgemeinen Resultate, die jedem gebildeten Verstande Interesse einflößen, haben sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wundervoll vermehrt. Die Tatsachen stehen minder vereinzelt da, die Klüfte zwischen den Wesen werden ausgefüllt. Was in einem engeren Gesichtskreise, in unserer Nähe, dem forschenden Geiste lange unerklärlich blieb, wird oft durch die Beobachtungen aufgehellt, die auf einer Wanderung in die entlegensten Regionen angestellt worden sind. Pflanzen- und Tiergebilde, die solange isoliert erschienen, reihen sich durch neuentdeckte Mittelglieder oder durch Übergangsformen aneinander. Eine allgemeine Verkettung, nicht in einfacher linearer Richtung, sondern in netzartig verschlungenem Gewebe, nach höherer Ausbildung oder Verkümmerung gewisser Organe, nach vielseitigem Schwanken in der relativen Übermacht der Teile, stellt sich allmählich dem forschenden Natursinn dar. Schichtungsverhältnisse von trachytartigem Syenitporphyr, von Grünstein und Serpentin, die im gold- und silberreichen Ungarn, die im Platinlande des Urals oder tiefer in



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Asien, im südwestlichen Altai zweifelhaft blieben, werden durch geognostische Beobachtungen in den Hochebenen von Mexiko und Antioquia, in den Flußtälern des Choco unerwartet aufgeklärt. Die Materialien, welche die allgemeine Erdkunde anwendet, sind nicht zufällig aufgehäuft. Unser Zeitalter erkennt nach der Tendenz, die ihm seinen individuellen Charakter gibt, daß Tatsachen nur dann fruchtbringend werden, wenn der Reisende den dermaligen Zustand und die Bedürfnisse der Wissenschaft kennt, deren Gebiet er erweitern will, wenn Ideen, das heißt Einsicht in den Geist der Natur, das Beobachten und Sammeln vernunftmäßig leiten.

Durch diese Richtung des Naturstudiums, durch diesen glücklichen, aber oft auch allzu leicht befriedigten Hang nach allgemeinen Resultaten, kann ein beträchtlicher Teil des Naturwissens das Gemeingut der gebildeten Menschheit werden, ein gründliches Wissen erzeugen, nach Inhalt und Form, nach Ernst und Würde des Vortrags ganz von dem verschieden, das man bis zum Ende des letzten Jahrhunderts dem populären Wissen genügsam zu bestimmen pflegte. Wem daher seine Lage es erlaubt, sich bisweilen aus den engen Schranken des bürgerlichen Lebens hinaus zu retten, errötend, „daß er lange fremd geblieben der Natur und stumpf über sie hingehe", der wird in der Abspiegelung des großen und freien Naturlebens einen der edelsten Genüsse finden, welche erhöhte Vernunfttätigkeit dem Menschen gewähren kann. Das Studium der allgemeinen Naturkunde weckt gleichsam Organe in uns, die lange geschlummert haben. Wir treten in einen innigeren Verkehr mit der Außenwelt, bleiben nicht unteilnehmend an dem, was gleichzeitig das industrielle Fortschreiten und die intellektuelle Veredlung der Menschheit bezeichnet. Je klarer die Einsicht ist, welche wir in den Zusammenhang der Phänomene erlangen, desto leichter machen wir uns auch von dem Irrtume frei, als wären für die Kultur und den Wohlstand der Völker nicht alle Zweige des Naturwissens gleich wichtig, sei es der messende und beschreibende Teil, oder die Untersuchung chemischer Bestandteile, oder die Ergründung allgemein verbreiteter physischer Kräfte der Materie. In der Beobachtung einer anfangs isoliert stehenden Erscheinung liegt oft der Keim einer großen Entdeckung. Als Galvani die sensible Nervenfaser durch Berührung ungleichartiger Metalle reizte, konnten seine mächtigen Zeitgenossen nicht hoffen, daß die Kontaktelektrizität der Voltaischen Säule uns in den Alkalien silberglänzende, auf dem Wasser schwimmende, leicht entzündliche Metalle offenbaren, daß die Säule selbst das wichtigste Instrument für die zerlegende Chemie, ein Thermoskop und ein Magnet werden würde. Als Huyghens die Lichterscheinungen des Doppelspats zu enträtseln anfing, ahnte man nicht, daß durch den bewunderungswürdigen Scharfblick eines Physikers unserer Zeit farbige Polarisationsphänomene dahin leiten würden, mittels des kleinsten Fragments eines Minerals zu erkennen, ob das Licht der Sonne aus einer festen Masse oder aus einer gasförmigen Umhüllung ausströme, ob Kometen selbstleuchtend sind, oder fremdes Licht wiedergeben.

Gleichmäßige Würdigung aller Teile des Naturstudiums ist aber vorzüglich ein Bedürfnis der gegenwärtigen Zeit, wo der materielle Reichtum und der wachsende Wohlstand der Nationen in einer sorgfältigen Benutzung von



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Naturprodukten und Naturkräften gegründet sind. Der oberflächlichste Blick auf den Zustand des heutigen Europas lehrt, daß bei ungleichem Wettkampfe oder dauernder Zögerung notwendig partielle Verminderung und endlich Vernichtung des Nationalreichtums eintreten müsse; denn in dem Lebensgeschick der Staaten ist es, wie in der Natur, für die, nach dem sinnvollen Ausspruche Goethes „es im Bewegen und Werden kein Bleiben gibt und die ihren Fluch gehängt hat an das Stillstehen." Nur ernste Belebung chemischer, mathematischer und naturhistorischer Studien wird einem von dieser Seite einbrechenden Übel entgegnen. Der Mensch kann auf die Natur nicht einwirken, sich keines ihrer Gesetze aneignen, wenn er nicht die Naturgesetze, nach Maß- und Zahlverhältnissen, kennt. Auch hier liegt die Macht in der volkstümlichen Intelligenz. Sie steigt und sinkt mit dieser. Wissen und Erkennen sind die Freude und Berechtigung der Menschheit, sie sind Teile des Nationalreichtums, oft ein Ersatz für die Güter, welche die Natur in allzu kärglichem Maße ausgeteilt hat. Diejenigen Völker, welche an der allgemeinen industriellen Tätigkeit, in Anwendung der Mechanik und technischen Chemie, in sorgfältiger Auswahl und Bearbeitung natürlicher Stoffe zurückstehen, bei denen die Achtung einer solchen Tätigkeit nicht alle Klassen durchdringt, werden unausbleiblich von ihrem Wohlstande herabsinken. Sie werden es um so mehr, wenn benachbarte Staaten, in denen Wissenschaft und industrielle Künste in regem Wechselverkehr miteinander stehen, wie in erneuerter Jugendkraft vorwärtsschreiten.

Die Vorliebe für Belebung des Gewerbfleißes und für die Teile des Naturwissens, welche unmittelbar darauf einwirken, ein charakteristisches Merkmal unseres Zeitalters, kann weder den Forschungen im Gebiete der Philosophie, der Altertumskunde und der Geschichte nachteilig werden, noch den allbelebenden Hauch der Phantasie den edlen Werken bildender Künste entziehen. Wo, unter dem Schutze weiser Gesetze und freier Institutionen, alle Blüten der Kultur sich kräftig entfalten, da wird im friedlichen Wettkampfe kein Bestreben des Geistes dem anderen verderblich. Jedes bietet dem Staate eigene, verschiedenartige Früchte dar: die nährenden, welche dem Menschen Unterhalt und Wohlstand gewähren, und die Früchte schaffender Einbildungskraft, die, dauerhafter als dieser Wohlstand selbst, die rühmliche Kunde der Völker auf die späteste Nachwelt tragen. Die Spartiaten beteten, trotz der Strenge dorischer Sinnesart: „die Götter möchten ihnen das Schöne zu dem Guten verleihen."

Wie in jenen höheren Kreisen der Ideen und Gefühle, in dem Studium der Geschichte, der Philosophie und der Wohlredenheit, so ist auch in allen Teilen des Naturwissens der erste und erhabendste Zweck geistiger Tätigkeit ein innerer, nämlich das Auffinden von Naturgesetzen, die Ergründung ordnungsmäßiger Gliederung in den Gebilden, die Einsicht in den notwendigen Zusammenhang aller Veränderungen im Weltall. Was von diesem Wissen in das industrielle Leben der Völker überströmt und den Gewerbefleiß erhöht, entspringt aus der glücklichen Verkettung menschlicher Dinge, nach der das Wahre, Erhabne und Schöne mit dem Nützlichen, wie absichtslos, in ewige Wechselwirkung treten. (Alexander von Humboldt, Kosmos, 1845.)



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bd.5

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf